Deutsche Dichtung

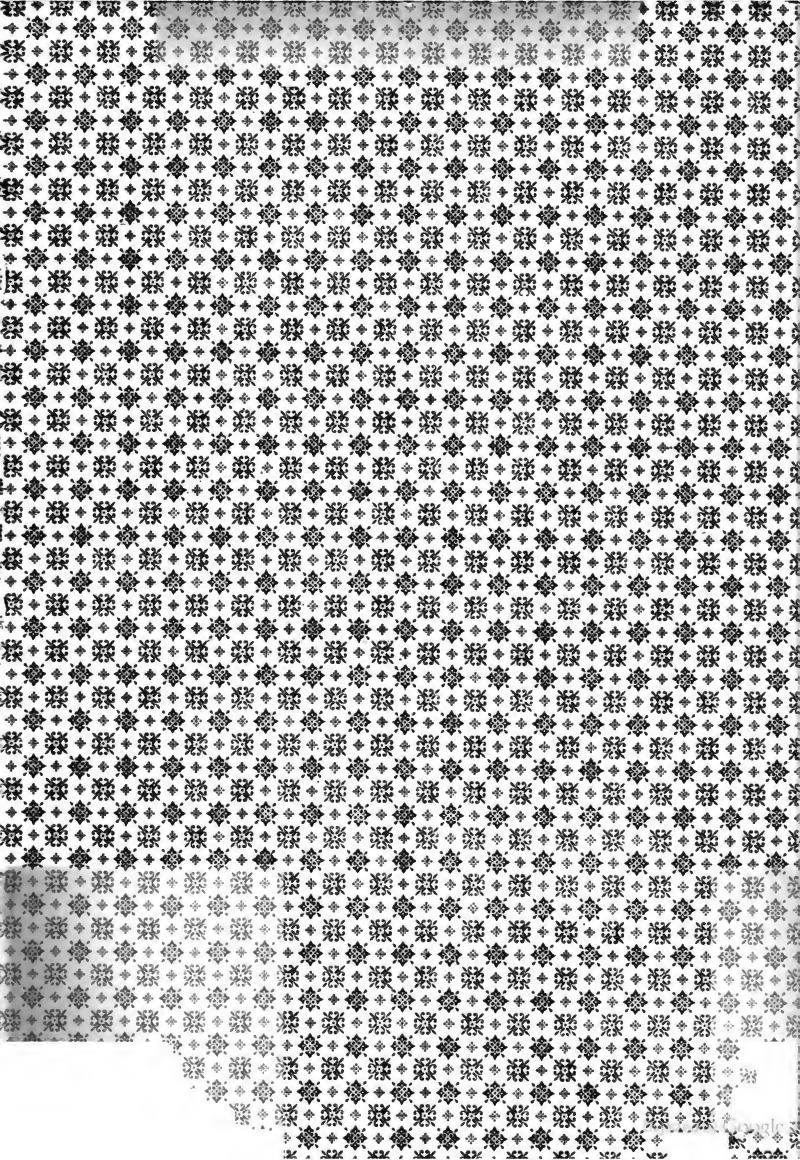
0908
.2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Google



Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Zweiunddreißigster Band.

April 1902 bis September 1902.

Berlin.
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
1902.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXXII. Bandes.

Seite

Auersperg, A. A. Graf von (Anastasius Grün) (Ungedr. Nachlaß) 172

Auffenberg, Josef Freiherr von (Ungedr. Nachlaß) 151

Baum, L., in München . . . 16

Becker, Heinrich, in Frankfurt a. M. 33, 73, 119, 146, 162, 211, 267

Bernus, Alexander von, in Heidelberg 148

Bessemer, Hermann, in Wien 34, 189

Blum, Robert (Ungedr. Nachlaß) 173

Bormann, Georg, in Berlin 10, 35, 69, 83

Braselmann, Albert, in Bevenburg 68

Bulthaupt, Heinrich, in Bremen 19

Busch, Wilhelm, in Wiedensahl 104

Castelle, Friedr., in Aachen 117, 240

Castelli, J. F. (Ungedr. Nachlaß) 148

Deinhardstein, J. L. (Ungedr. Nachlaß) 148

Dieckhöfer, E., in Köln 117, 139, 195, 224

Duller, Eduard (Ungedr. Nachl.) 101

Edward, Georg, in Chicago 3. 81, 122, 155, 211, 229, 291

Federer, Max, in Berlin . . 185

Febre, Eduard, in Derrat 9, 34, 123, 139, 168, 186, 226, 266

Flaskamp, Christoph, in Münster i. W. 23, 46, 86, 118, 137, 170, 186, 241, 267

Fleischhauer, O., in Oberspier 231

Föhr, P. G., in Tübingen 186, 226, 242

Franke, Ilse, in Charlottenburg 135

Franzos, Karl Emil, in Berlin 27, 47, 74, 124, 156, 181, 253, 292

Freiligrath, Ferdinand (Ungedr. Nachlaß) 174

Freund, Wilhelm, in Berlin 134, 178, 184, 241

Gärtner, Rudolf, in Dresden 171, 240

Gerschmann, Hans, in Danzig 59, 82, 93, 121, 129, 177

Ginzkey, Franz Karl, in Wien 120, 241

Grüninger, Hans M., in Achern 23, 40, 120, 144, 176, 197, 241, 291

Grünstein, Leo, in Wien 121, 139

Haaß, Robert, in Karlsruhe 15, 163, 198, 205

Haebe, Hans, in Berlin . . . 242

Hahn, Arnold, in Bischofsteinitz 168

Hennig, Richard, in Berlin 88, 196

Heyse, Paul, in München 1. 81, 153

Hoffmann, Camill, in Wien 33, 225

Holtei, Karl von, (Ungedr. Nachlaß) 151

Horn, Gisela, in Laibach 146, 168, 267

Hornau, Dora, in Wien . 119

Hückinghaus, Karl August, in Elberfeld 86, 118, 138

Humboldt, Alexander von, (Ungedr. Nachlaß) 101

Humboldt, Wilhelm von, (Ungedr. Nachlaß) 147

Jensen, Wilhelm, in München 15, 153, 205

Immermann, Karl (Ungedr. Nachlaß) 150

Kaebler, Walter, in Berlin 57, 82, 117, 138, 178

Kiesewetter, Max, in Danzig 46, 82, 118, 137, 177, 198, 226, 268

Kindt, Otto, in Gießen 40, 88, 176, 185, 223, 248

Klaar, Alfred, in Berlin . 141

Klett, Gertrud, in Calw . . 277

Kniest, Philipp, in Lübeck 233, 271, 287

Knuffert, Rudolf, in Donauwörth 40, 225

Koch, Julius, in Bremen 91, 120, 268

Kolbenheyer, E. G., in Wien 33, 171, 224

Kroff, Friedrich, in München . 117

Lenau, Nikolaus (Ungedr. Nachlaß) 251

Lensser, J., in Kissingen . 219

Lirsch, Eugen, in Prag 87, 122, 159, 196, 224, 231, 267, 285

Ludwig, Erna, in München . . 92

Marcus, Hugo, in Posen . . 89

Matthey, Maja, in Ravecchia-Bellinzona 68, 146

Mayer, Karl Leopold, in Mittenwalde i. M. 87, 268

Meißner, Alfred (Ungedr. Nachlaß) 103

Michaeli, Otto, in Offenbach 9, 45, 58, 120, 241

Müller, Hans, in Brünn . . 92

Münzer, Kurt, in Berlin 23, 34, 145, 170, 197

Nowak, Karl, in Wien . 119, 139

Ortlieb, Georg, in Berlin . . 40

Ottmer, F., in Berlin 105, 265, 279

Pache, Alexander, in Gedesberg 24, 41, 73, 121, 139, 169, 187, 241

Pfeifer, Eduard, in Brünn 107, 140

Preuschen, Hermine von, in Schmargendorf bei Berlin . 119

Promber, Otto, in Zittau 225, 242

Raff, Helene, in München . 242

Rebren, Ludmilla, in Oranienburg 189, 206

Reimerdes, Edgar, in Charlottenburg . . 123, 138, 168, 196

Reuß, Jenny von, in Graz 88, 121, 138

Rodeck, Chr., in Bremen 118, 136

Roeder, Hans, in Görlitz 143, 176

Rody, Theoder, in Köln 31, 201

Rethe, Georg, in Detmold 45, 169, 184, 223, 268

Rückert, Friedrich (Ungedr. Nachlaß) 149

Rudorff, Hans, in Wien 171, 196, 218, 266

Rütbning, Paul, in Berlin 33, 184

Salus, Hugo, in Prag 9, 57, 155

Salmer, Bruno, in Hamburg 9, 91, 162, 242, 268

Sauter, Ferdinand (Ungedr. Nachlaß) 30

Schade, Maria, in Königsberg i. Pr. 131, 165

Schart, Richard, in Charlottenburg . . 73, 134, 170, 240, 286

Schellenberg, E. L., in Weimar 23, 269

Silvester, Ewald, in München 61, 136

Simon, Franziska, in Michelstadt 170

Sterm, Theoder (Ungedr. Nachl.) 175

Susmann, Walter, in Berlin 161, 290

Tr., U. v. d., in Leipzig . . 162

Ullmann, Michael, in Frankfurt a. M. 17

Versbofen, W. L., in München 87, 136, 170, 266

Vischer, Friedrich Theoder (Ungedr. Nachlaß) 102

Vulpius, Th., in Colmar i. E. 46, 92, 122, 139, 178, 225, 248, 266

Wertheimer, Paul, in Wien 34, 87, 118, 146, 219, 243

Wiuand, Hans, in Frankfurt a. M. 162, 196, 242

Zweig, Stefan, in Wien 65, 122, 178

Digitized by Google

Inhalt des XXXII. Bandes.

Seite

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Bormann, Georg. Die Erbgräfin. Erzählung 10. 35. 69. 83
Franzos, Karl Emil. Moralische Geschichten: Friedele . . . 156. 181
Kniest, Philipp. Versunkenes Glück. Erzählung 233. 271. 287
Marcus, Hugo. Römischer Nachmittagstraum . . 89
Ottmer, F., Eheglück. Novelle . . . 279
Pache, Alexander. Die Venus von Milo . . 21. 41
Pfeifer, Eduard. Seine Villa . . . 107
— — Johannes Moorvogel und seine ungeschriebenen Werke . . . 111
— — Die blonde Sphinx . . . 140
Rehren, Ludmilla. Aus dem Diakonissen-Hause:
Regina . . . 189
Der Abend . . . 195
Der verzauberte Garten . . . 206
Der Tod . . . 209
Schade, Maria. Der Mimosa-Walzer . . 131. 165
Susmann, Walter. Auf höchstem Gipfel . . 161
— — Am Strome . . . 290

Lyrik.

Baum, J. Frühlings Einzug . . . 16
Becker, Heinrich. Das Glück . . . 33
— — Frühling . . . 73
— — Abend im Vorfrühling . . . 119
— — Juni . . . 146
— — Ich weiß einen Brunnen . . . 162
— — Sommer-Abend . . . 211
— — Da draußen . . . 267
Bernus, Alexander v. Verlassen . . . 198
Bessemer, Hermann. Saatenritt . . . 34
Braselmann, Albert. „Nicht nur am Tag . . .“ . . 68
Castelle, Friedrich. Sonntag draußen . . . 117
— — Nach dem Regen . . . 240
Dieckhöfer, E. Im Mai . . . 117
— — Im Sturm . . . 139
— — Wanderlied . . . 195
— — Liebesklage (Altindisch) . . . 224
Edward, Georg. Eine Ballade vom Traumland. Nach dem Englischen des Swinburne . . 81
— — Nocturne . . . 122
— — Traumbesitz . . . 211
— — Semiramis . . . 291
Federer, Max. Maientag . . . 185
Fehre, Eduard. Nur selten . . . 9
— — Blüte und Frucht . . . 34
— — Venezianische Nachtfahrt . . . 123
— — Weil ich es muß . . . 139
— — Nächtliche Fahrt . . . 168
— — Traum der Zukunft . . . 186
— — Bei Tagesgrauen . . . 226
— — Ein Abschied . . . 266
Flaskamp, Christoph. Rast . . . 23
— — Greif nur zu! . . . 46
— — Zuversicht . . . 86
— — Wünschen und Wähnen . . . 118
Flaskamp, Christoph. Ausfahrt . . . 137
— — So sind wir . . . 170
— — Die Sonne ist gegangen . . . 186
— — Meine Träume . . . 241
— — Im Garten . . . 267
Föhr, P. G. Der Wirtin Töchterlein . . . 186
— — 1870 . . . 226
— — Das Glück . . . 242
Franke, Ilse. Offenbarung der Natur . . . 135
— — Einem Verschmähten . . . 135
— — Die kleine Harfe . . . 136
— — Nach Sonnenuntergang . . . 136
Freund, Wilhelm. Czechische Volkslieder: Das fromme Kathrinchen 134. Das gute Seelchen 178
— — Frühlingswolken . . . 181
— — Ein Frühlingslied . . . 241
Gärtner, Rudolf. Lenzmorgen . . . 240
Gerschmann, Hans. Gedichte aus dem Russischen des Feodor Tjutschew:
Lieder I—III . . . 82
Morgendämmern . . . 121
Letzter Stern . . . 177
Wetterleuchten . . . 177
— — Gedichte aus dem Russischen des A. Graf Tolstoi:
Die Wahrheit . . . 129
„Das war zu junger Frühlingszeit . . . 129
Aus den Skizzen aus der Krim I. II. . . 130
Nach dem Glück . . . 130
Frühling . . . 130
Ginzkey, Franz Karl. Das Leuchten . . . 120
— — Sängerfreude . . . 241
Grüninger, Hans M. Meine Kinderstube . . 40
— — Ziehung . . . 176
— — Berglied . . . 197
— — Erntezeit . . . 241
— — Zur Ernte . . . 291
Grünstein, Leo. Flamme . . . 121
— — Sehnsucht . . . 139
Haaß, Robert. Der Saemann. Antistrophe . . 15
— — Abendgang . . . 163
— — Am Fenster . . . 163
— — Im Winterbann . . . 164
— — Modus vivendi . . . 164
— — Hypochondrisches Frühlingslied . . . 198
— — Das Alter. „Nein, nein! Nun kommt . . 205
Haebe, Hans. Abendgang . . . 242
Hahn, Arnold. Die Sonne . . . 168
Hoffmann, Camill. Verschlossene Garten . . 33
— — Morgen . . . 225
Horn, Gisela. Versäumt . . . 146
— — „So bitter war der Trank . . . 168
— — Mein Haus . . . 267
Hornau, Dora. Johannestag . . . 119
Hückinghaus, Karl August. Was ist das Leben? 86
— — Leichenzug . . . 118
— — Eine Sorge . . . 138
Jensen, Wilhelm. Der Areopag . . . 15
— — Der Saemann . . . 15
— — Mädchenschicksal I—VI . . . 183

Digitized by Google

Seite

Jensen, Wilhelm. Das Alter. „Nun kommt's heran!
Die Sommerfarben bleichen . . ." 205
Kaeßler, Walter. Meine Sommerfrische. Aus dem
Italienischen des Luigi Pinelli 82
— — Entdeckung. Aus dem Französischen des Gui
de Maupassant 117
— — „Wenn Du im Alter einst . . ." Aus dem
Italienischen des Lorenzo Stecchetti . . . 138
— — „Es schmerzt mein Haupt . . ." Aus dem
Italienischen des Lorenzo Stecchetti . . . 178
Kiesewetter, Max. Die Blaumeise . . . 46
— — Mexikanische Mondnacht 137
— — Aus dem Englischen:
Die einsame Schnitterin. Nach Words-
worth 82
Canadischer Bootsgesang. Nach Moore 118
Der Erdbeerbaum. Nach Bret Harte . 177
Der Angelus. Nach Bret Hart . . . 226
Ein Totenbett. Nach James Aldrich . 268
Kindt, Otto. Die verträumte Stadt . . 40
— — Frühling I. II. 88
— — Maien 176
— — Julinacht 223
Klett, Gertrud. Wanderweise 277
— — Einzug 277
— — Tanzlied 277
— — Abschied 278
— — Sommerfäden 278
Knufsert, Rudolf. Die Abendwolke . . 40
— — Frühlingsbild 225
Koch, Julius. Märzensturm 91
— — Waldesdämmern 120
— — „Die Frühlingslüfte leuchten . . 268
Kolbenheyer, E. G. Werbung 33
— — Aus Galizien 171
— — „Sonntag" 224
Kroff, Friedrich. Vor dem neuen Lenz . . 117
Leuffer, J. Gedichte 249. 250
Lirich, Eugen. Frühlingsnacht . . . 78
— — Virgatum geben 122
— — Das Lied 196
— — Erwartung 224
— — Drei Helden 285
Matthey, Maja. Mein Reich 68
— — Erinnerung 146
Mayer, Karl Leopold. Aus der Mark . 87
— — Der Bergmann 268
Michaeli, Otto. Verstoßen 9
— — Begegnung 45
— — Die Schwalbe 120
— — Sei mein! 201
Müller, Hans. Schranklied 92
Münzer, Kurt. Gebet 23
— — Lied 34
— — Waldesrauschen 115
— — Abend 170
— — Abendgang 197
Nowak, Karl. Die Flüchtige 119
— — Nocturne 139
Ortlieb, Georg. Frau Sehnsucht . . . 40
Ottmer, F. Schweigen 105
— — Im Garten 105

Seite

Ottmer, F. Predigt 105
— — Morgenfahrt 106
— — Nachtkahrer 106
— — Der Mensch 106
— — Begegnung 106
— — Selma 106
Pache, Alexander. Ahnung 73
— — Mondzauber 121
— — Frühlenz am Rhein 139
— — Regentag 169
— — Mondschwärmer 187
— — Der Verschmähte 187
— — Rheingold 188
— — Junimächte 188
— — Winteraussicht 188
— — „Aus Liebe!" 188
— — Volkslied 241
Preußchen, Hermine v. Braut des Lebens . . 119
Prember, Otto. Nachtnäbe in Tirol . . 225
— — Kommen und Scheiden 242
Reimérdes, Edgar. Sonnenuntergang . . 123
— — Im Wechsel der Zeiten 168
— — Sommerabend 196
Reuß, Jenny v. Herbststunde 88
— — Erwartung 121
— — Der Verfluchte 138
Rodeck, Chr. Ergebung 118
— — Frühlingsnacht 136
Rody, Theodor. Minne 34
— — Mut! 201
Rothe, Georg. Spaziergang 45
— — Es war einmal 169
— — Erlösung 184
— — In Sturm und Nacht 223
— — Mädchen am Gartentor 268
Rüthning, Paul. Andacht 33
— — Requiem 184
Ruderff, Hans. Der Kanonier 171
— — Genius 196
— — Heldenträume 218
— — Sturm 266
Salmer, Bruno. Abendlied 9
— — Frühling 91
— — Neues Leben 169
— — Nachtgeflüster 242
— — Stimme im Winde 268
Salus, Hugo. Das Meerweibchen 9
— — Sonett. Prolog meines neuen Gedichtbuches . 155
Schart, Richard. Am Fenster 73
— — Einsamkeit 134
— — Dämmerstunde 170
— — Liebe 240
— — Insel der Seligen 286
Schellenberg, E. L. Frühlingsgruß . . . 24
— — Gedichte 269. 270
Simon, Franziska. O komm! 170
Tr., U. v. d. Nachtstille 162
Versbofen, W. L. Gelmnbus 87
— — Fahr wohl! 136
— — Der Sieger 170
— — Erfüllung 268

Digitized by Google

Seite

Vulpinus, Th. Die zwei Maße. Aus dem Französischen des Panard 46
— — Chanson à son tour. Nach dem Französischen des Casimir Menestrier 178
— — Die Schildwache. Aus dem Französischen des Chevalier de Cubières 225
Wertheimer, Paul. Alte Straßen 34
— — Die Leserin 87
— — Das Rendezvous 118
— — Das Lied 146
Winand, Hans. Und keiner von uns dachte dran 162
— — Stille Stunde 196
— — Abendzauber 242
Zweig, Stefan. Meine Saat 122
— — Einst war ich gläubig. Aus dem Französischen des Paul Verlaine 178

Sprüche, Fabeln und Parabeln.

Grüninger, H. M. Der alte Fuchs und der junge 23
— — Sprüche 120
Klaar, Alfred. Der Scheik 144
Roeder, Hans. Arbeitsamen 143. 176
Silvester, Ewald. Sprüche 64. 136
Vulpinus, Th. Sprüche 92. 122. 139. 248. 266

Epische Dichtungen.

Bessemer, Hermann. Christus und die Danaide 169
Edward, Georg. Die Hunnenschlacht 3
— — Tragödie 155
— — Ein Langobardenlied 229
Fleischhauer, O. Der Bien von Elende 231
Franke, Ilse. Der Kirschweig 135
Gärtner, R. Das Krüppelheim in Rio de Janeiro 171
Grüninger, Hans M. Am Iberg 144
Hennig, Richard. Sansfeuci 88
— — Napoleon I. am Sarge Friedrichs des Großen 196
Heyse, Paul. Italienische Volksballaden.
Die Geliebte des Gefangenen 1
Tante Giovanna 1
Die Blonde von Begbera 2
Das Mädchen beim Herrn 2
Die wiedererweckte Mutter 2
Schlecht verheiratet 81
Verpaßte Gelegenheit 153
Kaebler, Walter. Die Luft des Herrn 57
Kiesewetter, Mar. Schicksal. Aus dem Englischen des Bret Harte 177
— — Die Ballade vom Enn. Aus dem Englischen des Bret Harte 198
Kindt, Otto. Heliand 185
— — Lieber tot als Sklav 248
Lirsch, Eugen. Der Getreue 159
— — Das Mantelkind 231
— — Jung Lancelot 267
Ludwig, Erna. Der Tod 92
Michaeli, Otto. Kenemat 58
Ottmer, Fr. Wie der Müller in den Himmel kam 265
Raff, Helene. Christoph der Kämpfer 212
Reimerdes, Edgar. Verunglückte Arbeiter 138
Salus, Hugo. Die Puderschale 57

Seite

Dramatische Dichtungen.

Bulthaupt, Heinrich. Das goldene Vließ. Musikdrama in einem Vorspiel und zwei Akten. (Schluß.) 19
Dramatische Skizzen aus dem Russischen des Nikolai Gogol von Hans Gerschmann:
Der Vormittag eines höheren Beamten 59
Der Prozeß 64
Das Bedientenzimmer 93
Petersburger Kabale und Liebe 95
Wertheimer, Paul. Epith. Drama in einem Aufzug 219. 243

Essays und Mitteilungen.

Bunte Reihe.
I. Ungedruckte Briefe von Alexander v. Humboldt, Eduard Duller, Friedrich Theodor Vischer, A. Meißner und Wilhelm Busch 101
II. Ungedruckte Briefe von Wilhelm v. Humboldt, J. F. Castelli, J. L. Deinhardstein, Friedrich Rückert, Karl Immermann, Josef Freiherr von Auffenberg, Karl v. Holtei, A. A. Graf von Auersperg (Anastasius Grün), Robert Blum, F. Freiligrath u. Th. Storm 147. 179
Franzos, Karl Emil. Berliner Theater I. II. III. 27. 47. 71
— — Heinrich Heine und Gabriel Rießer. Mit einem Briefe Heines 124
— — Zum Kapitel: Heine in Frankreich . . . 253. 282
Aus Goethes Schreibtisch 199
Reliquien von Nikolaus Lenau 251
Improvisation von Ferdinand Sauter 30
Ullmann, Michael. Kleine Heine-Studien III. . 17
Zweig, Stefan. Charles Baudelaire 85

Aufruf.

Aufruf, betreffs der Beschlagnahme von Werken Leo Tolstois 152
Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 179

Litterarische Notizen.

32. 56. 80. 104. 152. 180. 204. 227. 276. 304

Neue Bücher.

32. 104. 152. 180. 204. 252. 276. 304

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Benz, Friedrich: „Blut der Nächte“ 56
Bunjendahl, Ernst Viktor: „Auf dem Erntegang“ 80
Destinn, Emmy: „Sturm und Liebe“ 104
Doemming, Ernst von: „Gedichte“ 152
Eysein, Georg: „Im Verborgenen“ 204
Fiedler, Friedrich: „Gedichte von Alexis Tolstoi“ 180
Landen, Arthur: „Lodernde Gluten“ 152
Museum, Das 304
Pfeifer, Eduard: „Frau Eugenie“ 276
Rötblisberger, Ernst: „Gesetze über das Urheberrecht in allen Ländern 227
Schreyer, Hermann: „William Shakespeare“ . . 32
Sichart, Sophie von: „Mondveilchen“ 104
Wilmers, John: „Vor dem Mast“ 104

Digitized by Google

Italieniſche Volksballaden.

Aus Conſtantino Nigras „Canti Popolari del Piemonte.“

Überſetzt von **Paul Heyſe.**

Die Geliebte des Gefangenen.

Ein ſchönes neues Lied wer will es hören ſingen,
Von der Tochter des Brigadiers, die liebt' einen Gefangnen.

Die Schöne macht ſich auf und geht zu dem Herrn Richter.
— „Herr Richter, ich bitt' Euch ſehr, erbarmt Euch des Gefangnen.“

„Erbarmen will ich mich um Eure Lieb', o Schöne.
Die Kerkerſchlüſſel nehmt und laßt die Thüren offen.“

Die Schöne die Schlüſſel nimmt, ſchließt auf die Kerkerthüren.
— „O Holder, geht heraus, jetzt da die Thüren offen!“

„Ich gehe nicht hinaus um Eure Lieb', o Schöne.
Kam angeklagt hinein, man ſoll mir erſt genugthun.

Faßt, Schöne, meine Hand, und dann ſeid guter Dinge,
Seid guter Ding' und froh, ſucht Euch 'nen andern Liebſten.“

— „Den Liebſten, den ich ſuch', iſt, daß ich Nonne werde,
Als eine Kloſterfrau für meinen Liebſten bete.“

Und als der Morgen kam, aufſteht vom Schlaf die Schöne,
Die Augen kehrt ſie hin, ſieht ihren Liebſten ſterben.

Was thut die Schöne da? Legt Hand an einen Degen,
Stößt in die Bruſt den Stahl, hat ſich das Herz durchſtochen.

Das Volk läuft hin und klagt: „O weh, welch großer Jammer!
Die Tochter des Brigadiers ſtarb*) aus Liebe zu dem Gefangnen!“

*) Der Rhythmus des Originals iſt durchweg ſehr unregelmäßig. P. H.

Tante Giovanna.

Tante Giovanna ſitzt vor der Thür, ſitzt vor der Thür und ſpinnt am Rocken.
Kommt der Herr Medicus vorbei: — „Tante Giovanna, wie ſteht's Befinden?“

„Nicht zum Beſten befind' ich mich, hab an Kopfweh ſo viel zu leiden.“
— „Tante Giovanna, wäſſert den Wein, ſeid dann friſch und geſund ſchon morgen.“

„Wollt' ich wäſſern meinen Wein, wär' ich ſchon morgen früh geſtorben.
Wenn ich einmal geſtorben bin, dann begrabt mich in einem Keller,

Legt den Kopf nur unter's Faß und den Mund fein unter den Zapfen.
Alle Leute, die kommen nach Wein, werden den Mund mir friſch erhalten.

Die Blonde von Voghera.

Die Blonde von Voghera geht durch das grüne Gras.
Der Tag war heiß, im Schatten das Mägdlein niedersaß.

Des Weges kam ein Knabe, ein Knab' aus weiter Fern!
Er sah die schöne Blonde, sie küssen wollt' er gern.

Die Nacht bricht an, die Schöne nach Haus zur Mutter geht.
Sie spricht zu ihrer Mutter: — „Mir ist so wind und weh!"

„Bist Du so krank, o Tochter, ich weiß, was Dir geschieht'n.
Gleich morgen in der Frühe zum Richter sollst Du geh'n."

„O hören Sie, Herr Richter, was uns ward angethan.
Man küßte mir die Blonde, will Buße dafür ha'n."

„O hört, Ihr junger Knabe, was habt Ihr Euch erlaubt?
Euch kostet's hundert Lire, daß Ihr den Kuß geraubt."

„Sind hundert noch zu wenig, zweihundert zahl' ich gleich.
Daß ich die Blonde küßte, das macht mich freudenreich."

Das Mädchen beim Heere.

Des Müllers Töchterlein Soldaten woll'n entführen.
— „O Schöne, kommst Ihr mit, wollt mit zum Heer marschieren?"

„Wenn ihr mir ein Pferdchen kauft, zweihundert Lire im Werte,
Das tragen kann mich selbst und meine schönen Hemden;

Wenn ihr mir ein Hütchen kauft mit grün und roter Kokarde.
Welch' schöne Truppe! Schaut! wird, wer vorbeikommt, sagen.

Wenn ihr mir ein Mäntlein kauft mit einem Barchentkragen.
Welch' schöne Hauptmannin!' wird, wer vorbeikommt, sagen."

Ihre Brüder geh'n ihr nach. — „Schwester, Ihr sollt heimkehren.
Eu'r Vater läßt Euch frei'n nach Eurem Wunsch und Begehren."

„Heimkehren will ich nicht, verlass'nes Mägdlein bin ich.
So lange währt der Krieg, so lang im Heere dien' ich."

Die wiedererweckte Mutter.

Arme Mutter ist gestorben, hinterließ zwei Knäbchen klein,
Und der Vater kämmt nicht lange, thut sich eine And're frein.

Die Stiefmutter ist so grausam, giebt nicht auf die Kinder Acht,
Läßt den Kleinen ohne Wärt'rin, daß er weint bei Tag und Nacht,

Läßt das ältere Kind im Freien, wo es hungern und dursten muß,
Ohne Hütchen auf dem Kopfe, ohne Schuh an seinem Fuß.

Als sie gar so heftig schrieen, hört's die Mutter in der Gruft.
Als sie gar so heftig weinten, stieg herauf sie an die Luft,

Gab dem älteren Kind das Süppchen, reicht dem Kleinen ihre Brust,
Kämmt dem älteren Kind die Härlein, küßt den Kleinen auf den Mund.

Digitized by Google

Die Hunnenschlacht.

Von

Georg Edward.

I.

Zwei Reiter halten am Bergeshang —
Wachtfeuer leuchten das Thal entlang,
Und dann und wann durch die späte Nacht
Tönt ein trotziges Lied von einsamer Wacht;
Vom Strome drüben kommt zorniger Ruf
Und dumpf an den Grund pocht ein flüchtiger Huf —
Stumm lauschen die Reiter — der kühle Can
Sinkt lautlos nieder auf Wald und Au,
Und fern im Ost über'm schweigenden Hag
Kündet ein Lichtstreif den kommenden Tag.

Und der eine in wallenden Locken spricht:
„Wenn die Sonne heraufsteigt mit ihrem Licht,
Wenn über den Fluren der Morgen lacht,
Dann lobt dort unten die rote Schlacht! —
In Schluchten und Thälern weiß umher
Liegt kampfgerüstet das hunnische Heer —
Ich ritt noch gestern hinab zum Quell,
Da scholl aus dem Dickicht des Wolfes Gebell
Und zweimal kam Antwort vom nahen Moor
Mein Führer neigt' sich zu meinem Ohr:
„Das sind keine Wölfe in Sumpf und Tann — '
Die Hunnenspäher schleichen heran!"
Und er glitt aus dem Sattel, auf Händen und Knien
Kroch er durch Sträucher und Gräser hin,
Einen struppigen Burschen zog er hervor:
„Hier bring' ich den Wolf, der geheult im Rohr!"
Er hielt ihn lachend am löchrigen Fell,
Es war ein beweglicher, kleiner Gesell
Mit niedriger Stirn, mit runzliger Haut
Und mit Augen, daraus die Raubgier schaut.
Wir zeigten ihm Gold, er verstand uns bald,
Er denket' hinüber auf Feld und Wald,
Fünfhunderttausend, vielleicht auch mehr —
So sprach er — ständen dort rings umher,
Sie seien gekommen von allen Gauen,
Von einsamen Steppen, von grasigen Auen,
Vom Strom, wo die Woge in festlicher Ruh
Sich nachtwärts wälzet, dem Meere zu,
Sie ließen der Thäler dunkende Matten,
Sie stiegen herab aus des Hochwalds Schatten,
Sie kamen hastig von hier, von dort,
Auf König Etzels gebietendes Wort.

Und der Römer runzelt die dunkelen Brauen,
Ernst sinnend blickt er in's Morgengrauen:
„Wohl sind sie gekommen von fern und nah,
Doch sie ballten die Fäuste, als es geschah.
Wie der trotzige Bär, an die Kette gesperrt,
Dem Führer folgt, der ihn mit sich zerrt,
So folgen auch sie den strengen Befehlen
Des Hunnenkönigs mit grollenden Seelen.
Ich kam von fern, von Italiens Au'n,
Du aber bist König in ihren Gau'n,
Wenn Du sie mahnkest an ihre Schmach,
Sie sprengten die Ketten und folgten uns nach,
Die den Hunnen gehorcht als Sklaven und Knechte,
Die kämpften frei für die heimischen Rechte
Und grüßten als Herrscher und König Dich,
Als den größten König Theoderich!"

Der König lauscht und der König spricht:
„Ich mag sie rufen — sie hören nicht,
Sie folgen dem Feinde, dem fremden Sieger,
Sie beugen die Stirn vor den hunnischen Krieger,
Der ihnen den Fuß auf den Nacken gesetzt
Und zum Treuschwur sie zwang, der beherrscht sie jetzt,
Und wenn sie auch nimmer und nimmer vergessen,
Daß sie einst dieses Land als ihr eig'nes besessen,
Wenn ihr Herz auch grollt ob der Knechtschaft Schmach,
Dem sie Treue geschworen, dem folgen sie nach.
Uns aber laß' kämpfen voll Gottvertrau'n
Und nicht zögern und sinnen und rückwärts schau'n:
Der im Dunkel vorangeht als leuchtende Woltke,
Der weiß auch Deinem und meinem Volke
Den Weg zum Siege durch Schlacht und Blut,
Der hilft uns tilgen die heidnische Brut."

Der Römer lächelt: „Dein Herz schlägt warm,
Doch ahnst Du die Stärke von Etzels Arm?
Der in hunderl Schlachten den Sieg errungen,
Dem Rom sich gebeugt, der Byzanz bezwungen,
Dem Fürsten und Völker die Stirn geboten,
Den wirst Du nicht schrecken mit Deinen Goten;
Und was uns noch bleibt — meine zehn Legionen,
Die Heere der Franken und Bretonen,
Versprengte Burgunder, Alanen und Sachsen —
Das ist wie Gras, das am Seestrand gewachsen:
Die Sturmflut naht sich mit dumpfem Gebrans
Und reißt es mit Halmen und Wurzeln aus."

Der König erblaßt und zornig schaut
Er dem Feldherrn in's Antlitz. Dann spricht er laut:
„Und wenn ihre Heere so zahllos sind,
Wie dürre Blätter im Herbsteswind,

Digitized by Google

Doch müssen wir kämpfen. Uns bangt nicht sehr:
Sie trieb die Blutgier und Raublust her —
Uns aber, uns stärkt der Haß und der Gram,
Uns stärkt der Groll und die bittere Scham,
Weil wir den Mörder nicht gleich erkannt,
Der Einlaß begehrte in friedliches Land.
Wie hat er gewütet in allen Gauen!
Verwüstung und Elend, so weit wir schauen!
Wohin sein Kappe den Fuß gesetzt,
Hat nie mehr der Tau den Grund benetzt,
Und wo im Sande sein Hengst gescharrt,
Da ist die Erde zu Stein erstarrt,
Dort wächst kein Gras und kein Kraut hinfort,
Nur Nattern und Schlangen brüten dort,
Und wo seine Krieger am Boden geruht,
Bleibt ewig ein herber Geruch von Blut —
Ich sah's, wie ihn jubelnd das Volk empfing
Mit Preisen und Rühmen, doch wenn er ging,
Da ließ er dem Volke des Hungers Qual
Und dem Geier ließ er ein üppiges Mahl —
Und die Weiber geschändet, die Hütten verbrannt
Und hingemordet das halbe Land:
Das giebt uns die Kraft, das Schwert zu erfassen
Und vorwärts zu stürmen in grimmigem Hassen,
Und wenn uns im Schlachtfeld Vernichtung droht,
Vernichtung ist besser als Schmach und Not,
Und besser als weibisch zu flehn und zu klagen,
Ist rascher Entschluß und muthiges Wagen."

Des Königs Stimme klang männlich und klar.
Er strich sich den Tau aus dem lockigen Haar,
Sein Blick glüht forschend hinab zur Au,
Wo der Hebel sich lagert' dunstig und grau,
Und er nickte stumm, als der Römer sprach:
„Ich bin bereit. Ich folge Dir nach."

Und das Frührot vergoldet der Hügel Saum,
Schon hämmert der Specht am Eichenbaum —
Da sprengt durch die Heide herüber vom Tann
Auf dampfendem Rosse ein einzelner Mann,
Er hält vor dem König, er grüßt und spricht:
„Ich that, was Du wünschtest. Ich bringe Bericht:
Ich schlich mich hinüber um Mitternacht,
Ich täuschte sie leicht in der thörichten Tracht,
An ihren Feuern lagert' ich dort
Und hatte acht auf ihr Thun und ihr Wort,
Ihr eigen nennen sie unsere Gauen,
Sie wollen zu Sklaven unsere Frauen,
Sie hocken um's Feuer zu eiligem Schmaus,
Dann zieh'n sie auf's neue auf Raub hinaus,
Kaum steigen sie ab von den zottigen Gäulen,
Ihr Lachen tönt wie des Fuchses Heulen,
Ihr Wams ist befleckt mit geronnenem Blut,
Der Mord ist das Handwerk der heidnischen Brut.
Ich ging durch die Reihen hin und her,
Sie dünkten mich zahllos wie Sand am Meer,
Und weiter draußen, vom Dickicht verdeckt,
Da liegen noch tausend und tausend versteckt,
Da lagern die Amaler und die Gepiden,
Ballarnen und Thüren, und weiter, geschieden,
Von allen den wilden fremdländischen Scharen,
Die Rugier, die Bruchtrer und die Baiwaren.
Am Abhang klomm ich den Pfad empor,
Ein Stöhnen und Winseln vernahm mein Ohr,
Und als ich mich ahnend näher schlich,
Beim Zelte des Königs fand ich mich:
Ich sah drei mächtige Kreuze ragen
Und drei von den Unsren daran geschlagen —
Da schrill ich zu mit entschlossenem Sinn,
In den plaudernden Knechten legt' ich mich hin,
Wo ein knisterndes Feuer die Nacht erhellt'
Und mir Einblick bot in des Königs Zelt:
Da sah ich ihn sitzen, den blutigen Sieger,
Rings um ihn Fürsten und Feldherrn und Krieger,
Sie schwelgten und prahlten, sie lachten und sangen,
Vom Weine glühten die nackigen Wangen,
Und alle die Herren im fröhlichen Kreis,
Die tranken und sprachen zu Ehel's Preis,
Und wie seine Weisheit die Welt erfülle
Und den Glanz der Sonne in Dunkel hülle —
Er sah auf sie nieder, mit lässigem Blicken
Lauscht' er den Worten mit lauernden Blicken —
Und wie ich die prahlenden Reden vernommen,
Herr, über mein Herz ist ein Bangen gekommen,
Und wie ich ihn sah, gewaltig und hold,
Da war's, daß der Wut meiner Seele schmolz,
Und daß ich den Heim vom Haupte nahm
Und zu Gott gebetet in meinem Gram,
Daß er uns gnädig sei hinieden
Und den Sieg uns gönne und Heil und Frieden!"

Er schwiegt. Und der König nickt und spricht:
„Ich wußte, Du thätest Deine Pflicht.
Doch hast Du gehört, was der Hunne sinnt?
Das künde eiligst, die Zeit verrinnt."

Und der and're: „Am Feuer bei den Knechten
Vernahm ich wohl manches von Schlacht und Gefechten,
Doch wie der Herrscher sinnen die Leute
Einzig auf Weiber und Gold und Beute,
Nur hinter der Zeltwand hört' ich sagen,
Um Mittag wolle der Hunne schlagen,
Damit ihn schirmend die nahende Nacht
Aufnehme und berge nach blutiger Schlacht;
Auch sah ich Sättel und Reisig schichten
Und Scheiterhaufen damit errichten: —
„Für unsere Feinde", rief einer mit Scherzen,
Doch sprachen die andern mit bangem Herzen,
Das lasse der Hunnenkönig bauen,
Er harre des Kampfes mit heimlichem Grauen,
Er fürchte, er ahne sein Verderben,
D'rum woll' er den Tod in den Flammen sterben."

„Glückauf! Das nenn' ich willkommene Kunde!"
Rief laut der Römer mit lachendem Munde,
„Reit' eiligst die Hügel auf und nieder,
Erzähl' es den Unsern, erzähl' es wieder,
Wie schreiten zum Angriff, sobald es tagt —
Künd' allen: der Hunnenkönig zagt!"

Und die Sonne kommt mit dem wärmenden Strahl,
Die Reiter lenken hinab zum Thal,
Eine Lerche fliegt aus dem Wildgras auf
Und steigt in die klare Luft hinauf,
Sie steigt und sie singt und mit jubelndem Schlag
Begrüßt sie den jungen lachenden Tag;
Und die Rosse ziehen zum Wiesenquell
Und schlürfen den Frühtrunk und wiehern hell;
Am Abhang drüben, geschultert den Speer,
Schreiten die Wachen hin und her;

Digitized by Google

Ein Horn weckt die Schläfer mit dumpfem Ton,
Vor den Zelten rauchen die Feuer schon,
Und jenseits des Thales dann und wann
Reitet ein Hunne die Höhen hinan;
Auf den Höhen, vom Morgenstrahl erhellt,
Thront König Etzel's leuchtendes Zelt,
Und die Zelte umschließt und die Lager all'
Von Schanzen und Wagen ein mächtiger Wall,
Dahinter lauert mit scharfem Geschoß
Der hunnische Krieger und sein Genoß'.
Hörst Du den tosenden stolzen Gesang,
Der sich nun nähert das Thal entlang?
Wie wenn in den Eichen der Herbstwind saust,
Wie wenn um die Felsen die Brandung braust,
So kommen sie lärmend aus Dickicht und Kluft,
Vom Klang der Schilde erbebt die Luft:
Das sind des Theoderich rüstige Mannen;
Nun machen sie Halt bei den rauschenden Tannen,
Und über der todesmutigen Schar
Schwebt sonnentrunken ein Königsaar.

II.

Wie zu den Thälern von Bergeshöh'n
Brüllend herabstürzt der mächtige Föhn,
Wie sich der Strom von der Felsenwand
Brausend ergießt über's flache Land,
Wogen die Fürsten und Völker und Rassen
Lieder zur Eh'ne in drängenden Massen,
Wo sie das Kriegshorn mit lönendem Mund
Hingerufen in früher Stund'.
Blinkend und blitzend im Sonnenschein
Steigen in langgezogenen Reih'n
Von den Hügeln des Römers Cohorten:
Männer, die kamm von des Südmeers Borden
Hergekommen, vom blühenden Strand,
Wettergebräunt und sonnenverbrannt,
Die bei den Mauern Karthagos ruhten,
Die sich erfrischt in des Nils Fluten,
Die auf den nordischen Dünen gestritten,
Kommen mit festen dröhnenden Schritten.
Und durch die lauigen Fluren daher
Sprengt ein gewaltiges Reiterheer,
Flinke Gestalten in fröhlichem Scherz,
Denen nicht bangt vor dem tötlichen Erz;
Über den Nacken baumelt der Zopf,
Bändergeschmückt, und am Sattelknopf
Hängt die Streitaxt und klirrt im Takt:
Heisa, wenn der Alan sie packt,
Wenn sie im weiten sicheren Bogen
Schnurrend und pfeifend die Luft durchflogen,
Bis sie dann trifft! Wie laut er lacht,
Wenn ein hunnischer Schädel kracht!
Heute gilt es, er weiß es genau,
Rot muß sie werden, die blutige Au,
In einem wogenden Strome von Blut
Will er ertränken die Hunnenbrut!
Hat er den Hunnen doch längst erkannt —
Als er im einsamen Steppenland
Friedlich die Rosse grasen ließ,
Schien ihm die Steppe ein Paradies —
Bis der Hunne, der Räuber, kam
Und ihm Hütte und Heimat nahm.
Heute macht er sie wett, die Chat,
Heute gilt es: — die Rache naht.
Zahllose Horden und Heer auf Heer,
Tausend und tausend und immer mehr,
Rachegierig und kampfbereit
Bal'n sie beherzt zu gewaltigem Streit:
Kühne Brekonen mit schwieligen Händen,
Franken von duftigen Rebengeländen
Und in den blonden lockigen Haaren
Sächsische Krieger in eiligen Scharen.
Abseits vom Lärmen und Jagen und Drängen
Unter den schattigen Laubgehängen,
Wo in den sonnenumspielten Zweigen
Nimmer und nimmer die Vögel schweigen,
Wo in des Grases duftigem Grün
Große leuchtende Blumen blüh'n,
Abseits und fern von der lauten Welt
Schimmert des Gotenkönigs Gezelt.
Vor dem Zelte im weichen Moos
Scharret ein Rappe reiterlos,
Bis mit männlichem raschem Schritt
Lächelnd Theoderich zu ihm tritt,
Recht wie ein König in Haltung und Gang.
Wenn er am Abend das Schlachtfeld entlang
Dankend sie mustert, die mutigen Krieger,
Die ihm umjubeln, den Helden, den Sieger —
Heute muß er den Preis erringen!
Und er lauscht, wie die Hörner klingen,
Wie sie ihn mahnen, wie sie ihn rufen,
Heute betritt er die leuchtenden Stufen,
Die zur Macht und zum Ruhme leiten —
Und die herrliche sieht er schreiten,
Sie, die er liebt — wie wird sie ihn grüßen,
Legt er ihr Herrschaft und Sieg zu Füßen,
Wenn sich in tiefem ehrfürchtigem Schweigen
Knechte und Könige vor ihr neigen!
Wie er so steht und sinnend lauscht,
Siegesgewiß und glückberauscht,
Tritt die Strahlende vor ihn hin,
Ildiko selbst, die Burgunderin.
Freudig erblickt er das schöne Weib!
Ihren hehren blühenden Leib
Hüllt die Pracht ihres Haares ein,
Funkelnd und leuchtend im Sonnenschein,
Wo es die Stirn, die hohe, bekränzt,
Schimmert ein Goldreif und strahlt und glänzt,
Und das wallende blaue Gewand
Hält um die Hüften ein glühendes Band.
Mit den Augen voll Glanz und Licht
Blickt sie dem König in's Angesicht:
„Wenn im Schlummer die Fluren schweigen,
Nimmst Du mich hin als Dein Weib, als Dein Eigen!
Als meinen Herrscher erwart' ich Dich gern,
Als meinen Gatten und meinen Herrn!"
Lächelnd blickt sie ihn an und neigt
Leis die errötende Stirn und schweigt,
Aber in stürmischer Jugendlust
Preßt sie der König an seine Brust,
Küßt ihr den Mund und das schimmernde Haar:
„Bitten im Kampf und in Todesgefahr,
Wenn mir an's Herz ein Verzagen rührt,

Digitized by Google

Iſt es Dein Bild, das mich ſtärkt und mich führt;
Wieder zieh' ich — das Kriegshorn gellt —
Aber im feſtlich bereiteten Zelt
Harre Du bräutlich geſchmückt, bis ich kehre.
Mit mir zu teilen den Ruhm und die Ehre."
Und er wendet ſich raſch und geht,
Lächelnd ſie grüßend. Am Pfade ſteht
Ildiko ſinnend und ſieht ihn vom Hügel
Steigen, im Arme des Hengſtes Zügel,
Bis ſeine männliche hohe Geſtalt
Sträucher verdecken, ſein Schritt verhallt.

Und im Schatten der rauſchenden Tannen
Lagern Theoderichs rüſtige Mannen,
Brauſender Jubel erfüllt die Au'n,
Als ſie den Führer, den König ſchau'n,
Hoch zu Roſſe, ein ſtrahlender Held,
Muſtert er ſchweigend das offene Feld —
Wie er ſich wendet, von Wunde zu Wunde
Geht durch die Reih'n die begeiſterte Kunde:
„Der wird die Krone der Völker tragen,
Wenn wir den hunniſchen Würger erſchlagen!"
Und die Schwerter und Schilder klingen,
Wächtig ertönt das gewaltige Singen,
Als ſie hinabzieh'n, ein grimmiges Heer,
Stark wie die Sturmflut im ewigen Meer,
Gotiſche löwenherzige Recken,
Kräftig und ſtolz und des Feindes Schrecken,
Wenn ſie in blinder, tobender Wut
Vorwärts raſen durch Leichen und Blut —
Feierlich ſchreitend zum Takt der Lieder
Steigen ſie jetzt zum Schlachtfeld nieder.

Jenſeits des Thales am Hügelſaum
In ſeines Lagers unſchloſſenem Raum,
Hinter den Wagen und Wällen und Schranken
Steht König Etzel in ſinſt'ren Gedanken,
Blickt auf das Treiben zu ſeinen Füßen,
Karg iſt ſein Wort und mürriſch ſein Grüßen,
Um ihn in Rüſtung und ſchimmernden Waffen
Drängen ſich ſcheu die Vaſallen und gaffen
Stumm auf die ſonnenbeſchienenen Auen,
Wo ſich am Strome die Heere bauen.

Aber nun donnert das Thal und dröhnt,
Reiter kommen, die Erde ſtöhnt,
Auf ihren kleinen ſchmutzigen Gäulen,
Bahen die Hunnen mit Johlen und Heulen,
Über dem ſteppenentſproſſenen Volke
Schwebt eine mächtige ſtaubige Wolke,
Dunkel und ſchaurig die Sonne verdeckend
Und am Strome die Krieger ſchreckend.
Daß ſie einander mit ſcheuem Zagen
Um den drohenden Sturm befragen.
Hulla halloh! wie auf Winden Flügeln
Brauſt es heran mit verhängten Zügeln,
Über die Gräben und Zäune und Hecken
Raſt es näher — Theoderichs Recken
Hören mit Staunen das Donnern der Hufe —
Aber jetzt tönen beſchleunde Rufe:
Wie eine Mauer von Erz und von Stein
Stehen die Römer in langen Reih'n,
Näher kommt es mit Windeseile,
Näher und näher, ſchon pfeifen die Pfeile —
Krachend und dumpf wie das brandende Meer
Prallt es zuſammen, das Heer mit dem Heer.
Hei, wie die Schwerter hauen und klirren!
Wie von den Sehnen die Pfeile ſchwirren!
Rot wird die Erde vom ſtrömenden Blut,
Doch wie ein Fels in der raſenden Flut
Steh'n die Legionen; mit kill'ger Gebärde
Wenden die Hunnen die ſchäumenden Pferde,
Raſch, wie ſie kamen, mit zornigem Hohn
Sind ſie verſchwunden und auf und davon.
Hunderte aber bedecken den Grund,
Tot und ſterbend und todeswund.

Durch die Horden, die zahllos nah'n,
Schlagen die Goten ſich tapfer Bahn,
Droben an eines Abhangs Rand
Steht König Etzel und ſchaut in's Land,
Wie er Theoderichs Recken gewahrt,
Stampft er die Erde und rauft ſich den Bart,
Wendet ſich ſpottend zu ſeinen Vaſallen:
„Iſt nicht ein einziger unter euch allen,
Der ſich hinabſtürzt auf Römer und Goten?
Hättet ihr ihnen die Stirn geboten,
Als ſie noch jenſeits des Fluſſes lagen!
So nun heißt es, das Schwerdte zu wagen.
Rollt en're wildeſten, mutigſten Horden!"

Was dann geſchieht, iſt ein gräßliches Morden,
Mann gegen Mann mit Schwertern und Beilen,
Mit der Fangſchnur, mit Speeren und Pfeilen,
Ringen Gepiden und ſtolze Baiwaren
Mit den tapferen gotiſchen Scharen.
Fluchend und ſtöhnend in blutigem Rauſen
Auf und nieder wogen die Haufen,
Während die Schlacht im Thale brüllt
Und mit dem Blute der Strom ſich füllt,
Während die hunniſchen Reiterhorden
Sich beranſchen in ſinnloſem Morden
Und der Alan mit liſtigem Grinſen
Lauernd ſich duckt in Gebüſch und Binſen,
Wo er die Feinde mit ſicherer Hand
Blutend hinabwirft in Gras und Sand.

Schen flieht die Hindin von einſamer Halde
Und den Adler im fernen Walde
Schreckt das Toſen. Der Tag wird heiß,
Unter den Helmen perlt der Schweiß,
Höhniſches Lachen und Flüche gellen,
Hinſtrömt das Blut wie des Baches Wellen,
Panzer und Schwerter, zerfetzt und zerhauen,
Bogen und Äxte bedecken die Auen,
Scheuende Roſſe durchirr'n die Gefilde,
Sterbende ruh'n auf zerbrochenem Schilde,
Auf zu den Wolken ſteigt Jammern und Stöhnen,
Und eine Antwort in heiſeren Tönen
Kommt aus den Lüften, ein ſchrilles Gekreiſch:
Hungrige Geier wittern das Fleiſch;
Leichen illuſtrieren ſich rings auf Leichen —
Aber die hunniſchen Streiter weichen,
Und über Bergen von Waffen und Toten
Kämpfen die Römer zur Seite der Goten.

Allen ſichtbar und ſtolz und hehr
Braucht Theodreich Schwert und Speer,
Allen ſichtbar und allen voran
Führt er die Seinen auf ſteiler Bahn,
Heiß macht den Abhang die Sonnenglut,

Digitized by Google

Heißer noch macht ihn das rauschende Blut,
Das von den Felsen tropft und den Sträuchen,
Wo die erbitterten Kämpfer heuchen,
Wo der Sarmate im Grase kauert
Und wie der Luchs seinen Feind belauert,
Bis er hervorspringt mit mächtigem Satze
Und ihn packt mit der kräftigen Tatze —
Aber furchtlos und unbeirrt,
Spottend des Pfeils, der vorüberschwirrt,
Spottend des drohend geschwungenen Speeres
Steht der Führer des Gotenheeres,
Treu mit den Seinen in Kampf und Gefahr,
Groß und herrlich, ein König fürwahr!
Hast Du den feigen Jaygen geschaut,
Der dort vorbeischlich durch Ginster und Kraut?
Zwischen den Zähnen hielt er den Speer
Und auf den Knieen kroch er einher,
Doch in den Augen, den lüsternen, dunkeln,
Sah ich die Mordgier des Wolfes funkeln,
Reglos wird er am Boden liegen,
Heimlich läßt er den Wurfspieß fliegen,
Ehe du's ahnst, hat das sausende Erz
Jäh Dich gefällt und erstarrt ist Dein Herz.
König, mein König, nun sieh Dich vor!
Dort aus den Gräsern lugt er empor — —
Aber der König, arglos und wahr,
Hört nicht die Warnung und lacht der Gefahr —
Da — ein Rascheln — ein Ruch — ein Schrei!
Hinter'm Gebüsch huscht ein Räuber vorbei —
Und der König, der treue, der gute,
Wälzt sich am Boden in seinem Blute,
Tief in der Brust steckt das tückische Erz,
Und es verblutet das Königsherz.

Sprachlos in starrem verzweifeltem Schrecken
Steh'n um die Leiche die gotischen Recken,
Tief verloren in trauernden Sinnen —
Große heimliche Zähren rinnen
Ihnen leis von der narbigen Wange,
Und sie beginnen mit dumpfem Gesange
Um den Helden und König zu klagen,
Volen kommen und geh'n und fragen
Über das Schlachtfeld die Trauerkunde,
Hastig geht es von Mund' zu Munde,
Daß ihm der tückische Speer getroffen,
Ihn, der Fürsten und Völker Hoffen,
Daß er führend und kämpfend gefallen,
Der verehrt und geliebt war von allen,
Denn sie folgten in gläubigem Drang,
Folgt nun dem Tode auf dunkelem Gang.

Und in den trauernden Männerkreis
Tritt die burgundische Fürstin leis,
Bräutlich geschmückt, wie er selbst ihr geboten,
Kniet sie schweigend zur Seite des Toten,
Ohne Thränen und ohne Klagen
Still und gefaßt wie in glücklichen Tagen,
Preßt sie den Mund auf die Stirn, die bleiche,
Und ihr Haar, das schimmernde, reiche,
Färbt sich im Blute des Königs rot;
Hinter den Hügeln und Forsten loht
Sinkend die Sonne in prächtigem Glanz,
Und sie flicht einen krahlenden Kranz
Um den Scheitel der knieenden Braut: —

Eine Stimme spricht klar und laut:
„Auf ihren Locken wunderhold
Trägt sie die Krone von flammendem Gold,
Ein Mantel von Scharlach wunderbar
Fällt zu den Hüften das leuchtende Haar;
Denke meines Worts und verstehet den Sinn:
Ildiko ist uns're Königin!"

Düsteren Blickes am Bergeshang
Reitet der König der Hunnen entlang,
Wie er die Fürstin, die Herrliche, schaut,
Hemmt er den Rappen und redet laut:
„Wer sie mir bringt, eh' der Tag vorbei,
Wär' er auch Sklave, ich sprech' ihn frei,
Sitzen soll er zu meiner Linken,
Soll aus dem Becher mit mir trinken,
Alle die Stämme von nah und fern
Sollen ihm huld'gen als Führer und Herrn!"

Und wie die Windsbraut mit schnuriger Macht
Den die verlöschende Glut entfacht,
Reißt des Gewalt'gen verlockendes Wort
Crinuken die hunnischen Kämpfer fort,
In die ermatteten gotischen Reih'n
Brechen sie würgend und mordend ein,
Und um das Haupt der Burgunderin
Schwirren die Pfeile her und hin,
Sie aber steht, zu sterben bereit,
Aufrecht und stolz im lobenden Streit.

Ach, kein Pfeil trifft ihr trauerndes Herz,
Das es verstumme mit seinem Schmerz — —
Einsam klagend zur Dämmerstund'
Schreitet sie still nach des Thales Grund,
Nur ein Sarmate folgt ihr sacht,
Plötzlich über des Haares Pracht
Wirft er die Fangschnur und reißt sie zur Erde,
Zerrt sie empor und auf flüchtigem Pferde
Trägt er sie fort mit jubelndem Lachen
Durch die jubelnden hunnischen Wachen,
Lärmend sprengt er in's Lager hinein:
„Hier ist das Weib — und der Lohn wird mein!"

III.

Die Waffen ruh'n und das Tosen verhallt,
Aus dem Strome steigen die Nebel kalt,
Die Krieger schüren der Brände Glut,
Schon heult es im Dickicht mit gieriger Wut,
Grünglühende Augen tauschen hervor,
Und Schatten huschen durch's dunkele Moor,
Nach dem blutigen Tanz, nach des Kampfes Graus
Hält nun der Wolf seinen üppigen Schmaus —
Nur hier und dort noch ein Jammerschrei
Durch die finstere Nacht — dann ist es vorbei.

Im hunnischen Lager tönt Lachen und Lärmen —
Wie mag auch ein Krieger um Tote sich härmen?
Wer fiel, der reitet in Wolken und Lüften,
Wer heimkam, dem lohnen mit üppigen Hüften
Die fremden Weiber in seidenen Haaren,
Die müssen entgelten für Müh' und Gefahren,
Die müssen dem Sieger das Mahl bereiten
Und über den Wunden die Becke breiten
Und bei des Feuers flackerndem Glanz
Sich singend schwingen in heißerem Tanz —

Digitized by Google

Dann lacht er, der Hunne, und schnalzt mit den Lippen,
Dann prahlt er als Sieger vor Fremden und Sippen,
Und wenn sie flehn mit erflehnter Gebärde
Dann fühlt er sich Herr und Beherrscher der Erde.
Auf ragendem Sitze im offenen Zelt
Thront König Etzel, der Schrecken der Welt,
Vor ihm im Staub, die die Stirn ihm geboten,
Vor ihm im Staub die gefesselten Goten,
Und fränkische Schwerter und fächsische Beile,
Und Römerhüpfe und Helme und Pfeile,
Armspangen und Panzer, und immer mehr
Schleppen die Sklaven und Knechte her.
Und zu den Führern, die ihn umringen,
Spricht düster der König: „Es wird nicht gelingen:
Ich bin nicht besiegt und ich bin nicht Sieger,
Doch stark sind die Feinde und müd' meine Krieger,
Laßt uns ostwärts ziehn, wenn der Tag erwacht,
Und verdoppelt die Wachen während der Nacht."
Er deutet hinaus und die Führer gehn,
Dann winkt er den Sklaven, die harrend stehn
Und zeigt auf die Goten und unter dem Rinn
Führt er den Finger her und hin —
Eine Bogensehne ist schnell zur Hand
Und die blonden Recken verröcheln im Sand.

Da tönt aus dem Thale ein ferner Gesang.
Zuerst ein dumpfer verschwimmender Klang,
Dann näher und lauter in mächtigem Chor
Steigt es vom Gotenlager empor;
Das sind heine dunkelen Klagegesänge,
Das sind eines Siegesliedes Klänge,
Und Etzel, wie er die Töne vernimmt,
Ballt knechend die Fäuste und lacht ergrimmt:
„Bringt mir das Weib, das wir heute fingen,
Sie wird mir verkünden, warum sie singen,
Und bringt mir Wein in vollen Pokalen,
Wein Name bleibt ewig, mein Ruhm wird strahlen,
Ich feire Hochzeit mit Ildiko —
Der Sieg ist unser — ich will es so!"

Und vor den Hunnen führt man sie hin,
Auch in Fesseln noch schön, die Burgunderin,
Er betrachtet sie lange, sein dunkles Gesicht
Wird roh und breit, als er spottend spricht:
„Einer Steppenblume vergleich' ich Dich gern,
Sie liebt nur den fernen, den Abendstern,
Vor der Sonne schließt sie die Blüte zu,
So jungfräulich streng und herb wie Du.
Aber endlich kraßt Du die rechte Wahl:
Der Beherrscher der Welt wird Dein Gemahl,
Der, den Du beweinst, war aus nied'rem Geschlechte
Und war nur ein rechtloser römischer Knecht,
Jetzt aber, gehst Du hinaus von mir,
Beigt König und Sklave die Stirn vor Dir."

Doch Ildiko schweigt. Die kühle Luft,
Die von draußen kommt, weht den feinen Duft
Ihres offenen Haares dem Hunnen zu:
Er winkt seinem Knechte: „Nun geh' zur Ruh'!
Verhänge den Eingang und lösche schnell
Die Fackeln hier drinnen — sie glühen zu hell."
Und nun sind sie allein — von der zarten Hand
Nimmt der König der Jungfrau das fesselnde Band —
Und plötzlich über ihr blasses Gesicht
Huscht ein spöttisches Lächeln — er sieht es nicht,
Er fühlt nur die Hand, die in seiner bebt,
Er fühlt nur die Brust, die sich senkt und hebt,
An den schimmernden Schultern faßt er sie an
Und zieht sie näher zu sich heran,
Und leise spricht er: „Die Nacht ist kühl,
Doch Dein Mund ist so süß und so liebeschwül,
Schon hüllt Dich durch's Zeltdach der Mondenschein —
Nun gönn' mir Liebe, nun reich' mir den Wein,
Was der Tag mir gebracht an Enttäuschung und Harm,
Das verfüßt mir die Nacht und Dein schneeiger Arm."

Und die Stunden vergehen — dann und wann
Rufen die Wachen einander an,
Eine Wölfin heult einsam im fernen Rohr —
Da fährt er vom Lager jäh empor,
Seine Stirn ist kahl, seine Hand ist heiß,
Von den Wangen rinnt ihm der kalte Schweiß:
„Kahl! Du ihn, wie er da vor mir stand
Mit der zornig geballten knöchernen Hand? —
So stand er vor mir vor Jahr und Tag,
Als der Uebel rot auf der Steppe lag —
O der Uebel, der war wie Blut so rot —
Mit dem Schwerte des Vaters schlug ich ihn tot,
Und als ich heimkam, kamm daß es geschehn,
Vor dem Zelte sah ich die Mutter stehn,
Und als ich der Mutter in's Antlitz sah,
Verstand' ich, sie wußte, was geschah,
Doch sie reichte mir zögernd den Becher mit Wein:
Wohl, Etzel, nun führst Du das Volk allein,
Sprach ihr welker Mund, nun säume nicht lang,
Zieh' eilsigst gen Sonnenuntergang,
Der Beherrscher der Steppe liegt draußen tot,
Und die Steppe, die färbt sich nun blutig rot,
Und das Schwert, das das Blut Deines Bruders trank,
Das verlangt nun nach Blut und wird nimmer blank,
Und der Traum, nach dem es in zorniger Wut
Nun dürstet und lechzt, ist Dein eigenes Blut,
Darum rasse Dich auf und flieh' von hier
Und in fremdem Blute stille die Gier,
Bis endlich das Schwert, das den Bruder erschlug,
Dich selber erschlägt — dann hat es genug."

Und die Fürstin sitzt lauschend am Lager und schaut
Dem Mörder in's Antlitz, ihr Herz pocht laut —
Es ist nicht das Schwert, was sie stillern macht,
Nur ein Wunsch, der ihr leis in der Brust erwacht — —
Und ihr Wunsch erstarkt, als der König spricht:
„Vernimmst Du das Lärmen der Toten nicht?
Die erschlagen liegen in Feld und Klust,
Die hämpfen droben in dunkeler Luft,
Ich höre des Kriegshorns mächtigen Klang
Und Waffenklirren und dumpfen Gesang,
Hoch über den Wolken in schauriger Nacht,
Da tobt sie weiter, die ewige Schlacht — —
Und — horch! Vernahmst Du den gellenden Laut? —
Und den funkelnden Blick, der nach mir schaut? —
Nun kommt es näher — nun schleicht es heran —
Und — o so sah mich die Mutter an,
Mit demselben Blicke voll Grimm und Wut,
Als sie abwusch vom Schwert meines Bruders Blut —
Schon hebt es sich über des Lagers Rand,
Das züngelnde Haupt — nimm mein Schwert zu Hand —
Damit sie das Gift mir nicht speit in's Gesicht —
Und in's Herz mich sticht — und in's Herz — mich sticht — "

Digitized by Google

Nur ein Knecht, der wachend am Feuer lag,
Hat den Schrei gehört und den dumpfen Schlag — —
Und die heidnische Waffe in Aldihos Hand
Gleitet hinab und vergräbt sich im Sand. —
Sie aber harrt still bis zum Morgenrot,
Daß sie künde: „Der Schrecken der Welt ist tot.
Mit dem er mordend die Völker schlug,
Das heidnische Schwert, traun Bluts genug! —
Aber ihr, warum steht ihr entsetzt zur Seit'? —
Mein Werk ist gethan — und ich bin bereit!"

Das Moosweibchen.

„Kinder, kommt fort!
Seht ihr nicht dort
Zwischen den Bäumen das Moosweibchen steh'n?
Kommt fort, sonst wird uns ein Leids geschehn!
Seht ihr denn nicht
Dort zwischen den Bäumen das graue Gesicht?
So schaut doch nur hin,
Sie hat Moos auf dem Kopf und Moos unter'm Kinn,
Und unter den Armen wachsen ihr ganze Büschel von Moos.

So schaut doch bloß!
Jetzt hebt sie die Arme und jetzt . . ."
Der ganze Schwarm Kinder, wie gehetzt,
Kommt kreischend von dannen.

Dann aber bleiben sie steh'n,
Um zwischen den Tannen noch einmal das garstige Weibchen zu seh'n.
Und dort steht sie und weht sie
Mit ihrem häßlichen Ziegenbart.
„Du häßliche Ziege, wart',
Ich schmeiß' Dir einen Stein in Dein Weckergesicht hinein!"
Es kracht in den Zweigen, das Echo erwacht
Und höhnt und lacht:
Mech, mech, ihr Kinder, mech, mech!
Da packt sie aber der Schreck, der große Schreck,
Und packt die Kinder erst recht beim Kragen,
Daß sie wie toll über die Schollen zum Dorfe jagen . . .

Hugo Salus.

Nur selten . . .

Weiß nichts von Lust, weiß nichts von Leide,
Weit hinter mir liegen sie beide, beide.
Die Wogen kamen längst zur Ruh,
Und Eisesrinde deckt sie zu . . .

Nur selten — — spät nach Mitternacht,
Wenn ich mein Tagewerk vollbracht,
Und müd und matt
Gesunken auf die Lagerstatt:
Tritt vor mich hin eine Lichtgestalt,
Von langem, schwarzem Schleier umwallt,
Mit Flügeln, gewoben aus Duft und Glanz,
Im Haar den Immortellenkranz —
Und streicht mir über die Stirne lind,
Als wär' ich ein armes, krankes Kind,
Und raunt leise
Diese Weise:

„Hast Du's denn ganz und gar vergessen,
Daß Du mein bestes Teil besessen?
Nur fromme Sage
Sind jene Tage
Da Du der Menschheit qualende Fragen
Mit heiligem Ernst in der Seele getragen;
Da Du dem Herzschlag nachgespürt,
Der sich in allem Leben rührt;
Da Dir bei Morgen- und Abendschein
Des Meeres Welle, der stille Hain
Ihr Urgeheimnis zugeraunt;
Da Du mit Sternen Grüße getauscht . .
Und — weißt Du noch? — zu Wonn' und Qual
Traf hell auch Dich der Liebe Strahl.
Da hast Du gejauchzt, da hast Du gebebt — —
Da hast Du gelebt!"

Und schaut mich an mit trautem Blick:
„Kennst Du mich noch? Ich bin das Glück!"

Und sehnend fahr' ich dann empor:
Ein Hahnenschrei trifft rauh mein Ohr;
Durch's Fenster bricht ein mattes Rot — —
Herz, lebst du noch? Herz, bist du tot?

Eduard Fehre.

Abendlied.

Träumst du noch von neuem Tage,
Ach, von neuem Gaukelring?
Trägst du nicht an Nummer Klage,
Seele, wahrlich schon genug?

Weißt Du, wo das Glück zu finden,
Das nicht Einer noch gesehn?
Mit dem Lichte mußt du schwinden
Und im Dunkel untergehn.

Bruno Salmer.

Verstoßen.

Zu meinem Vater darf ich nicht.
Zu meinem Liebsten kann ich nicht.
Er tanzt mit einer andern
Und denkt nicht meiner Not.

Gepflegte Leute geh'n im Park.
Das Laub fällt ab. Mich friert in's Mark.
Ich weiß nicht, wohin wandern.
Ich wollt', ich wäre tot.

Otto Michaeli.

Digitized by Google

Die Erbgräfin.

Erzählung von **Georg Bormann.**

(Fortsetzung.)

X.

Graf Ebersberg-Seeheim war nach der Residenz gereist, um sich in der neuen hohen Charge bei seinem nunmehrigen Landes- und Kriegsherrn zu melden. Bei seiner Rückkehr nach Seeheim berührte er wieder Ebersberg, und der Reichsgraf gab ihm diesmal zu Ehren eine Jagd großen Stiles, eine Parforce-Jagd. Zahlreiche Einladungen waren an die vornehmen Nachbaren, in die nahegelegenen Garnisonstädte, ja bis in die Residenz ergangen, und so belebte heut, an dem milden Herbstmorgen, eine glänzende Gesellschaft von Kavalieren im roten Jagdrock, unter die sich auch einige kühne Reiterinnen mischten, den weiten Schloßhof. Der Reichsgraf war wieder ganz hergestellt, und es war ihm, dem großen Jagdherrn, noch heut eine Lust, in erlesener Gemeinschaft waidlich hinter den Hunden der Fährte des Wildes zu folgen. Da trat auch die Erbgräfin mit Fräulein von Linden aus dem Thor, die beide ebenfalls zu den schwarzen Röcken rote Taillen angelegt hatten. Wie fröhlich hatte sonst Gräfin Vera ihr Haupt einem solchen Morgen entgegengehoben und sich von seinem erfrischenden Atem berühren lassen; heut sah sie blaß und müde aus, als sie neben den Sattel ihres Renners trat und Graf Seeheim ihr den Kavaliersdienst beim Aufsitzen leistete.

Das wohlbesetzte „rote Feld" setzte sich in Bewegung; an der Seite der Erbgräfin Graf Seeheim. In gemächlichem Anritt hatte man den Wald erreicht; aber nun wurden unter lautem Zuruf die Hunde auf die Fährte des Schwarzrocks gebracht, das rote Feld breitete sich aus und stürmte vorwärts. Trotzdem der Graf ein gewandter Reiter war, machte ihm das heftige Tier der Erbgräfin die Aufgabe, an ihrer Seite zu bleiben, nicht leicht. Doch bald, in gestrecktem Lauf über freies Feld, war's eine Lust, sich an der Spitze der Jagd zu fühlen, und auch die Wangen der Reiterin färbten sich. Da plötzlich stürzte das Roß, und der Erbgräfin schwanden auf ein paar Augenblicke die Sinne. Als sie wieder zum Bewußtsein kam, stand das Tier, das in einen Maulwurfshügel getreten war, unverletzt neben ihr. Sie selbst wurde von dem Arm des Grafen gestützt, und ihre erste Empfindung war der Wunsch, dieser Stütze nicht zu bedürfen. Mit aller Willenskraft riß sie sich zum vollen Bewußtsein auf, trat an ihr Tier und saß im nächsten Moment schon wieder im Sattel. Es war vielleicht gut, daß sie den Blick der Bewunderung nicht sah, den ihre Entschiedenheit ihrem Kavalier abgewann.

Indessen war die Jagd in einiger Entfernung rechts und links vorübergesaust. Da aber der Keiler seinen Verfolgern zu raten aufgab, so näherte sich das Gelänte der Hunde wieder, und nachdem die Zurückgebliebenen noch eine Weile ruhig gehalten und auch der Graf sich überzeugt hatte, daß seine Dame unbeschädigt und wieder ganz Herr ihrer Bewegungen war, gelangte man in schlankem Trabe durch eine Schneise zu einer Waldblöße, wo schon die Hunde das Wild deckten. Gleich darauf begrüßte Hörnerklang das Eintreffen des Jagdherrn und der übrigen Gesellschaft. Ein junger Offizier, der der erste zur Stelle war, hob den Keiler aus, und Graf Seeheim gab ihm den Fang. Heut aber fand das den Wald durchschallende Halali der Jagdgesellschaft und der fröhliche Klang der Hörner kein Echo in dem Herzen der Erbgräfin. Wohl verteilte sie wie sonst den Schmuck der grünen „Brüche" an die Geladenen, aber als sie zu ihrem Kavalier trat, hatte sie das Gefühl, als wenn die Augen der Anwesenden ihr besonders zugewendet waren und jeder das verbindliche Lächeln des Grafen zu deuten wagte. Und dasselbe Gefühl begleitete sie auf der Rückkehr zum Schlosse, wo die jüngeren

Digitized by Google

Mitglieder der Gesellschaft sich zurückhielten, als besorgten sie durch eine Annäherung schon erworbene Rechte zu berühren.

Nach altem Brauche fand nach der Jagd auf Schloß Ebersberg ein Festmahl statt. Die ganze Flucht der unteren Räume des Mittelbaues war heut den Gästen geöffnet, und selbst die Eintrittshalle mit ihrem jagdlichen Schmuck begrüßte die Eintretenden freundlich mit dem eine milde Wärme anshauchenden Feuer ihrer hohen Kamine. Die Tafel erglänzte im Schmucke ihrer Aufsätze, ihres Silbers und frischen Tannengrüns; die Lüster erstrahlten, und in der darunter versammelten Gesellschaft spann sich schnell eine lebhafte, wenn auch leichte Unterhaltung hin und her, deren erste Ankuüpfungspunkte der gemeinsam hinterlegte frohe Ritt und die kleinen Erlebnisse der Jagd von selbst boten.

Zur Rechten der Erbgräfin saß der junge Dragonerleutnant, der heute den Keiler ausgehoben, zu ihrer Linken Graf Seeheim. Ihr gegenüber saß der ältere Bruder des Leutnants, Rittmeister in demselben Regiment, neben Fräulein von Linden. Es war ein ernster Mann, aus dessen Augen etwas wie kaum überwundener Kummer blickte, denn er hatte zu Hause ein kleines Mädchen, das keine Mutter mehr besaß. Beide Brüder waren aus der nachbarlichen Familie eines Großgrund- und Bergwerksbesitzers, die, obgleich noch der Großvater einen bürgerlichen Namen getragen, der gräflichen Familie befreundet war, so lange die jüngere Generation denken konnte. Die Erbgräfin mochte die Brüder überaus gern, besonders den Rittmeister, der immer zu ihr wie ein älterer, verständiger Freund und Bruder gewesen war. Zu ihrer Linken sprach Graf Seeheim von gleichgültigen Dingen mit jener pointierten Wichtigkeit, die die Erbgräfin schon öfter ermüdet hatte. Da war ihr das anspruchslose Geplauder zu ihrer Rechten eine wahre Erquickung, mischte sich doch darin ein Ton brüderlich warmen Empfindens, als der junge Offizier jetzt von dem Hause des Rittmeisters und der kleinen Nichte sprach, ein Ton, den sie von der anderen Seite stets vermißte.

Die Baronin saß ihr ziemlich fern, neben einer alten Excellenz. Sie nickte zu ihr hinüber. Die Baronin erwiderte den Gruß, aber mit einem Blick, der zu sagen schien: „Mit Dir bin ich schon lange nicht mehr zufrieden!“ Ach, sie konnte der guten Alten nicht helfen, fehlte ihr doch selbst der Zugang zu dem Herzen des Vaters, was sie früher nie für möglich gehalten hätte. Da saß er, froh im Gefühl wiedererlangter Gesundheit, sich wie sonst hingebend der Festesfreude; aber als er jetzt den Kelch gegen den Grafen hob, schien sie einen Wunsch in seinem Lächeln zu lesen, einen Wunsch, der nicht der ihre war.

Da fiel ihr Auge auf Fräulein von Linden und ihren Nachbar, den Rittmeister. Die beiden waren im eifrigen Gespräch, so daß sie augenblicklich von ihrer Umgebung nichts bemerkten. Die Erbgräfin wußte, daß hier ein starkes Interesse für einander vorhanden war. Wenn ihre kleine Edith! — Wahrhaftig, das wäre die Frau für ihren armen Freund, mit deren Eintritt ein neues Glück über seine Schwelle treten würde! Zum erstenmal seit Wochen und mitten in ihrem eigenen Wehgefühl wurde ihr warm um das Herz in dem Gedanken an die Möglichkeit oder vielmehr Wahrscheinlichkeit, daß die beiden guten Menschen dort sich für immer zusammenfinden könnten. Und indem sie das dachte, hob sie ganz leise mit freundlichem Lächeln den Kelch gegen den Rittmeister, und zu ihrer hellen Freude glaubte sie sich verstanden und in seinem Erwidern eine Antwort auf ihre stille Frage zu erkennen. Ja, ja, zu so etwas hat nicht jedermann Zeit, wenn's ihm selbst krank ums Herz ist; aber die Erbgräfin konnte es. Es war eben die Erbgräfin.

Man erhob sich von Tisch, und die Gesellschaft verteilte sich hierhin und dahin durch die Säle, ja bis in die hohe Halle, wo sich die Temperatur niedriger gehalten hatte. Bald durfte sich auch die Erbgräfin zurückziehen, da sie keine wirklichen Pflichten mehr zu erfüllen hatte, und man die Herren um diese Stunde sich selbst überließ. Aber im letzten Augenblick schien sich ihr noch einmal Graf Seeheim nähern zu wollen. Er sah erhitzt aus, und wie er sich jetzt in seiner glatten, hofmännischen Manier durch die Gruppen schob, um zu ihr zu gelangen, hätte sie viel darum gegeben, sich ihm entziehen zu können. Der Zufall kam ihr zu Hülfe. Auf seinem Wege stieß der Graf auf eine ältere Durchlaucht, die sich nicht ohne weiteres umgehen ließ, und im nächsten Augenblick war Gräfin Vera entschlüpft.

Tief aufatmend stand sie nun in ihrem Zimmer als hätte sie eine Last abgeworfen. Sie vertauschte das Gesellschaftskleid schnell mit einem bequemen Gewande, das an ihrer hohen Gestalt in weichen Linien niederfloß; dann entließ sie ihr Mädchen mit dem Bemerken, daß sie ihre Nachttoilette allein vollenden würde.

Digitized by Google

Sie überdachte den Tag. Seltsam, wie schal, wie abgeblaßt erschien ihr alles, was sie sonst froh belebt, und dem sie früher das eifrigste Interesse gewidmet hatte! Was hatte sie nur auf einmal so verändert? —

Sie trat ans Fenster. Sanftes Mondlicht glitt über die Bäume des Parks und lag auf den welligen Kämmen des Gebirges; zur Rechten konnte sie noch die Häuser der Stadt und das graue Dach der alten Kirche sehn. Das war bisher ihre Welt gewesen, ihre schöne, stille Welt. Und war sie es nicht mehr? Doch, doch, sie sollte es bleiben. Aber neben den Gedanken und Beschäftigungen, die ihr dieser abgeschlossene äußere Kreis dargeboten hatte, war immer noch ein anderes gegangen: eine stille Sehnsucht nach etwas, was da noch kommen sollte, was sie ganz, so ganz ausfüllen sollte. Und was jetzt wie eine düstere Frage in ihr Leben trat, war das, was sie erhofft hatte, war es das Glück?

Vielleicht sah sie nur Gespenster, vielleicht war alles nur Täuschung; aber wenn — wenn —

Ja, aus der stillen Zufriedenheit, aus dem geheimnisvollen Einverständnis, die sie heut an den beiden, die ihr gegenüber saßen, bemerkt hatte, daraus, daraus konnte ein Glück werden. Und sie hatte doch in jenem Augenblick freudiger Überraschung und Teilnahme an ihrem eigenen heißen Herzen gefühlt, wie viel auch sie geben könne, wenn sie liebte. Und unwillkürlich schlossen sich ihre Hände zusammen, und sie betete, daß Gott diesen echten, klaren Quell in ihrem Innern nicht trostlos versiegen lassen möchte, sondern daß es ihr einst vergönnt sein möchte, aus vollem Herzen Liebe zu geben und zu empfangen.

Sie war ruhiger geworden, und ihr Blick streifte noch einmal die Silhouette der alten Kirche, ehe sie die Vorhänge niederließ. Wie weit mochte man mit dem Bilde sein? Sie hatte lange nicht darnach gefragt. Wie schön, wenn es recht lebendig zu Tage treten würde! Dann würden sich doch allsonntäglich Hunderte daran erfreuen, jetzt und künftig und lange, lange nach ihrem Tode. Nein, mit Reiten und Jagen konnte das Dasein noch nicht ausgefüllt sein! Aber das Bild! Ihr Auge hatte es doch entdeckt; und wenn sie morgen nicht wieder erwachte, blieb doch eine Spur ihres Daseins zurück, etwas, was den kommenden Tag überdauerte, ein Geschenk an viele, die nach ihr kommen würden.

Mit diesem Gedanken legte sie sich nieder. Der Wunsch aber, mit dem sie eingeschlafen war, endlich das Bild zu sehen, von dem ihr der Architekt erzählt hatte, mischte sich in ihre Träume. Sie sah die Ebersburg steil und mächtig, wie auf dem Bilde, aus den waldigen Gründen emporragen. Sie selbst aber wandelte an jähem Hange und blickte hinunter in die Thäler. Da bewegten sich tief unten zwei Gestalten, die etwas Unerkennbares in ihrer Mitte führten. Und wie sie näherkamen, erkannte sie den Architekten, der andere aber war der Mann auf dem Bilde, wie ihn jener beschrieben hatte. Beide aber winkten, sie möchte zu ihnen herabkommen und deuteten mit lebhafter Geberde auf das verschleierte Wesen in ihrer Mitte, das sie ihr entgegenführten. Da erfaßte sie eine große Sehnsucht, denn sie wußte was dort ihr entgegenkam, war das Glück. Doch vergebens irrte sie an dem Hange entlang und fand nirgends den Weg, der hinabführte. Ihre Sehnsucht wurde übermächtig, und da jene sie durch ihren Zuruf ermutigten, besann sie sich nicht, länger, sondern wagte den Sprung in die Tiefe.

Statt aber zu stürzen, schwebte sie sanft hernieder. Von dem Sturze war sie halb zu sich gekommen; der Traum erschien ihr aber so süß, daß sie nicht erwachen wollte. Und der Wille zwang wirklich herbei, was sie wünschte; bald lag sie wieder ruhig atmend in dem tiefen Schlaf ihrer gesunden Jugend.

* * *

Am nächsten Morgen reiste Graf Ebersberg-Seeheim nach seinen Besitzungen ab. Der Wagen nahm auf seinen Befehl den kürzeren Weg durch den Wald, um die Eisenbahnstation zu erreichen. Als das Fuhrwerk durch ein hügeliges Terrain kam, und die offene Equipage am Fuße eines steilen Hanges dahinfuhr, erschien oben auf der Höhe, wie aus dem Boden emporgewachsen, die Gestalt des verwegenen Raubschützen. Mit angelegter Büchse folgte er ein paar Sekunden dem Wagen, dann ließ er die Waffe sinken: „Allein will ich Dich haben!“ knirschte er zwischen den Zähnen, „allein! Du sollst wissen, wer mit Dir abrechnet!“ Dann warf er das Gewehr über die Schulter und verschwand nach wenigen Schritten am Abhang, als hätte ihn der Boden, dem er eben entstiegen, wieder eingeschluckt.

Ein paar Tage später, kaum daß sich die Nacht vom Tage schied, schlich Praszka auf engem Waldpfade dahin. Es galt, noch vor Tage einen Bock zu pürschen, auf den er es schon lange abgesehen. Heute mußte er ihm kommen, er hatte ihn ganz sicher aufgespürt. Jetzt näherte er sich

Digitized by Google

einer Blöße, der gegenüber der Wald sich von neuem dehnte. Vorsichtig prüfte er die Windrichtung, und tiefgebückt, auch das geringste Geräusch vermeidend, glitt er wie ein Schatten vorwärts. Plötzlich ließ er sich hinter dem dicken Eichenstamm, von wo er den gegenüberliegenden Waldrand scharf beobachtet hatte, nieder; in dem Unterholze dort hatte er eine Bewegung bemerkt. Und wirklich, da stand der Bock, aber noch so verdeckt und spitz, daß er ihn nicht fassen konnte, zumal noch kaum rechtes Büchsenlicht vorhanden war. Praszka, der langgestreckt hinter einer Erdwelle lag, zitterte vor Aufregung, daß ihm jetzt noch ein Zufall das Wild vergrämen könnte, denn der Bock warf den Kopf auf und sicherte nach allen Seiten. Dann aber trat er aus der Dickung ins Freie und nun, völlig vertraut, trollte er langsam über die Blöße, dem Schützen breit kommend. Im nächsten Augenblick ein harter Knall, und aufs Blatt getroffen brach das Tier im Feuer zusammen. Die gestohlene Büchse in der Hand, trat der Raubschütz ins Freie, mit wenigen Griffen brach er sein Opfer auf und entfernte das Gescheide, das er zu vergraben schien. Dann zog er das Tier ins Dickicht, die Zweige schlugen zusammen, und wie ein Nachtspuk war er wieder verschwunden.

Wieder nach ein paar Tagen meldete ein Förster dem Oberförster, daß gewildert würde. Sein Hund habe nicht weit von der Hubertuseiche Rehgescheide aufgefunden. Sofort wurde erhöhte Wachsamkeit des Schutzpersonals angeordnet, der Oberförster selbst, der Vater Maries, war unablässig an den Beinen, um den Wildfrevel nicht einreißen zu lassen. Man fand wohl von Zeit zu Zeit immer wieder Anzeichen des Wilderers, er selbst jedoch blieb, trotz allen Fluchens der Forstbeamten, unentdeckt. Er mußte, wie fast immer in diesen Fällen, seine Kundschafter und Helfershelfer haben.

Der Oberförster mußte die Meldung bei Sr. Erlaucht machen. Als er in einer frühen Vormittagsstunde aus dem Zimmer des Reichsgrafen trat, begegnete ihm im Vorzimmer die Erbgräfin, die eben zum Vater wollte. „In den nächsten Tagen schicke ich zu Marie, lieber Oberförster, wir wollen unsere Arbeiten für die Kirche vergleichen und das Ende bedenken.“ Mit diesen Worten trat sie, das Haupt leicht gegen den alten Freund neigend, über die Schwelle des Arbeitszimmers. „Mein Gott,“ dachte der Oberförster, „was ist der Erbgräfin? So freundlich wie immer; aber wie blaß sieht sie aus. Sie muß krank sein!“

Der Reichsgraf erwartete schon seine Tochter. Aber der Bericht des Oberförsters beschäftigte ihn noch; ein böser Verdacht stieg in ihm auf, der ihm äußerst zuwider war, der sich aber nicht zurückdrängen ließ. Aber jetzt fort mit dieser verstimmenden Angelegenheit! Er hat seine Tochter Platz zu nehmen. Sie setzte sich mit dem Rücken gegen das Licht, dem Vater gegenüber; und nun kam, nach allen Richtungen wohl abgewogen, doch ohne Umschweife zu Tage, was die Erbgräfin längst gefürchtet hatte, — Graf Ebersberg-Seeheim hatte um ihre Hand angehalten.

Äußerlich blieb sie ganz ruhig, was ihr um so leichter wurde, als es wie eine seelische Erstarrung über sie kam. Statt des Blutes fühlte sie es wie einen Eisstrom durch ihren Körper rieseln, und sie war froh, daß sie ihr Gesicht in den Schatten gebracht hatte. Der Reichsgraf verhielt sich nur wie ein Berichtender, er verlangte vorderhand keine Erklärung irgendwelcher Art von seiner Tochter, die allmählich die Herrschaft über sich wiedergewann. Er hob zuletzt hervor, mit welcher Zartheit der Graf seine Werbung vorgebracht und wie er gebeten, daß der Reichsgraf sich jeder Einwirkung auf seine Tochter enthalten möchte. „Ich glaube nicht, mein Kind,“ schloß der Reichsgraf, „daß ich Dich mit dieser Angelegenheit überrascht habe; dennoch übereile nichts, es wäre auch nicht im Sinne des Grafen Seeheim, der mir gerade durch die Ruhe und Zurückhaltung seiner Werbung eine Bürgschaft für die Zukunft gegeben hat. Von meinen Wünschen spreche ich nicht. Du weißt, durch deine Einwilligung würdest Du die beiden Linien und die Besitztümer unseres Hauses wieder vereinigen und eine vielleicht gesegnete neue Entwickelung desselben heranführen.“ Bei diesen von innerer Bewegung durchzitterten Worten drückte der Reichsgraf seiner Tochter, die sich erhoben hatte, die Hand; als sich aber die Thür hinter der Erbgräfin geschlossen hatte, mußte sie sich, endlich frei von der entsetzlichen Spannung, in dem leeren Vorzimmer gegen den Pfosten lehnen. Ihren Körper durchbebte ein krampfhaftes Schluchzen, das nicht einmal die erlösenden Thränen hatte.

Auf ihrem Zimmer angekommen, war ihr erster Gedanke: „Die Baronin!“ Sie klingelte dem Kammerdiener. „Die Frau Baronin ist mit Fräulein von Linden auf ihrem Zimmer.“ Die Erbgräfin überlegte. Sollte sie auch noch die

Digitized by Google

kleine, die, wie sie wohl bemerkt hatte, seit dem Jagdtage von heimlichem Glück erfüllt war, in die Unruhe und Verwirrung ihres Herzens blicken lassen? Oder sie hinausschicken, daß sie sich Gedanken machte? Nein, nein, ihr ganzes Gefühl lehnte sich dagegen auf. Sie befahl, daß man ihnunterfage, daß man den Fuchs sattele, und daß sich der Reitknecht bereit halten solle. Eine Viertelstunde später ritt sie hinaus in den Wald; sie wollte in der Natur die verlorene Ruhe und Klarheit ihrer Seele wiederzugewinnen suchen.

Und ruhiger war sie wohl geworden als sie um Mittag zurückkehrte, aber die Wolke über ihrem Haupte hatte sie nicht zerteilen können. Als sie den Weg zum Schlosse hinaufritt und an dem Seitenportal der Johanniskirche vorüberkam, stand der Architekt in demselben und begrüßte sie ehrfurchtsvoll. Die Erbgräfin hielt und erkundigte sich nach dem Stande der Arbeiten. „In den nächsten Tagen wollte ich Sr. Erlaucht berichten, daß das Bild völlig frei sei," erwiderte der junge Mann mit glücklichem Gesicht.

Die Züge der Erbgräfin belebten sich. „Sie wissen Herr Wittig, wir waren die ersten, die das Gemälde entdeckten; darf ich nun, als die erste das Bild mit Ihnen betrachten?"

Die tiefe, verschleierte Stimme der Erbgräfin berührte den Künstler wie ein elektrischer Strom. „Es steht nur noch ein niedriges Gerüst für die unteren Partien," antwortete er und trat bereits gehorsam bei Seite.

Die Erbgräfin winkte dem Reitknecht, befahl ihm mit den Tieren nach oben zu reiten und sprang aus dem Sattel. Von dem Architekten geleitet, betrat sie die Halle.

Die Erbgräfin erkannte ihre alte Kirche nicht wieder, so hatte der herrliche Schmuck sie verändert. Wie ein warmer Hauch durchströmte es das graue Gemäuer. Zu völliger Klarheit trat die Mittelgruppe, der Wald mit seinen tiefen Durchblicken, ja selbst die Ebersburg in ihren eigentümlichen Umrissen hervor. Joseph, auf den langen Stab gestützt, stand hinter der ruhenden Gruppe der Mutter mit dem Kinde und schien sehnsüchtig nach der festen Burg als einer Stätte des Schutzes und des Friedens zu blicken. Auf die Figur des Mannes hatte der Maler große Sorgfalt verwandt. Das Sorgenvolle, nach Ruhe und Frieden Ausschauende kam in der vorgebeugten, jugendlichen Erscheinung des Joseph trefflich zum Ausdruck.

Eine tiefe Wehmut ergriff die Betrachtende. Wie hatte sie sich auf diese Stunde gefreut; aber da sie nun die Vollendung genießen durfte, wie hatte sich alles um sie und in ihr verändert!

Sie bestieg das niedrige Gerüst, um Einzelheiten, namentlich die Burg, genauer zu betrachten. Der Architekt blieb auf dem auf das Gerüst führenden Treppchen, so daß die Erbgräfin eine Stufe höher zu stehen kam als er, und sie nun, die Gruppe zur Rechten, zwischen ihm und dem Manne auf dem Bilde stand.

Mit welcher Treue waren von dem Künstler die alten Teile des vielgetürmten Baues wiedergegeben! Man hätte schon daraus allein das Alter des Bildes bestimmen können. Ob damals nicht vielleicht auch nur eine Unglückliche, nicht eine Schuldige dort oben gewohnt hatte? War man denn immer Herr seines Schicksals; war sie es denn? Hatte sie es denn gewagt, unbedingt ihre Abneigung gegen den Grafen auszusprechen? Mußte nicht ihr eigener Stolz die Notwendigkeit des Zwanges ihrer hohen Stellung, trotz aller für sie darin liegenden grausamen Härte anerkennen? Das war ja das Furchtbare, daß sie nicht frei sein durfte, daß das Schicksal sie gebunden führte. Ihr sonderbarer Traum kam ihr in den Sinn. Da stand sie ja nun zwischen den beiden, die ihr das Glück, oder das dunkle Etwas — ihre Zukunft — entgegengeführt hatten. Und zwischen den beiden und vor ihr das Bild, das den Stammsitz und das Gebiet ihrer Väter darstellte. Ja gewiß, daran sollte sie gebunden bleiben; aber wie sie es sein sollte, war das das Glück? — Ihre dunkle, unabweisliche Zukunft hatte sie gesehen, nichts weiter!

Gewiß, sie konnte ihr Dasein nicht denken ohne diesen Boden. Sie war ihm entsprossen, ihre Vergangenheit wurzelte tief in ihm, alle Freuden ihrer Kindheit und Jugend waren hier erblüht. Was aber nun kam, war nur die dunkle Zukunft, nicht das Glück, wofür sie es gehalten hatte. So hatte es der Traum gemeint.

Der Schmerz überwältigte sie; ihr war als würde ein Leichentuch über ihre Jugend gebreitet. Der Architekt sah erschrocken zu ihr auf; er nahm ihre innere Erschütterung wahr. Und da geschah etwas, was sie nachher selbst nicht begriff. Sie sah dies offene, sonst so sorglos heitere Gesicht mit so herzlicher, fast brüderlicher Besorgnis auf sich gerichtet, daß sie, von der Unmittelbarkeit ihrer Natur fortgerissen, sich niederbeugte und ihn küßte.

Er hatte ihr einmal den Blick in eine Welt rein

Digitized by Google

geistigen Daseins geöffnet, in eine lichte Welt idealen Strebens nach Wahrheit und Schönheit, eine Welt, in der es keine Fesseln der Konvenienz gab. Diese Welt war nicht die ihre, durfte es nicht sein. In diesem Augenblicke nahm sie Abschied davon für immer.

Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten; aber als der junge Mann die von dem Gerüst Herabsteigende stützen wollte, wies sie jede Hülfeleistung zurück und verließ erhobenen Hauptes, aber so wankenden Schrittes, daß sie oft an den Gestühlen einen Halt suchen mußte, die Halle.

Wolken kommen und gehen. Die nächsten Stunden und Tage brachten für die Erbgräfin einen inneren und äußeren Umschwung der Dinge mit sich, an die ihr junges Herz nicht gedacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte

von

Wilhelm Jensen.

Der Areopag.

Da kam ich zu seltsamen Leuten hinein,
Die sprachen tiefernsten Entscheides:
Wir sagen nicht Ja und wir sagen nicht Nein,
Wir sagen: Die Wahrheit ist beides.

Die Jasager sind zu schwächlich bemüht,
Mit klarem Verstand zu erfassen;
Die Neinsager zeugen von seichtem Gemüt,
Vor dem sie grauen uns lassen.

Denn sagen nicht Ja wir, dieweil wir nicht blind,
Und sagen nicht Nein; wir erweisen
Durch Wahrheitserkenntnis der Mitte, wir sind
Der Areopag der Weisen.

Sie sprachen es ernst-tiefsinnig aus,
Doch ihre Augen begannen
Zu strahlen. Ich war im Narrenhaus
Und machte mich schnell von dannen.

Der Säemann.

Er schreitet, hält und wirft, wie Windesschauer
Staubkörner hinstreut auf die Flur.
Wer ist's? Ein schlichter, grobberockter Bauer,
Vielleicht ein Dummkopf nur.

Und doch, wie er den Fuß vorsetzt, im Regen
Ihn schon zum Anhalt wieder baut,
Liegt Feierliches in ihm, denn den Segen
Entsendet seine Hand.

Ein Hoherpriester, ein Prophet, bereitend
Der Zukunft Ernte, wägt und hält
Er seine Saat, befruchtet weiterschreitend
Mit gleichem Maß das Feld.

Durch graue Herbstluft flattern Wodans Raben
Schwarz über ihm; vielleicht ein Dummkopf nur,
Stumpfsinnig schreitet er, und doch erhaben
Als Priester der Natur.

Der Säemann.

Antistrophe von **Robert Haaß.***)

Und hinter ihm, mit schweren Schritten schreitend,
Seh' ich den Andern schon im Ackerfeld,
Nur daß er, neuem Leben Platz bereitend,
Im Arm die Sense hält.

Ein Priester auch! Der einzige, der nicht heuchelt,
Folgt düster er von fern des Säemann's Spur,
Und feierlich enthüllt er, wo er meuchelt,
Die Wahrheit der Natur.

Und was der Eine schuf, was aus der Erden
Zum Licht empor sich hob in junger Kraft:
Die Sense blitzt — und Halm und Blume werden
Jählings dahingerafft.

Der große Schnitter ist's. Es fliegt der Rabe
Vor seinem Weg und krächzend tönt sein Schrei;
Schneeregen fällt, der Wind stöhnt über'm Grabe,
Und — Alles ist vorbei.

*) Wilhelm Jensen schreibt dem Herausgeber dieser Zeitschrift bei Einsendung der drei oben abgedruckten Gedichte: „Die Antistrophe ist von meinem Freunde Robert Haaß in Karlsruhe. Er ist einer der feinsinnigsten deutschen Poeten, und ich besitze einen lyrischen Schatz von ihm, den außer mir fast kein Mensch kennt und ahnt."

Digitized by Google

Frühlings-Einzug.

(Auf dem Trachenfels.)

Von Julius Baum.

Märzenabend; klarer Himmel.
Unten lief im Laulerthale
Zieht der Dunst in weißen Streifen,
Und rings auf den Felsenspitzen
Taut der Beuschnee; fern im Westen
Schwindet ob den Dahner Bergen
Rot der letzte Tagesschimmer.

Laue Lenzluft, holde Stille.
Friedlich ruhen rings die Lande;
Und doch webt und treibt es mächtig
Unter'm Schnee und unter'm Nebel,
Gleich, als wollte ihre Fesseln,
Die geduldig sie getragen,
Plötzlich die Natur durchbrechen,
Wie wohl heimlich ein Gefang'ner
Seiner Zelle Gitterstäbe
Durchfägt und dann flink entspringt.

Dunkler wird's; die Sterne flimmern,
Und der Mond steigt in die Höhe,
Und vom Busenberger Kirchlein
— Drunten steht es still im Thale —
Schlägt's elf Uhr. — Da hallt es leise
Durch die Nacht, und näher kommt es,
Und auf allen Seiten lönt es:
„Mian . . . . mian . . . mian . . .“ Die Katzen
Ziehn empor zur Frühlingsfeier.
Funkelnd schillern ihre Augen
Durch die tiefen Felsenschluchten,
Gleich Johannisfäfern. Leise
Summet auf und ab der Lockruf:
„Mian . . . mian . . .“ — „Mieze liebes Tier,
Endlich hab' ich dich gefunden!“ —
„Peter, ach, seit vielen Stunden
Sih' ich, Deiner harrend, hier .“ —

Auf der allerhöchsten Spitze
— Hell blinkt sie im Vollmondglanze —
Oben kommen sie zusammen.
Da beginnt ein Sängerwettkreit,
Wie er schöner nie gehört ward;
Und die leichtbeschwingten, armen,
Grade von der weiten Reise
Heimgekehrten Sommervöglein
Flattern furchtsam aus den warmen
Nestern in die kalte Luft.

Hui, stiebt alles auseinander
Plötzlich mitten im Konzerte;
Hui, mit Brausen und mit Tosen
Kommt der Weltsturm angezogen.
Hui, verschwinden Stern und Vollmond!
Hui, verschwinden schnell die Katzen!

Und die Bäume beugen sich,
Und die Äste knacken, krachen,
Und die starken Felsen bersten,
Rollern tief in's Thal hinab.
Und im Thale wallt der Nebel
In die Höhe, und die Dünste
Ziehen wirbelnd auf zum Himmel.
Wütend wühlt und tobt der Sturmwind.
Wieder schallt die Kriegsdrommete
Und erweckt die alten Heere,
Die tief in der Erde schlummern:

„Hallalloo, ihr bleichen Geister,
Stehet auf!“ —

Da hebt der Boden
Und in endlos langen Scharen
Fliegt es zischend, pfeifend, heulend
Auf zur Burg. Die Panzer klirren,
Schwerter klingen, Speere schwirren
Durch die Nacht.

Da wird's lebendig
Nun auch droben. Felsenblöcke,
Schneelawinen prasseln nieder,
Den Ausstürmenden entgegen.
Aufgeschreckte Fledermäuse,
Eulen flattern durch den Nebel,
Und der Raben gierig Krächzen
Mischt sich mit dem schaurig wirren
Kampfestosen.

Da, ein Blitz!
Lange hallt der Donner wieder.
Regen, Regen stürzt hernieder.
Dann ist alles still und stumm. —

Wie ich in dem Busenberger
Gasthaus in der Früh' erwache,
Scheint die Sonne hell am Himmel,
Und der Drachenfels steht ruhig,
Grad, als wäre nichts geschehen,
Und als hätt' ich nur geträumt.
Nur der Kater in der Küche
Läßt betrübt die Ohren hängen,
Hat ein kleines Kälerlein.
Draußen aber, wo noch gestern
Schnee die Scholle überdeckte,
Leuchten unter'm dunklen Laube
Heut' die ersten duft'gen Veilchen.

Und auf der Burg droben im Sonnenschein,
Da tanzen Dorfkinder den Ringelreih'n;
Juchhei, der Frühling, der Frühling ist da,
Der Lenz ist in's Land gezogen.

Digitized by Google

Kleine Heine-Studien.

Von Michael Ullmann.

III.

(Ludwig Philipp und Barbarossa. Atta Troll und der ältere Dumas. Zola und Heine. Das Akrostichon des Salomon Halevi.)

In den letzten Ausführungen konnten natürlich nur Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, aber durchaus keine Gewißheiten gegeben werden; nun soll ein noch schwankenderer Boden, der der Vermutung, betreten werden.

In der Thatsache, daß der König Ludwig Philipp im Juli 1838 die Zöglinge der höhern Pariser Schulen im Museum zu Versailles herumgeführt und ihnen Bilder und Gegenstände gezeigt und sehr beredt erläutert, will man (Didaskalia, 25. Juli 1858) die Anregung zu den Kapiteln im Wintermärchen sehen, in denen Barbarossa seine Kuriosa und Schätze vorzeigt und bespricht (Elster II, 459). Dann vermeint man den Ursprung der folgenden Zeilen im 20. Kapitel des Atta Troll (Elster II, 398):

> Und ein Kräuterduft erhebt sich,
> Wie'n Konzert von Wohlgerüchen

auf eine Stelle in dem französischen Märchen: Voyage dans l'île des plaisirs (Contes des fées II, 45) zurückführen zu können, wo es heißt: „Les habitants de la ville me menèrent dans une salle, où il y eut une musique de parfums. Ils assemblèrent les parfum, comme nous assemblons les sons. Un certain assemblage de parfums, les uns plus forts, les autres plus doux fait une harmonie qui chatouille l'odorat, comme nos concerts flattent l'oreille par des sons tantôt graves, tantôt aigus."

Noch weit gewagter ist die Ansicht, die äußere Einkleidung des Atta Troll, sowie die Gestalten der Uraka und des Laskaro ließen sich vielleicht auf eine Anregung aus den Impressions de voyage des ältern Dumas zurück verfolgen. In diesen Reiseeindrücken beschreibt der spottlustige Franzose auf sehr drollige Art die vielfachen Beziehungen der Berner zu den Bären, von denen die Bundeshauptstadt der Schweiz ihren Namen haben soll. Dumas hat dort die Bären in allerlei den Menschen nachahmenden, ja parodierenden Stellungen bald plastisch, bald im Bilde gesehen, von denen er dann ausführlich berichtet. Den meisten Respekt hatte er noch vor den Kolossalstatuen zweier Bären am Freiburger Thor zu Bern; etwas lächerlicher kam ihm ein Bär mit Ritterrüstung und Banner vor, der auf einem Brunnen stand und zu dessen Füßen ein als Page gekleideter junger Bär Weintrauben verzehrend abgebildet war. An einem öffentlichen Gebäude bemerkte er zwei andere Bären, deren einer ein Füllhorn ausgoß, während der andere einem Krieger in römischer Tracht, wie man sie zu Ludwig XV. Zeit darstellte, mit Grazie die Tatze reichte. Aus einer künstlichen Uhr sah er eine ganze Bärenprozession herauskommen, die aus Bären mit Violinen, Klarinetten, Dudelsäcken und Bäßen, aber auch aus solchen mit Flinten, Säbeln und Fahnen bestand. Von den lebenden Bären in Bern weiß Dumas das tollste Zeug zu berichten. Er erzählt, daß die Berner Bären zu seiner Zeit ein gutes Auskommen hätten, aber daß ihr Vermögen in keinem Verhältniß zu den Schätzen stände, die sie vor der Revolution besessen. Diese Reichtümer wären ihnen von einer alten Jungfer vererbt, aber von den Franzosen geraubt worden, wobei die Bären den Menschen ein großes Beispiel von philosophischem Gleichmut gegeben, indem sie ebenso bescheiden im Glück wie würdig im Unglück geblieben wären. Später, berichtet Dumas ferner, wurde nach dem republikanischen Grundsatz: Einer für Alle, Alle für Einen, eine Kollekte für die verarmten Bären veranstaltet, die 60 000 Francs einbrachte, so daß die ehemaligen Millionäre wieder nach dem Berner Zensus wahlfähig wurden. Selbstverständlich fehlt es in Dumas' Erzählung auch nicht an einem entweichenden Bären, dem jedermann höflich Platz macht, und der es sich auf dem menschenleeren Marktplatz an den Früchten der flüchtigen Besitzer wohl sein läßt.

In dem vorhergehenden Kapitel desselben Reisewerks bespricht der geistreiche Franzose eine in den Felsen gehauene Eremitage bei Freiburg in der Schweiz. Beim Eintritt in die Küche glaubt er sich in eine jener Grotten versetzt, die Walter Scotts Phantasie in die Felsen Schottlands gräbt, um sie mit einer zerzausten Hexe und ihrem Tölpel von Sohn zu bevölkern. Die alte Frau in der Küche der Eremitage putzte Gemüse, das sie in das siedende Wasser eines Topfes warf, während ihr Lümmel von Sohn neben ihr saß und die Füße lang von sich streckte. Als Dumas von der Thüre aus die vom Herdfeuer beleuchtete Scene sah, wünschte er sich den Pinsel Rem-

Digitized by Google

brandts, der allein imstande gewesen, diese Effekte des Lichts wiederzugeben, wie es auf den Silberlocken der alten Frau spielte und das Profil des Sohnes hervortreten ließ. Beim Eintritt des Reisenden stieß die alte Frau den Sohn an, daß er die Grotte zeige und dieser erhob sich mit „krankhafter Langsamkeit", dem Befehl seiner Mutter nachzukommen. Außer einigen unverständlichen Gutturallauten stieß er von Zeit zu Zeit ein lautes Ha! Ha! aus, um anzudeuten, daß etwas interessantes zu sehen war.

Beweise, daß aus diesen Schilderungen für den Atta Troll geschöpft wurde, sind natürlich nicht erbringbar, aber die Annahme ist ebenso wenig gänzlich von der Hand zu weisen, wie die, daß Zola die äußere Form seines berühmten J'accuse im Dreyfusprozeß vielleicht Heine verdankt. Man erinnere sich hierbei der „Französischen Zustände", in denen Heine mit demselben Pathos, das sich auch Zola angeeignet, erklärt (Elster V, 20): „Kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieser Urkunde (auf die sich die Bundestagsberichtlüsse stützten) meine Anklage, und klage sie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage sie an der beleidigten Volksmajestät, ich klage sie an des Hochverrats am deutschen Volke — ich klage sie an!"

Daß Zola Heines Werke gelesen, darf wohl nicht bezweifelt werden, denn die vorzüglichen französischen Übertragungen, die hiervon existieren, haben Heine zu dem meistgelesenen deutschen Schriftsteller in Frankreich, ja bei vielen Franzosinnern fast zu einem französischen Schriftsteller gemacht. Heine hat, wie bekannt, diese Übersetzungen mit Hülfe feinsinniger Franzosen wie Gerard de Nerval, Loeve Veimars und anderer zustande gebracht. Er selbst war des Französischen zwar durchaus mächtig, trotzdem mochte es ihm als ein allzugroßes Wagnis erscheinen, mit eignen Übersetzungen, die nicht vorher der wohlwollenden Kritik seiner französischen Freunde unterworfen worden waren, vor das überaus strenge Leipublikum von Paris zu treten. In seiner Jugend war er zuversichtlicher, indem er, wie Karpeles (H. Heine, aus seinem Leben und seiner Zeit S. 64—65) mitteilt, während seines Berliner Aufenthalts in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts armen jüdischen Jünglingen Unterricht in der französischen Sprache erteilte. Die gleiche Sicherheit in der Handhabung dieser Sprache wie später hatte er damals sicher noch nicht, denn eine gewisse Ungelenkigkeit, wenn nicht Ungenauigkeit, findet man in dem zweiten Berliner Brief (Elster VII, 182), wo er auf einem Maskenball verschiedenen Masken zuruft: Tu es beau! tu es charmant, tu es l'objet de ma flamme! Je t'adore, ma belle! Unwillkürlich denkt man dabei an weibliche Masken, bei denen es natürlich heißen müßte: Tu es belle, tu es charmante etc. und dies um so mehr als der ehedem nach je t'adore, ma belle stehende Satz: Tu es bon garçon, tu es charmant in den folgenden Ausgaben weggelassen wurde.

Zimmerhin war Heine in der französischen Sprache und Litteratur besser zuhause als in der hebräischen, sonst hätte er nicht, weder in dem Gedicht „Prinzessin Sabbat" noch in dem Gedichte „Jehuda ben Halevi" diesen irrigerweise (Elster I, 433) für den Verfasser des jüdischen Hochzeitsharmens „Lecho Daudi Likras Kalle" gehalten. Der Dichter dieses Liedes ist Salomo Halevi, der, um sein geistiges Eigentum zu schützen, die Anfangsbuchstaben seines Namens als Anfangsbuchstaben der einzelnen Verszeilen verwendet hat. Der jüdische Schriftgelehrte, dem der Schreiber dieser Zeilen diese Mitteilung verdankt, hat auch darauf hingewiesen, daß in Babylonien außer der von Heine genannten Talmudschule zu Pumpeditha (Elster I, 440) noch zwei andere, nämlich in Sura und Nehadeja bestanden. Der alleinigen Nennung von Pumpeditha scheint aber eine kleine Malice Heines zugrunde zu liegen, denn Pumpeditha ist ein jüdisch-aramäisches Wort und bedeutet zu deutsch: Lügenmaul, was wohl der Dichter für eine Anspielung auf die dort gelehrten Wahrheiten gehalten haben wollte.

Es ist bereits im Obigen hervorgehoben worden, daß es bei Werken der Phantasie keine absoluten Gewißheiten, sondern nur Möglichkeiten und Vermutungen geben kann, woher der Dichter die Anregung hierzu erhalten, wenn er nicht selbst in Tagebüchern oder Erinnerungsschriften darüber Zeugniß ablegt. Dies gilt natürlich im höchsten Grade bei einem Dichter von der Bedeutung Heines, dem schon eine einfache Lokalnotiz, wie solche in großstädtischen Zeitungen oft vorkommen und über die Tausende gleichgültig hinwegsehen, den Stoff zu einem ergreifenden Gedicht geben konnte. Als Beispiel hierfür sei das Gedicht erwähnt, das unter dem Titel „Jammerthal" (Elster II, 124) das Ableben eines armen Liebespaares und den Ausspruch der Leichenbeschauer schildert. Darum durfte auch in diesen Zeilen die Vermutung gewagt werden, daß Heine möglicherweise die Anregung zu der äußeren Einkleidung seines Bärenepos „Atta Troll" in den „Reiseeindrücken" des ihm befreundeten ältern Dumas gefunden haben kann. Sind doch Heine, seitdem er in Paris lebte, zahlreiche Anregungen zu poetischem und schriftstellerischem Schaffen nicht nur aus dem Leben der Hauptstadt selbst, sondern auch durch die ihm zeitgenössische französische Litteratur geworden, die er im alten Vaterlande sicher nicht so vollständig hätte kennen lernen können. Eine der herrlichsten Früchte solcher literarischer Anregung ist wie bekannt das Gedicht „Der Asra" (G. Braudes „Das junge Deutschland" S. 158) und dieses Beispiel muß immer und immer wieder locken, andern Quellen nachzuspüren und neuen Vermutungen Raum zu geben; nicht nur in der damals zeitgenössischen, sondern auch in der ältern französischen Litteratur, zu der das oben erwähnte Märchen „voyage à l'île des plaisirs" gehört, welcher Dichtungsart Heine von jeher ein besonderes Interesse gewidmet hat.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Das goldene Vließ.

Musikdrama in einem Vorspiel und zwei Akten von **Heinrich Bulthaupt.**

(Schluß.)

Zweiter Akt.

Vor den Mauern der korinthischen Königsburg, die rechts belegen ist. Sternklare Nacht. Die Mondsichel steht am Himmel. In der Ferne das Meer. Links unter einem mächtigen Ölbaum, in düsteres Sinnen verloren, **Medea**; ihr zur Seite schlummern ihre beiden kleinen Knaben. Weiter nach hinten eine Gruppe kolchischer Sklaven.

Die Kolcher.

Klage, mein leidgewohntes Lied,
Klage!
Ach, die Saite der Freude sprang,
Seit mein Fuß von der Heimat schied;
Trauer nur kenn' ich und Todesang.

Der Reiher findet sein fernes Nest,
Der Hirsch seine laubige Rast im Wald,
Mich aber schleppt durch Meer und Land,
Ein Beutestück, die wilde Gewalt.

O Thal meiner Väter! O Kindheitsglück!
Du Hütte, die mir der Wildbach umbraus't!
Kehre ich nie zu Euch zurück?

Medea.

Ihr tausend Quellen,
Ihr dräuenden Berge,
Des Phasis dunkel strömende Flut,
O wär' ich bei euch
In der Wiege der Stürme,
In Wolkennacht und Gewitterglut,
Daß ich die mahnende Stimme nicht hörte,
Die mich verklagt in der eigenen Brust!
Ach, als der Verführer mich schmeichelnd umgarnte,
Verschloß ich mein Ohr vor der Weckerin Rufen,
Und niederbrach an des Altars Stufen,
Vom Schrecken gefällt,
Mein eigener Vater,
Der liebende Bruder
Versank im Meer.
Nun hör' ich sie
Mit dem Dröhnen des Donners
In der furchtbaren Stille hier,
Und in schrecklicher Klarheit
Umdrängen mich
In dem mitleidlosen
Feindlichen Lichtglanz
Alle Gespenster meiner Schuld.
O ewige Göttin,
Die Du dort oben im silbernen Nachen
Den Thau der Nächte
Gleitend durchfährst,
Ruhig thronende, friedevolle —
Nur einen kühlenden Tropfen, der
Die Flammen der Seele mir lösche, spende
Ernst gewährend, mild mir herab.
Meine Kraft zerbricht,
Ich erliege.

Die Kolcher.

Klage, mein leidgewohntes Lied,
Klage!
Ach, die Saite der Freude sprang,
Seit mein Fuß von der Heimat schied;
Trauer nur kenn' ich und Todesang.

Mein Weib zerrauft sich das schwarze Haar,
Mein Bübchen hör' ich nach mir schrei'n,
Verflattert ist mir der Tauben Schaar,
Mein zottiges Rößlein irrt allein.

O Thal meiner Väter! O Kindheitsglück!
Du Hütte, die mir der Wildbach umbraus't!
Kehre ich nie zu euch zurück?

(Aus einer Seitenpforte der Königsburg kommt Medeas greiser **Erzieher** mit einem königlichen Diener.)

Der Alte
(fällt Medea bewegt zu Füßen.)

Geliebte Herrin, meines Königs Tochter.

Medea.

Mein treuer Hüter, der das Kind geleitet
Und in das Elend nun der Frau gefolgt,
So sprachst du meinen Gatten, unsern Herrn?

Der Alte.

Ich sprach ihn, teures Kind.

Medea.

Und was befiehlt er?
(herb) Denn Jason bittet nicht.

Der Alte.

Er will — o Jammer!

Digitized by Google

Medea.

Verhalte nichts.

Der Alte (ausbrechend.)

Die Kinder fordert er.

Medea.

Die Kinder?

Der Alte.

Deine zarten Knaben, ja.
Denn — wie vollend' ich's nun?

Medea.

Was zauderst du?
Ein Felsblock mehr — die Last, die auf mir wuchtet,
Drückt schon zu schwer, als daß er sie vermehrte.
Drum rede frei.

(Der Wind trägt vom Palast verlorene Klänge herüber.)

Der Alte.

Hörst du die Klänge, Kind?

Medea.

Das rauscht, das schallt! Sie feiern?

Der Alte.

Deine Schmach.

Medea.

Wie könnten sie?

Der Alte.

Der König zahlt dem Herren,
Den du verlorst —

Medea.

Verlor?

Der Alte.

Des Vließes Preis.

Medea.

Der Preis?

Der Alte.

Kreusa.

Medea.

Hochzeitsklänge?

Der Alte.

Könnt'
Ich sagen: Nein.

Medea (nach einer Pause.)

Ich dacht' es — nein, ich wußt' es.
Getreuer, weine nicht. — Ist das sein Bote?

Der Alte.

Er ist's.

Medea (zu dem Diener.)

Bescheide deinen Herren denn,
Ich bringe ihm die Kinder, wie er will.

Der Alte.

Herrin, du wolltest?

Medea.

Laß — Er soll sie haben. —
Der König aber wolle mir verstatten,
Daß ich sie selbst zur neuen Mutter bringe,
Mit ihr die Hochzeitsgabe, die sich ziemt.
Dran knüpft' ich gern ein gunsterflehend Wort.
Denn mich gereut die That, für die ich büße,
Und nicht zur Heimkehr soll der Tag mir scheinen,
Bis mir für meine Schuld Vergebung ward.

(Der Diener geht auf ihren Wink ab.)

(zu den Kolchern.)

Und ihr, Genossen unvergeß'ner Tage,
Geschwellt von Kraft und Mut, von Glück und Hoffnung,
Erheben will ich mich aus diesem Leid
Als Siegerin mit königlichen Ehren.
Schafft mir die Waffen denn für meinen Sieg.
Mit kargem Gut, eilfertig aufgerafft,
Folgt' ich dem Räuber einst von Kolchis Küste,
Doch birgt es Schätze wundersamer Art.
Die schwarze Lade bringt, die das Gewirk
Umschließt, gesalbt mit jenes Unholds Geifer,
In dessen Hut das Goldvließ schlummerte,
Mit ihm der Fluch. Den sehren keine Wunden
Hinfort mehr, dessen Schultern es umschlossen
Ein einzig Mal nur. Auch der Becher fehle
Daneben nicht, Gold außen, Gold im Innern.
Sie gieren ja nach Gold. Nun, wer den Becher
Ausleert, der hat gewiß genug. So thut
Und geht. Ich harre eurer Wiederkehr.

(Die Kolcher gehen.)

Nun fahre wohl, Welt,
Schöne Sirene, auf ewig fahr' wohl!
Folgt' ich dem wilden Gelüsten des Herzens,
Hier zur Stelle
Mit rascher Hand
In der geliebtesten Kinder Busen
Senkt' ich den Stahl und träfe dann
Höhnend die eigene Brust. — —
Und warum zand're ich?
Warum reiß' ich die Schlummernden nicht
Aus der kalten Umarmung der Fremde,
In der sie welken werden und sterben,
Schon jetzt? Gleich hier? Ein jeder Atemzug
Ist Leiden — Sei's denn!

(Sie will den Dolch auf die Kinder zücken und bricht überwältigt vor ihnen nieder.)

Ich kann nicht. —
Kinder, Kinder, erwacht — der Drache
Zückt die Tatzen nach euch — Zu mir,
Zu eurer Mutter! —
Wie in den grimmigen
Wettern der Seefahrt
Schmiegt fester euch an mich.
Noch gönnt mir das Schicksal
Gnädig ein Weilchen

Digitized by Google

Euren reinen lieblichen Kuß.
Noch ist es nicht Zeit.
Ich gehöre den Göttern.
Zu rächen ist mir,
Zu richten beschieden —
Noch dämmert die furchtbare Stunde mir nicht.
Dann erst, dann,
Wenn Alles erfüllt,
Wenn der Königspalast
In Flammen vergeht,
Dann birgt euch die Mutter,
Ihr holdesten Kleinen,
Zum letzten Male
Vor Not und Gefahren,
Dann bringt sie euch liebend
Zur ewigen Ruh'.
Auch eure Unschuld
Rächt' ich, Geliebte,
An ihm und an ihr.
Ja denn, du Verschmitzte,
Was setztest du lächelnd
Den zierlichen Fuß
Auf mein Herz und mein Recht?
Was mischtest du dich
In des Drachen Geschick
Und das Drachengeschlecht
Der wilden Begierden?
Um Gold vertauscht
Kauft' ich das Gold nun zurück — um Dich.
Und jammernd bezahle der große Händler
Den furchtbaren Preis, den er selbst sich gesetzt.

(Zwei Kolcher tragen eine schwarze, goldverzierte Truhe.)

Ihr kennt — Nun denn, so geschehe, was muß.

(Sie tritt an den wieder entschlummerten Kindern.)

Erwacht!

(zu den Kolchern.)

Ihr folgt mir.

(Sie nimmt die Kinder an den Händen und pocht hart an die Seitenthür des Palastes. Dann wendet sie sich und preßt die Kinder unter strömenden Thränen an sich.)

Kinder — Kinder!! — —

(Die Pforte wird geöffnet.)

Das war die letzte
Zuckung der Menschheit.
Jetzt waltet, Ihr droben,
Gerechte, strenge, ewige Götter.
Ihr wollt euren Willen —
Ich bring' ihn zum Schluß.

(Sie schreitet mit den Kindern hehren Fußes durch die Pforte. Die Kolcher folgen.)

Verwandlung.

Hochzeitsfeier in einem Saal der Königsburg. Helles Fackellicht. Aurora auf bald nahe Meer. Über dem der Morgen dämmert. **Kreon, Jason** und **Kreusa** in der Mitte der Lagernden, Singenden und Tanzenden. Das Volk strömt von einer Säule in der Mitte hell in den Saal.

Allgemeiner Chor.

Der Ruhm zog ein an der Freude Hand,
Die Fackeln setzt, die Altäre in Brand,
Die seligen Götter zu ehren.

Aus knisternder Flamme wallt würziger Duft,
Verbreit' es, Licht, verkünd' es, Luft:
Das Leid ist verbannt in die finsterste Gruft,
Heut' gilt es, den Becher vom blumigen Rand
Bis zur untersten Neige zu leeren.

(Ein leidenschaftlicher, erotischer Tanz. — Dann stimmen einige **Jünglinge und Jungfrauen** den Hymenaeus an.)

Hymenaeus.

Hymen, Hymen, wo weilst du?
Das Schwert der Schlachten und Siege ruht,
Die bräutlichen Wangen färbt schüchterne Glut,
Denn der Bräutigam harrt auf der Schwelle.
Hymen, wo weilst du?

Schon teilt sich der schwärmenden Gäste Gewühl,
Errichte die Fackel am einsamen Pfühl,
Umkränzt von Violen und Rosen.
Hymen, wo weilst du?

Die letzten Schritte verhallen fern,
Am Himmel funkelt der Liebesstern
Und wacht ob dem bräutlichen Lager.
Hymen, wo weilst du?

(**Kreusa** und **Jason** haben bei der zweiten und dritten Strophe des Hymenaeus in den Refrain eingestimmt.)

Kreon.

Wohl ruht das Schwert der Schlachten und der Siege,
Doch mit des Helden Waffen schweigt nicht auch
Sein Ruhm. Drum, eh' die letzten Feuer löschen,
Singt, meine Sänger, des Erobrers Preis,
Der Frauenherzen obgesiegt und Drachen.

Alle.

Singt Jasons Preis, ihr Sänger, Jasons Preis!

Vier Sänger

(präludieren auf der Leier und rüsten sich zum Sang, als **Medea**, die die letzten Worte noch gehört, mit ihren Knaben und den beiden Kolchern den Saal betritt, so wie sie die vorige Scene verlassen.)

Medea (scharf.)

Zerreißt die weichen Saiten! Härtren Klang!

Alle (durcheinander.)

Medea! Hört! Die Kolcherin. Was will sie?

Medea.

Die Tuba blast, die schmetternde Trompete.
Ihr wollt ja Jasons Preis. Wer sänge ihn besser
Als ich, die seine Siegesthaten sah?
Den Drachen schlug er, ja; auch meinen Bruder;
Mein greiser Vater fiel durch seine Schuld,
Und seine letzte Todte bin ich selbst.

Alle.

Sie rast. Was stört sie tückisch unsre Freuden?
Hinweg mit ihr. Hinweg!

Medea (an die Stirn greifend.)

O habt Geduld.
Ich will ja ruhig sein. Auch scheid' ich bald.

Digitized by Google

Denn nur zum Abschied kehrt' ich bei euch ein,
Und Sühnung bring' ich mancher schweren Schuld.

Kreusa.
Vergönn' es, Vater.

Jason.
Laß sie.

Kreon.
Sei es denn.

Medea
(nimmt den Schleier aus der Lade; zu Kreusa.)
Das Licht, das hell auf Deinen Scheitel strahlt,
Mög' auch den Schleier grüßen, den ich bringe.
Vom Drachen, der das Vließ behütet,
Stammt auch der Zauberspruch, der ihn gebeut.
Sie taugen zu einander.

Kreusa
(der Medea den Schleier umlegt)
Habe Dank.

Medea
(den goldenen Becher auf den Tisch setzend.)
Dann dies Gefäß. Strent aus die goldnen Körner,
Die es umschließt — sie tragen hundertfältig
Und tausendfältig golden-goldne Frucht
Und Gold, Gold, Gold — das ist's ja, was euch lüstet.
Und damit —

Kreusa (aufschreiend).
Weh!

Die Gäste (fahren auf).

Kreon.
Was ist dir, Kind?

Jason (ahnungsvoll.)
Kreusa!

Kreusa.
Weh! Feuerglut — der Schleier — Wie das brennt!

Alle.
Entsetzen! Fahrt die Mörderin —

Medea.
Haha!

Kreusa.
Weh! Kühlung! — dort — das Meer —

Medea.
Kühlung begehrst du?
(Sie schleudert den Becher in den Saal. Die Flammen schlagen auf.)
Hier fließt die Quelle, hier. Ertrinke denn
In ihrer goldnen Flut, du und dein Haus.

(**Kreusa** ist wehklagend aus dem Saal geführt. **Kreon** und **Jason**, die um sie bemüht waren, eilen ihr nach. Die kolchischen Diener sind entflohen. **Medea** ist in die Knie gesunken und hält die Kinder umschlungen.)

Alle
(in wildem Durcheinander unterdessen.)
Flammengeflacker! Dort und hier!
In furchtbarem Wirbel wälzt es sich fort.
Schon glühen die Säulen! Das Eisen dorrt —
Wer zügelt die wilde, geifernstiche Gier? —
Wahnsinniger Spuk — o qualvolle Not!
Kein Weg? kein Entkommen? Schon träuft es vom Dach
In flüssiger Glut — Wer rettet? wer hilft? —
Entsetzlicher Jammer! Verzweiflung! Tod!

Jason
(kommt taumelnd von links und dringt sich durch Rauch und Flammen Bahn; außer sich.)
Die Kinder! — Die Kinder! — Du giebst sie mir!

Medea.
Mein Wort ist heilig.
(Mit einer raschen Bewegung durchsticht sie die Kinder.)
Hier, Vater, hier!
(Sie wendet sich und verhüllt das Haupt.)

Jason
(reißt die kleinen Toten mit einem wahnsinnigen Aufschrei an sich und stürzt nach rechts hinaus.)

Medea
(enthüllt ihr Antlitz und wendet sich der Säule zu, an der das Vließ hängt. Sie holt es herab.)
Dem Rachen, der dich an dies Land getragen,
Furchtbares Vließ, vertrau' ich dich und mich,
Und unser Schicksal den allew'gen Göttern.
Kein Segel, kein Ruder. Was sie uns
Bestimmen, ist das Rechte. Beten wir
Um ihren Frieden und ein gnädig Ende.

(Sie schreitet ruhig aus dem Saal, der alsbald, nachdem sie ihn verlassen, zusammenstürzt. Über den Trümmerbauten hinweg sieht man das Meer nun ganz nah und klar. Es ist Morgen geworden. Noch einmal tritt **Jason** durch die Trümmer und begegnet **Medea**, die den Weg zum Strande hinabsteigt. Sie hält ihm das Vließ entgegen.)

Jason (taumelt zurück.)
Des Drachen Tatze zuckt — der Fluch — verloren!
(Er stürzt sich ins Meer. Medea verschwindet hinter der Szene.)

(Die Bühne ist leer geworden, die Glut erloschen. Man hört nur noch das Rauschen des Meeres. Nach einer Weile steigen die Okeaniden aus dem Wasser, lagern sich auf den Riffen, am Ufer und auf den Trümmern des Palastes.)

Die Okeaniden.
Den Funken, der hell den Kindern zur Lust
Aus dem Steine springt, ihn schwellt ein Hauch
Zur Flamme, die wachsend mit Geistergewalt
Den Marmor zerbricht und das Eisen zerreißt
Und in höllischer Glut, die kein Leben verschont,
Paläste und Städte dahinrafft.

So wächst der Fluch der menschlichen Schuld
Aus Zwergengestalt zum Giganteugetüm
Und würgt mit unersättlicher Hand,
Bis das Ärgste gethan und der Götter Huld
Dem furchtbaren Ring
Das Opfer entreißt und den Opferer.
Im Rachen trägt sie die Müden still
Durch Wogen und Sturm an heiliges Land

Digitized by Google

Zu des Friedens gesegnete Freistatt.
Dem Sterblichen, der sie liebt und ehrt,
Verleihen die Götter als höchstes Gut
Einen einfachen Sinn, ein zufriedenes Herz,
Dann gleitet sein Leben, ein murmelnder Bach,
Unter Erlen dahin und Weidengebüsch
In die wunschlosen Reiche der Schatten.*)

(Während dieses Gesanges zieht **Medeas** Nachen mit dem leuchtendem Blick am Mast ruhig durch das Meer.)

*) Der Herr Verfasser behält sich das Recht der Convexition vor.

Gebet.

Tiefe, stille Mitternacht
Mit dem Glanz von Ewigkeiten
Und der feierlichen Pracht
Schweigender Unendlichkeiten,

Sieh mich vor Dein Angesicht
Im Gebete niedersinken
Und aus Deinem milden Licht
Einen Trost der Seele trinken.

Stumme Größe der Natur,
Unermeßlich hingebreitet,
Ich bin Mensch, Mensch bin ich nur,
Den die Sehnsucht zu Dir leitet.

Ach, ich fühle mich nicht mehr,
Übermächtig Dich empfindend;
Über mich gehn Schauer schwer,
Deine Ewigkeit verkündend.

Was bin ich? Gieb Trost, Natur,
Über Menschenschmerz erhaben!
Laß mein Leben seine Spur
In den Weg der Menschheit graben. —

Kurt Münzer.

Rast.

Mein Mäntel ward mir schier zur Last;
Nun halt' ich kurze Willagsrast,
Unter den schattigen Bäumen
Ein wenig zu säumen, zu träumen.

Ich bin ein Wandrer ohne Ziel —
Der Städte und Länder sah ich viel,
Der Menschen, der alten und jungen,
Die dasselbe Liedchen sungen.

Dasselbe Lied seit der Erde Beginn:
Woher — wohin? Woher — wohin?
Was sollen die Freuden, die Leiden,
Und was soll Lieben und Scheiden?!

Aber ich hab' ein leichtes Gemüt:
Ein Blümlein, das am Wege blüht . . .
Oder es kommt mir ein Mädchen entgegen . . .
Da ist mir das Herz voll Segen —

So wand're ich froh durch die Lande hin . . .
Nur manchmal, wenn ich ganz einsam bin
In Regen und Sturmgebrause —
Dann sehn' ich mich so nach Hause.

Und dann, dann bin ich nimmer froh,
Denn ich weiß nicht wie und weiß nicht wo
Ich meine Heimat finde —
Und dann bang' ich gleich einem Kinde.

Christoph Flaskamp.

Der alte Fuchs und der junge.

Als der Fuchs wurde schwach und alt,
Fand er den Sommer viel zu kalt,
Den Frühling trocken, den Herbst zu feucht;
Winters starb er. „Die Erde sei ihm leicht!“

Sprach der junge Fuchs gerührt,
Stahl ein Huhn und hat sich geführt
Wie der Alte in jungen Tagen;
Später wird er auch so klagen.

Hans M. Grüninger.

Frühlingsgruß.

Die Sonne funkel golden in's Zimmer
Und badet Alles in hellem Glanz,
Und schillernd spielen in ihrem Schimmer
Staubkörnchen ihren lustigen Tanz.

Vom Dache rieselt in hellen Tropfen
Der Schnee, der in der Wärme taut,

Und ein paar freche Spatzen klopfen
Aus Fenster gar und schreien laut.

Und was geschlafen, wird wieder munter,
Schon flieht der Winter in raschem Flug;
D'rum schlucke das bischen Sorge herunter —
Der Frühling ist da, und das ist genug!

Ernst Ludwig Schellenberg.

Digitized by Google

Die Venus von Milo.

Von Alexander Pache.

Timchens klappte leise das Buch zu, wischte sorgfältig die Feder aus, schob den grünen Lichtschirm von der Stirn und schlüpfte in seinen dünnen, viel zu kurzen Überrock, nachdem er den fleckstarrenden Schreibärmel abgeknöpft und als Tuch um den langen dünnen Hals gebunden. Er wünschte dem Herrn Rechtsanwalt respektvollst einen guten Abend und eilte bald mit langen Schritten durch die bereits hell erleuchteten Straßen der Vorstadt. Es war bitter kalt und stürmisch; um die Straßenecken pfiff der Dezemberwind und fuhr dem armen Schreiberlein in Ärmel und Hosen, daß er vor Frost zitterte und seine langen Beine zu immer größeren Sprüngen trieb. Ihn fröstelte noch mehr, wenn er an die kalte, zugige Mansarde dachte, die ihn erwartete. Heute wollte er sich doch wenigstens etwas Warmes gönnen und dann schnell zu Bett gehen.

Er bog in eine Nebengasse ein und stieg die Treppe zu einer Kellerwirtschaft hinab, nahm an einem der unsauberen Tische zwischen fluchenden Eckenstehern und vespernden Droschkenkutschern Platz und ließ sich einen mächtigen Topf Warmbier geben. Ah! wie wohlig das heiße Getränk seine erstarrten Adern mit Wärme füllte! Ein angenehmes Behagen überkam ihn und ließ ihn mit der Zeit fast so etwas wie lustig werden. Er hatte die Kühnheit, eine zweite Auflage des belebenden Trunks zu genießen, ohne sich Vorwürfe wegen seiner Verschwendung zu machen. Seine blasse, spitze Nase rötete sich, seine eingefallenen Wangen bekamen Farbe, seine großen, blauen Augen fingen an, vergnüglich zu leuchten. Er geriet fast in eine verwegene Stimmung; die Unternehmungslust wurde wach in ihm. Er beschloß, ein wenig zu bummeln; was sollte er auch jetzt allein in seiner kalten, kahlen Mansarde?

Timchens erhob sich, hüllte sich fester in den abgeschabten, aber peinlich sauberen Rock und schlüpfte hinaus. Er hielt die Richtung nach der Stadt ein; ihn verlangte, Licht und Leben zu sehen, weihnachtsfröhliche, geputzte Menschen und ihr Lachen zu hören. So eilte er durch die lichterhellten Hauptstraßen mit ihren glänzenden Läden und den darin aufgestapelten Schätzen. Nur selten hatte ihn sein Weg in diese Gegend geführt, es sei denn, daß ihn sein gestrenger Chef mit irgend einem geschäftlichen Auftrag hierher geschickt hatte, dann aber hatte er sich immer beeilen müssen, und so kam es, daß ihm das abendliche Treiben und Gewühl fast unbekannt war, zumal, da er erst vor wenigen Monaten vom Lande gekommen, um hier seine Schreiberstellung anzunehmen.

Mit weit geöffneten Augen starrte er auf die Auslagen mit den hohen Spiegelfenstern, hinter denen lange Reihen winziger Gaslämmchen die Eisblumen des Glases wegleckten. An dem großen Eckladen einer Kunsthandlung blieb Timchens wie gebannt stehen, seine Hände krampften sich zusammen in leidenschaftlichem Entzücken, durch seine Lippen kam ein leiser hoher Ton. Seine Augen waren an einem großen Bilde, einer Heliogravüre, haften geblieben, die in der Mitte des hohen Schaufensters stand und in tadelloser Ausführung eine Reproduktion der Venus von Milo zeigte. Die Strahlen der elektrischen Glühbirnen, die durch vorüberrasselnde Wagen und Trambahnen in ewig zitternder Bewegung waren, tanzten auf dem Bilde, riefen wundervolle Lichteffekte hervor und tauchten den Leib der Göttin, der sich blendend weiß vom dunkelblauen Hintergrund abhob, in lebensvoll warmen Glanz.

Timchens stand wie ein Verzückter. Er hatte sich in die Masse der Beschauer gedrängt, die das Fenster belagerten, mit beiden Händen stützte er sich auf die kalte Messingstange, die zum Schutz vor dem Spiegelglas angebracht war; vorgebeugten Leibes drückte er sein Gesicht, das vor innerer Erregung glühte, an die nasse Scheibe. Er sah nichts von den ihn umgebenden Menschen, die ihre Plätze wechselten, weiter eilten, von anderen Neugierigen abgelöst wurden; er bemerkte nichts von

Digitized by Google

den übrigen Gemälden und Statuen, die im Schaufenster standen — er sah nur immer mit brennenden Augen auf die große blaue Heliogravüre in der Mitte. Ihm war dieser Anblick wie eine Offenbarung gekommen. Nie in seinem Leben hätte er für möglich gehalten, daß ihn etwas so in Entzückung zu setzen vermocht hätte. Er wagte kaum zu atmen, aus Furcht, den Zauber, der ihn gebannt hielt, zu zerstören. Das Rasseln der Wagen und der betäubende Lärm des nächtlichen Großstadtlebens, das hinter seinem Rücken flutete, verschmolz zu einem leisen Meerrauschen, das seine Sinne umnebelte und ihm weithin zu entführen schien. Und immer schauten seine Augen auf diesen wundervollen, warmen Menschenleib. Er war geneigt, dies alles für einen Zauber, eine Erscheinung zu halten, und plötzlich mischte sich in sein Entzücken eine stetig wachsende Furcht, die Erscheinung könne verschwinden, der Zauber könne gebrochen werden.

Da packte ihn jemand unsanft am Arm und schob ihn zurück: „Andre wollen ooch wat seh'n, mein Lieber!“ Er taumelte zurück und griff nach der heißen Stirn. Da hatten sich auch schon andere zwischen ihn und das Schaufenster geschoben. Vergebens reckte er nun den kleinen schmächtigen Körper, er vermochte nichts mehr zu sehen. Eine Weile lang wartete er, immer noch zitternd vor heimlicher Erregung, dann wandte er sich zum Gehen, mechanisch vorwärts schreitend, wie innerlich geblendet von einem schmerzenden, aber unsagbar herrlichen Lichtstrom.

Wie ein Träumender erreichte er seine Kammer und warf sich, ohne das Licht anzuzünden, angekleidet auf das schmale Bett. Die erste tiefe Erregung war durch den langen Gang in der kalten Winterluft von ihm gewichen, aber er fühlte, wie in ihm noch immer tausend goldene Saiten vibrierten und seine Seele mit süßen Harmonien durchfluteten. Er schloß die Augen. Da stand das Bild der Göttin wieder vor ihm in all seiner sieghaften Schönheit, wie er es soeben geschaut. Er glaubte jede Linie des weichen Körpers, jede Falte des wallenden Untergewandes zu sehen, mit seinen zärtlichen Blicken zu fühlen; unwillkürlich breitete er seine Arme aus.

Timchens hatte noch nie in seinem Leben ein Weib hüllenlos gesehen; nie war ihm der Gedanke gekommen, die Körperformen des Weibes könnten so ganz anders, um soviel weicher, anmutiger und herrlicher, als die des Mannes sein; seine Seele war noch rein und keusch, wie die eines Kindes. So traf ihn dieser erste Anblick des herrlichen, unverhüllten Frauenkörpers wie eine göttliche Offenbarung. Ihm war, als ob er beten müsse, eine so fromme Scheu fühlte er in sich emporkeimen. Sein Verstandesleben war wie ausgeschaltet, ebenso wie sein sinnliches Wahrnehmungsvermögen, denn er fühlte weder den nagenden Hunger, der bereits wieder in ihm zu wühlen begann, noch die eisige Kälte, die durch das schlecht schließende Fensterchen drang und seine Haare mit Reif überzog. Alle seine Gedanken, alle seine Gefühle spielten um das geschaute Schönheitswunder. Endlich schlief er ein mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen. Ein heißer, glühender Traum zeigte seinen lebenden Sinnen den weichen, lebenswarmen Körper der Venus von Milo. —

* * *

Tags darauf konnte Timchens kaum den Schluß der Bureaustunde erwarten. Mit stetig wachsender nervöser Unruhe verfolgte er den Lauf des Zeigers an der Uhr, die ihm gegenüber an der Wand mit langsamer Stetigkeit hin und herpendelte. Sowie er auf der Straße stand, eilte er nach der inneren Stadt und befand sich in kurzer Zeit wieder vor der Kunsthandlung. Rücksichtslos schob er die Gaffer vor dem Fenster bei Seite — ah! da war das Bild noch! Er mußte sich beherrschen, um nicht einen jubelnden Schrei auszustoßen. Es schien ihm, als grüße ihn die Göttin mit einem leisen Lächeln ihres weißen Mundes, mit einem Lächeln, so leis und geheimnisvoll, das nur er es schauen konnte. Mit trunkenen Augen sog er die Schönheit des Bildes in seine Seele ein. Bald beherrschte ihn wieder dieselbe fieberhafte Erregung, derselbe glückselige Taumel, der alle seine Sinne gefangen genommen, als er die Göttin zum ersten Mal gesehen.

Wohl eine halbe Stunde stand er so, in staunende Anbetung versunken und ließ willenlos den Zauber auf sich wirken, mit beiden Händen hielt er fest die Messingstange umklammert, um nicht durch die Umstehenden, die fortwährend ihre Plätze wechselten, von seinem Standorte verdrängt zu werden. Schließlich ermannte er sich und suchte klarere Gedanken zu fassen. Er riß seine steifen, verklammten Hände von der Barrière los, mit einem heftigen Ruck, sodaß ein Teil der zarten Haut an dem eiskalten Metall hängen blieb.

Der brennende Schmerz brachte ihn wieder völlig zu sich. Aber noch immer hafteten seine Augen an der Venus und kehrten stets wieder zu ihr zurück, so oft er auch versuchte, sie diesem Banne zu entreißen. Der immer heftiger sich

Digitized by Google

bemerkbar machende Hunger bewog ihn endlich zu gehen. Einen letzten, langen Blick sandte er dem Bilde zu, und wieder war's ihm, als grüße ihn die Göttin zum Abschied mit einem leisen Lächeln ihres weißen Mundes. Mit zögernden Schritten, immer wieder nach der Kunsthandlung zurückschauend, entfernte er sich. —

Von nun an war sein allabendlicher Gang an diese Stätte. Jeden Tag nach Schluß des Bureaus konnte man seine hagere, ein wenig gebückte Gestalt erblicken, wie sie, dicht am Fenster der Kunsthandlung stehend, wohl eine Stunde lang ausharrte.

Die ganzen langen Arbeitsstunden, in denen er sich für kargen Lohn in dumpfiger Schreibstube abmühte, verklärte das Bewußtsein, Abends wieder am Schaufenster stehen und in Anbetung der Schönheit schwelgen zu können.

Er hatte unter dem Bilde den Namen gelesen, und nun bereitete es ihm ein immer wiederempfundenes Vergnügen, ihn bisweilen leise vor sich hinzumurmeln. Diese klangvollen Worte mit den vollen Vokalen, die sich so unwillkürlich den Ohre einschmeichelten, bargen für ihn eine Fülle süßesten Wohllautes in sich.

Oft kam es vor, daß er, wenn ihn in unbewachten Momenten seine Träumerei allzu willenlos machte, den Namen der Göttin aufs Löschpapier kritzelte. Zu Hause in seiner Schublade barg er einige Blätter, auf denen die Worte in den schönsten Schriftzügen, mit den seltsamsten Verschnörkelungen liebevoll hingemalt prangten.

Eines Tages während der Arbeit kam ihm der Gedanke, sich das Bild das ihn so entzückte, käuflich zu erwerben. Aber schon im nächsten Moment erschrak er vor der Kühnheit dieses Wunsches. Dennoch schwand er nicht aus seinem Hirn. Immer kam er wieder, und schließlich ward er so mit ihm vertraut, daß er seine Erfüllung nicht mehr ganz so unmöglich fand als vorher. An diesem Abend eilte er in bangster Erwartung nach der Kunsthandlung, auf dem Wege immer wieder rechnend, wie viel er bei äußerster Sparsamkeit wohl von seinem knappen Lohn erübrigen könne. Er wußte genau, daß an der Heliogravüre kein Preis vermerkt war, hoffte jedoch im Stillen, er werde nicht allzu unerschwinglich sein.

Als er sich genugsam wieder durch Anschauen des Bildes erquickt hatte, betrachtete er die übrigen ausgestellten Kunstgegenstände. Er glaubte vor Entsetzen in den Boden zu sinken als er an ihnen für sein Empfinden ungeheuerliche Preisangaben erblickte. Die kleine Skizze da, die kaum ein Drittel so groß war, wie die ersehnte Heliogravüre — er beurteilte in seiner Naivität natürlich den Wert der Bilder nach der Elle — kostete ja schon ein ganzes Vermögen, eine Summe, die monatelang für ihn zum Leben hinreichte. Es war also gar keine Möglichkeit, jemals das Bild erwerben zu können! Eine unsagbare Erbitterung überfiel ihn; zum ersten Mal in seinem Leben empfand er so etwas wie Neid den Reichen gegenüber, die sich sofort ihre kostspieligsten Wünsche befriedigen konnten.

Als er an diesem Abend nach Hause gekommen und sich mutlos auf's Bett geworfen hatte, überkam ihn bald der Schlaf und ein grausamer Traum zeigte ihm die ersehnte Göttin lockender und herrlicher denn je. —

Allmählich war mit Timchens eine völlige Veränderung vor sich gegangen, eine so tiefe Umwälzung in seiner Psyche, daß er sich selbst als ein völlig anderer vorkam. Er konnte jetzt nicht begreifen, wie er vorher hatte leben können, ohne eine Kenntnis von so hehrer Schönheit zu haben. Es kam ihm vor, als habe er bisher nur so stumpfsinnig hin vegetiert, als halbes Tier, das sich tagüber im Joch des Göpels abmüht, um Futter zu haben, abends todmüde auf's harte Lager zu sinken und andern Tags zu neuer unfruchtbarer Frohnarbeit zu erwachen. Es war in ihm urplötzlich seine künstlerische Natur erwacht, mit einem zähen Ruck hatte sie ihre jahrelangen Hüllen gesprengt, und nun sprudelte und quoll es in ihm wie von warmen lebendigen Quellen. In diesem äußerlich so häßlichen, armselig häßlichen Schreiberlein hatte ein künstlerisches Empfinden geschlafen, das nur der ersten Erweckung bedurfte, um von selber aufzublühen und eine Fülle von Duft über sein graues Alltagsleben zu strömen. Eine ganz neue Welt war vor seinem Auge erstanden; ungeahnte Entzückungen und heimliche Freuden bot sie ihm.

Nachdem die Tage des ersten Rausches verflogen waren, hatte er sich gewöhnt, neben der Venus von Milo auch die übrigen ausgestellten Kunstgegenstände mit aufmerksamstem Interesse zu betrachten. Er las die Unterschriften, merkte sich die Namen, begann bald die feineren Unterschiede in den Reproduktionen zu begreifen, und da die Auslage der kleineren Kunstblätter und Statuen öfters erneuert wurde, lernte er nach und nach die besten der alten und neuen Meister in ihren Hauptwerken kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Berliner Theater.

Von **Karl Emil Franzos.**

I.

Eine kurze Notiz im letzten Heft unserer Zeitschrift hat diese Rückschau auf die wichtigsten Erscheinungen der ablaufenden Theater-Saison bereits angekündigt und zu begründen versucht, warum ihr Verfasser, nachdem er leider im Laufe des Winters sie nicht schreiben konnte, nun gleichwohl hofft, nicht zu spät zu kommen. Ist der Leser nicht derselben Meinung, so könnte ihn die breiteste Ausführung jener kurzen Sätze nicht überzeugen. Lassen wir also alle weitere Einleitung und gehen nun an's Werk, zu untersuchen, was die Berliner Theater in den letzten fünf Monaten an bleibenden oder litterarisch wichtigen Werken gebracht haben.

„Oder", sage ich, denn beide Begriffe decken sich nicht immer. Der Fall, daß einem Werke in der Geschichte der Litteratur eine Zeile gesichert ist, während es sich auf der Bühne nur für Tage oder Wochen und auch da nur mühsam behaupten konnte, ereignet sich oft genug, wenn er auch nicht eben etwas Allträgliches ist. Und selten genug erklärt sich dies daraus, daß das Publikum dem Dichter gegenüber durchgefallen ist: er mutete den Zuschauern mehr zu, als sie, in den ästhetischen Anschauungen ihrer Zeit befangen, an Verständnis aufbringen konnten, sie gingen und andere Zuschauer kamen nicht; das Werk aber ging und kam wieder, nach Jahrzehnten auf der Bühne, oder doch in der Geschichte unseres geistigen Lebens. Viel häufiger trifft sich's leider, daß ein Werk, das nicht blieb und nicht zu bleiben verdiente, deshalb litterarisch wichtig ist, weil sein Verfasser ein sehr bedeutender Dichter ist, weil es Pflicht ist, seinem Schaffen Schritt für Schritt und mit Aufmerksamkeit zu folgen, gleichviel, ob dies erquicklich ist oder nicht.

Ein Fall dieser Art hat uns zunächst zu beschäftigen: Gerhart Hauptmanns Tragikomödie in vier Akten „Der rothe Hahn". Im November 1901 aufgetaucht, im Dezember verschwunden, wird sie nie wiederkehren, aber wer sich ernstlich für die Litteratur interessiert, wird sich doch mit der für die Bühne toten Arbeit zu beschäftigen haben. Es ist eine Pflicht, denn es handelt sich um ein Werk des Verfassers der „Weber" und der „Versunkenen Glocke"; aber es ist eine unerquickliche Pflicht. Und das Traurigste daran ist: dies ist nun in unmittelbarer, von keiner kräftigen Schöpfung, keinem Erfolg unterbrochener Reihe das dritte Werk desselben Dichters, von dem das Gleiche gilt. Auf „Schluck und Jau" folgte „Michael Kramer" und nun „Der rothe Hahn". Die Sprossen einer Leiter, die immer tiefer hinabführt, bedeuten diese drei Stücke, wie ich — freilich im Gegensatz zu vielen anderen Beurteilern — glauben möchte, vielleicht nicht, aber gewiß ist, daß keines von ihnen an die früheren Werke Hauptmanns auch nur entfernt heranreicht. Und das ist gerade schlimm genug. Freuen mag sich dieser Thatsache, wer ein Gegner Hauptmanns oder ein grundsätzlicher Gegner der Bühnendichtung ernsteren und edleren Stils und darum der Meinung ist, daß es ja an Lieferanten brauchbarer Theater-Stücke gottlob nicht fehlt; beschönigen mag diese Thatsache, wer auf Hauptmann eingeschworen ist und Tapferkeit genug hat, auch nun zum dritten Male das Sprüchlein zu wiederholen, das schon bei „Schluck und Jau" nicht hätte gewagt werden dürfen: „Armer Dichter! Das Publikum war für ihn wieder einmal nicht reif genug!" Wem aber die Entwickelung unserer Litteratur und damit die Entwickelung dieses begabtesten dramatischen Dichters, den Deutschland jetzt besitzt, am Herzen liegt, wird die Thatsache nur beklagen.

Es wäre ebenso ungerecht, wie verfrüht, über Hauptmann schon heute ein abschließendes Urteil zu fällen, geschweige denn zu sagen: „Früher leistete er Vortreffliches, jetzt Mittelmäßiges, bald wird er nur noch Schlechtes machen." An Stimmen dieser Art fehlt es nun freilich naturgemäß nicht, sogar an solchen nicht, die sagen: „Er ist derselbe geblieben; er hat nie etwas Bedeutendes gekonnt, nur habt ihr euch früher von ihm blenden, von dem Lärm der Reklametrommel, die für ihn gerührt wurde, betäuben lassen, und nun laßt ihr euch eben nicht mehr blenden, noch betäuben." Wer so spricht, war nie wert, von den „Webern" und dem „Fuhrmann Henschel" ins tiefste Herz hinein erschüttert, und durch die poetische und dabei urdeutsche Stimmung entzückt zu werden, die von der reizendsten Gestalt, die ein Dichter dieser Tage geschaffen hat, von dem „Rautendelein" ausgeht. Und wer so spricht, vergißt andererseits, daß besagte Reklametrommel heute noch so heftig

Digitized by Google

dröhnt wie nur je; sie wird ja nun mit der Ausdauer und dem Wagemut der Verzweiflung geschlagen . . . Nein, in dem Hauptmann von einst haben wir uns nicht geirrt, und die Frage, was er wert ist, darf nicht nach seinen letzten drei Stücken beantwortet werden. Den Verfasser der „Weber“, der „Einsamen Menschen“, der „Versunkenen Glocke“ und des „Fuhrmann Henschel“ lassen wir uns, lassen wir unserer Litteratur nicht entfremden. Aber wie erklärt sich der Hauptmann von Heute?!

Auch dies ist eine Frage, die zu beantworten noch nicht an der Zeit ist, weil das Material fehlt, und stände es einem zufällig zu Gebote — bei mir ist dies nicht der Fall — so müßte er's sich dreimal überlegen, ob er es benützen dürfe, um es dann sein zu lassen. Die Vivisection an Tieren ist zum Heil der Menschen gestattet und wird nur von dem kuriosen Häuflein empfindsamer Leute bekämpft, denen Tierschutz über Menschenschutz geht, aber Vivisection an Menschen ist nicht gestattet, und selbst für den Kritiker muß ja der dramatische Dichter ein — Mensch bleiben. Mit anderen Worten: es kann kein Zufall sein, daß einem Werke wie der „Versunkenen Glocke“ eine so kühne und, wenn auch verfehlte, so doch gewaltige Dichtung wie der „Florian Geyer“ folgte, und diesem „genialen Ungetüm“ wieder ein so edles und reines Werk wie der „Fuhrmann Henschel“, hierauf aber drei Stücke wie „Schluck und Jau“, „Michael Kramer“ und „Der rote Hahn“, vielleicht nicht, sagte ich schon als meine persönliche Meinung, eines schwächer als das andere, aber alle drei so schwach, so ganz und gar verhauen und verfehlt, daß schwer zu entscheiden ist, welches das schwächste sein mag. Das kann kein Zufall sein — und worin sollte die Erklärung liegen? In dem Wesen dieser Begabung, die eben nicht ausgiebig genug war und jetzt im Verbrauch ist?! Man denke an den Weg, den Hauptmann gegangen ist, den steil aufeigenden Weg von „Vor Sonnenaufgang“ zu den „Einsamen Menschen“, seinem ersten Höhepunkt, von diesem Drama voll reichsten inneren Lebens zu den oben bereits genannten Werken bis zum „Fuhrmann Henschel“, und man wird antworten müssen: „Unsinn! Ein solches, nicht bloß starkes, sondern auch originelles, und nicht bloß originelles, sondern auch vielseitiges Talent ist nicht plötzlich erschöpft; das reicht unter normalen Verhältnissen, wie uns die Geschichte der Litteratur lehrt, für Lebenszeit aus.“ Wo aber wäre hier das Anormale zu suchen?! Hauptmann ist heute noch nicht 50 Jahre alt, lebt in den denkbar sichersten Verhältnissen, darf, von Sorgen ungehetzt, in ländlicher Abgeschiedenheit nach Herzenslust schaffen. Wir stehen vor einem Rätsel, das erst nach langen Jahrzehnten seine Auflösung finden wird. Was wir heute sagen können, ist nur: Hauptmann arbeitet nicht mehr wie einst mit voller Kraft; es ist nicht mehr sein Bestreben, mit jedem neuen Werke zu wachsen, er giebt Halbes und Unfertiges aus der Hand. Das mußte man schon nach „Schluck und Jau“, nach dem „Michael Kramer“ sagen. Und nach dem „Roten Hahn“ muß man leider noch viel Traurigeres hinzufügen: Er topiert sich selber und die Kopie ist unendlich viel schwächer als das Original.

Das war das allgemeine Urteil über den „Roten Hahn“ gegenüber seinem Vorbild, dem „Biberpelz“, und da sich die Thatsache jedem aufdrängen muß, der beide Stücke kennen lernt, da sie zudem in sehr vielen Kritiken mehr oder minder erschöpfend nachgewiesen wurde, so widerstehe ich hier sehr leicht der ohnehin nicht großen Versuchung, das hundertmal von anderen Gesagte nochmal zu sagen. Aber eine andere Aufgabe scheint mir lockender, weil sie kaum noch unmissen wurde, geschweige denn, daß sie gelöst worden wäre. Daß es ab und zu einem fingerfertigen Litteraten, einem — das Wort im buchstäblichen Sinne genommen — Manufakturisten der Litteratur ein gutes Geschäft scheint, Figuren, die dem Publikum ein gewisses Interesse abgewonnen haben, nochmals vorzuführen, kommt sehr oft vor. Sehr selten aber hat bisher ein Dichter, der diesen Namen verdient, zu einem Roman, geschweige denn zu einem Drama eine Fortsetzung geschrieben, und wo sich dieser Fall ereignete, läßt sich zumeist auch erkennen, welcher künstlerische Calcul — gleichviel ob ein richtiger oder verfehlter; zumeist war es es ein verfehlter, — ihn dazu bewogen hat. Gehen wir der Frage nach, wie Hauptmann dazu gekommen sein mag.

Leicht ist die Antwort nicht; wir stehen scheinbar zunächst vor einem unlösbaren Rätsel. „Der Biberpelz“ ist eine Komödie von beschiedener äußerer Handlung, deren Wert in der vortrefflichen Charakteristik zweier Hauptgestalten, in der guten einiger Nebenfiguren, vor Allem aber in der blutigen, grellen, aber ungemein witzigen und schlagenden Satire auf eine gewisse Sorte servilen Beamtentums liegt, das die Gauner laufen läßt, weil die Behelligung der anständigen, aber politisch „verdächtigen“ Leute ihm keine Zeit dazu übrig läßt und zudem sein bißchen Verstand ganz in Anspruch nimmt. Es hat immer Leute vom Schlage dieses Amtsvorstehers von Wehrhahn gegeben, es giebt ihrer, es wird ihrer geben — und darum ist die Satire gegen sie an sich eine menschlich und politisch berechtigte — politisch im weiteren Sinne des Worts, eigentlich vom Standpunkt jeder Partei und am meisten des Staates, dessen schlimmste Gefahr diese Wehrhähne sind — und auch eine künstlerisch berechtigte, wenn sie mit so vielem Witz und dabei mit solchem Respekt vor der Natur durchgeführt wird, wie im „Biberpelz“. Diese Satire aber ist auch, wie ich bei der Lektüre des Stückes an mir selbst, bei der Aufführung an mir und allen Anderen beobachtet habe, der künstlerische Mittelpunkt des Stückes und ihm verdankte es einst seine Wirkung, wie es ihm

Digitized by Google

die Dauer dieser Wirkung verdankt; von der viscomica, die in den Charakteren steckt, könnte es nicht leben. Der erste Akt, wo wir nur die unsam schlaue, unsam schlechte Wolffen — dabei doch eine durchaus der Natur abgelauschte und mit menschlichen Zügen reich ausgestattete Figur — und ihre verlotterte Umgebung sehen, wirkt im Lesen nicht eben stark, und auf der Bühne noch weniger; selbst in Berlin war es so, wo das „Deutsche Theater" für die Hauptgestalt eine ganz ausgezeichnete Darstellerin von geradezu genialem Instinkt für diese Gattung ebenso schlauer, als genialer Naturen aus dem Volke hatte, und das wird sich darum anderswo noch fühlbarer gemacht haben. Erst der Schluß des Aktes, wo der verstoffene Amtsdiener dazu leuchtet, wie die Wolffen und ihr Mann den Schlitten für den Holzdiebstahl hervorholen, wirkt etwas kräftiger; das ist eben ein guter, wenn auch nicht teurer Witz. Und erst im zweiten Akt, wo sich Wehrhahn immer mehr als Dummkopf von knechtischem, nur nach einer Seite hin ausgebildetem Spürsinn entpuppt, wo seine Dummheit in der Verschlagenheit der Wolffen die richtige Folie findet, belebt sich das Interesse, um im dritten Akt, wo er gar er aufgebaut ist, wieder zu sinken; die Schlauheit und Schlechtigkeit der Wolffen mag durch noch so gut beobachtete Züge immer aufs Neue vorgeführt werden, das kennen wir schon und die Gestalten, die wir nen kennen lernen, so der ungerecht verdächtigte Doktor Fleischer, sind eben bald erfaßt — uns interessiert der Herr von Wehrhahn, der diesem Akt fehlt; wir freuen uns darauf, wie der Mensch in die Fallen der Wolffen und noch mehr in die Fallen der eigenen Dummheit gehen und sich gründlich blamieren wird. Darum ist der vierte Akt, wo dies geschieht, der beste, wirkt am meisten und ist von Anbeginn bis heute der eigentliche Anziehungspunkt des Stückes gewesen. Nach Recht und Gebühr; die Scene, wo Wehrhahn den beschohlenen Herrn Krüger durch die Aussage des Hehlers Willsow, der den Biberpelz gekauft hat, der Thatsache überführen, daß auch Schiffer zuweilen Pelze tragen, ist von einer natürlichen, ungezwungenen, komischen Kraft, wie sie uns gerade in der allerneuesten Litteratur nur selten begegnet. Und so sei denn auch zusammenfassend wiederholt: an dem ganzen Stück ist die politische Satire das Beste, das Lebensvollste, und sie hat es auch lebendig erhalten.

Aber eben weil dem so ist, was konnte hier zu einer Fortsetzung, zu einer Wiederholung reizen? Die politische Satire genügt mich. Es ist immer gefährlich, immer vom Standpunkte des guten Geschmacks ein bedenkliches Wagestück, zu wiederholen, was man bereits einmal mit Erfolg vorgebracht hat, aber vollends einen witzigen Einfall zu wiederholen, ist eine arge Versündigung gegen den guten Geschmack. Nun ist aber der Einfall nicht bloß derselbe, genau derselbe, sondern es ist zudem auch seine Einkleidung eine minder glückliche als im „Biberpelz", ja eine geradezu verunglückte. Wehrhahn ist noch immer der bornierte Mensch, der auch diesmal einem Gebildeten, der nun nicht mehr Dr. Fleischer, sondern Dr. Boxer heißt, aber auch sehr gut derselbe Dr. Fleischer sein könnte, weit mehr Aufmerksamkeit schenkt als dem Verbrechen der Wolffen, hier Brandstiftung, das er von Rechtswegen aufdecken und bestrafen sollte; er läßt sich auch hier von ihr düpieren, sogar diesmal so weit, einen Unschuldigen zu fassen, nur wirkt das alles gar nicht komisch, auch nicht tragi-komisch, es wirkt überhaupt nicht. Und zwar keineswegs deshalb allein, weil wir es schon einmal angesehen haben, sondern weil hier die Pointe fehlt. Im „Biberpelz" begeht Wehrhahn eine ungeheure und darum komisch wirkende Dummheit, begeht sie lediglich deshalb, weil ihm seine Jagd nach angeblichen politischen Verbrechern, oder wie er es nennt, der „Kampf für die heiligsten Güter der Nation" das bischen Verstand völlig umnebelt. Wie anders im „Roten Hahn"; hier begeht er einen Mißgriff, der nach Sachlage selbst einem gewiegten Untersuchungsrichter zunächst passieren könnte, und dieser Mißgriff steht mit seinem Spionieren nach Socialdemokraten u. s. w. in keinerlei Verbindung. Daß ein Dichter wie Hauptmann dies übersehen und sich so vergreifen konnte, ist an sich schwer verständlich; vollends unbegreiflich aber wäre sein Fehlgriff, wenn wir annehmen wollten, er habe auf diese Weise die politische Satire des „Biberpelz" wieder erreichen oder gar überbieten wollen. Das ist ganz unmöglich; so grob kann ein bedeutender Dichter nicht irren.

Es muß also etwas anderes am „Biberpelz" gewesen sein, was ihn zur Wiederholung verlockte. Und das kann naturgemäß nur der Charakter der Wolffen gewesen sein; seine Anhänger haben dies nachträglich gleichsam offiziös erklärt; es war überflüssig; das mußte sich jeder denkende Zuschauer oder Leser selber sagen. Nun, dagegen ließe sich an sich nichts sagen; es kommt ja nicht häufig vor, daß ein Dichter einen von ihm geschaffenen Charakter für so interessant hält, um ihn nochmals hinzustellen, aber an sich ist das vom künstlerischen Standpunkte gewiß nicht unerlaubt; sieht diese zweite Darstellung an psychologischer Kraft und Eindringlichkeit über der ersten und ist das Stück als Ganzes noch besser oder mindestens ebenso gut wie das erste, so werden wir aus dieser Wiederholung nicht eben auf einen großen inneren Reichtum des Dichters schließen, ihm aber gern folgen. Anders hier; der Charakter erscheint durchaus nicht vertieft — im Gegenteil — und es ist ihm nur gegen den Schluß eine Färbung gegeben, die nach etwas besonderem aussieht und es nicht ist. Das Stück aber ist an sich unendlich schwächer als der „Biberpelz".

Es fällt mir nicht leicht, von einem Dichter wie Hauptmann in dieser ablehnenden Tonart zu sprechen, und es wäre mir selbst erwünscht, wenn ich daneben auf Gutes hinweisen könnte. Aber ich habe es bei

Digitized by Google

der Aufführung, so vortrefflich sie war, nicht entdeckt, und im Lesen womöglich noch weniger. Die Frau Wolffen hat nun einen Schuster Fielitz geheiratet und heißt jetzt die Fielitzen; sie sucht ihren Mann nun nicht mehr zum Diebstahl, sondern zur Brandlegung an, aber sie ist genau die Gestalt des ersten Stücks, und was hier an Einzelzügen zu ihrer Charakteristik beigebracht ist, ist sichtlich, ist handgreiflich schwächer, als was uns der „Biberpelz“ brachte. Und das Gleiche gilt von Wehrhahn. Die Gestalt des „Rauchhaupt“, die hier neu auftritt, ist nicht unwirksam, aber von keinem starken psychologischen Interesse. Im zweiten Akt sieht die Handlung eine Weile still, dann vollzieht sich der Brandfrevel vor unseren Augen; der dritte Akt, die Verhandlung vor Wehrhahn, gewinnt durch das jähe Hervortauchen gewisser Züge in jenem Rauchhaupt, deren wir ihn kaum für fähig gehalten hätten, einiges dramatische Leben, namentlich in der Darstellung; in der Lektüre — und das ist das sicherste Kriterium, wie viel von der Wirkung dem Dichter, wie viel den Darstellern gebührt — habe ich mich weit weniger ergriffen gefühlt. Immerhin zeigt dieser dritte Akt, namentlich am Schlusse, einen Abglanz von Hauptmanns früherer Kraft, und der Gesamt-Eindruck wäre wohl ein noch besserer, wenn die Wolffen mehr hervortreten würde. Im vierten Akt aber ist sie wieder die Hauptperson und ihre Thätigkeit besteht darin, Reden zu führen, die recht wenig hörenswert sind, und dann zu sterben. Also keine Komödie und noch weniger eine Tragikomödie. Daß ein schlechtes Weib, über das wir im „Biberpelz“ herzlich gelacht, im „Rothen Hahn“ zum mindesten noch gelächelt haben, schließlich als sieche Greisin stirbt, ist nicht tragisch.

„O doch“, wendet mir vielleicht der Dichter ein, „nur verstehst du den Charakter und die Wendung in's Tragische nicht, die ich ihm gebe.“ Wenigstens vermuthe ich, daß mir der Dichter dies selbst antworten würde, weil die Offizjösen Hauptmanns mit einer Einmüthigkeit, die kaum ein Zufall sein kann, das Gleiche eingewendet, ja sogar dieselbe Stelle zitiert haben. Ich setze die Worte hierher:

„Dumbeet regiert de Welt. Was sein mir: Sie, ich und wir alle zusamm'? Mir kan uns mußt schinden und schuften durch's Leben, coner so gutt, wie der andere dabier. Nu etwa! Also! Mir wer'n well Beschced wissen! Wer ni mitmacht, is faul, wer da mitmacht, is schlecht. — — Ma hullt doch bloß all's ans'm Dreck raus. Unsereens muß jeden Dreck doch auffassen! Da beckt's immer zutt sein. Wie fängt man's eck an? . . . Ufbegehrt ha' ich, das is wahr. Nu ganz natürlich eck. Ma will ebens aus dem Matsche raus komm', we wir alle uns rum beißen tönn mitsamm. Rans! Fort! Meinswegen eck bicher muß. . . .“

Und diese Trivialitäten sollen der Gestalt angeblich den Stempel des Tragischen und dem Stück den der Tragikomödie aufprägen! Verstehe das, wer kann, ich versteh's nicht.

Nur eins ist mir verständlich: hier ist, glaub' ich, der Schlüssel gefunden, wie Hauptmann zu dem ganzen verunglückten Experiment kam. Ihm schwebte vor, die Gestalt so zu verriesen, daß alle ihre Schlechtigkeit gleichsam nur als das Ergebnis des grausamen Kampfes uns's Daseins erscheinen sollte, den der Einzelne führen muß. Aber was alles hätte dazu gehört, diesen Gedanken in Fleisch und Blut umzusetzen, und angenommen, daß es gelungen wäre, wär' es der Mühe wert gewesen?! Ich bezweifle dies. Der Gedanke ist an sich zu verbraucht, und ohne Hinzutreten neuer starker Motive und ihre lebensvolle Ausgestaltung nicht wirksam zu verkörpern.

Bis zu einem gewissen Grade ist es Hauptmann auch bei seinen beiden letzten Stücken ähnlich gegangen. „Schluck und Jau“ und „Michael Kramer“ wollen gleichfalls ins Tiefste geben, geben auch in einzelnen Reden den scheinbar tiefen Grundgedanken, der sich bei näherem Zusehen als trivial entpuppt. Man denke was in „Schluck und Jau“ Karl, der Genosse des Fürsten, des Jan Rand, von Leben und Sterben sagt — ich habe die Stelle Band XXVII. S. 55 in meiner Besprechung dieses Stückes zitiert — und was dort Jau selbst äußert:

„Ich weiß Bescheed! 's kimmt alles nu eens raus!
Mir sinn se nischt vier mache.“

Und denselben tiefsinnigen „Bescheed“ weiß auch die sterbende Wolffen und viel anderes weiß auch Michael Kramer an der Leiche seines Sohnes nicht.

Die hastige Arbeit mit halber Kraft, der Wunsch, durch „Ideen“ zu wirken, nicht durch Menschen und Handlungen, der Zug des Unfertigen — das ist das Gemeinsame in all den drei letzten verunglückten Dramen Hauptmanns. Und sein nächstes Werk wird nur dann wieder ein gutes sein, wenn er's mit Aufgebot all seiner Kraft macht. Sonst nicht. Was er dann leisten kann, wissen wir, aber dazu gehört nicht bloß der Wille, sondern ernste Selbstzucht des Künstlers, die immer auch Selbstzucht des Menschen sein muß.

Improvisationen von Ferdinand Sauter.

Ferdinand Sauter, der Dichter des „Gassenliedes“, das vor einem halben Jahrhundert hunderttausende von Österreichern auswendig kannten und zitierten, lebt heute nur noch außer wenigen Gedichten in Anthologien durch die unzähligen politischen und unpolitischen Gnomen fort, die aus seinem Munde zitiert werden; die „Gedichte“, die sein Freund Julius von der Traun (Alexander Schindler) 1855 nach seinem Tode herausgab, sind längst verschollen. Mit Unrecht: er gehörte nicht bloß zu den begabten Lyrikern Österreichs, sondern hat zuweilen Töne von

Digitized by Google

origineller, packender Kraft und Gewalt angeschlagen; auch seine Satire weist trotz allen Cynismus auf viel Reichtum an Geist und noch mehr an Gemüt.

Freilich war er ein „wildes Genie“ und machte sich durch seinen Lebenswandel wie durch seine Spottlust fast ebenso viel Feinde, als er Menschen kennen lernte. Am 6. Mai 1804 zu Werfen, einem Marktflecken im Salzburgischen, als wohlhabender Leute Kind geboren, erhielt er im Elternhause eine vortreffliche Erziehung, verließ aber das Gymnasium kurz vor dem Abiturienten-Examen, weil er sich der — keineswegs allzustrengen gehandhabten — Schulzucht nicht fügen wollte, wurde Kommis in einer Papierhandlung, und führte ein ebenso dürftiges wie zügelloses Leben. Gleichwohl hielten ihn Dichter wie Grillparzer und Lenau, Halm und Bauernfeld ihres Umgangs wie ihres Wohlwollens wert; durch ihre Vermittelung erhielt er eine Stelle als Beamter bei einer Assekuranz-Gesellschaft, die ihm die bescheidenen Mittel gewährte, deren er bedurfte. Denn allerdings war er mehr in Weinstuben und Cafés, als in seinem Bureau, geschweige denn in seiner Dachkammer zu finden, aber er war nicht eigentlich ein Säufer; zwei „Pfiffe“ (Zehntelliter) Wein genügten ihm zu einer leider ausgiebigen „Begeisterung“. Was er in seinen wenigen nüchternen und den vielen halbberauschten Stunden schrieb, sammelte, wie gesagt, sein Landsmann Alexander Schindler, so daß es nach Sauters Tode in zahmer Auswahl erscheinen konnte; die politischen Lieder freilich, namentlich die politischen Strophen des „Gassenliedes“, wohl der furchtbarsten Satire auf das reaktionäre Oesterreich, konnten auch 1855 nicht gedruckt werden, könnten es auch heute noch nicht, pflanzten sich aber Jahrzehnte lang von Mund zu Mund fort.

Sein Merkwürdigstes leistete Sauter vielleicht als Improvisator; alle seine Zeitgenossen sind darüber einig, daß ihn auch dieser Richtung kaum ein anderer erreicht habe. Es gelang ihm eben so leicht, als er es ungern that: ohne „Sängerlohn“, auch wenn er nur in einem „Pfiff“ Wein um drei Kreuzer bestand, that er es überhaupt nicht; fand sich ein solcher „Gönner“, so ließ er sich die Reime geben und schrieb dann im Flug das Gedicht — „im Flug“ ist hier ganz wörtlich zu nehmen; er brauchte thatsächlich nur so viel Zeit, als die Niederschrift erforderte. Diese Gabe blieb ihm bis zu seinem Tode — er wurde am 30. Oktober 1854 von der Cholera jählings dahingerafft — erhalten; auch zu einer Zeit also, wo er spontan keinen Vers mehr schrieb. Aus dem Sommer 1854 stammt ein solches Blatt, das uns vorliegt; es gehörte früher dem österreichischen Dichter Ludwig Foglar, der über die Entstehungsgeschichte erzählt, er habe einmal des Abends, in Gesellschaft J. L. Deinhardsteins, Sauter in einer Vorstadtkneipe trübselig vor leerem Glase sitzend gefunden. Sie hätten sich zu dem „verbummelten Bruder im Apoll“ gesetzt, der sie, als sie drei „Pfiffe“ bestellt, angebrummt habe: „Aber dichten thu' ich Euch dafür nix!“ — „Wird auch nicht verlangt!“ sagte Deinhardstein. „Trinken S' nur!“ Sauter trank und sagte dann plötzlich: „Schenken laß' ich mir nix! Haben S' a Papier und an Bleistift?“ Beides war zur Hand. „So — jetzt diktieren S' die Reim'! Es kommt mir auf a paar mehr oder weniger nöt an!“ Sie diktierten ihm zusammen 32 Reime, die er niederschrieb. „Und was soll's werden?“ fragte er weiter. — „Eben ein Gedicht“, war die Antwort. — „Aber worüber?“ — „Ihre Stimmung. Aber um es Ihnen zu erleichtern — machen Sie vielleicht zwei Gedichte über ein anderes Thema!“ — „Ich brauch' keine Erleichterung“, erwiderte Sauter stolz. „Alle zwei Gedichte, aber über dieselbe Stimmung!“ Und er schrieb in fünf Minuten fast ohne jede Korrektur:

Heimweh.

O glücklich Los, als Dich die Heimat barg,
In Deiner Welt, wenn auch so eng und karg,
Vertrieben nun in kalter Menschen Wüste,
Ist dir umflort des Frohsinns heit're Küste.

Und jeder Tag beleuchtet Deinen Gram,
Der nächtlich dunkel in die Seele kam,
Wenn tanzend Leben weckt der neue Morgen,
Verzehrst Du Dich in Sehnsuchtsqual und Sorgen.

Dich lockt nicht Schwelgen und das flüssige Gold,
Und was dem Menschen sonst im Leben hold,
Kein Lächeln ist Dir, trauernd Herz, gelungen,
Wenn trunk'ne Lippen Glück und Lust besungen.

Es ist vorbei, mag stranden denn mein Schiff
An meines Seelensturmes steilen Riff,
Ach Gott, mich wird kein liebend Herz beweinen
Und überm Grabe fremde Sterne scheinen.

Ursprünglich stand Vers 12 „frohe“ (nun „trunk'ne“) und Vers 15 „Aug'“ (nun „Herz“). Aber nun folgte ein „Pfiff“ als „Sängerlohn“ und das nächste Gedicht war abermals in fünf Minuten fertig, fiel aber viel schwächer aus:

Einsam!

O traurig, wem ein Gott Gefühle gab
So einsam an dem Zeitgestühl zu weben,
Indeß der Sommer reift die vollen Reben,
Sich irrig rankend auf am Stab.

Verarmt an Glück, muß du von fremdem Wohl
Die schlaflos langen Mitternächte träumen,
Wie auch des Lebensbechers Fluten schäumen,
Dein Herz bleibt leer, wie auch der Becher hohl.

Doch zage nicht und kräft'ge Deinen Mut,
Noch herrlich ist's in späten Tagen lieben,
Mag rings um Dich auch Glück um Glück zerstieben
Dein Eichenherz, es trotzt des Sturmes Wut.

Vielleicht wird eines neuen Lenzes Strahl
Auf deines welken Herzens Blumen blicken,
Und doppelt mag solch spätes Glück entzücken,
Umvergeßlicht aus des Entbehrens Qual.

Hier ist auch, wie man sieht, Vers 4 um einen Fuß zu kurz geraten. Allerdings sind die beiden Gedichte auch in dieser Gestalt Beweise eines immerhin seltenen Formtalents und scheinen uns aus diesem Grunde, wie als Kuriosum einen Platz in dieser Zeitschrift zu verdienen.

Freiwillig improvisierte Sauter höchstens politische Gedichte, in denen sich sein Grimm gegen die Reaktion austobte. Auch von diesen sei eine Probe mitgeteilt, die gleichfalls Ludwig Foglar aufbewahrt und uns überliefert hat. Als er an einem Sommertag von 1850 mit lustigen Genossen, darunter Sauter, von Wien aus einen Ausflug auf den Schneeberg machte, riß der verbummelte Dichter auf dem ganzen Weg zotige Witze; auch daß ihn, als er

Digitized by Google

ins Gesträuch griff, eine — übrigens nicht giftige — Natter biß, verschlug ihm nichts. Erst auf dem Schneeberg wurde er still, ließ sich flugs das Fremdenbuch geben und schrieb mit flinkem Stift die folgenden Zeilen:

Du mein lieber, schöner Schneeberg,
Hast mich wunderbar ergötzt,
Weil du in Belagrungszustand
Bist noch nicht versetzt.

Weil mich Deine roten Blumen
Wunderbar entzückt,
Weil der alte Vater Welden
Hier kein Blatt noch unterdrückt.

Weil um Deine Riesenstirne
Freie Lüfte weh'n,
Weil ich nirgends hier Soldaten
Und Gensdarmen hab' gesehn!

Holde Freiheit, steig' bald nieder
Von den Bergen in das Thal,
Und erlös' uns alle endlich
Von der ausgestand'nen Qual!

Frei die Berge, frei die Thäler
Alles, Volk und Land, befreit
Sei alsdann Verstand — Minister,
Und Regent — der Geist der Zeit!

Einer Erklärung bedürfen die Anspielungen nicht; „Vater Welden", der Feldzeugmeister, war damals Militär-Gouverneur des niedergeworfenen Wien. Man sieht, die Improvisation hätte dem Verfasser leicht unliebsamen „Sängerlohn" seitens der Polizei einbringen können. Der tollkühne Mann ließ sich aber dennoch nicht abhalten, seinen Namen darunter zu setzen. „Ihr seid's Trottel!" wehrte er ab, als ihn die Genossen warnten. Sie ließen aber nicht locker, und erzählten Beispiele in welcher Art weit minder verfängliche Reime damals schwer gestraft worden seien. „Ne ja!" sagte Sauter, „Ihr habt's ja nicht ganz Unrecht. aber Halbtrotteln seid ihr doch — auf den Schneeberg kommen doch keine Gendarmen." — „Aber Besucher, die dich dann denunzieren könnten", wandten sie ein. — „Da habt Ihr wieder Recht", meinte er nun, radierte den Namen weg und setzte unter das Gedicht:

Müde,
Privat aus Wien,
am 8. Juni 1850
in einziger Gesellschaft
mehrerer Viertel-Trottel.

Dann aber verdroß ihn die Anonymität wieder und je zeichnete er — er dilettierte auch darin — mit flinkem Stift über die Verse sein Porträt mit der Unterschrift: „Dis ist der Mann, der von einer Noter gepisen ist worden."

Das sollte sich rächen. Zwar machten einige Besucher des Aufsichtsrunktes zu den Versen beifällige Bemerkungen, wie z. B.: „Brave!" — „Gut gegeben". — „Kaiserlich-königliche, merkt's es Euch!" Aber Einem, einem k. k. Hofrat, gefielen sie nicht, und er denunzierte sie. Nun waren andererseits auch Sauters Gönner, so namentlich Grillparzer, Halm und Deinhardstein, hohe Beamte, und so gelangte an Sauter rechtzeitig der Wink, das Blatt zu entfernen. Bei Nacht und Nebel lief er mit dem treuen Feglar auf den Schneeberg und riß das Blatt aus dem Buche. Feglar bewahrte es dann zum Andenken an einen merkwürdigen Menschen und eine traurige Zeit.

In demselben Sinne sei auch diese Mitteilung gedeutet.

Litterarische Notizen.

— William Shakespeare. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Schreyer. Leipzig, Eduard Arnnarius, 1900. — Herr Prof. Dr. Hermann Schreyer in Schulpforta ist ein tüchtiger Mann, voll des ernstesten Strebens, ein höchst gebildeter Mann und zudem in der Theorie des Dramas sattelfest, wie nicht viele. Könnten diese Eigenschaften den Wert einer dramatischen Dichtung sichern, so wäre sein „William Shakespeare" ein Meisterwerk, wäre es umsomehr, als der Autor offenbar auch die gründlichsten Studien über den Helden und seine Zeit gemacht hat und obendrein wahrlich nicht ohne Geist ist. Aber all dies reicht nun hin, eine Dichtung zu schaffen, die wahrhaft zu interessieren, geschweige denn gar zu packen und zu erschüttern vermag. Das haben wir hier deutlich empfunden: das starke dichterische Talent, das den gewaltigen und schwierigen Stoff bewältigen konnte, fehlt eben. Andere haben anders geurteilt, das soll nicht geleugnet sein, und in einer dieser Rezensionen — sie sind dem Buche beigeheftet — heißt es sogar: „Ohne Zweifel war sich Hermann Schreyer, als er sein Schauspiel „William Shakespeare" schrieb, bewußt, was er wagte, wer allem dessen bewußt, daß seine Dichtung beständig den Vergleich mit Shakespeares Dramen herausfordert. In einem solchen Falle heißt: neben dem Riesen nicht als Zwerg erscheinen, schon groß sein. Und Schreyer besteht den Vergleich mit Ehren . . ." Den Vergleich mit Shakespeare!! Wir haben unseren Augen nicht getraut, dann wieder in dem Buche selbst gelesen und nochmals gelesen und schließlich gesagt: Verantworte das der Herr, wie er kann, wir verantworten es, wenn wir aussprechen, daß es unsinnig ist, von Hermann Schreyer zu behaupten, er könne sich mit William Shakespeare in Ehren messen. Und weil wir denn schon im Citieren sind, so führen wir folgende Stelle aus dem Anhang an, in der Schreyer, als Argument gegen die Bacon-Theorie, anführt: „Mit Gelehrsamkeit und einem hohen Bildungsgrad hat das Schaffen des Dichters an sich nichts zu thun. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß gewisse Werke der Poesie durch das umfassende Wissen ihres Schöpfers einen besonderen Schmuck und Reiz erhalten können; häufiger aber ist wohl der Fall, daß die Gelehrsamkeit die Frische und Ursprünglichkeit der Dichtung mehr oder weniger beeinträchtigt." Sehr wahr. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Sachier, R., Trentila. Eine Sage aus dem Sachsengau und Schwarzwald. Freiburg im Breisgau. G. Rageczy. 1902.

Am Quell der Zeiten. Gedichte von Eugen Barnick, Carl Matthies, Johannes Meru. Berlin, Verlag „Orient". o. J.

Jensen, Wilhelm, Im achtzehnten Jahrhundert. Zwei Novellen. Leipzig, B. Elischer, Nachf. o. J.

Destinn, Emmy, Sturm und Ruhe. Gedichte. Berlin, Karl Duncker. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin.

Digitized by Google

Junge Stimmen.

Verschlossene Gärten.

Die Winde erzählen am einsamen Hang
Vom Frühling den wartenden Gärten;
Da wird den Gärten vom Lauschen bang,
Sie wissen nicht mehr, wie lang, wie lang
Die traurigen Tage währten.

In ihrem Traum nur brennt noch hell
Ein heißes heimliches Sehnen
Nach einem springenden Silberquell
Und einer Frau im Rosenrondell
Mit sanften Cantilenen.

Nichts ist den Gärten so wunderbar
Wie ein Lied aus dem Menschenleben:
D'rin ist der Liebe süße Gefahr,
Das Schicksal, dunkel, wild und wahr,
Und der Herzen verschwiegenes Beben.

Sie wußten nichts von der bleichen Frau,
Sie liebten bloß ihr Singen . . .
Das war so mild wie rieselnder Tau
Und machte die Abende weit und blau . . .
Wer wird das wiederbringen?

Denn eine Ahnung von großem Gram
Trat in ihr schweres Träumen. —
Und als der Frühling in Blüten kam
Und rings die Welt im Sturme nahm,
Da mußten sie ihn versäumen.

Camill Hoffmann.

Die Werbung.

Du legtest Zärtlichkeit in meine Seele,
Die Sehnsucht, Dich zu hegen und zu pflegen,
Stark Dich zu tragen über rauhen Wegen.
Ich steh' vor Dir und and're — also wähle!

Die Liebe, die ein starkes Herz Dir bietet,
Ist nicht ein fieberheißes Glutverlangen,
Kein Schwelgen und kein thränenfeuchtes Bangen,
S' ist eine Liebe, die Dich zärtlich hütet,

Die Dich für sich bewahrt und Deine Seele
Belauscht und ihre Süßigkeit genießet,
Dein Leben sanft mit ihrem Sein umschließet . . .
Ich steh' vor Dir und and're — also wähle.

E. G. Kolbenheyer.

Andacht.

Die Sonne sinkt im Westen,
Der letzte Strahl entflieht.
Ein Vogel in Abendröten
Pfeift sein Schreidelied.

Rings Wiesen, schimmernde Wellen
Und blühender Gärten Kranz.
Es will nun Friede werden.
Ich bin andächtig ganz.

Paul Rüthning.

Das Glück.

Wenn Du das Glück gefunden hast,
So halt es fest umfangen
Und bürd' ihm eine Küsselast
Auf seine Rosenwangen.

Es ist ein wundersellsam Ding
Und treulos ohne Maßen. —
Wenn's heut' an Deinem Halse hing,
Irrt's morgen auf den Straßen.

Digitized by Google

Heut' weilt es hier und morgen dort,
Kennt keine Ruh' hienieden,
Es wandert stets von Ort zu Ort
Und lächelt still zufrieden.

Es kommt und schwindet wie ein Dieb.
Und soll es Dich erquicken,
So mußt Du seinen Wandertrieb
In Fluten der Liebe ersticken.

Heinrich Becker.

Lied.

Mein Kahn liegt müde im dunklen Schilf,
Das mit den Wellen plaudert.
Ich warte auf den späten Mond,
Der hinter'm Walde zaudert.

Die Sterne fallen in den Fluß
Und glänzen aus der Tiefe,
Und immer stiller wird die Nacht,
Als ob das Leben schliefe.

Und drüben steht der dunkle Wald,
Rauscht leise und beklommen,
Wie aus den Tiefen seiner Nacht
Des Mondes Wunder kommen.

Kurt Münzer.

Saalritt.

Den wolkendunklen Zelter sattelt leise
In Abendgärten, rot und fern, die Nacht;
Es rüstet sich die keusche Sonnenwaise
Zum Weltenritt, zur hehren Himmelsreise
Durch ihrer Sterne junge Knospenpracht.

Sie schnallt den Helm sich auf die schwarzen Locken,
Darauf der Mond als Knauf und Zierde gleißt,
Und sprengt durch's All, und blaue Ätherflocken
Verstieben, vor ihr schwärmend, wie erschrocken,
Wie sie die Welt, gedämpften Hufs, umkreist.

Ihr Silberharnisch funkelt durch's Gelände, —
Sie zieht dahin, im weichen Dämmertrab . . .
Und wie zur Saal entbreitet sie die Hände,
Und streut sie ihres Reichthums stille Spende
Als Traum und Schlaf zur müden Welt hinab . . .

Hermann Bessemer.

Alte Straßen.

Du sollst nicht mehr die alten Straßen geh'n!
Die grauen Dächer, Kreuze, Staub von weiland;
Du aber ließest einen jungen Heiland
Aus Duft und Rauch und Moder Dir ersteh'n!

Hier standst Du öfters bis zum Morgenrot
Mit einem Freund — o diese langen Beichten!
Hier hast Du eifernd Deiner lieben, leichten
Und blonden Dame Gift und Dolch gedroht!

Vorbei dies alles . . . Schwere Schatten weh'n,
Erinnerungen klagen durch die Lüfte.
Durch alte Straßen geht man wie durch Grüfte, —
Du sollst nicht mehr die alten Straßen geh'n!

Paul Wertheimer.

Minne.

Blümlein wollt ich pflücken;
Bat es flehentlich:
Laß' mich doch noch blühen,
Mehr erfreu' ich Dich!

Vöglein wollt' ich fangen;
Flehte es so drein:
Laß mich doch im Walde,
Singe lieber frei!

Häslein wollt' ich jagen;
Zitterte es bang:
Laß mich doch noch springen,
Leb' doch nicht mehr lang!

Schätzlein wollt' ich freien;
Sprach das Mägdelein:
Willst Du mich nur haben,
Bin ich ewig Dein!

Theodor Rody.

Blüte und Frucht.

Wie bald verweht der Frühlingstraum!
Vereinsamt schweigt der Garten.

Nur wenige Früchte trägt der Baum —
Hundert der Blüten erstarrten . . .

Eduard Fehre.

Digitized by Google

Die Erbgräfin.

Erzählung von **Georg Bormann.**

(Fortsetzung.)

Gleich nach Tisch war sie mit der Baronin allein. Und nachdem die Erbgräfin, die auf dem Sofa saß, gesprochen, kam die alte Dame, so schwer ihr sonst das Stehen wurde, nicht mehr zum Sitzen, denn sie hatte eine Bußpredigt an ihre Gräfin zu halten, und bei einer solchen muß man stehen. Sie leuchtete in das verworrene, kranke Herz mit so heiligem Ernst und so mütterlicher Liebe hinein, daß es darin wieder hell und warm wurde. Aber wie der guten Alten dabei ihre weißseidenen Mützenbänder zitterten, so zitterte zugleich ihr altes, treues Herz, und ein paar Mal hob sie sogar wie drohend den Krückstock gegen ihre junge Gräfin, denn sie fühlte, es war die höchste Zeit gewesen, daß sie zu Worte kam.

„Ich bin eine alte Jungfer," sagte sie unter anderem in ihrer derben Manier, „aber soviel weiß ich, daß Heiraten, trotz allem und allem, auch eine Herzensangelegenheit ist. Aber wie weit sind Sie denn, armes Kind, in Ihre Herzkammern eingetreten? Ich will es Ihnen sagen: Bis dahin, wo Ihre Liebe zu Ebersberg und zu diesem Boden und — Ihr Stolz wohnen; bis dahin, wo Ihr eigenstes Selbst schläft, sind Sie nicht vorgedrungen. Ich aber will es wecken," — hier hob sie drohend den Stock — „und wenn ich mit nichts als mit dieser Krücke von der Ebersburg scheiden soll. Sage mir, Gräfin Vera, würdest Du diesem Manne Deine Hand reichen, wenn er nicht Graf Ebersberg-Seeheim wäre?"

Unwillkürlich war die Baronin in das „Du" gefallen, mit dem sie einst das Kind angeredet hatte. Und da hatte ihr Kind sie auch schon umfaßt, und sie vernahm die deutliche Antwort: „Nein, gute Mutter, ich hätte es nicht gethan!" Und nun mußte die alte Dame sich kräftig stützen, denn das große Kind ließ nicht so bald den lastenden Arm von ihrer Schulter und den schönen ungestümen Kopf von ihrem grauen Haupte. Aber sie stand fest, denn sie dachte bei sich: Dann ist's ja gut, dann ist's schon gut; das andere will ich erwarten!

Und am anderen Tage klopfte es an der Erbgräfin Thür, und herein trat die Baronin und führte an der Hand die etwas scheue Edith. Dann pflanzte sie sich vor die Erbgräfin hin und sagte, als wenn sie einen rechten Trumpf in der Hand hätte: „Wollt Ihr sehen, wie eine glückliche Braut aussschaut — da habt Ihr eine!" Und diesmal wurde die Erbgräfin umschlungen, und das that ihr von Herzen wohl.

Doch ganz frei und sich selbst wiedergegeben wurde sie durch eine Unterredung mit dem Reichsgrafen, der in den letzten Tagen wieder leidend gewesen war. Der Arzt hatte ihm bei längerem Aufenthalt auf Schloß Ebersberg Genesung verheißen, völlige aber erst dann, wenn er sich entschließen würde, den Staatsdienst ganz aufzugeben.

Die Erbgräfin fand den Vater sehr ernst gestimmt. „Mein Kind," sagte der Reichsgraf, indem er ihre Hand festhielt, „Du hast Dich bisher noch nicht in Bezug auf die Frage des Grafen Seeheim geäußert. Die Stunde unserer neulichen Unterredung war keine günstige; ich war mit Forstangelegenheiten mangenehmster Art beschäftigt. Ich will auch heute keine Entscheidung von Dir; nur meinetwegen habe ich Dich rufen lassen, um Dir mit aller Klarheit auszusprechen, was mir in den letzten Nächten immer wieder durch die Seele gegangen ist, und was ich damals vielleicht ungesagt ließ: Meine Wünsche in Bezug der Zukunft unseres Hauses bleiben dieselben bis zu meines Lebens Ende. Darüber aber steht der Wunsch, Dich glücklich, das heißt in Übereinstimmung mit Dir selbst zu wissen. Wir können in unserem Stande nicht ausschließlich nach unserem Herzen wählen, aber nie kann es mein Wille sein, daß Du ohne Neigung Dich vermählst. Ich

Digitized by Google

kenne Deinen Stolz, die Übereinstimmung mit meinen Ansichten über unsere Verpflichtungen zu gut, um Dich nicht zu ermahnen, ruhig noch einmal alles Für und Gegen abzuwägen, ehe Du mir Deinen Entschluß mitteilst. Deine Entscheidung, mein Kind, möge sie ausfallen wie sie wolle, ist auch die meine."

Mit diesen Worten war auch der letzte Druck von der Erbgräfin genommen. Sie küßte dem Vater die Hand und bat, die Angelegenheit bis zu seiner völligen Genesung ruhen zu lassen. Der Reichsgraf erklärte sich damit einverstanden, da Graf Seeheim keineswegs auf eine augenblickliche Entscheidung gedrungen, sondern vielmehr gebeten habe, Gräfin Vera Zeit zu lassen, ihn kennen zu lernen, nachdem er seinen Wunsch nun habe kundgeben dürfen.

Am Nachmittag waren die Damen in den Gemächern der Erbgräfin mit den kostbaren Stickereien für die Kirche beschäftigt; auch Marie wurde dazu erwartet. Die Erbgräfin, die zur Freude der Baronin, die den Grund recht wohl kannte, ganz den alten Frohsinn zeigte, dem heute fast ein Zug des Übermuts beigemischt war, hatte es sich ausgebeten, Marie von der Verlobung Ediths in Kenntnis zu setzen.

Als Marie, die ja von klein auf im Schlosse zu Hause war und die von allen, aber besonders von der Erbgräfin, geliebt wurde, kaum Platz genommen, hielt die letztere auch nicht mehr mit ihrer Überraschung zurück. Aber da sie nun einmal mit Marie auf dem Fuße der Neckerei stand, wie man sie nur dem zuwendet, dem man sehr gut ist, so wollte sie auch ihren Spaß haben. „Mariechen", fing sie listig an, „wir haben Dir heut etwas ganz Neues mitzuteilen."

„Was denn, Erlaucht?" fragte das Mädchen und schlug ihre großen, schönen Augen zu ihrer Jugendgespielin auf, als wenn dieselben sagen wollten: Mach's nur nicht gar zu schlimm!

„Ja, Mariechen", antwortete die Erbgräfin, „sagen möcht' ich's Dir nicht. Du mußt es raten; es betrifft hier eine von uns."

„Erlaucht, wie soll ich erraten —?"

„Mariechen, ich will Dir helfen", sagte die Erbgräfin hartnäckig. „Es handelt sich um eine Verlobung. Nun sieh einmal: Die Baronin ist's nicht." Sie erhob den Finger und deutete auf sich selbst: „Ich bin es auch nicht. Nun bleibst Du nur noch und das unreife Ding, die Edith. Nun habe ich Dir's aber leicht gemacht."

Das Mädchen hielt die langen Wimpern auf ihre Arbeit gesenkt und hatte das peinigende Gefühl, die aufsteigende Röte nicht bekämpfen zu können, die immer mehr ihr Gesicht bis unter das Stirnhaar überzog.

Die Erbgräfin sah es, sie bemerkte auch die ernstliche Verlegenheit des jungen Mädchens. Das hatte sie nicht gewollt, war aber über den Zusammenhang keinen Augenblick in Zweifel. Und freudig überrascht sprang sie auf, faßte ihre alte Spielgefährtin um und zog sie mit sich durchs Zimmer bis in die entfernteste Fensternische. „Liebste Marie, sei mir nicht böse," flüsterte sie zärtlich, „das habe ich nicht gewußt! Walther Wittig; nicht wahr, ich hab' es getroffen? Ach sprich doch, bestes Mariechen, Du siehst doch, welchen Anteil ich daran nehme."

„Erlaucht, was soll ich sagen?" antwortete das junge Mädchen verwirrt, „wir sind noch nicht verlobt."

„Noch nicht; siehst Du wohl. Also hat er doch zu Dir und dem Vater gesprochen. Ach, Mariechen, hast Du denn keine Vorstellung, wie ich mich darüber freuen würde?"

„Nun ja," gestand das junge Mädchen, doch gerührt von der Teilnahme der hohen Freundin, „es ist wie Erlaucht sagen. Wenn hier die Arbeiten beendet und seine Anstellung in der Hauptstadt gesichert ist, dann —"

Die Erbgräfin schloß, schon ehe Marie ihr Geständnis vollendet, den frischen Mund mit einem schwesterlichen Kuß. Daß sie dem Mädchen vor kurzem ein Unrecht zugefügt hatte, daran dachte ihre Seele nicht, weil sie sich keines Unrechts bewußt war.

Inzwischen waren die anderen beiden Damen mit ihrer Arbeit beschäftigt geblieben. Die Baronin liebte das Necken nicht und hatte ihren Verdruß schon zu erkennen gegeben; Fräulein von Linden hatte sich bereits an die unberechenbare Art ihrer jungen Herrin soweit gewöhnt, um einen kleinen Windwirbel wie diesen ruhig vorüberzusausen zu lassen, ohne nach seiner Entstehung zu fragen. Als die Erbgräfin mit Marie jetzt wieder zu ihnen trat, und die noch gesteigerte Lustigkeit der Erbgräfin — ohne daß weiter berührt wurde, was sie mit Marie vorgehabt — die überraschende Verlobung Ediths zum Gegenstande der Unterhaltung machte, war diese in ihrer glückseligen Stimmung so vortrefflich mit liebenswürdigen Humor gewappnet, daß auch die Baronin und Marie nicht mehr aus dem Lachen herauskamen, und das fromme Werk, das man

Digitized by Google

gemeinschaftlich betrieb, dabei die gedeihlichste Förderung erhielt.

Der nächste Tag brachte eine Überraschung weniger angenehmer Art, der aber die Erbgräfin jetzt mit vollkommener Ruhe entgegentrat. Schon am Vormittag meldete ihr die Baronin, daß Graf Seeheim auf dem Wege zur Hauptstadt, wo er persönlich manches für die Neu-Herrichtung seines Besitzes anordnen und besichtigen wollte, beim Vater vorgesprochen habe. Nachher beschied der Reichsgraf seine Tochter zu sich und teilte ihr mit, er habe dem Grafen in Bezug auf seine Werbung offen erklärt, daß er seine Wünsche ihr mitgeteilt und ihn nun bäte, ihr Zeit zu lassen, aus eigenem Willen und freiem Herzen ihre Entscheidung zu finden. Der Vater war wieder voll Anerkennung, wie verständnis- und rücksichtsvoll der Graf diese Antwort entgegengenommen.

Dieser war in der That zufrieden. Gräfin Vera, für die er vom ersten Augenblick, wo er ihr Bild gesehen, eine aufrichtige, starke Neigung empfunden hatte, erlaubte ihm also die Bewerbung. Daß sie eine Frist begehrte, fand er unter den gegebenen Verhältnissen ganz natürlich. Die Erbgräfin andererseits blieb jetzt entschlossen und mit sich völlig einig; nur wünschte sie den Gegner, denn als solchen betrachtete sie den Grafen, zu entwaffnen, ohne ihn zu sehr zu verletzen, denn sein Verhalten blieb doch nicht ohne Eindruck auf sie.

Der Graf blieb noch bis zum anderen Morgen. Das Diner vereinigte alle, trotz der entgegenwirkendsten Gedanken, in froher Stimmung, denn der Reichsgraf konnte heut zum erstenmal wieder bei Tisch erscheinen.

Es war ein wundervoller, stiller Spätherbsttag. Teils um den Vater in seinen gesellschaftlichen Pflichten zu schonen, teils Edithe wegen, die noch den Besuch ihres Bräutigams erwartete, ging die Erbgräfin auf den leise angedeuteten Wunsch des Grafen ein, noch einen Spazierritt zu machen.

Es dunkelte schon, als die beiden Herrschaften gefolgt von dem Reitknecht und zwei prächtigen sibirischen Jagdhunden, die der Graf bei einem früheren Besuche mitgebracht hatte, den Schloßweg wieder hinaufritten. Reiter und Reiterin befanden sich in einem lebhaften Gespräch, als das Erscheinen einer männlichen Gestalt auf dem sonst menschenleeren Wege die Erbgräfin mit einem krampfartigen Schreck durchzuckte. Es war der Architekt, der ihnen entgegenkam.

Nur zwei Gedanken beherrschten die Erbgräfin. „Der Verlobte Maries!“ und: „Was hast Du neulich gethan!“ und ein heißes Schamgefühl erdrückte und verwirrte sie. Und an der Seite ihres hochgeborenen Kavaliers that Stolz und Scham etwas, was ihr sonst nie, auch nicht in diesem Augenblick, in den Sinn gekommen wäre. Sie übersah den jungen Mann, der ehrerbietig grüßend zur Seite getreten war, holte mit der Peitsche aus und traf den einen der Hunde, der sich zu weit entfernt hatte, mit einem so scharfen Hiebe, daß er laut aufheulte. „Gut getroffen,“ lachte der Graf, und schon waren die Reiter hinter einer Biegung des Weges verschwunden.

„War das die Erbgräfin?“ fragte Walther Wittig und faßte sich an den Kopf, als ob ihn selbst der Schlag getroffen hätte. „War das die Erbgräfin?“ wiederholte er. Es wurde ihm ganz dumpf zu Sinn; er konnte sich gar nicht fassen. Mit innigster Freude hatte er erst heut morgen vernommen, mit wie offenkundiger Teilnahme sie das Eingeständnis von Maries Verlobung entgegengenommen. Schon das gräfliche Kind hatte der heranwachsende Knabe nur mit scheuer Ehrfurcht betrachtet; jetzt aber war sie ihm, dem Künstler, das Ideal der fürstlich vornehmen Frau geworden, und keiner hatte mit reinerem Verständnis in der vor dem Bilde zusammenbrechenden Seele der Erbgräfin gelesen als er. Denn das Gerücht von der bevorstehenden Verlobung mit dem Grafen Seeheim lag in der Luft. Nun war ihm das hohe reine Bild wie durch einen bösen Zauber mit einem Male entstellt worden, und er starrte darauf hin wie auf ein häßliches Blendwerk, das ihn doch nicht losließ. Verstört betrat er die Wohnung seiner Mutter, die er nach kurzer Zeit durch den Garten wieder verließ. Er hatte nur den Drang, wieder ins Freie zu kommen; was und wohin er eigentlich wollte, wußte er nicht.

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Der junge Mann wendete sich nach rechts und ging den Schloßberg hinunter. Nahe dem Fuße desselben sah er eine Anzahl Männer aus der Stadt her kommen und die Landstraße verfolgen; einer von ihnen trug eine Laterne. In dem vordersten erkannte er einen Bekannten, einen Förster, den er schon einmal auf die Entenjagd begleitet, und mit dem er neulich einen Dachs gegraben; die drei andern waren der Amtsdiener und zwei Waldhüter. Weil der junge Mann nicht in die

Digitized by Google

Stadt wollte, schloß er sich den Leuten, die ziemlich schnell gingen, ein Stück an, um sie nachher wieder zu verlassen. Indem alle eilig weiterschritten, teilte ihm der Förster etwas mit, worauf er aber nicht achtete, zumal er fast nichts verstand, da ein heimkehrender polternder Wirtschaftswagen die ganze Gruppe trennte. Nach ein paar Minuten standen sie vor einem kleinen Haus; die beiden Waldhüter schienen auf ein Zeichen des Försters an die Hinterseite des Hauses zu gehen, er selbst und der Amtsdiener traten an die Thür. Niemand achtete mehr auf den jungen Mann, der beiseite, neben der niedergesetzten Laterne stehen geblieben war, um dem Förster noch Lebewohl zu sagen.

Der letztere klopfte nachdrücklich an die Thür und rief:

„Praszka, öffnen!“

In demselben Augenblick fast hörte er das Öffnen des Fensters zur Linken und zugleich ein verdächtiges Knacken. Er rief noch dem Amtsdiener ein Zurück zu, und beide drückten sich gegen die Thürpfosten. Da krachte auch schon ein Schuß, und der Architekt, dem der ganze kaum sekundenlange Vorgang unverständlich geblieben war, fühlte einen Schlag gegen die Brust, dann sank er besinnungslos in sich zusammen.

Der Amtsdiener rief nach einer Axt, der Förster sprang mit der gespannten Büchse aus Fenster und rief:

„Du Lump, wenn Du schießt, werde ich auch schießen!“ Aber in demselben Augenblick hörte man schon einen zweiten Schuß auf der Hofseite des Hauses. Die beiden Heger kamen gelaufen und riefen:

„Herr Förster, dort, dort! Er hat auf uns geschossen und ist über den Schweinestall ins Feld gesprungen!“

Ja, dort, dort —!

Praszka war, nachdem er die beiden Heger mit dem Schuß zurückgeschreckt hatte, längst auf und davon.

Ungefähr zu derselben Zeit saß die Schloßdienerschaft in einer großen Stube neben den Küchenräumen beim Abendbrot. Unten an einer Ecke des langen Tisches saßen ein paar Mädchen und Frauen, die die Reinigungsarbeiten im Schlosse zu besorgen hatten. „Ihr mögt mir's glauben oder nicht,“ sagte ein junges, sommersprossiges Ding zu den anderen, die die Köpfe zusammensteckten, „Ihr mögt mir's glauben oder nicht, ich habe es ganz deutlich gehört, und der Besen ist mir vor Schreck aus der Hand gefallen, und so, so hab' ich gezittert!“

„Ach,“ erwiderte eine von den Alten, die ein verständiges Gesicht hatte, „nun fängt die alte Geschichte wieder an. Mein Lebzeit hab' ich da oben zu thun gehabt und nichts gemerkt. Wer weiß, was Du gehört hast. Freilich Ungeziefer giebt's da genug auf den alten Böden.“

„Ich wer' schon wissen, was ich gehört hab',“ sagte das Mädchen, geärgert, daß man ihr nicht glauben wollte. „Geschlurft hat's mit den Schuhen, geschlurft so — und dann hat's dreimal mit dem Stocke aufgeklopft, und dann ist's wieder manschestill gewesen.“

Jetzt waren auch die anderen am Tisch aufmerksam geworden und warfen zustimmend oder ungläubig, oder, wie die meisten Mannsleute, das Mädchen auslachend, ihre Bemerkungen dazwischen. Keinem aber war so ganz geheuer dabei zu Mute.

Da öffnete sich die Thür, und der Reitknecht der Erbgräfin rief mit verstörtem Gesicht in die Dasitzenden hinein: „Habt Ihr's schon gehört? Der Förster Henning und der Amtsdiener haben den Praszka, den früheren Jäger des Grafen, der in dem Hause der Ursel Grizonka gesteckt hat, verhaften wollen. Der aber hat sich widersetzt und ans dem Fenster geschossen. Und nun sagt der Heger, der eben zum Oberförster hinaufgelaufen, der Praszka hätte den Herrn Architekten Wittig erschossen.“

Die Leute sprangen auf und umdrängten den Unglücksboten, um Näheres zu erfahren. Der aber wußte selbst nicht viel, sondern sagte nur noch: „Als die Nachricht zu Henning kam, der Praszka, auf den sie doch schon lange vigilieren, sei da unten, hat er schnell einen Heger nach dem Amt geschickt. Und der Amtsdiener und noch ein Heger sind auch gekommen, aber der Gendarm war nach Neurode hinüber. Wie aber der Herr Wittig hinzugekommen ist, weiß ich nicht. Vor 'ner guten halben Stunde bin ich doch erst mit Ihrer Erlaucht und dem Grafen zurückgekommen, und wir sind ihm noch auf dem Schloßberg begegnet.“

Die Männer hatten keine Lust, sich wieder hinzusetzen, sondern drängten hinaus. Die Frauen aber schoben sich zusammen und sahen von der Seite auf die sommersprossige Dirne, als hätte sie das Unglück mit ihrem Spuk herbeigezogen.

Digitized by Google

XI.

Auf den Befehl des Reichsgrafen war der in seiner hoffnungsvollen, blühenden Jugend dahingerafften Künstler vor dem edlen Werke, das er dem Licht des Tages hatte wiedergeben helfen, aufgebahrt worden. Still schauten die Gestalten der Evangelisten, rechts und links von dem Gemälde, wie mitleidsvoll die milde Erscheinung des Johannes auf den mit Blumen und Kränzen überdeckten Sarg. Die letzten Strahlen der Nachmittagssonne glitten über das Bild und den Totenschrein, an dessen Kopfende unbeweglich eine zusammengesunkene Gestalt saß, die Mutter des Toten; sonst war die Kirche menschenleer. Da öffnete sich eine Seitenpforte, und mit verhülltem Haupte, ohne jede Begleitung trat die Erbgräfin herein, ging auf den Sarg zu und blieb, wie in stillem Gebet, neben der zusammengekauerten Greisin stehen, die nichts um sich her wahrzunehmen schien. Darauf berührte sie sanft die Schulter der alten Frau, und als dieselbe die Eingetretene erkannte und sich erheben wollte, drückte sie die Gräfin auf das Schemelchen zurück.

„Mutter“, sagte sie mit gedämpfter Stimme, als fürchte sie die Ruhe des Toten zu stören, „war Euer Sohn nicht kurz vor der verhängnisvollen Stunde noch bei Euch?“

„Ja, Erlaucht, er kam durch den Garten zu mir herein, blieb ein Weilchen und hat sich dann auf demselben Wege wieder entfernt.“

„Habt Ihr etwas Auffälliges an ihm bemerkt?“

„Er schien mir sehr unruhig zu sein, was er sonst nicht war; er hat während der Zeit nicht gesessen, sondern ist immer hin- und hergegangen.“

„Hat er in der Zeit etwas gesprochen?“

„Erlaucht,“ antwortete die alte Frau und sah zum erstenmal mit müdem Blick zu der Erbgräfin auf, „ein paar Worte. Ach, laßt es doch!“

„Nein, Mutter, nein! Ich muß es wissen, jedes Wort, jede Silbe. Besinnt Euch, Mutter; besinnt Euch!“

Die alte Frau schien wieder in sich zu versinken, und als sie nun sprach, mußte sich die Erbgräfin tief zu ihr herabbeugen, um sie zu verstehen. „Er war so sonderbar,“ sagte sie. „Die Worte habe ich wohl behalten; verstanden hab' ich ihn nicht. Was nutzt es auch, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Da liegt er, und wir erwecken ihn nicht mehr!“

„Die Worte, Mutter, die Worte!“ drängte die Erbgräfin.

„Ja, ja!“ Die alte Frau schien sich zu besinnen. „Wie er also so hin- und herlief, blieb er mit einem Mal stehen und sagte: „„Mutter, ist denn das so mit der Erbgräfin, daß sie einem in einer Stunde das ganze Herz abgewinnen kann und in der nächsten sieht sie uns nicht, kennt sie uns nicht?““ Ich verstand ihn nicht und schüttelte nur den Kopf, während er wieder hin- und herlief. Dann blieb er noch einmal stehen und fragte: „Mutter, ist denn die Erbgräfin gut?“

„Und was habt Ihr geantwortet?“ fragte die Erbgräfin und hielt den Atem zurück. „Die Wahrheit, Mutter, die Wahrheit!“

„Ich sage nichts anderes!“ entgegnete die alte Frau unwirsch. „Wie könnt' ich auch? Sie — ist — gut! hab' ich gesagt!“ Sie betonte jedes Wort, verbarg wieder den Kopf in die Hände und bekümmerte sich nicht um die Fragende.

„Und dann?“

„Dann,“ antwortete sie schwer und wehrte mit der Hand, daß man nicht weiter fragen solle, „dann ist er gegangen und dann — hat man ihn gebracht.“ Sie schien am Ende ihrer Kraft und eine ganze Weile war es still zwischen den beiden.

„Arme Mutter,“ klagte die Erbgräfin, „arme Mutter!“

Die Alte schüttelte den Kopf:

„Ich gehe ja bald, ich gehe —, aber die Marie!“

„Die Marie!“ antwortete die Erbgräfin. „Sagt Ihr, Mutter, ich könne sie jetzt nicht sehen, jetzt nicht. Später, später!“

Es war ein so tiefer, verhaltener Klang in diesen Worten, daß die Alte noch einmal aufsah und, die herabhängende Hand der Erbgräfin streichelnd, tröstete: „Bekümmert Euch nicht, Erbgräfin, bekümmert Euch nicht! Rätsel — Rätsel!“

Die Erbgräfin richtete sich auf, drückte die Hand der Alten und sprach: „Ja, gute Mutter, Ihr habt recht, Rätsel, Rätsel! Aber wir Lebenden müssen wissen, was wir zu thun haben.“ Die letzten Worte sprach sie mehr zu sich selbst. Dann beugte sie sich sanft nieder: „Kommt nun, Mutter, es dunkelt; ich geleite Euch.“

Folgsam wie ein Kind erhob sich die Alte, und indem sie sich willig auf den kräftigen Arm ihrer Begleiterin stützte, verließ sie mit ihr die schon lichtlose Halle.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frau Sehnsucht.

Es sang Frau Sehnsucht ihr lockendes Lied,
Da hat sie viele bethört.
Sie hörten den Sang und stürmten hinaus
Von heißen Gluten verzehrt.

Ihnen klang in den Ohren immer das Lied
Und ging ihnen nie aus dem Sinn,
Von jenem Lande, wo König das Glück
Und Liebe Frau Königin.

Sie zogen weit über die Lande und Meer',
Und trüb' ward und glanzlos ihr Blick. —
Mit weißen Haaren, gebückt das Haupt,
Nur einer kehrte zurück.

Und singt Frau Sehnsucht wieder ihr Lied
Und raubt den Jungen die Ruh',
Dann nicht der Alte im weißen Haar
Und lächelt und weint dazu.

Georg Ortlieb.

Meine Kinderstube.

In meiner Kinderstuben
Tummeln sich fünf Buben,
Da geht es lustig her.
Der eine sitzt zu Pferd,
Der zweite schwingt ein Schwert,
Der dritte ein Gewehr,
Der vierte spitzt das Mündchen
Und bellt als wie ein Hündchen,
Der jüngste ist noch klein
Und übt sich nur im Schrei'n.

Der Boden bricht fast hinunter,
Hält aber glücklich stand.
Der Vater sitzt darunter,
Die Feder in der Hand.

Die Mutter spaziert im Garten,
Die frische Luft ihr frommt.
Sie kann es kaum erwarten
Bis daß der Frühling kommt.

Dann geht es durch die Felder
Querein und in die Wälder,
Wo laut der Kuckuck schreit.
Die ausgelass'nen Rangen
Collen und haschen und fangen,
In lachen stets bereit.

Die Stube liegt verlassen;
Fünf Bettlein aber passen
Bis daß es Abend wird.
Dann kommen die müden Buben
Zurück in ihre Stuben,
Erhitzt und ganz verwirrt.

In Eile wird gegessen,
Und bald fünf Köpfe pressen
Sich in die Kissen tief.
Bevor die Mutter Söcklein
Und Hemd versorgt und Röcklein,
Der letzte schon entschlief.

Hans M. Grüninger.

Die Abendwolke.

Die Abendwolke dort, der Sonne Spiel
Ist sie nicht einer rosigen Muschel gleich?
Sein, einem Rosenkelch, in den sich weich
Geschmiegt ein junges Mädchen anmutreich,
Von dessen zartem Leib die Hülle fiel?

Und treibt sie nicht herüber wie ein Kahn,
Der von der Inselwelt der Seligen schied?
Und lie, die Rosenlaub wie Flor umzieht,
Ist wohl die Poesie, des Abends Lied,
Das stirbt, beschließt der Sonnengott die Bahn?

Rudolf Knuffert.

Die verträumte Stadt.

Dort oben auf moosigem Felsengrat
Liegt friedlich gelagert die graualte Stadt.
Die Mauern, die zieh'n von Thor zu Thor,
Spitzdachige Türme streben empor,
Beschirmen die Stadt, da eingeengt
Sich Gasse an Gäßchen gängaglieg drängt.
Viel Kriegsvolk trieb sich dort schon herum,
Sie hörten schon Tillys Kartaunengedonn.
— Nun zieht der Mond im Bogen auf,
Und spielt in des Burgthurms goldenem Knauf,
Die Dächer in Silber er umspinnt,

Ein silberner Streif aus dem Marktbrunnen rinnt.
Im Rathause löscht das Licht man aus,
Doch dort aus des Nachbarn beerhertem Haus
Ertönt in die Stille der Nacht hinein
Geschäftiges Klappern der Kannen mit Wein;
Beschwerlichen Amtes bespricht der Rat
Allda noch das Wohl und das Wehe der Stadt.
Wenn summend vom Dome das Glockenspiel schallt,
Auch hier dann das Leben allmählich verhallt.
Doch schnaubt durch das Thal kein Flügelrad; —
Verträumt und vergessen die graualte Stadt.

Otto Kindt.

Digitized by Google

Die Venus von Milo.

Von Alexander Pache.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nun begann Timchens auch an anderen Kunstläden stehen zu bleiben, und bald war es seine liebste Beschäftigung und Erholung, abends gemütlich durch die Straßen zu schlendern und alle die Herrlichkeiten mit entzücktem Auge zu mustern.

Mit der Zeit begann er sogar kritischer zu prüfen, hie und da zu verwerfen. Sein Verstand, der so lange geschlummert, regte sich wieder und gewährte ihm das Vergnügen, sich als unumschränkten, gestrengen Richter über alle ausgestellten Künstler und ihre Werke zu fühlen.

Aber immer wieder entzückte ihn die Venus am meisten. Ihr ließ sich seiner Meinung nach nichts vergleichen, zu ihr kehrten immer wieder seine anbetenden Augen zurück. Dabei wandelte sich das anfängliche Gefühl der Verbitterung, sie niemals erwerben zu können, allmählich in demütige Wehmut der Entsagung, die ihm eigenste Reize gewährte und eine süße Selbstquälerei in ihm großzog.

Eines Abends war das Bild aus der Auslage verschwunden.

Der arme Timchens war fassungslos. Mit beiden Händen hatte er das Geländer ergriffen, um nicht umzusinken; mit glühenden Augen, geöffnetem Munde blickte er nach der Stelle, wo die Venus so lange Wochen gestanden und wo jetzt eine große Kopie Rembrandts prangte. Es war ihm, als habe ihn plötzlich jemand mit einer Keule vor die Stirn geschlagen, er fühlte einen direkt körperlichen Schmerz.

Nach einigen Minuten völliger Fassungslosigkeit begann er sich allmählich zu ermannen und wankte nach Hause; ihm war zu Mute, wie einem Schiffbrüchigen, der die Planken seines Fahrzeuges, das ihn und alle seine Schätze getragen, unter sich in den Grund weichen fühlt. Die ganze Nacht floh ihn der Schlaf, ruhelos warf er sich umher; eine trostlose Verzweiflung hatte ihn gepackt, mit einem Schlage war alles Licht aus seinem Leben wie weggelöscht.

Die nun folgenden Tage verzehrte er sich in unfruchtbarer Sehnsucht. Obwohl er das Vergebliche seines Bemühens fühlte, richtete er doch immer noch allabendlich seine Schritte nach der Kunsthandlung. Im letzten Grunde seines Herzens wohnte doch noch ein verschwiegenes Hoffen, als werde er eines Tages das Bild wieder am altgewohnten Platze sehen. Aber es war und blieb verschwunden. Einen schwachen Trost gewährte ihm die Betrachtung der übrigen Kunstgegenstände, unter denen er sich mit der Zeit gewisse Lieblingsstücke ausgewählt hatte.

Da kam ihm eines Tages während der mechanischen Arbeit des Abschreibens der Gedanke, das Bild aufzuzeichnen, so wie er es mit seinem geistigen Auge vor sich sah. Er ging an diesem Abend nicht nach der Kunsthandlung, sondern begann sofort, in seiner armseligen Dachkammer angekommen, Papier und Blei hervorzuholen und aus dem Kopfe die Formen der Venus von Milo zu skizzieren. Als die Zeichnung fertig war, warf er sie unwillig von sich; sie dünkte ihm gar zu abscheulich, blieb gar zu weit hinter dem strahlend schönen Bild zurück, das ihm seine Sehnsucht vorgaukelte. Ein fachmännischer Kritiker hätte sich trotzdem über Einzelheiten der Zeichnung verwundert; der sichere Schwung einiger Linien, eine gewisse Anmut vor allem in der Wiedergabe des Profils verriet unbedingt den geborenen Künstler. Und ein solcher war Timchens in der That! Er versuchte jetzt eine zweite Skizze auszuführen. Allein noch ehe sie vollendet war, wallte ein bitterer Unmut über sein Unvermögen in ihm auf; er zerriß das Papier zu kleinen Fetzen und heiße Thränen schossen ihm aus den Augen.

Dennoch ließ er nicht nach in seinen Bemühungen. Immer wieder suchte er den idealen Frauenleib, den seine Phantasie so greifbar deutlich vor sich sah, auf dem Papier festzuhalten. Stundenlang saß er an den folgenden Abenden beim Schein der trüben Lampe und zeichnete und radierte. Er

Digitized by Google

zerriß jetzt die Blätter nicht mehr, sondern hob sie sorgfältig in seiner Schublade auf. —

* * *

Eines Morgens befahl ihm sein Chef die großen Bücherregale, die alle Wände seines Amtszimmers bedeckten, in Ordnung zu bringen. Er mußte zu dem Zwecke über Mittag im Bureau bleiben und bekam etwas Essen heruntergeschickt, damit er möglichst wenig Zeit verlöre. Als er sich allein sah und nicht mehr das gestrenge Gesicht des Rechtsanwalts vom Schreibtisch zu ihm herüberschielte, begann er, während er die einzelnen Bücher abstäubte und wieder in ihre Fächer stellte, hie und da einen Blick auf ihre Titel zu werfen oder ein wenig darin zu blättern.

Es waren meist Werke juristischen Inhalts; bisweilen traf er auch auf Bücher allgemeinen Interesses. Da — er hatte einen dicken Band zur Hand genommen und aufgeschlagen — stieß er einen Schrei des Entzückens aus: sein Auge war auf das Blatt vor dem Titel gefallen — ein großer Kupferstich der Venus von Milo! Er warf sich auf die Kniee, hielt das Buch mit ausgestreckten Armen weit von sich und sog mit trunkener Freude die so lange entbehrte Schönheit des göttlichen Leibes in sich ein. Es war ein ausführlich und allgemein verständlich geschriebenes Werk über Kunstgeschichte, das ihm der Zufall so unvermutet in die Hände gespielt. Als er sich von der ersten Freude des Wiedersehens erholt, blätterte er die Bogen durch und freute sich an den zahlreichen Textabbildungen, von denen ihm bereits manche bekannt waren. Da hörte er die Schritte des zurückkehrenden Chefs, verbarg erschrocken das Buch im Winkel des untersten Faches und nahm eifrig und mit glühenden Wangen seine unterbrochene Beschäftigung wieder auf.

Als er wieder im Nebenzimmer an seinem Pult stand, versuchte er vergebens, seine Gedanken auf die vorliegende Arbeit zu konzentrieren. Es war ihm unmöglich, klare Gedanken zu fassen. Immer wieder drängte sich das Venusbild vor sein Auge und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Ein unbezwingliches Verlangen wuchs in ihm auf, sich das Buch, es koste, was es wolle, anzueignen, und wenn er es stehlen sollte, er mußte es haben! Noch einmal die Qual des Verlustes durchkosten — das konnte er nicht! Er war nicht im Stande, sich Rechenschaft über das Verbrecherische seines Wunsches zu geben.

Als er am Schluß der Geschäftsstunde nochmals ins Zimmer des Chefs trat, um dort das Pult des Rechtsanwalts aufzuräumen, warf er einen verstohlenen Blick auf das unterste Fach, aus dessen Winkel ihm noch der rote goldgepreßte Einband des Buches entgegenleuchtete. Er zögerte absichtlich mit seiner Arbeit. Als sein Herr einen Moment in den Nebenraum trat, um seine Toilette zum Ausgang zu ordnen, schlüpfte er nach dem Regal, erfaßte das Buch und ging, es dicht an sich pressend, hinaus, nachdem er noch ein respektvolles Abschiedskompliment gemurmelt.

Zu Hause angekommen, warf er sich auf einen Stuhl, schlug das Titelblatt auf und feierte jetzt erst ein Fest des Wiedersehens.

* * *

Nun kamen Wochen heimlichster Freuden. Er versenkte sich in das Studium des Buches bis tief in die Nacht hinein, ergötzte sich an den hübschen Bilderproben und fand kein Ende des bewundernden Genusses. Mit keinem Atemzuge dachte er an seine Schuld, es war ihm so natürlich, daß das Buch jetzt ihm gehörte. Nie kam ihm der Gedanke, daß er ja doch ein gemeiner Dieb sei.

Er holte seine alten Skizzen wieder vor, verglich sie mit dem Kupferstich in seinem Buche und war aufs höchste beglückt, als er sah, daß er im Großen und Ganzen das Bild richtig getroffen. Er verfertigte neue Zeichnungen nach der gewonnenen Vorlage und begann bald auch andere Reproduktionen des Buches nachzuzeichnen.

So übte er Auge und Hand in unablässigem Fleiße und mit jedem Tage wuchs sein künstlerisches Urteil; dabei mehrte sich fortwährend sein kunstgeschichtliches Wissen und die abendlichen Gänge nach den Auslagen der Kunsthandlungen, die er bald wieder aufgenommen, erhielten dadurch einen tieferen, nachhaltigeren Reiz für ihn. Es begann nach und nach Ordnung in das Chaos seiner Empfindungen zu kommen; er nahm nicht mehr wie früher alles wahllos in seine Psyche auf, sondern sein feines geschultes Auge prüfte und kritisierte erst, sein Geschmack verfeinerte sich, sein Urteil ward bedächtiger, logischer, wissenschaftlicher. —

* * *

In dieser Zeit — der Winter war inzwischen längst vergangen, und schon tropften nachts warme Märzregenschauer von den Dächern — schlenderte Timchens eines Sonntags ziellos durch die Stadt. Da die Geschäfte geschlossen waren und ihm so das gewohnte Schwelgen im Kunstgenuß als Zaungast versagt war, empfand er fast etwas Langeweile. Er setzte sich am Hauptplatz auf eine Bank in den Anlagen; gradüber lag das Museum, das

Digitized by Google

die reichen königlichen Kunstsammlungen enthielt. Er beobachtete die Masse der hineingehenden Besucher, und plötzlich kam ihm der Gedanke, dem Strome zu folgen. Er war noch nie in den königlichen Sammlungen gewesen, hatte wohl davon gehört, auch das Gebäude gekannt, aber nie daran gedacht, einmal hineinzugehen.

Der erste Eindruck, als er nach Verlassen des hohen, griechischen Vestibüls im ersten Hauptsaal stand, war ein überwältigender. Sein Auge schweifte die hohen Wände entlang und konnte kaum die Fülle der Kunstwerke fassen, die ihm entgegenlachten. Er eilte in innerstem Jubel durch die Flucht der Säle und Galerien, nahm sich kaum Zeit, das Hauptsächlichste genauer zu betrachten. Es war ihm, als müsse er zunächst einmal unumschränkten Besitz ergreifen von den aufgestapelten Reichtümern und Herrlichkeiten. Endlich sank er, im Saal für antike Skulpturen, auf eine Ruhebank nieder und trocknete sich die perlende Stirn. Als er nun aufatmend und glückselig um sich blickte, entfuhr ihm ein Schrei des Entzückens: ihm gegenüber stand auf hohem Piedestal die blendende Statue der Venus von Milo! Er sank in das Polster des Sofas zurück und krampfte die Hände zusammen; atemlos saß er da, die Augen weit geöffnet, das war ihm wie eine Vision! Dieser lockende, leuchtende Marmorleib! Diese greifbar gewordene Verwirklichung des geliebten Bildes! Er vergaß die Menschen um sich herum und wagte sich nicht vom Platze zu rühren. Seine Blicke liebkosten um den üppigen, schwellenden Körper, der so lebensvoll, so faßbar in seinen anmutigen Formen vor ihm stand. Die Göttin lächelte — dasselbe geheimnisvolle, nur ihm bemerkbare Lächeln ihres weißen Mundes, mit dem sie ihn schon weiland zu begrüßen pflegte.

Er erhob sich. Mit langsamen Schritten nahte er sich dem Piedestal, die Arme herabhängend, den geöffneten Handteller der Statue zugewandt, stand er vor ihr, wie ein Opfernder, der seiner Göttin naht.

Diese Stunde im Museum hatte über sein Geschick entschieden. Ganz unplötzlich fühlte er, wie sich in sein rein künstlerisches Schwelgen jählings sinnliche Regungen mischten. Es trieb ihn, die Arme weit zu öffnen, vor der Statue niederzuknien. Aber da erwachte er aus seiner Verzückung und blickte verwirrt um sich, wie ein aus Götterhöhen zur Erde Hinabgeschmetterter.

Von nun an fand ihn jeder Sonntag im Museum. Die andern Kunstwerke beachtete er kaum. Geradenwegs pflegte er zum Saal der antiken Skulpturen zu eilen, auf die Ruhebank zu sinken und von da aus die Statue zu betrachten. Er feierte wahre Orgien künstlerischer Schönheitsschwelgerei. Das leise Neigen des Kopfes, das strenge und doch so anmutübergossene Profil, die weichen Linien und Falten des Körpers riefen in immer erneuter Bewunderung wahre Schauer in ihm hervor. Fast keine Nacht verging, ohne daß nicht in seinen Traum die Venusgestalt hineinspielte. Schließlich mußte er sich mit geheimem Schauder gestehen, daß er völlig unter der Macht dieser starren, hohen Figur stand, daß sie sein ganzes Empfindungsleben beherrschte.

Und noch eins fühlte er instinktiv, dieses aber ohne Schaudern, eher mit einer unbestimmbaren, weich zerfließenden Lustbetonung: seine Bewunderung der Göttin wurde immer sinnlicher! Er ertappte sich dabei, wie er hie und da auf der Straße vorübereilende Frauen musterte, ihren Wuchs prüfte, ob er etwa dem der angebeteten Venus ähnle. Aber unter diesen geschnürten, mit närrischen Moden sich vermummenden Weiblein war keine, die ihn auch nur im Entferntesten an den weichen und doch bestimmten Linienfluß der Statue erinnerte. Ein so herrliches, streng-anmutiges Profil, wie sie es aufwies, das, dachte er, existierte nun schon gleich gar nicht in der Wirklichkeit. Aber dabei merkte er nicht, wie gerade das Gesicht der Statue ihn jetzt lange nicht mehr so wie früher beschäftigte: viel mehr noch als sonst entzückten ihn die in freier Nacktheit oder unter verräterischer Umhüllung lockenden Körperformen der griechischen Göttin.

In Timchens, dem Künstler, hatte auch eine glühende, aber mimosenhaft keusche Sinnlichkeit geschlummert, die sich jetzt leise und von Tag zu Tag brennender zu regen begann.

Er machte seit einiger Zeit Gedichte auf den Leib der Venus — stammelnde Verse, dionysisch-wilde Rhythmen, oft ohne Sinn und Verstand, aber von einer lodernden Farbenpracht der Diktion, einem kaum glaublichen Prunk der Sprache.

Es war natürlich, daß dieses fortwährende Erfülltsein von derartigen Empfindungen — anfangs spielte er damit, schließlich verlor er die Herrschaft über sie und war ihr Sklave geworden — mit der Zeit auch hemmend auf sein Verstandesleben einwirken, ihn unbrauchbar zur Ausübung seiner Tagesgeschäfte machen mußte. Es fehlte denn auch nicht an Klagen und Beschwerden seines Chefs über seine wachsende Unaufmerksamkeit, Unpünktlichkeit und Liederlichkeit. Aber das alles registrierte er

Digitized by Google

kaum. Die geschilderten Gefühle beherrschten ihn völlig und ließen anderen Einwirkungen der Außenwelt gar keinen Raum in seiner Psyche. Immer wieder eilte er zum Museum, so oft ein freier Sonntag kam. Ja einige Male hatte er es nicht 14 Tage lang aushalten können, einen Teil seines kargen Wochenlohnes genommen und sich eine Eintrittskarte gelöst. Dann hatte er freilich die nächsten Tage knapper als je leben müssen.

Die Unzahl der Museenbesucher störte ihn mit jedem Male mehr in seinen geheimen Orgien. Wenn der Saal, in dem die Statue stand, allzu gefüllt war, pflegte er ziellos in den Nebenräumen zu schweifen, ohne doch die dort aufgestellten Kunstsachen zu beschauen, denn er behielt fortwährend die Thür im Auge, um den Venussaal überblicken zu können.

Des Nachts, wenn er sich noch schlaflos auf dem Lager herumwarf und der Aprilsturm in den Straßen und Schornsteinen sein lärmendes Wesen trieb, kamen ihm allerlei thörichte Gedanken. Wenn er einmal allein, ganz allein mit der Statue sein könnte! Und — wenn sie lebte! . . . Den Kupferstich in dem gestohlenen Werke sah er nur noch selten an; dies eindimensionale Bild genügte seinen schon zu sehr erhitzten Sinnen nicht mehr, das war nicht körperlich, nicht faßbar. Einmal als er sich für einen Moment allein in dem Museumssaal befunden, hatte er gewagt, von unwiderstehlicher Begierde getrieben, seine Hand auf das marmorne, verhüllte Knie der Statue zu legen — da hatte ihn aber so jäh ein eisiger Schauer gepackt, daß er erschrocken die Hand zurückgeschnellt und bald darauf gegangen war. Sein Wunsch, einmal allein mit der Göttin sein zu können, wuchs von Tag zu Tag. Er sparte sich den letzten Groschen vom Munde, um, so oft er Zeit fand, das Museum besuchen zu können. Aber selbst wenn er den Saal zufällig leer von Beschauern fand, so patrouillierten doch mit langsamen Schritten die Museumsdiener darin herum und ließen es nicht zur Erfüllung seines Wunsches kommen. Eine täglich wachsende Sehnsucht machte ihn fast sinnlos; er aß und trank schließlich nicht mehr.

Als er sich eines Tages mit schmerzenden Gliedern, fieberndem Schläfen erhob und ins Bureau eilte, ohne irgend etwas zu sich genommen zu haben, empfing ihn der Chef mit Unheil verkündender Miene und rief ihn in sein Privatzimmer. Durch irgendwelchen Umstand war ihm das Fehlen des kunstgeschichtlichen Werkes aufgefallen. Auf Timchens, der damals die Bücher geordnet hatte, fiel in erster Linie der Verdacht des Diebstahls. Der Rechtsanwalt begann seinen Schreiber einem scharfen Verhör zu unterwerfen, aber bereits nach den ersten Worten merkte sein juristischer Inquisitorblick, daß er den Schuldigen vor sich habe. Eine blinde Wut überkam ihn, er überschüttete Timchens mit Schimpfworten und Flüchen, kündigte ihm seine Stellung und befahl ihm, auf der Stelle sein Haus zu verlassen.

Wie betäubt stieg Timchens die Treppe hinab auf die Straße. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen und lehnte sich an die Hausthür, denn ein Schwindel überkam ihn. Sinnlos und ziellos trieb er sich den ganzen Vormittag über in den Straßen der Vorstadt herum. Er wagte nicht, seine Wohnung aufzusuchen aus Furcht, dort von Polizisten als Dieb in Empfang genommen zu werden. Gegen Mittag geriet er in die Anlagen am Museum und setzte sich, zu Tode ermattet, auf eine Bank. Er versank in dumpfes Brüten. Die warme, ermüdende Frühlingsluft versetzte ihn noch mehr in den Zustand willenloser Erschlaffung und ließ ihn nicht zu klarem Denken kommen. So wurde es Nachmittag, ohne daß er etwas genossen oder sich vom Platz gerührt hätte. Endlich gegen $^1/_4$4 Uhr erwachte er aus seiner Lethargie und erhob sich. Er ging zum Museum, das nur wenige Schritte von ihm entfernt lag. In allen Taschen suchte er, bis er das zum Eintritt nötige Geld, seine letzten Barmittel, zusammen hatte. Er wollte zu ihr, seiner geliebten Göttin! Zu ihr, die ihm zum fühlenden, seligen Menschen, aber auch zum Dieb und Verbrecher gemacht! Ganz plötzlich hatte er nun seine Überlegung wiedergefunden; er legte sich einen raffinierten Plan zurecht.

Bis 5 Uhr war das Museum geöffnet. Solange schlenderte er durch die Galerien und Kabinette, vermied es jedoch, in den Saal der antiken Skulpturen zu treten. Als die fünfte Stunde nahte, begann er sich nach einem sichern Versteck umzusehen, wo er die Nacht erwarten könne. Er wählte im Saal für Archäologie ein riesiges, altägyptisches Grabmal, dessen hohe Platten seine schmächtige Figur völlig verbargen. Als der Saal menschenleer war, schlüpfte er dahinter und wartete und lauschte. Er hörte fünf Uhr schlagen, vernahm das Schrillen der elektrischen Klingel, die die Besucher zum Weggehen mahnte. Dann hörte er die Schritte der Museumsdiener, die noch einmal durch alle Räume gingen und nach dem Rechten sahen; auch den Saal, in dem er sich befand, durchhallten diese gleichmäßigen Schritte. Jetzt verloren sie sich. Er lauschte, wie unten im Parterre

Digitized by Google

die schweren Eichenthüren geschlossen wurden — nun war er allein! Noch blieb er aber in seinem Versteck. Der Hunger nagte in seinen Eingeweiden; ab und zu überkam ihn ein Schwindel. Dann klammerte er sich an die Gipsplatten des ägyptischen Grabmals, bis die Schleier vor seinen Augen sich wieder verloren.

Zu den hochliegenden Spitzbogenfenstern herein strömte das Gold der untergehenden Sonne und malte blutrote, tanzende Kringel auf die bunten Steinfliesen, huschte über die altägyptisch-steifen Götter mit den wunderlichen Tierköpfen und belebte die starren Züge der Mumien in fratzenhaftem Spiel.

Timchens fühlte sich jetzt völlig sicher und setzte sich auf eine der Ruhebänke. Mit glanzlosen Augen um sich starrend, verfolgte er das Spiel der Abendsonne, ihre mählich entstehenden Schatten, die langsam auf dem Boden fortkrochen. Schließlich schlief er vor Entkräftung ein. Aber auch im Schlaf fand er keine Ruhe. Ein wollüstiger Traum zeigte ihm die geliebte Göttin, wie sie von ihrem hohen Piedestal zu ihm niederstieg, lebend, in strahlendster Schönheit. Er streckte die Hände nach ihr aus — aber ach! ihr fehlten ja die Arme, seine glühende Umschlingung zu erwidern — sie küßte ihn nur mit brennenden weißen Lippen und drängte ihren weichen Körper an den seinen, und er riß ihr die letzten, verhüllenden Gewänder vom Leib — — — Mit einem Schrei erwachte er aus diesem qualvollsüßen Traum; verwirrt um sich blickend erkannte er seine Lage. Aber noch befand er sich völlig im Bann der eben geschauten wahnsinnigen Vision. Irgendwo schlug es Mitternacht. Ein helldunkler Dämmer füllte den Raum. Er erhob sich mit wankenden Knieen, seine Glieder flogen im Fieber, martikulierte Schreie ausstoßend, stürzte er durch die Kabinette und Korridore nach oben, dem bekannten Saal zu, in dem sie ihn erwarten würde.

Jetzt stand er vor ihr und sank in die Kniee, so überwältigend schön und herrlich war der Anblick, der sich ihm bot. Das Mondlicht strömte zu den oberen Fensterbogen herein und hüllte den Saal in einen magischen Glanz; die Nische aber, in der die Venus von Milo auf hohem Postamente stand, war in hellsten, blausilbernen Schimmer getaucht; hellster blausilberner Schimmer lag auf Kopf und Leib der Marmorgöttin, die zu leben, die verlangend zu atmen schien in diesem zauberischen Licht. Timchens sprang auf und lief mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen. Jetzt stand er ihr zu Füßen und versuchte, das Postament zu erklettern, von wildestem Verlangen gepackt, in sinnloser Liebeskraserei.

Da — die Statue geriet ins Wanken — ein halb erstickter Schrei — Timchens lag am Boden mit zerschmettertem Schädel, aus dem das blutige Hirn quoll, auf ihm die schwere Marmorfigur der Venus von Milo — Venus Valandinne! Durch den Sturz war ihr der Kopf abgebrochen — mit leisem Klingen rollte er über die Fliesen .... lächelnd blieb er an der Saalwand liegen und schaute triumphierend nach dem Toten hinüber . . .

Begegnung.

Der Sturm fuhr heulend durch den Wald.
Des Wirtes Wein war gut.
Der Schenke Raum war alt und kalt.
Im Ofen glomm die Glut.

Sie trug ein graues Leihekleid
Und einen roten Hut.
Ihr Auge war voll Bangigkeit,
Doch sprach's: „Ich bin Dir gut.“

Mein Blick hat trüb und sehnsuchtsvoll
In ihrem Blick geruht.
Ihr Auge schaute vorwurfsvoll.
Doch sprach's: „Ich bin Dir gut.“

Es kragte durch des Sturms Gestöhn:
„Was willst Du, junges Blut?“
Ich sagte nur: „Du bist so schön,
Und drum bin ich Dir gut.“

Bald jägernd hob sich ihre Brust,
Ihr Wangenpaar ward Glut.
Ihr Auge war voll süßer Lust
Und schrie: „Ich bin Dir gut.“

Otto Michaeli.

Spaziergang.

War ein trübseliger Bachmittag,
Der Himmel so schwer, die Welt so grau,
Da ging ich mit der blassen Frau
Weit über die braune Heide.

Und einmal weinte sie wirr und weh,
Und biß auf's Ringlein am Finger schlank . . .
In toter Ferne die Sehnsucht sang,
Weit über die braune Heide.

Georg Rothe.

Digitized by Google

Die zwei Maße.

Die Liebste mein ist klein und nett,
Das macht sie mir so teuer.
Wie, wenn ich eine große hätt',
Stünd' so sehr ich in Feuer!
Wer's recht versteht — o glaubt mir das! —
Beherzigt immer Eines:
Zum Trinken brauche großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Die Große schreitet stolz einher,
Hoch in der Luft die Nase,
Und jeden müßt sie ungefähr
Nach ihrem eigenen Maße.
Das ist fürwahr ein schlechter Spaß;
Drum merk' sich Unsereines:
Zum Trinken brauche großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Ein' riesenmäßige Figur,
Das mag mir gar nicht passen.
Ich bin von mittlerer Statur
Und kann so hoch nicht fassen.
Aus diesem Grunde, klar wie Glas,
— Und sonst bedarf es keines —
Zum Trinken brauch ich großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Die Große, die zum Liebsten schleicht,
Vollbringts mit viel Beschwerde,
Derweil ihr süßes Ziel erreicht
Die Kleine sonder Fährde.
Drum sagt mein Sprüchlein: Wißt ihr was?
In Sachen Weibs und Weines:
Zum Trinken brauche großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Und glaubt nicht, daß es je mich reut,
So lang ich bin auf Erden!
Will denken immerdar wie heut,
Wie andern Sinnes werden!
Ich bleibe fest ohn' Unterlaß,
Ich mein' es und beschein' es:
Zum Trinken brauche großes Maß,
Zum Lieben aber kleines!

Nach dem Französischen des **Panard** von **Th. Vulpinus.**

Die Blaumeise.

Blaumeise sang vom Lindenast:
„Juchy', Herz, daß Du zwei Flüglein hast,
Kannst fliegen über Thal und Höh'n,
Allorten ist die Welt so schön!
Doch fliegt man oft im Lenz sich müd,
Wenn sankt die Rosen tüft der Süd;
Dann holt man Federn, Halm und Kraut,
Und hurtig wird ein Nest gebaut.

Doch plagt oft Unrast und Verdruß
Mein Weib, das fleißig brüten muß;
Drum schich' ich's an die Luft hinaus
Und brüt' andächtig selbst zu Haus.
Ja, ja, ihr lieben Menschenkent',
Das nennt sich rechte Vaterfreud';
Piepst aber dann erst hell die Brut,
Wird auch mein Frauchen wieder gut!

Dann geht's auf Raup'- und Käferfang
Den blauen Sommertag entlang;
Doch wenn die Kinder flügge sind,
Zerfließt all Mühsal in den Wind.
Mein Weib zu den Frau Basen schwirrt,
Aus mir ein lustiger Spielmann wird;
Und sing' ich keusch vor ihrer Thür,
Frau Kohlmeis' hüpft verschämt herfür. . .

Wenn nur der böse Weih nicht wär',
Der kommt mir manchmal in die Quer,
Dann such' ich zitternd ein Versteck
Tief in der Schlehdornblütenhech'.
Und dennoch ist die Welt so schön,
Blitzt Sonnenschein auf Wald und Höhn;
Drum preis' ich laut das Reich der Luft
Mit seinem Glanz und Klang und Duft!"

Max Kiesewetter.

Greift nur zu.

Durch das Märzenmorgengrau'n
Fährt ein Wagen goldbeschlagen.
Wilde Rosse, dunkelbraun,
Durch die Dämmerluft ihn tragen.

Drinnen thront ein stolzes Weib,
Lächelnd wie in Wohlgefallen —
Nieder auf den schönen Leib
Lange lichte Locken wallen.

Streut mit der schneeweißen Hand
Halme, Blätter, Blumen, Blüten
Über's ahnungslose Land,
Das noch stille Träume hüten.

Und dann singt sie ihren Sang
In die tiefen Thale nieder:
„Greift nur zu! — Es währt nicht lang —
Mit der Sichel kehr' ich wieder". — —

Christoph Flaskamp.

Digitized by Google

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

II.

Es ist immer ein erfreulicher Anblick, wenn ein begabter Dichter sich redlich müht, die Grenzen seines Könnens mit Fleiß und Kunstverstand zu erweitern. Gelingt ihm dabei nicht alles, so ist dies doch in letzter Linie, wenn auch selten sogleich, für ihn wie für die Litteratur besser, als wenn er lediglich wieder einmal mit einer Arbeit gekommen wäre, wie er deren schon früher geboten hat. Und darum hat das Publikum Recht gehabt, wenn es sich Arthur Schnitzlers Einakter-Cyklus „Lebendige Stunden“ im Ganzen und Großen gefallen ließ und läßt, und derjenige Teil der Kritik Unrecht, der von den vier kleinen Stücken mindestens die beiden ersten („Lebendige Stunden“ und „Die Frau mit dem Dolch“) scharf abwies. Freilich sind sie schwächer, als die beiden letzten („Die letzten Masken“ und „Litteratur“), aber jedes einzelne erweist, wie ernsthaft der Dichter arbeitet.

Das ist kein Verdienst, wird man einwenden, sondern Pflicht. Freilich, aber es giebt Zeiten, wo die Erfüllung der Pflicht so selten ist, daß sie wie ein Verdienst erscheint. Und daß wir in einer solchen Zeit leben — wer vermöchte dies zu verkennen, sofern er nur eben sich und andere nicht absichtlich täuschen will?! Wir sind heute an jungen Talenten reicher, als wir es vor zwanzig oder gar dreißig Jahren waren; nur erschöpfen sich die Vielen von Heute ungleich leichter und rascher, als die Wenigen von Einst, und man braucht nicht der Finger einer Hand, um diejenigen aufzuzählen, die nicht enttäuscht haben und sichtlich auch als Künstler, nicht bloß, was den äußeren Erfolg betrifft, aufwärts steigen. Es hieße ins Tiefste greifen und statt der Anzeige über eine Theater-Saison ein Buch zur Psychologie der modernen Dichtung schreiben, wenn ich dies hier des Näheren ausführen und nach den Gründen suchen wollte. Genug, es ist so, und traurig genug, daß es so ist. Da ist's denn eine Freude, auf die Wenigen hinzuweisen, die sich immer redlich mühen. Und zu ihnen gehört Arthur Schnitzler.

Leicht fällt es ihm vermutlich nicht, schon weil er — von allem Persönlichen abgesehen, er hat z. B. daneben seinen praktischen Beruf als Arzt — im Kern eine weiche Natur ist und in einer weichen Luft lebt, in Wien. Es ist etwas im besten Sinn Frauenhaftes in seiner Begabung; daher auch das Leichte, Spielerische, Tändelnde in der Form, und im Inhalt die Beschränkung auf Liebesprobleme. Schnitzler ist ein Wiener im guten Sinne des Worts, und daß er es nicht daneben auch im minder guten Sinne, namentlich in dem Mangel an Ausdauer sein sollte, war kaum anzunehmen. Darum haben mich die „Lebendigen Stunden“ angenehm enttäuscht; mindestens zwei von den vier Stücken behandeln sehr ernste Probleme aus dem Seelenleben des Mannes, viel ernstere, als sie heutzutage, und nicht bloß in Wien, Mode sind, und wenn auch nur das eine vortrefflich geraten ist, während das andere noch die richtige Pointe, gleichsam das erlösende Wort, vermissen läßt, so sind doch beide, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, erfreulich und interessant.

Das vortrefflich geratene Stück, das ich eben erwähnte, zugleich das beste des Cyclus, ist das einaktige Schauspiel: „Die letzten Masken“. Nur ein Einakter, aber eine Tragödie des Neides, so erschütternd, wie ich sie kaum je auf der Bühne gesehen habe, dabei mit den einfachsten Mitteln aufgebaut und durch und durch beobachtet, dem Leben abgelauscht. In einem „Extrakammerl“ des Wiener allgemeinen Krankenhauses, einem kleinen an einen großen Krankensaal anstoßenden, von diesem durch einen Vorhang getrennten Raume lernen wir zwei Todgeweihte kennen, einen jungen, hektischen Provinzschauspieler, und einen Journalisten zu Anfang der fünfzig. Der junge Komödiant weiß nicht, daß er so bald sterben muß, treibt seinen Spaß mit der Wärterin, freut sich des Besuchs seiner Geliebten, von der er die Vermittlung eines Sommer-Engagements erhofft, und ärgert sich über den Olmützer Kritiker, der ihn zuletzt „verrissen“ hat; daneben macht er — „für unsereinen rentiert sich das, im Spital zu liegen“ — seine mimischen Studien an den Leidensgefährten. Anders der Journalist; er weiß, daß sein Leben nicht mehr nach Tagen, sondern nur noch nach Stunden zählt, und ist es zufrieden; das „taedium vitae“, der Ekel vor dem Leben, erfüllt seine ganze Seele. Wie könnte es auch anders sein! — er ist einst stolz ausgefahren nach dem

Digitized by Google

Zaubereiland des Ruhms, um dann mühselig als Tagelöhner des Geistes sein Leben fortzufristen; das macht mürb und bitter und läßt den morsch gewordenen Kämpfer in dem nahenden Tode nicht mehr den Feind, sondern den Erlöser erblicken. Nur Eins noch heitet ihn an's Leben: der Rachedurst, der glühende Haß gegen einen glücklicheren Genossen, der es, weil er weltklug war und sich den niedrigen Instinkten der Menschen anzuschmiegen wußte, zu Ruhm, Geld und Macht gebracht hat. Ihn möchte er noch einmal sehen, ihm die Maske vom Gesicht reißen, ihm sagen, daß er ihn durchschaut hat, ihm, der ihn im Unglück vernachlässigt hat, seinerseits das Einzige rauben, an was er wahrscheinlich glaubt, das Vertrauen in seine Gattin, denn sie war die Geliebte des unglücklichen, mißhandelten Rivalen. Ein junger, gutmütiger Sekundär-Arzt will — aus Menschenfreundlichkeit und weil es ihn lockt, den berühmten Dichter aufzusuchen — die Bitte des Sterbenden erfüllen; er will den großen Alexander Weihgart an das Lager seines armen Jugendgenossen Karl Rademacher bringen. Wie nun der Unselige sich im Vorgefühl des Triumphs beraubt, ist ein Meisterstück der Charakteristik, jedes Wort ebenso schlicht wie wahr:

„Wenn er nur kommt . . . wenn er nur kommt . . . Ich bitt' Dich, mein Herzgott, wenn Du mich auch vierundfünfzig Jahre lang im Stich gelassen hast, gieb mir wenigstens die letzte Viertelstunde noch Kraft, daß es sich ausgleicht, so gut als es geht. Laß mich's erleben, daß er da vor mir sitzt — bleich, vernichtet — so klein gegen mich, als er sich sein Leben lang überlegen gefühlt hat . . . Er ist immer höher hinauf und ich immer tiefer hinunter. Und heut ist es so weit, daß er ein reicher und berühmter Dichter ist, und ich bin ein armer Teufel von Journalist und krevier' im Spital. . . . Wenn er nur kommt, wenn er nur kommt! Ich weiß, Herr Jackwerth, heute Nachmittag war Ihre Geliebte bei Ihnen — aber was ist denn alle Glut, mit der man ein geliebtes Weib erwartet, gegen die Sehnsucht nach einem, den man haßt, den man sein ganzes Leben lang gehaßt hat, und dem man vergeben hat, es zu sagen."

Daran reiht sich zwanglos eine anscheinend bizarre und gewagte, in Wahrheit durchaus psychologisch begründete Szene, die darum nicht bloß frappiert, sondern auch tiefe Wirkung übt. Der allzeit vielklügerne Schauspieler macht den Vorschlag, für die bevorstehende Abrechnung gleichsam Generalprobe zu halten; der Journalist, dem die Worte auf der Seele brennen, geht darauf ein. Und so schleudert er dem Schauspieler für seinen „Freund", den Dichter ins Gesicht:

„Du meinst, daß Du mehr bist als ich? — Mein lieber Freund, zu den Großen haben wir beide nie gehört, und in den Tiefen, wo wir zu Haus sind, giebt's in solchen Stunden keinen Unterschied. Deine ganze Größe ist eitel Trug und Schwindel. Dein Ruhm — ein Haufen Zeitungsblätter, der in den Wind verweht am Tag nach Deinem Tod. Deine Freunde? — Schmeichler, die vor dem Erfolg auf dem Bauch liegen, Neidlinge, die die Faust im Sack ballen, wenn Du den Rücken kehrst, Dummköpfe, denen Du für ihre Bewunderung gerade klein genug bist. — Aber Du bist ja so klug, um das zuweilen selbst zu ahnen. Ich hätte Dich nicht herbemüht, um Dir das mitzuteilen. Daß ich Dir jetzt noch was Anderes sagen will, ist möglicher Weise eine Gemeinheit. — Aber es ist nicht zu glauben, wie wenig Einem dran liegt, gemein zu sein, wenn kein Tag mehr kommt, an dem man sich darüber schämen müßte. (Er steht auf.) Ich hab' ja schon hundert Mal Lust gehabt, Dir's ins Gesicht zu schreien in den letzten Jahren, wenn wir einander zufällig auf der Straße begegnet sind und Du die Gnade hattest, ein freundliches Wort an mich zu richten. Mein lieber Freund, nicht nur ich kenne Dich, wie tausend Andere — auch Dein geliebtes Weib kennt Dich besser als Du ahnst und hat Dich schon vor zwanzig Jahren durchschaut — in der Blüte Deiner Jugend und Deiner Erfolge. — Ja, durchschaut — und ich weiß es besser als Irgendeiner . . . Denn sie war meine Geliebte zwei Jahre lang, und hundert Mal ist sie zu mir gelaufen, angewidert von Deiner Nichtigkeit und Leere und hat mit mir auf und davon wollen. Aber ich war arm und sie war feig und darum ist sie bei Dir geblieben und hat Dich betrogen! Es war beauemer für uns Alle."

Auf die Einwendung des Schauspielers, daß der Dichter dies für Lüge halten werde, verweist ihn der Journalist auf den Schlüssel zu seinem Schreibtisch, wo auch die Briefe sind:

„Überhaupt, in meinem Schreibtisch, da sind Schätze mancherlei — wer weiß, vielleicht ist nichts Anderes nötig, um sie zu würdigen, als daß ich gestorben bin. — Ja, dann werden sich die Leute schon um mich kümmern. Insbesondere, wenn es heißt, daß ich in Not und Elend gestorben bin — denn ich starbe in Not und Elend, wie ich gelebt habe. An meinem Grab wird schon Einer reden. Ja, geben Sie nur Acht — Pflichttreue — Tüchtigkeit — Opfer seines Berufes . . . Ja, das ist wahr, Florian Jackwerth, seit ich einen Beruf habe, bin ich sein Opfer — vom ersten Augenblick an bin ich ein Opfer meines Berufes gewesen. Und wissen Sie, woran ich zu Grunde' geh'? Sie meinen, an den lateinischen Vokabeln, die da auf der Tafel stehen —? O nein! An Gall', daß ich vor Leuten hab' Buckeln machen müssen, die ich verachtet hab', um eine Stellung zu kriegen. Am Ekel, daß ich Dinge hab' schreiben müssen, an die ich nicht geglaubt hab', um nicht zu verhungern. Am Zorn, daß ich für die infamsten Lentanskenter hab' Zeilen schinden müssen, die ihr Geld erschwindelt und ergaunert haben, und daß ich ihnen noch dabei geholfen hab' mit meinem Talent. Ich kann mich gar nicht beklagen: von der Verachtung und dem Haß gegen das Gesindel hab' ich immer meinen Teil abbekommen — nur leider von was Anderm nicht."

So sind wir auf die Szene zwischen den beiden Männern vorbereitet. Was wird sie bringen? Es ist eine der stärksten Spannungen, die man während der Lektüre, wie während der Aufführung bei einem modernen Stück erleben kann. Und diese Spannung

Digitized by Google

steigert sich, als sich Weihgast, der berühmte Dichter, schon nach den ersten Worten, die er an den todkranken Jugendgenossen richtet, auch für unser Auge als der hohlköpfige, kaltherzige, nur eben schlaue Geselle entpuppt, als den ihn Rademacher geschildert hat. Und ist's auch eine „Gemeinheit", die der Unglückliche verüben will, wir gönnen dem widrigen Menschen das furchtbare Strafgericht, das über ihn hereinbrechen muß, gönnen es ihm mit jedem Wort mehr, das wir von ihm vernehmen. Er spricht, scheinbar im Ton der Klage, in Wahrheit mit dem Selbstgefallen des Strebers, von seinem Leben. „Äußerlich betrachtet", erklärt er dem Sterbenden, nachdem er ihm, wohl wissend, daß er nicht beim Worte genommen werden kann, Geld „für eine Nachkur auf dem Lande" angeboten, „möchte man wohl glauben, daß ich derjenige bin, dessen Los besser gefallen ist. Und doch — wenn man die Sache so nimmt, wie sie ja doch eigentlich genommen werden muß — wer hat mehr Enttäuschungen erlebt? Immer der, der scheinbar mehr erreicht hat — das klingt paradox, und doch ist es so. — Ah, wenn ich Dir erzählen wollte . . . nichts als Kämpfe, nichts als Sorgen. — Ich weiß nicht, ob Du die Bewegungen der letzten Zeit so verfolgt hast; nun stürzen sie über mich her . . . " Die „Jungen" nämlich. Aber „es ist noch nicht aller Tage Abend. In der nächsten Saison, zu Beginn, kommt ein neues Stück von mir; da sollen sie sehen, da sollen sie sehen! Ah, ich laß mich nicht unterkriegen. Wartet nur! Wartet nur! — Nun, wenn alles gut geht, so sollst Du dabei sein, mein alter Freund. Ich verspreche Dir, Dir Billete zu schicken, obwohl Euer Blatt im allgemeinen verflucht wenig Notiz von mir nimmt. Ja, meine letzten zwei Bücher wurden bei Euch direkt totgeschwiegen" u. s. w. Und Rademacher schweigt noch immer. Nun beginnt Weihgast in der Verlegenheit von seiner Frau zu sprechen. Auch hier kein Herzenston, auch hier nur eitel Phrase. „Wahrhaftig, bei ihr find' ich mich selbst — den Glauben an mich wieder, wenn ich nah' daran bin, ihn zu verlieren, die Kraft zu schaffen, die Lust zu leben" u. s. w. Aber Rademacher schweigt . . . Warum?

Weil ihn — wir fühlen es mit jedem Satz, den der berühmte Mann spricht, mit jedem Wort, das der Sterbende hervorkeucht, immer deutlicher — von Sekunde zu Sekunde mehr der Ekel am Leben überwältigt, die Erkenntnis, daß alles nichtig, und nur eines der Mühe wert ist: die Bethätigung der eigenen Kraft im Dienste des Guten und Wahren. Dies ist für ihn vorbei; was kümmert ihn alles andere, was dieser hohle Komödiant, was seine Rache? Er läßt ihn ziehen, ohne ein Gelöbnis zu haben. Und da er gegangen ist, ist nur noch eines in dem Sterbenden lebendig: die Erkenntnis von der Majestät und Erhabenheit des Todes. „Wie armselig sind doch die Leute, die auch morgen noch leben müssen . . . Was hat unsereiner mit den Leuten zu schaffen, die morgen noch auf der Welt sein werden!"

Die eingehende Wiedergabe des Inhalts überhebt mich bei dem denkenden Leser der Aufgabe, zu erweisen, daß Schnitzler hier nicht bloß ein sehr wirksames Theaterstück, sondern eine gute Dichtung voll innerer Wahrheit geschrieben hat. Das Problem ist fein, tief und originell, die Lösung von einleuchtender Klarheit, die psychologische Entwickelung könnte kaum schärfer sein, und ist durchweg in Handlung umgesetzt. Der Einakter birgt mehr Lebensfülle, als die meisten Stücke der Modernen, auch Schnitzler's Stücke nicht durchweg ausgenommen.

Weniger, weit weniger wird den Leser und Zuschauer, der sich gern einen äußerlich unerquicklichen Stoff gefallen läßt, sofern dieser nur künstlerisch erquicklich behandelt ist, ein anderes der vier Stücke, das dem ganzen Cyklus den Namen gegeben hat: „Lebendige Stunden" erfreuen. Auch vom Problem gilt das Gleiche; es ist nicht von der Oberfläche des Lebens abgeschöpft, sondern aus der Tiefe geholt; es ist durchaus eigentümlich und mindestens in der Wendung, die ihm der Dichter giebt, wenn auch nicht im Kern neu, aber doch verjehlt. Eine edle, von ihrem Gatten schmählich mißhandelte, dann verlassene Frau hat sich in freiem Bündnis ihrem Jugendgeliebten hingegeben und ihr Herz zwischen ihm und ihrem Sohne, einem jungen Dichter, geteilt. Da wird sie von unheilbarem Siechtum befallen, sieht den Sohn unter dem Druck der Sorge um sie, um der Pflichten willen, die ihm die Pflege der Kranken auferlegt, in seiner dichterischen Schaffenskraft verkümmern, und giebt sich selbst den Tod, obwohl sie um des Geliebten willen, dessen einziger Halt im Leben sie ist, gern fortgelebt hätte. Vor ihrem Tode aber enthüllt sie dem Manne ihres Herzens, daß sie freiwillig aus dem Leben gehe und warum sie es thue. Dies die Voraussetzung des Konflikts im kleinen Schauspiel; schon sie wird man nicht ohne eine Einwendung hinnehmen können, die nicht etwa künstlich herausgeklügelt zu werden braucht, sondern sich von selbst aufdrängt. Hat eine Frau die Kraft, aus Mutterliebe vorzeitig in den Tod zu gehen, so wird sie auch stark genug sein, es schweigend zu thun, statt das Gemüt des Geliebten durch das furchtbare Geständnis nicht bloß zu beschweren, sondern auch zu verbittern. Denn sie sagt ihm ja dadurch auch: „Erkenne, um wie viel mehr ich meinen Sohn geliebt habe, als Dich! Um seinetwillen muß ich vorzeitig von Dir gehen, obwohl ich weiß, daß ich der einzige Zweck und Inhalt Deines Lebens bin." Noch mehr: indem sie ihm das Geheimnis enthüllt, bindet sie ihm zugleich auf die Seele, es dem Sohne zu verbergen, weil die Enthüllung sein Gemüt verdüstern könnte — nach dem Gemütszustand des Geliebten frägt sie nicht. Man sieht, die Frage: „Warum spricht sie, ehe sie scheidet?" ist mit dem Problem selbst geboren, und weil es keine Antwort auf diese Frage giebt, so

Digitized by Google

können wir an dem Problem keine volle künstlerische Freude haben, es sei im Übrigen noch so gut durchgeführt. Aber auch daran fehlt es. Der Verfasser wirft die Frage auf, wer tiefer um die Tote trauern wird, der junge Dichter, vor dem das Leben liegt und der sich sein Teil Lebensglück erobern will, oder der vereinsamte alte Mann, der mit der Geliebten Alles verloren hat. Das aber ist keine Frage, die überhaupt verschieden zu beantworten wäre; natürlich der Letztere. Auch darüber kann es zwischen Schnitzler und uns keine Meinungs-Verschiedenheit geben, daß sich das Gemüt des alten Mannes gegen den Sohn der Toten verbittern, daß ihn unablässig die Frage quälen wird, ob dieser des ungeheuren Opfers wert sei. Fraglich bleibt also nur: wie weit kann den alten Mann diese Verbitterung treiben; wird er sich etwa so weit vergessen, dem jungen Dichter das Geheimnis zu offenbaren? Unmöglich, antworten wir, denn das wäre ja nicht bloß brutal gegen den Lebenden, sondern auch brutal gegen die Tote; es bedürfte der ungeheuersten Verschlungen des jungen Mannes, namentlich auch der ungeheuersten Rücksichtslosigkeit gegen die Tote, um es begreifbar, wenn auch nicht entschuldbar zu finden, daß der auf's äußerste gereizte alte Mann die eine Brutalität durch die andere vergilt! Der Dichter aber läßt den Alten das Geheimnis ohne Zweck, ohne Not, ja ohne rechten Anlaß preisgeben. Der junge Dichter, Heinrich, kommt von einer kleinen Reise, die er kurz nach dem Begräbnis angetreten, um sich selbst wiederzufinden, zerquält und Trost suchend in die Villa des alten Herrn Hansdorfer. Dieser empfängt ihn kühl und gereizt, deutelt an jedem Wort Heinrichs, bis er ihm irgend etwas Böses angedichtet hat, und wirft ihm endlich, eigentlich ohne jede Provokation, das Furchtbare in's Gesicht; nur das Motiv des Selbstmords verschweigt er noch. Das ist eine psychologische Unmöglichkeit; alles, was wir von Hausdorfer wissen, seine Treue, sein Zartgefühl gegen die Tote, die Güte, mit der er seinen Diener behandelt, seine Geduld und Ergebung spricht dagegen. Aber auch die Art, wie Heinrich die Kunde aufnimmt, überrascht uns; wir glauben es dem Verfasser nicht, daß Heinrich von der Nachricht, seine Mutter habe durch Selbstmord geendet, nur eben „betroffen“ ist, und sich alsogleich, ohne eine Minute Überlegens, zu dem Gemeinplatz aufrafft: „Aber warum bin ich eigentlich erstaunt? Wie oft in diesen furchtbaren Nächten hab' ich mich gefragt, was uns armselige Geschöpfe dazu zwingt, so viel Elend, so viel Martern auf uns zu nehmen, wenn es doch in unserer Macht liegt, jeden Augenblick selbst ein Ende zu machen . . . Wenn meine Mutter gethan hat, was Sie zu wissen behaupten, so hat sie recht gethan!“ Das ist eine unbegreifliche Gefühllosigkeit; genau so unverständlich, wie der Brief der Mutter an den Geliebten und die Mitteilung desselben an den Sohn. Auf dieser schwankenden Grundlage spielt sich nun alles Weitere allerdings folgerichtig ab. Natürlich ist Hansdorfer über diese Gemütlosigkeit auf's äußerste erbittert, und der Verfasser hält diese Erbitterung für ausreichend, um ihn nun auch das Motiv der That enthüllen zu lassen. Hansdorfer giebt Heinrich den Brief: „Lies! lies! Da! Der Brief ist bei klarem Bewußtsein geschrieben . . . weil sie Dich leiden gesehen hat, — sie Dich — sie Dich — darum ist sie fortgegangen vor der Zeit — darum ist sie gestorben!“ Heinrich aber ruft nun zwar verzweiflungsvoll: „Mutter! Mutter!“ hat aber eine Minute später bereits die Kraft, Hansdorfer zuzurufen: „Dieser Brief war ausschließlich für Sie und ganz gewiß nicht für mich bestimmt.“ Hansdorfers Antwort und den Schluß des Stücks setze ich hierher, weil sie den Leser am besten über die Ansichten des Dichters orientieren:

Hausdorfer: Ich bestimm' ihn für Dich! Ich bestimm' ihn für Dich! Ich erlaube mir — ich erlaube mir. Du wirst es übelehen.

Heinrich. Sie haben durch Ihre Verfügung den ganzen Sinn dieses heiwilligen, dieses Opfertodes zerstört. Ihr Wille war es nicht, daß ich mich als Mörder fühlen, als ein Verdammter auf der Erde herumgehen sollte! Und Sie werden vielleicht später selbst empfinden, daß Sie nicht nur an mir, sondern auch an ihr ein Unrecht begangen haben, das beinah das meine aufwiegt.

Hausdorfer. Ich nehm's auf mich, Heinrich. Ich hab' es Dir sagen dürfen, Dir sehen. Du wirst Dich nicht lang als Schuldiger fühlen — nein! Du wirst Dich auffraffen! leben! gestalten!

Heinrich. Das ist mein Recht, vielleicht sogar meine Pflicht. Denn mir bleibt nichts anderes übrig, als mich selbst zu töten — oder den Beweis zu versuchen, daß meine Mutter — nicht vergeblich gestorben ist!

Hausdorfer. Heinrich! Vor einem Monat hat Deine Mutter noch gelebt und Du kannst so reden? Für Dich hat sie sich umgebracht, und Du gehst hin und schüttelst es von Dir ab? Und in ein paar Tagen nimmst Du's vielleicht hin, als wär' es ihre Schuldigkeit gewesen? Hab' ich nicht Recht: seit Ihr nicht Einer wie der Andere? Hochmütig seit Ihr — das ist es: hochmütig. Alle, die Großen wie die Kleinen! Was ist denn Deine ganze Schreiberei, und wenn Du das größte Genie bist, was ist sie denn gegen so eine Stunde, so eine lebendige Stunde, in der Deine Mutter hier auf dem Lebenstuhl gesessen ist und zu uns geredet hat, oder auch geschwiegen — aber da ist sie gewesen — da! und sie hat gelebt, gelebt!

Heinrich. Lebendige Stunden? Sie leben doch nicht länger als der Letzte, der sich ihrer erinnert. Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen, über ihre Zeit hinaus. — Leben Sie wohl, Herr Hansdorfer. Ihr Schmerz giebt Ihnen heute noch das Recht, mich nicht zu verstehen. Im Frühjahr, wenn Ihr Garten auf's Neue blüht, sprechen wir uns wieder. Denn auch Sie leben weiter.

Einige Kritiker haben gefunden, das Schauspiel ende mit dem Sieg einer höheren, der Weltanschauung des Dichters, über eine geringere, die Weltanschauung

Digitized by Google

des Alltagsmenschen. Nun, gar so teuer ist der Sieg über eine Weltanschauung nicht, die es für berechtigt hält, ein solches Geheimnis einer Toten preiszugeben, und gar so strahlend erscheint mir der Sieger nicht, der die Nachricht vom Selbstmord der Mutter mit so ungemeiner Kaltblütigkeit und einer ganz gewöhnlichen Phrase beantwortet. Und setzt man, wie dies andere Kritiker getan haben, statt der Weltanschauung des Dichters die der Modernen, und läßt diese über die Alten siegen, so scheint mir die Sache nicht viel anders zu liegen. Aber ich glaube, den Sieg einer Partei wollte Schnitzler garnicht illustrieren, ich trane seinem ehrlichen Poetensinn zu, daß er einen Konflikt darstellen wollte, in dem beide Teile Recht und beide Unrecht haben, weil jeder aus seiner Natur heraus handelt. Aber wollte er dies, so ist es ihm leider nur teilweise geglückt: Unrecht haben beide, aber Recht hat Keiner.

Auch technisch steht das Stück fühlbar gegen das zuerst besprochene zurück. Hier fehlt das dramatische Leben, und der Dialog spinnt sich nicht ohne ermüdende Längen ab. Dem Leser wird dies weit weniger fühlbar, als dem Zuschauer; den Leser entschädigt hier eine feine Wendung, dort ein Naivlaut; der Zuschauer aber will nicht bloß Reden hören, sondern eine Handlung sehen.

Darauf allein kommt es nun freilich nicht an, denn in dem dritten Stück: „Die Frau mit dem Dolch“ giebt es sogar eine Doppelhandlung und doch hat dies Schauspiel auf der Bühne am schwächsten gewirkt und verlagt im Lesen ganz. Das liegt, wie mir scheint, daran, weil der Dichter sehr viel wollte, und sich nicht klar darüber war, was er wollte. Selbst dem aufmerksamsten Zuschauer geht ein Sinn überhaupt nicht auf — ich habe das Publikum zwei Male in dieser Situation beobachtet, und die verblüfften Gesichter, das Gefrage nach dem Fallen des Vorhanges ließen mir keinen Zweifel daran übrig, daß es Anderen ebenso ergangen war, wie mir. Der aufmerksame Leser aber erfährt auch nur etwa Folgendes:

Ein Maler zur Zeit der Renaissance, Remigio, hat ein Weib, Paola, das ihn als Künstler auf's Höchste verehrt. Ihr ist sein Atelier

. . . geweihter Boden . . .,
Drauf Einer wandelt, dem kein Anderer gleicht.

Dennoch haßt sie ihn, denn sie weiß, daß es Wahrheit ist, wenn ihr Remigios Schüler, Lionardo, über die Empfindungen ihres Gatten für sie sagt:

Ihm ist Euer tiefstes Wesen nichts als Anlaß
Und Stachel seiner Kunst, verrät'risch lockt
Auf's Antlitz Euch sein Kuß der Seele Glut
Zur Feer'rung eines Bildes, das Euch gleicht.
Und glaubt mir, wenn dies Letzte ihm gelang,
Das unvollendet seiner Rückkunft harrt,
Schwand all' sein Lieben hin —

Und so erwidert sie denn auch:

Das weiß ich gut;
Denn ich bin dann nichts mehr, bin ausgeschöpft,
Und mein Lebendges lebt in jenem Bild.

Da wäre es denn schließlich zur Not, obschon nicht leicht begreiflich, wenn sie sich trotz aller Verehrung für den Maler, aus schmerzlicher Entrüstung über die kalte Selbstsucht des Mannes, dem jungen, schönen Lionardo hingeben würde. Aber sie thut es, obwohl sie Remigio nicht bloß verehrt, sondern leidenschaftlich liebt. Im Morgengrauen der Nacht, die sie in Lionardos Armen verbracht hat, girrt sie:

. . . Du warst zu lange fort, —
Zu lang, Remigio! Ach ein Jahr währt ewig!

— und als Lionardo einwendet, es sei noch kein Monat verstrichen, seit sie Remigio verlassen, erwidert sie:

. . . Sehnsucht mißt die Zeit
Nicht nach der Tage Zahl. Doch heute kommt er,
Heut' endlich.

Der arme Lionardo, den eine solche Sehnsucht nach dem Gatten unmittelbar nach der Liebesnacht in eines Andern Armen ebenso rätselhaft anmutet, wie den Leser, rechnet ihr vor, Remigio könne erst morgen wieder zurück sein; sie aber ruft „beinahe schmerzlich“:

Gest morgen! Ach warum
Darf ich die Stunden nicht, die unnütz leeren,
In meiner Hand wie taube Nüsse knacken?
Ihr sagt: ein Tag — er brach noch kaum herein,
Und gäbe willig alles Leben hin,
Das mir noch übrig, käm' er jetzt und gleich!

Worauf Lionardo (gleich dem Zuschauer) immer erstaunter ist und sie erinnert: „Paola, heute Nacht warst Du —!“; sie aber:

Die Deine?!
Versuch es auszusprechen, da es tagt!
Hab' ich mit süßem Wort Dir schöngetan?
Hab' ich geflüstert wie die andern Frau'n:
„Ich liebe Dich und Dein hab' ich gewartet“?
Verrauschust Du andern Lust von diesen Lippen,
Als den bellemm'nen Aufschrei wilder Lust?
Es ist nicht mehr und also war es nie!

Und als Lionardo sich damit nicht bescheidet und meint, daß ihm diese Nacht ein Recht auf sie gegeben habe, droht sie ihm zu thun, wie ihr Gatte seiner Geliebten, der „roten Peregrina“:

„Hinausgejagt hat er die freche Dirne!“

Gewiß wäre es die psychologisch richtigste Antwort, wenn Lionardo darauf erwidern würde, die Rolle der „frechen Dirne“ spiele hier eine Andere, und ginge. Das wäre sogar, wie wir aus den Novellen des Bandello und Boccaccio wissen, die einzige Antwort, die dem Geiste jener Zeit entspräche, und es ist ein höchst sentimentaler, der Empfindungsweise der Renaissance durchaus fremder Zug, wenn Lionardo im Gegenteil erklärt, sich töten zu wollen, was Paola mit dem stolzen Wort: „Ich bin's wert!“ beifällig aufnimmt. Auch erhebt sie keine Einwendung dagegen, als er erklärt, daß er's vor ihrer Thür, mit ihrem Dolch thun wolle:

So wird ein Jeder glauben, auch Remigio,
Daß ich's aus Gram verschmähter Liebe that.

Als aber Lionardo fortfährt, Paola sei dann auch für immer von der Sorge um die Entdeckung ihres Fehltritts befreit, gerät diese auch schon bisher unfaßliche Dame vollends in's Unbegreifliche: um sich von dem Verdacht zu befreien, als fürchte sie ihren Gatten und lasse deshalb den Tod des Mannes, dem sie sich ergeben, geschehen, zwingt sie Lionardo, bei ihr zu bleiben, während der heimkehrende Remigio vors Haus reitet, und empfängt den Gatten mit dem Gruß: „Der hier war mein Geliebter heute Nacht“. Was nun wird Remigio daraufhin thun? Will er gegen alle Gesetze der Psychologie und vor allem auch gegen den Geist der Zeit handeln, deren Verkörperung er uns sein soll, so wird er Lionardo einfach wegschicken. Und das geschieht: „Geh, Lionardo!“ ist alles, was er nach einer „großen Pause“ sagt; das war bekanntlich so Sitte im Italien des XVI. Jahrhunderts. Worauf Lionardo, um nicht hinter dem Meister an Unbegreiflichkeit zurück zu stehen, bittet: „Remigio, tötet mich!“, dann das Gleiche verlangt und endlich durch Drohungen zu erzwingen sucht: „Ich haß' Euch so, daß ich Euch töten will“. Remigio bleibt unbewegt; anders Paola, die nun von Angst um den zärtlich geliebten Gatten ergriffen wird. „Laßt ihn nicht fort!“ beschwört sie. „Er hält den Schwur, Remigio!“ — und als Lionardo bekräftigt: „So wahr ich lebe!“ ergreift sie ihren Dolch, eilt mit den Worten: „Ja, so wahr Du lebst!“ auf Lionardo zu und ersticht ihn. Und Remigio? Er hat, ehe er abreiste, an einem lebensgroßen Bild seiner Gattin gemalt, es aber nicht vollendet, weil er nicht den richtigen Ausdruck für die Züge finden konnte. Nun, wo er sie mit dem blutigen Dolch in der Hand, auf den Ermordeten herabstarrend, dastehen sieht, hat er diesen Ausdruck gefunden. „Allmählich verändern sich seine Züge, werden gefaßt, beinahe heiter“, und er spricht:

War dies der Sinn? Ist mein Gebet erhört,
Daß für mein Bildnis mir Erleuchtung werde?
Ja, so vollend ich's! Der Du dies gefügt,
O Himmel, eine Stunde lang gewähre
Der Seele Frieden, Ruhe dieser Hand.

„Er geht zu der Thüre, sperrt sie ab; dann geht er zur Staffelei“ — und malt das Bild seiner Frau mit dem Dolch fertig. Daß ihm dies gelungen ist und daß es ein gutes Bild geworden ist, ersehen wir gleichfalls aus Schnitzlers Schauspiel. Denn es besteht, wie schon angedeutet, aus zwei Teilen; den einen kennen wir schon, in dem anderen, der in der Gegenwart spielt, bereitet sich genau dieselbe Handlung vor. Als der Vorhang aufgeht, sind wir in einer Gemäldegallerie, vor dem Bild des Remigio „Die Frau mit dem Dolch“; vor dem Bilde trifft sich ein Paar des zwanzigsten Jahrhunderts, ein „eleganter junger Mann in schwarzem Überzieher“, Leonhard, und eine verheiratete Dame, die er umwirbt, Frau Pauline. Welche Qualitäten Leonhard außer dem schwarzen Überzieher anzuweisen vermag und was er etwa neben der Bestürmung der Frau treibt, erfahren wir nicht; Frau Pauline aber stammt aus Florenz und ist die Gattin eines Dichters, der sie kürzlich betrogen und dann aus der Geschichte seiner Verirrung und ihrer Verzeihung ein Drama gemacht hat, das eben am Abend zuvor mit ungemeinem Beifall zum ersten Mal aufgeführt worden ist. Und darum hat ihn seine Frau an diesem Abend „mehr geliebt, als je,“ weil sie sich darein gefunden hat, daß „ihr ganzes Leben gar keinen anderen Sinn hat“, als die Gelegenheit für den Dichter zu bieten, „sein Genie zu zeigen“. Gleich einleuchtend, wie diese Empfindung, ist aber auch, daß gleichzeitig „ihre Lippen nach denen Leonhards verlangen“, und daß sie ihm selbst unumwunden erklärt: „Ich sage Ihnen, daß ich so ziemlich alles für Sie fühle, was Sie sich nur wünschen könnten, nur Freundschaft nicht, bei Gott, nein!“ Und weil sie Leonhard begehrt, darum sagt sie's ihrem Gatten und bewegt ihn zu dem Versprechen, mit ihr am nächsten Morgen abzureisen. Leonhard hält diese Offenheit für unklug, und warnt: „Er wird Sie so bitter peinigen, als ob es geschehen wäre“, worauf Pauline: „Wäre es geschehen, so würde er mich umbringen“. Und als Leonhard einwendet: „Was fällt Ihnen ein! Er macht ein neues Stück daraus, und am Ende ist er Ihnen noch dankbar“, erwidert sie: „Möglich. Er wäre der Mann, beides zu vereinigen.“ Und sie will sich von Leonhard verabschieden. Da fällt ihr Blick auf das Bild Remigios, sie erkennt ihre eigenen Züge und in der Gestalt des Ermordeten den Geliebten, und weiß plötzlich, daß sie beide zum zweiten Male auf Erden wandeln und dasselbe erleben. „Lionardo, erinnerst Du Dich nicht?!“ . . . Damit es aber auch der Zuschauer erfahre, verfinstert sich nun die Bühne und wir sehen die oben erzählte Schauerszene aus der Renaissance. Als die Bühne wieder hell ist, fragt sie sich: „Kommt Alles wieder, was wir einst erlebt, muß es wiederkommen?“ und bejaht dies offenbar, denn sie verspricht, dem Abend zu Leonhard zu kommen. —

Auch hier ist durch die Inhalts-Angabe die Kritik besser und überzeugender gegeben, als es jede Ausführung meinerseits vermöchte. Es war nicht von vornherein meine Absicht, das Referat ironisch zu färben, aber wer könnte diese Häufung unbegreiflicher Greuel tiefernsten Tons erzählen?! Ernsthaft aber kann ich untersuchen, wie sich wohl dieser Mißgriff eines begabten Dichters erklärt. Ich glaube nicht, daß er ein überzeugter Anhänger der Seelenwanderung ist und fasse das Stück garnicht als ein ernstes Plaidoyer für diese auf. Was Schnitzler vorschwebte, war — vermuthe ich — die Absicht, darzulegen, daß die Leidenschaften der Menschen zu allen Zeiten die gleichen

Digitized by Google

bleiben. Aber das ist für einen Einakter als „Thema probandum" zu wuchtig, und dann war er sich nicht ganz klar darüber, was er wollte. Es ist wunderbar, daß sich dieselbe unerhörte, überaus seltsame Geschichte, in der alle Menschen gleich unverständlich handeln, im XVI. und im XX. Jahrhundert bis aufs I-Tüpfelchen übereinstimmend abspielen sollte, denn so genau wiederholen sich auf Erden selbst viel begreiflichere Geschichten niemals. Und diese Wiederholung wird auch dadurch nicht plausibler, daß Frau Pauline, die Gattin des Dichters, der aus ihren Schicksalen Stücke macht, sich plötzlich genau erinnert, daß sie einmal Paola, die Gattin des Malers war, der sie abconterfeit hat, da sie als Mörderin vor ihm stand. Angenommen aber, der Dichter finde bei Jemand für all dies Unglaubliche Glauben, so wäre doch damit nicht bewiesen, daß sich die Leidenschaften der Menschen gleich bleiben; hier bleibt ja nur die Unbegreiflichkeit, das Handeln gegen alle Gesetze der Vernunft wie des Gemüthes gleich. Irgendwo habe ich gelesen, Schnitzler habe die innere Verwandtschaft unserer Zeit mit der Epoche der Renaissance darlegen wollen. Diese Geschmacklosigkeit traue ich ihm nicht zu und die Beweisführung wäre zudem eine gar zu seltsame für diesen Zweck. Übrigens ist der Mißgriff nicht tragisch zu nehmen; es giebt keinen begabten Dichter, der nicht auch zuweilen gründlich gestrauchelt wäre, wenn er einen Boden betrat, der für ihn Neuland war. Neuland waren für Schnitzler auch „Die letzten Masken" und hier ist er nicht gestrauchelt.

Nächst diesem trefflichen Schauspiel ist der Schwank: „Litteratur" das beste Stück des Cyklus. Es zeigt den Dichter nicht von einer neuen Seite, aber auch er, der ein Meister der pikant und satirisch gefärbten Causerie ist, hat auf diesem seinen unvergensten Boden vorher kaum besseres geleistet, als diese Komödie. Hier ist alles famos geglückt: die Erfindung, die Ausgestaltung der Charaktere, der Schliff des Dialogs. Um zu wissen, wie wenig Karrikatur und wie viel Wahrheit der Schwank enthält, muß man freilich die litterarische Bohême kennen, aber wer sie nicht kennt, glaube das dem Dichter und seinen Kritikern und lerne sie aus diesem Abbild kennen; das ist auch viel bequemer, als wenn man's in natura thut . . .

Auch hier sei die Handlung kurz umrissen. Frau Margarete, die ewig Unverstandene, ist von ihrem Gatten, einem österreichischen Baumwollwaaren-Fabrikanten, ebenso wenig verstanden worden, wie von ihrer Familie; ihr Mann hat sich, als sie ihn mit einem Tenor betrog, von ihr scheiden lassen, und ihre Familie wollte auch nichts mehr von ihr wissen. Sie ist dann nach München gegangen, hat dort in einem Kreis künstlerischer Bohêmiens gelebt, sich namentlich im Verkehr mit einen von ihnen, dem Schriftsteller Gilbert, die nötige Anregung zu dichterischem Schaffen geholt, und einen Band Gedichte veröffentlicht. Hart an der Kunst, welche die ganze von der Halb-Welt trennt, hat sie einen österreichischen Aristokraten, Clemens, gekapert, der im Begriffe steht, sie nun, nachdem er sie nach Wien zurückgebracht hat, zu heiraten. Ihn entzückt Alles an ihr, ihre Hübschheit, ihre Zärtlichkeit, ihre guten Manieren; ihre Vergangenheit, die ihm freilich nur sehr lückenhaft und in ihrer Darstellung bekannt ist, geniert ihn nicht; nur an Eins mag er nicht gerne denken, an ihre Gedichte. Was der gute Clemens dagegen und die Dichterin dafür vorbringt, ist so ganz dem Leben abgelauscht, so typisch, daß mindestens einige Stellen des Dialogs in der „Deutschen Dichtung" gewiß der Wiedergabe wert sind:

Margarete. . . . Das ist eben meine ewige Kränkung, daß Du da nicht mitkannst.

Clemens. „Nicht mitkannst" — das hab' ich sehr gern! Ich kann schon ganz gut mit — Du weißt, was mich an Deiner Schreiberei geniert hat, und Du weißt, daß es etwas ganz Persönliches ist.

Margarete. Nun, es giebt Frauen, die in meiner damaligen Situation Schlimmeres gethan hätten, als Gedichte zu schreiben.

Clemens. Aber solche! solche! (Er nimmt ein kleines Buch vom Kaminsims.) Darum handelt es sich. Ich kann Dir versichern, so oft ich's halsegen ich', so oft ich d'ran denke, schäm' ich mich, daß es von Dir ist.

Margarete. Dafür fehlt Dir das Verständnis . . . Aber was geniert Dich denn d'ran? Du weißt doch, daß ich nichts von Alledem erlebt habe.

Clemens. Ich hoffe.

Margarete. Daß es Phantasien sind.

Clemens. Da muß ich halt fragen: wie kann eine Dame so phantasieren? (Liest.) „An Deinem Halse hing' ich trunken und sauge mich an Deinen Lippen fest . . ." (Kopfschüttelnd) Wie kann eine Dame so was niederschreiben, — wie kann eine Dame so was drucken lassen? Jeder Mensch, der das liest, muß sich doch die Verfasserin vorstellen und den betreffenden Hals — und die betreffende Trunkenheit.

Margarete. Wenn ich Dir versichere, daß ein solcher Hals nie existiert hat.

Clemens. Ich kann mir's auch nicht vorstellen. Das ist ja mein Glück und — Deins, Margarete.

Das Gespräch behandelt nun den „talentvollen" Münchener Kreis, wobei Clemens die klassische Bemerkung macht: „Talentirt sind sie ja alle — im Kaffeehaus," bis Margarete es wieder auf ihre Dichterei bringt:

Margarete. Sag', Cle: Du wärst also wirklich nicht stolz, wenn Deine Geliebte, Deine Frau eine große und berühmte Dichterin wäre?

Clemens. Ich hab' Dir schon gesagt: meinetwegen halt' mich für boruiert in der Hinsicht, aber ich versichere Dich, wenn Du heut' wieder anfingst, Gedichte zu schreiben oder sie gar drucken ließest, in denen Du meinetwegen mich aufschwärmst und der Welt von unserm Liebesglück erzähltest — nichts wär's mit dem Heiraten, auf und davon ging ich Dir!

Margarete. Und das sagt ein Mensch, der ein Dutzend stadtbekannte Verhältnisse gehabt hat!

Clemens. Mein Schatz, stadtbekannt bin, stadt-

Digitized by Google

bekannt her — ich hab's Niemandem erzählt, ich hab's nicht drucken lassen, wenn mir eine trunken am Hals gehängt ist, und ein Jeder hat sich's um einen Gulden fünfzig kaufen können! Darauf kommt's an! Ich weiß ja, daß es Leute giebt, die davon leben: aber ich find' es im höchsten Grad unfein. Ich sag' Dir, mir kommt's ärger vor, als wenn sich Eine im Tritot als griechische Statue beim Renacher hinausstellt. So eine griechische Statue sagt doch nicht Mau! Aber was so ein Dichter alles auskauscht, das geht über den Spaß!

Margarete. (unruhig.) Liebster, Du vergißt nur, daß der Dichter nicht immer die Wahrheit sagt . . . Wir erzählen Dinge, die wir garnicht erlebt, die wir geträumt, die wir einfach erfunden haben.

Clemens. Ich bitt' Dich, liebe Margarete, sag' doch nicht immer „wir". Du gehörst ja Gott sei Dank nimmer dazu.

Und da beachtet sie denn endlich, daß sie noch immer „dazu gehört". Sie hat einen Roman geschrieben. „Ich hatte zuviel auf dem Herzen. Ich wäre daran erstickt. Bis heut' hab' ich Dir's verschwiegen." Ihr Verleger Münigel ist „entzückt davon". Aber welch ein Roman ist das auch! „Er enthält so zu sagen das Meiste, was über das Meiste zu sagen ist." Natürlich ist Clemens dennoch nicht entzückt darüber. „Daß Du ihn hast schreiben müssen — gut; aber lesen soll ihn wenigstens keiner. Bring' ihn her, wir wollen ihn in's Feuer werfen." Aber dazu ist's zu spät; Münigel hat ihn bereits drucken lassen. Und auf diese Mittheilung hin geht Clemens erzürnt, wie es scheint, auf Nimmerwiedersehen.

Bestürzt, ja verzweifelt bleibt die Dichterin allein. Da erscheint ihr Freund Gilbert Münchener Angedenkens und überreicht ihr sein neuestes Buch, einen Roman; auch ist er, als er von dem Konflikt mit Clemens erfährt, gar nicht abgeneigt, wieder an dessen Stelle zu treten. Sie aber empfängt Verfasser und Buch gleich kühl, ja mit Sticheleien, worüber dieser in Wut geräth. Auch aus dieser Szene wird eine Probe gerade in dieser Zeitschrift besonders verständnisvolle Aufnahme finden:

Gilbert. Empfindlich? Du nennst mich empfindlich? Ein Weib, das die schwersten Schüttelreime bekam, wenn der kleinste Schmeck im letzten Käseblatt ein böses Wort auszusprechen wagte?

Margarete. Ich erinnere mich nicht, daß über mich je ein böses Wort erschienen wäre.

Gilbert. Je? — Übrigens magst Du Recht haben. Gegen hübsche Weiber ist man immer galant.

Margarete. Galant? Aus Galanterie hat man meine Gedichte gelebt? Und Dein eigenes Urteil . . .?

Gilbert. Meines? Ich brauche nichts davon zurückzunehmen; ich erlaube mir nur zu bemerken, daß Du Deine paar hübschen Gedichte in unserer Zeit geschrieben hast.

Margarete. Und so rechnest Du sie wohl Dir zum Verdienste an.?

Gilbert. Hätten Du sie geschrieben, wenn ich nicht gewesen wäre? Sind sie nicht an mich?

Margarete. Nein!

Gilbert. Wie? Nicht an mich? Es ist ungeheuerlich!

Margarete. Nein, sie sind nicht an Dich!

Gilbert. Ich stehe starr! Soll ich Dich an die Situationen erinnern, in welchen Deine schönsten Verse entstanden sind?

Margarete. Sie waren an ein Ideal gerichtet . . .

Gilbert. (deutet auf sich.)

Margarete. . . . dessen zufälliger Vertreter auf Erden Du warst.

Zur Vergeltung nennt Gilbert sie im Hinblick auf ihre Beziehung zu Clemens einen „Snob", und weil sie sich mit ihm verlobt hat, eine „Herabgekommene der Liebe". Und dann gar — vielleicht die köstlichste Probe des modernen Litteraten-Jargons, die Schnitzler freilich gefunden, nicht erfunden hat —: „Früher warst Du Weib, jetzt bist Du Weibchen". Und nun kommt die Pointe des kleinen Stückes, die mit zu dem Drolligsten gehört, was in letzter Zeit auf die Bühne gebracht worden ist. „Für Dich, Margarete", sprüht Gilbert, und er sprüht, gleich seinem Vorbild, das ich zu erkennen glaube, leider nicht blos Worte . . . „für Dich ist unser Verhältnis heute nichts mehr, als die Erinnerung an ein paar tolle Nächte, an ein paar tiefgründige Gespräche, ich habe es zum Kunstwerk gemacht." Worauf Margarete: „Ich auch! . . . Was Du triffst, bei Gott! das treff' ich auch! Auch ich habe unsere einzige Liebe — oder was wir so nannten — der Ewigkeit aufbewahrt!" Aber damit ist leider die Ähnlichkeit zwischen den Werken der beiden modernen Genies nicht erschöpft. Sie hat allerdings den Roman ihres Lebens so verhüllt, daß sie selbst nicht mehr zu erkennen ist. „Die Heldin ist keine Dichterin, sondern eine Malerin; ihr erster Mann ist kein Baumwollwarenfabrikant, sondern ein großer Spekulant, auch betrügt sie ihn nicht mit einem Tenor, sondern mit einem Bariton, dann geht sie nicht nach München, sondern nach Dresden, und dort hat sie ein Verhältnis mit einem Bildhauer." Er ist jung, schön und ein Genie, trotzdem verläßt sie ihn und folgt einem — Erzherzog auf die Manarischen Inseln. Aber nun enthüllt sich die verblüffendste Ähnlichkeit beider Werke:

Margarete. Du selbst würdest mich nicht erkennen, wenn . . .

Gilbert. Nun, wenn . . .?

Margarete. Wenn nicht im drittletzten Kapitel unser ganzer Briefwechsel entfalten wäre!

Gilbert. Was?!

Margarete. Ja — alle Briefe, die Du mir und die ich Dir geschrieben habe, sind in dem Roman aufgenommen.

Gilbert. Ja, entschuldige — woher hattest Du denn die Deinen an mich? Die hab' doch ich!

Margarete. Ja, ich hatte sie mir doch früher immer aufgesetzt!

Gilbert. Aufgesetzt?!

Margarete. Ja!

Gilbert. Aufgesetzt — diese Briefe an mich, die wie in rasender Eile hingeworfen schienen. „Noch ein

Digitized by Google

Wort. Geliebter, eh' ich schlafen gehe, mir fallen die Augen zu . . .“ Und dann, wenn Dir die Augen zugefallen waren, hast Du ihn in's Reine geschrieben?!

Margarete. Nun, beklagst Du Dich vielleicht darüber?

Gilbert. Ich hätt' es ahnen können. Ich muß ja noch froh sein, daß sie nicht einem Briefsteller für Liebende entnommen waren. O, wie bricht Alles zusammen! Die ganze Vergangenheit ein Trümmerhaufen! . . . Sie hat ihre Briefe aufgesetzt!

Margarete. Se sei doch froh. Wer weiß, ob meine Briefe an Dich nicht das einzige sind, was von Dir übrig bleiben wird.

Gilbert. Und nebstbei ist das eine äußerst fatale Geschichte.

Margarete. Warum denn?

Gilbert (auf sein Buch deutend). Da drin sind sie nämlich auch.

Margarete. Was?! wo?

Gilbert. In meinem Roman.

Margarete. Was ist denn da d'rin?

Gilbert. Unsere Briefe — Deine und meine.

Margarete. Woher hast Du denn die Deinen gehabt? Die hab' doch ich! — Ah, sieh'st Du, Du hast sie auch aufgesetzt!

Gilbert. O nein; ich hab sie nur abgeschrieben, bevor ich sie an Dich absandte; sie sollten nicht verloren gehen.

Margarete. Ja, um Gotteswillen, wenn es so ist — (An Gilberts Buch blätternd). Ja, es ist so! Ja, das ist ja ganz daselbe, als wenn wir der Welt erzählten, daß wir Zwei . . . Um Himmelswillen . . . (aufgeregt blätternd.) Ist am Ende auch der Brief aufgenommen den du mir am Morgen nach der ersten Nacht . . .

Gilbert. Natürlich, der war doch glänzend.

Margarete. Aber das ist ja entsetzlich! Es wird ein europäischer Skandal! Und Clemens, um Gotteswillen! Ich fange an zu wünschen, daß er nicht mehr zurückkennt! Ich bin ja verloren! Und Du mit mir! Wo immer Du sein magst, er wird Dich zu finden wissen, er wird Dich niederschießen wie einen tollen Hund.

Dies der Gipfelpunkt, die Pointe der Komödie. Die Frage: „Gefunden oder Erfunden?“, eine Frage, die übrigens mit dem Wert des Stücks und dem Talent seines Verfassers sehr wenig zu thun hat, soll später erörtert sein. Zunächst aber sei auf das ungemeine Geschick hingewiesen, mit dem der an sich bezwingend komischen Situation alle Folgerungen, alle Wirkungen, die in ihr liegen, abgewonnen sind. Kannt hat Gilbert das Wort vom Niederschießen vernommen, als ihm alle Lust, nun der Nachfolger des Aristokraten zu werden, wie er sein Vorgänger war, völlig vergeht. Er steckt zunächst den Roman wieder vorsichtig ein, und als Margarete sich ihm nun an den Hals werfen will, weist er sie kurz ab. Da ertönt die Klingel, Clemens kehrt zurück. Während er mit Gilbert ein formal höfliches, aber gereiztes Gespräch führt, stürzt sich ihm Margarete zu Füßen, seine Verzeihung anzuflehen. Er hebt sie auf; es sei ja schon Alles wieder gut, er habe mit Klingel vereinbart, daß der Roman eingestampft werde. Margarete und Gilbert atmen erleichtert auf; der Schriftsteller zieht seinen Roman aus der Tasche und überreicht ihn Clemens. Da ergiebt sich eine neue Gefahr — und wie sie auftaucht und sich löst, ist wieder ein Beweis für Schnitzlers Humor und sein technisches Können. Hier diese Stelle, die Schlußscene der Komödie:

Clemens. Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Gilbert. Ich muß zwar sagen — deutsche Romane sind nicht mein Fabke. Na, das ist halt der letzte, den ich lesen werde — oder der verletzte —

Margarete, Gilbert. Der verletzte?

Clemens. Ja.

Margarete. Und welcher soll denn der letzte sein?

Clemens. Deiner, mein Kind. (Zieht ein Cremvlar aus der Tasche) Ein Cremvlar hab' ich mir nämlich von Klingel ausgebeten, um es Dir mitzubringen — oder vielmehr uns Beiden.

Margarete, Gilbert (tauschen ratlose Blicke).

Margarete. Wie gut du bist! . . . (den Roman in der Hand) Ja, er ist's . . .

Clemens. Wir wollen ihn zusammen lesen.

Margarethe. Nein — Clemens . . nein, ich nehme soviel Gute nicht an — da — (Sie wirft das Buch in den Kamin.) Ich will von all dem nichts mehr wissen.

Gilbert (doch erstaunt.) Aber gnädige Frau!

Clemens (zum Kamin.) Margarete, was thust Du denn —?

Margarete (vor dem Kamin, Clemens in ihren Armen auffangend). Glaubst Du jetzt, daß ich Dich liebe?!

Gilbert (sehr verzagt.) Es scheint, ich bin hier vollkommen überflüssig. . . Gnädige Frau, Herr Baron — (für sich.) Daß mir der Schluß entgehen mußte! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Man sieht — hier ist in dem kleinen Genre thatsächlich das Beste geleistet.

Die oben gestellte Frage: „Erfunden oder gefunden“? sei hier nur deßhalb erörtert, weil die Kritik sie wiederholt gestreift hat und weil ich selbst aus meinen Erinnerungen als Redakteur ein Pendant zu erzählen habe; an sich kommt es ja auf den Rohstoff nicht an. Daß eine und dieselbe Liebesgeschichte von den Beteiligten selbst oder ihren Angehörigen erzählt wird, wissen wir aus dem berühmten Beispiel Sand-Musset. Und auch die Benützung von wirklich geschriebenen Briefen zu literarischen Zwecken hat sich, wenn man dem Klatsch oder sagen wir, der Legende glauben will, mehr als einmal ereignet. Mindestens einmal aber ist die Geschichte, die Schnitzler vorführt, sogar ganz und gar in Wirklichkeit dagewesen. Ich erzähle sie hier, weil dies heute keinerlei Schaden für die Beteiligten bewirken kann; sie sind nun beide tot. Im Herbst 1885 reichte mir — ich lebte damals in Wien und war Herausgeber der „Neuen Illustrierten Zeitung“ — ein nicht eben bekannter, aber auch (damals!) nicht ganz unbekannter Schriftsteller, der sich der Literatur nur in seinen Mußestunden widmete, eine Novelle

Digitized by Google

ein, die just kein Kunstwerk, jedoch brauchbar war, und ich acceptierte sie um so lieber, weil sie Wiener Lokal-Kolorit hatte, was damals eine Seltenheit war, und weil ich demselben Autor bereits andere Arbeiten wiederholt hatte zurückkehren müssen. Die Novelle behandelte eine Liebesgeschichte zwischen einem unfreien Paar — der Held wie die Heldin waren verheiratet — und war zum großen Teil in Briefform geschrieben; namentlich die Briefe des Mannes atmeten wirkliches Leben. Als ich ihm mitteilte, daß ich die Novelle bringen wolle, und namentlich auch dieses letzteren Umstandes gedachte, lächelte er geheimnisvoll und meinte, daß habe seine guten Gründe. Was dies bedeutete, sollte mir etwa einen Monat später klar werden. Da erschien bei mir, durch die Empfehlung eines mir befreundeten Gelehrten eingeführt, eine nicht mehr junge, aber höchst elegante Dame und überreichte mir ihr Erstlingswerk, eine Novelle in Briefen. Ich las und war zunächst sehr erstaunt, dann sehr belustigt, denn die Briefe waren dieselben, wie in der von mir acceptierten Geschichte, und zwar die Briefe des Mannes fast bis auf's Wort dieselben, wogegen die der Frau viel breiter, schwülstiger und stilistisch ungelenker waren; hier also hatte der Dichter das Material retouchiert. Aber was nun thun? Die Arbeit der Dame war keinesfalls für ein sorgfältig redigiertes Blatt brauchbar; ich hätte sie ablehnen müssen, auch wenn der Dichter nicht früher gekommen wäre, als die Dichterin. Aber durfte ich mich mit der Ablehnung begnügen?! Dann ließ die Dame die Geschichte anderswo drucken, und — der Skandal, der mit zwei Scheidungen enden mußte, war fertig! Dies zu verhüten, schien mir Menschenpflicht; ich ließ die Dame kommen und sagte ihr die Wahrheit. Die Scene wird mir unvergeßlich bleiben; solche Ausbrüche der Entrüstung habe ich selten mit angehört; daß sie genau ebenso gehandelt hatte, wie der einstige Geliebte, übersah die Frau. Und schließlich erklärte sie, indem sie das Manuskript zurückverlangte, sie lasse ihre Arbeit jedenfalls drucken; wenigstens dies wolle sie von der ganzen traurigen Geschichte haben; daß der Schriftsteller gleichzeitig oder vorher das Gleiche thue, darauf lasse sie es getrost ankommen. „Aber sagen Sie ihm," rief sie mir zu, „daß er dann gradezu ein Lump wäre!" Damit ging sie. Wer A gesagt hat, muß nun im Alphabet weiter, und zudem wollte ich dem sympathischen Manne Herzeleid ersparen, ich besprach die Sache auch mit ihm. Er benahm sich ganz verständig, und bat mich, der Dame mitzuteilen, daß er bereit sei, seine Novelle ungedruckt zu lassen, wenn sie das Gleiche zusichere. Auch dieser Mission unterzog ich mich, aber ohne Erfolg; die Dame erwiderte, sie verzichte ihrerseits auf die Veröffentlichung unter keinen Umständen, es komme, was da wolle. Ich riet dem Schriftsteller, nun seine Arbeit jedenfalls ins Feuer zu werfen und im Übrigen darauf zu bauen, daß die Novelle seiner früheren Geliebten zu schlecht sei, um von irgend einem verständigen Redakteur gedruckt zu werden; angenommen aber, daß dies geschehe, so sei ja das Unglück nicht so groß; dann gebe es eben nur eine gedruckte schlechte Novelle mehr; ein Skandal sei jedenfalls vermieden. Nun, so kam es auch. Die Novelle ist erschienen, aber — in Buchform und auf Kosten der Verfasserin! Ich besitze noch heute das Büchlein und schätze es als einen der merkwürdigsten Beiträge zur Psychologie des Frauenherzens, die mich das Leben hat kennen lernen lassen.

Was aber Schnitzler betrifft — von den vier Einakkern sind nur zwei gut und das Genre ein kleines, aber die „Lebendigen Stunden" sind dennoch ein erquicklicher Beweis seiner Begabung, wie seines künstlerischen Strebens.

Litterarische Notizen.

— **Blut der Nächte.** Ein Gedichtbuch von Friedr. Benj. München 1901, Lyrik-Verlag. Wir hätten das Buch, das schlecht, ja lächerlich schlecht ist, unbesprochen gelassen, wenn es nicht ein sehr lehrreicher Beleg dafür wäre, wohin gewisse Moderichtungen unserer Lyrik schließlich führen. Wir wählen zu diesem Zweck nicht etwa das schlechteste Gedicht des Buches, sondern das relativ beste. Denn es ist zwar auch im buchstäblichen Sinne des Worts „erstschlecht", aber hier ist mindestens nicht jede Zeile unsinnig und undeutlich. Es lautet:

Ich habe Dich heute in einer Gesellschaft
Von Herren und Damen gesehen. Das
Weiße Traumhaus,
Das ich nicht vergesse, hätte beinahe Aehnlichkeit
Gehabt mit dem Palmenhaus, wo ich Euch
Antraf.
Als Du mich sahst, ging Deine Harmlosigkeit
In Steifheit über.
Um Dich vor einer Begrüßung zu bewahren,
Habe ich es unterlassen, zu Dir hinzugehen.
Dann stand mein Traum von Dir
In meinem Sinn.
Und der Tag, an dem Du bei
Mir gewesen bist.
Und ich verglich die, welche ich im
Traume mit unsern zwei
Kindern gesehen hatte, mit der,
Die vorher beinahe erschrak, als
Sie mich sah.
Und ich fand, wie sehr verschieden
Sich diese zwei Frauen benehmen.
Und auch, wie sehr Du Dich geändert.
Seit Deinem letzten Besuche bei mir.
Du glaubst wohl, ich nehme Dir das in Uebel?

Wir nehmen das dem armen Herrn Benj weiter nicht „in Uebel". Aber denjenigen, die er nachahmt, verübeln wir es, daß sie solche Moden über uns gebracht haben! Lächerliche lyrische Kleidertrachten hat es ja schon auch früher gegeben — wir erinnern nur an die Frühzeit der Romantischen Schule — aber solche Tollhaus-Poesie doch noch nicht. K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kissling & Krüger, Berlin N.

Digitized by Google

Erzählende Gedichte.

Die Puderschale.

Die reizende Marquise sitzt beim Spiegel,
Mit spitzen Fingern reicht die Kammerfrau
Ihr duftige Fläschchen, Pflästerchen und Tiegel
Und ordnet ihrer Locken Wunderbau.

„Was seid Ihr schön, Marquise! Heut' bei Hofe
Erblaßt vor Eurem Reiz die Königin,
Erglüht der König". — Und schon reicht die Zofe
Der schönen Frau die Puderquaste hin.

In weißen Wolken geht das Blondhaar unter;
So hübscher paßt die junge Haut zum Weiß.
Der Gräfin Augen blitzen schelmisch munter,
Die altklug spöttischen Lippen krällern leis':

„Wie neidisch ist doch dieses Schmergestimmer!
Herr König, seht Euch vor!" Da stiehlt sich stumm
Ein blutbesudelt, trunk'nes Weib in's Zimmer
Und steht und schaut voll Hohn die Pracht ringsum.

Sie trillt zur Zofe; die entflieht beklommen;
Marquisichen trällert. Aus dem Spiegel blickt
Der weiße Kopf: „Heut' wird mein Sieg vollkommen!"
Das düst're Weib steht neben ihr und nickt.

Sie leert die Puderschale. Aus der Tasche
Füllt sie die Schale bis zum Rande voll
Und hält sie hin, gefüllt mit Staub und Asche.
Marquisichen lacht: „Doch Puder? Du bist toll!"

Ein Spiegelblick. Ein Schrei. Sie will entfliehen.
Ein heis'res: „Halt! Dein Löckchen bin ich jetzt!
Ich dachte Dein beim Sturm der Cuiterien!
Bestreu Dein Haar! Der Hof erwartet Dich!"

Hugo Salus.

Die Luft des Herrn.

Das Dörfchen still, die Häuser weiß und rein,
Darüber lacht der helle Sonnenschein,
Zur Seite schießen Berggiganten auf
Und nehmen bis zum Himmel kühn den Lauf.
Die kühle Kirche lockt mich: „Komm nur her,
Entfliehe dem Sonnenbrand und der Beschwer! —
Das Leben ist ein Meer, ich bin der Hafen.
Hier magst Du ruhen, sinnen, träumen, schlafen."

Beim Eintritt seh' ich Wände, schmucklos, kahl,
Und von der Orgel grüßt mich ein Choral;
Der klingt so fröhlich, so vertrauensvoll,
Wie Menschenglück, das jubelnd überquoll.
So singt die Seele, die ihr Leid vergaß,
Die selig zu der Weisheit Füßen saß;
Ich muß ihn seh'n, den wunderbaren Alten,
Den Schöpfer solcher hehren Tongewalten.

Er nickt mir lächelnd zu und plaudert froh:
„Glaubt, lieber Herr, es war nicht immer so.
Jetzt drängt sich alles gern zu diesem Ort,
Einst blieb man wohl am allerliebsten fort,
Denn der Herr Pfarrer war ein strenger Mann,
Der Höll' und Teufel rief zum Schutz heran,
Die Freude wollt' er aus dem Tempel jagen,
Hier sollte herrschen eitel Pein und Klagen.

Da kam es denn an einem Feiertag,
Daß unser Organist im Fieber lag;
Der Orgel lauter Donnerton blieb stumm,
Ein Jeder sah sich ängstlich forschend um,
Im finstern Zorne stand der Priester da —
O, wäre doch ein Retter, Helfer nah!
Der Himmel selbst schien grimmerfüllt zu grollen.
Schon hörte man von fern den Donner rollen.

Da trillt ein Fremdling an das Instrument,
Es giebt nicht einen, der den Jüngling kennt;
Blauäugig ist er, blonde Lockenflut
Gar üppig auf dem stolzen Nacken ruht,
Um seinen Mund ein schelmisch Lächeln blitzt,
Ein Schalk in seinen hellen Augen sitzt,
Vorbei die Furcht, das Bangen und das Grausen,
Jetzt kann der Busspsalm durch die Kirche brausen.

Doch wie — ein Jubeln, fröhlich, hell und licht
Gewaltig aus den vollen Tönen spricht,
Kein düst'rer Wollaklord wagt sich hervor,
Nein, alles wird zum lauten Freudenchor,
Der ungestüm durch alle Seelen dringt
Und wie ein jauchzend Hosianna klingt,
So singt das Glück, die Jugend und die Liebe,
Wo wär ein Herz, das dabei fühllos bliebe! —

Digitized by Google

Ja selbst den Priester hat die Glut erfaßt,
Er spricht nicht von der Menschen Sündenlast,
Nicht von der Reue, bitt'rer Buß' und Pein,
Nein! Er preist den hellen Sonnenschein;
Er, dem sonst jede Freude war verpönt,
Lobt laut die Luft, die Menschenlein verschönt:
„Ein Volk von frohen Menschen sollt Ihr werden,
Zu frohem Schaffen seid Ihr auf der Erden!“ —

Die Menge hört ihn still verwundert an:
Gell, ist das noch derselbe sinst're Mann,
Der Mann, vor dem ein jeder winselnd kroch,
Der jeden hielt in seinem strengen Joch? —
Und alles dankt dem gütigen Geschick
Und wendet nach der Orgel dann den Blick
Zu ihm, der solches holde Wunder brachte,
Der trübe Nacht zu hellem Tage machte.

Vergeblich, müßig Schauen! Leer der Platz,
Der Fremde fort, doch ließ er einen Schatz,
Den schönsten Talisman, am Ort zurück,
Den hehren Zauber, daß ein jedes Glück,
Das von der kleinen Orgel her ertönt,
Durch einen zarten Hauch von Luft verschönt,
Und wer voll Kummer kommt zu dieser Schwelle,
Dem wird's im bangen Herzen froh und helle.“

Ich höre stumm des Alten Wundermär,
Mir ist's als ob ich selbst verzaubert wär,
Als sähe ich den Fremdling vor mir steh'n
Und hörte seine Töne mich umweh'n.
„Ein Wort zum Schluß noch, und ich scheide dann:
Wie nennt man Euer Gotteshaus? Sagt an!“
„Sonst wollt Ihr nichts? Nun lasset Euch bedeuten:
Die Luft des Herrn, so heißt es bei den Leuten.“

Walter Raehler.

Kenemat.*)

Eisgrauer Priester, höre! merk'
Auf meinen Gruß!
Ungläubig, drück' ich nicht den Mund
Auf Deinen Fuß.

Wir hüßten tausend Sklaven einst
Den gold'nen Schuh.
Mein Vater war Saulani, groß
Und reich wie Du.

Zu Füßen lag mir Pracht und Prunk,
Schönheit und Kunst.
Und meine Götter waren, so
Wie Deine, Dunst.

Hier lieg ich, Fürstin Kenemat.
Der Schmuck, der Dich
In Würden ziert, Purpur und Gold,
Er schmückt auch mich.

Nur einmal lag ich, Priester, so
Vor einem Mann.
Da war es, daß mir Lieb' und Luft
Und Leid begann.

Nacht war und Schwüle war; ein Lied
Vom Nile scholl.
Mein Marmorsaal, er war vom Duft
Des Lotos voll.

Mein junger, schöner Leib, er war
Von Küssen voll,
Bis meine Sehnsucht mir nach Herz
Und Brüsten schwoll.

Das Mondlicht schien, da trat er ein,
Und da geschah's,
Daß er sich heiß vermaß und ich
Mich leis vergaß.

Ich war so glühend jung, wie Du
Heut' alt und kalt.
Da hat die Glut mich übermannt
Mit Allgewalt.

Und wie in's Zimmer heimlich schlich
Der Mondenschein,
Stahl Er in Herz und Seele sich
Mir schmeichelnd ein.

Ein Grieche war's. Als nach Korinth
Er fortgeschifft,
Und meine gläubige Treu' betrog,
Da nahm ich Gift.

Umsonst zerriß mein Vater sich
Das greise Haar,
Zerfleischte meine Mutter sich
Ihr Wangenpaar.

Vergebens weinte, klagte der
Gespielen Schar.
Ich lag in Purpur und in Gold
Auf schwarzer Bahr',

Und lag und liege heute noch
Erstarrt und kalt.
Und bald liegst, Priester, so auch Du,
Warte, — bald!

Den folgeweihten Greis begrüßt
Die Tote, Dich.
Du hast geherrscht! Hast Du geliebt?
Geliebt wie ich?

Otto Michaeli.

*) Nach einer Zeitungsnotiz (Sommer 1901), wonach dem Papste zu seinem Jubiläum u. a. eine Mumie als Geschenk des Khediven von Ägypten zukam. Die Mumie wurde in Begleitung des Paschas ausgepackt und ins Koptische Museum des Vatikans verbracht. Sie ist sehr gut erhalten und in ihr entdeckte man auch noch einen Teil ihres Goldschmucks, während die Augen unter dem Email zu leuchten scheinen. Man vermutet in ihr die Mumie Kenemats, der jugendlichen Tochter Saulani's, eines „ägyptischen Krösus“, die 7 oder 8 Jahrhunderte vor Christus gelebt habe.

Digitized by Google

Dramatische Skizzen

von

Nikolai Gogol.*)

Aus dem Russischen von **Hans Gerschmann.**

I.

Der Vormittag eines höhern Beamten.

Ein Kabinett; einige Schränke mit Büchern; auf dem Tisch durcheinandergeworfene Papiere. **Iwan Petrowitsch,** der höhere Beamte, tritt im Schlafrock ein, die Glieder reckend und klingelt. Aus dem Vorzimmer hört man rufen: „Gleich".

Iwan Petrowitsch klingelt zum zweitenmal; wieder ruft dieselbe Stimme: „Gleich".

Iwan Petrowitsch klingelt ungeduldig zum drittenmal; **ein Lakai** tritt auf.

Iwan Petrowitsch. Wie, bist Du taub geworden?

Lakai. Nein.

Iwan Petrowitsch. Warum gerufst Du denn nicht zu erscheinen, wenn ich zum drittenmal klingele?

Lakai. Wie sollte ich das machen? Ich konnte doch nicht alles gleich hinwerfen — ich putzte die Stiefel.

Iwan Petrowitsch. Und was that der Iwan?

Lakai. Der Iwan fegte die Stube und ist dann in den Stall gegangen.

Iwan Petrowitsch. Gieb das Hündchen her. (Der Lakai bringt ein Hündchen.) Jolly! Jolly! Jolly! Ich werde Dir ein Papierchen anbinden. (Er knüpft ihm ein Papierchen an den Schwanz.)

Ein anderer **Lakai** tritt ein: Alexander Iwanowitsch!

Iwan Petrowitsch. Bitte einzutreten. (Er wirft schnell das Hündchen weg und schlägt das Reichsgesetzbuch auf.)

*

Alexander Iwanowitsch (auch ein **höherer Beamter.**) Guten Morgen, Iwan Petrowitsch.

Iwan Petrowitsch. Wie befinden Sie sich, Alexander Iwanowitsch?

Alexander Iwanowitsch. Danke sehr. Störe ich Sie nicht?

Iwan Petrowitsch. Um Gotteswillen! Beschäftigt bin ich ja immer. Nun, was war die Uhr, als Sie gestern nach Hause fuhren?

Alexander Iwanowitsch. Etwa sechs. Als ich um die Ecke der Offizierstraße bog, fuhr ich an die Wächterbude heran und fragte: „Hast Du nicht gehört, Freund, was die Uhr ist?" „Es hat eben sechs geschlagen", sagte er. So erfuhr ich, daß schon sechs vorbei war.

Iwan Petrowitsch. Denken Sie sich, für mich wurde es fast ebenso spät. Nun, wie ging das Whistchen? Ha, ha, ha!

Alexander Iwanowitsch. Ha, ha, ha! Ja, ich muß Ihnen gestehen, ich habe sogar noch davon geträumt.

Iwan Petrowitsch. Ha, ha, ha! Ich sehe hin und begreife nicht, was das bedeutet, daß er den König ausspielt. Ich habe die Treff-Dame zweimal besetzt in der Hand, und daß Lukjan Fedossejewitsch Renonce ist, sehe ich schon lange.

Alexander Iwanowitsch. Am längsten dauerte der achte Robber.

Iwan Petrowitsch. Ja. (Kurze Pause.) Ich blinzele schon Lukjan Fedossejewitsch zu, daß er trumpft — nein. Und er braucht nur zu trumpfen, dann sticht mein Pik-Bube.

Alexander Iwanowitsch. Erlauben Sie, Iwan Petrowitsch, der Bube sticht nicht.

Iwan Petrowitsch. Er sticht.

Alexander Iwanowitsch. Er sticht nicht,

*) Nikolai Gogol ist nicht allein in Rußland, wo kürzlich sein 50. Todestag feierlich und pietätvoll begangen wurde, sondern auch in Deutschland ein allgemein bekannter Dichter. Sein gewaltiger Roman „Tote Seelen", sein köstliches Lustspiel „Der Revisor" sind, neben einigen Dichtungen von Turgenjew und Tolstoi diejenigen Werke der russischen Litteratur, die in Deutschland am bekanntesten geworden sind. Aber auch seine minder hervorragenden Werke sind sämtlich, und die meisten nicht einmal, sondern ein halb Dutzend Male übersetzt. Nur die „dramatischen Skizzen", die nach seinem Tode herausgegeben wurden, sind in Deutschland bis heute unübersetzt geblieben. Wohl aus zwei Gründen. Auch sie sind Proben seines großen Talents, auch sie fesselnd genug, aber nur den Litteraturfreund, nicht für das große Publikum. Und zweitens hat gerade hier der Übersetzer, wenn er von der charakteristischen Kraft und Komik des Originals eine Anschauung geben will, eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Wir freuen uns, zwei dieser trefflichen Skizzen in einer Übersetzung bieten zu können, wie sie russischer Prosa in Deutschland bisher nur selten zu Teil geworden ist. D. Red.

Digitized by Google

weil Sie auf keine Weise in der Hand herankommen können.

Iwan Petrowitsch. Und die Pik Sieben bei Lukjan Fedossejewitsch, haben Sie die etwa vergessen?

Alexander Iwanowitsch. Hatte der etwa eine kleine Pik? Ich kann mich gar nicht besinnen.

Iwan Petrowitsch. Er hatte sogar zwei Pik: die Vier, welche er auf die Dame zuwarf und die Sieben.

Alexander Iwanowitsch. Erlauben Sie gefälligst, Iwan Petrowitsch, er konnte gar nicht mehr als eine Pik haben.

Iwan Petrowitsch. Ach mein Gott, Alexander Iwanowitsch, wem wollen Sie das erzählen? Zwei kleine Piks: die Sieben und die Vier; mir ist, als ob ich es noch sehe.

Alexander Iwanowitsch. Die Vier hatte er; das ist richtig. Aber die Sieben nicht. Sonst hätte er getrumpft. Sagen Sie selbst; sonst hätte er getrumpft!

Iwan Petrowitsch. Bei Gott, Alexander Iwanowitsch, bei Gott!

Alexander Iwanowitsch. Nein, Iwan Petrowitsch, das ist ganz unmöglich.

Iwan Petrowitsch. Erlauben Sie, Alexander Iwanowitsch, wissen Sie, was das Beste ist? Wir fahren morgen zu Lukjan Fedossejewitsch. Einverstanden?

Alexander Iwanowitsch. Gut.

Iwan Petrowitsch. Nun, und wir fragen ihn persönlich, ob er die Sieben in der Hand hatte oder nicht.

Alexander Iwanowitsch. Wie Sie wollen, mir ist es recht. Übrigens ist es doch merkwürdig, daß Lukjan Fedossejewitsch so schlecht spielt. Man kann nicht sagen, daß es ihm an Verstand fehlt. Er ist ein feiner Mensch, und im Umgang — .

Iwan Petrowitsch. Und große Kenntnisse hat er. Es ist ein Mensch, wie es, unter uns gesagt, wenige in Rußland giebt. Waren Sie bei Seiner Hof-Excellenz?

Alexander Iwanowitsch. Ja; ich komme eben von ihm. Heut morgen war es ziemlich kühl. Sie wissen wohl, daß ich gewöhnlich ein Kamisol aus Elennleder trage; es ist viel besser als Flanell und erhitzt nicht. Diesmal ließ ich mir den Pelz geben. Ich fahre bei Seiner Hof-Excellenz vor, Seine Hof-Excellenz schläft noch. Ich wartete aber. Nun, wir plauderten dann von Diesem und Jenem.

Iwan Petrowitsch. Und von mir wurde nichts gesprochen?

Alexander Iwanowitsch. Gewiß, auch von Ihnen. Wir gerieten sogar in ein sehr interessantes Gespräch.

Iwan Petrowitsch (lebhaft.) Wie, worüber?

Alexander Iwanowitsch. Erlauben Sie, erlauben Sie; der Reihe nach. Da war eine sehr interessante Sache. Seine Hof-Excellenz fragte unter anderm, wo ich verkehre, daß er mich so selten zu sehen bekomme; und er erkundigte sich nach der gestrigen Soiree, und wer da war; ich sagte: „Es war, Eure Hof-Excellenz, Paul Grigorjewitsch Borschtschow da und Ilja Wladimirowitsch Bubumitzyn.“ Seine Hof-Excellenz sagte nach jedem Worte „Hem!“ Ich sagte: „Es war noch ein Bekannter Euer Hof-Excellenz da“.

Iwan Petrowitsch. Wer war das?

Alexander Iwanowitsch. Verzeihen Sie. Was glauben Sie wohl, daß Seine Hof-Excellenz darauf sagte?

Iwan Petrowitsch. Ich weiß nicht.

Alexander Iwanowitsch. Er sagte: „Wer könnte das sein?“ — „Iwan Petrowitsch Barsuntow,“ antwortete ich. „Hem!“ sagte Seine Hof-Excellenz, „das ist ein Beamter und dazu . . .“ (Er sieht in die Höhe.) Sehr nett sind die Decken bei Ihnen gemalt — auf Ihre oder des Hauswirts Kosten?

Iwan Petrowitsch. Nein, es ist eine Dienstwohnung.

Alexander Iwanowitsch. Sehr, sehr hübsch: Störbchen, eine Lyra, ein Fries herum, Tamburin und Trommel! Sehr, sehr natürlich.

Iwan Petrowitsch (ungeduldig.) Was sagten also Seine Hof-Excellenz?

Alexander Iwanowitsch. Ach, ich vergaß ganz. Was sagte er doch? . . .

Iwan Petrowitsch. Seine Hof-Excellenz sagten: „Hem! Es ist ein Beamter . . .“

Alexander Iwanowitsch. Ach ja; „es ist ein Beamter, nun und — — — dient unter mir.“ Danach wurde das Gespräch weniger interessant und ging auf gewöhnliche Dinge über.

Iwan Petrowitsch. Und weiter sprach er gar nicht über mich?

Alexander Iwanowitsch. Nein.

Iwan Petrowitsch (für sich.) Nun, das ist nicht gerade viel. Ach, Du himmlischer Gott, wenn er doch gesagt hätte: „Den pp. Barsuntow, in Anerkennung aller seiner geleisteten Dienste, schlage ich vor . . .“

*

(Dieselben und ein **Sekretär**, der durch die Thür sieht.)

Iwan Petrowitsch. Treten Sie nur ein, treten Sie ein! Es schadet nichts, kommen Sie her. Wie, ist das zum Vortrag?

Sekretär. Zur Unterschrift! Hier ist die Zuschrift an die Kammer und der Rapport an den Direktor.

Iwan Petrowitsch (sich unterdessen.) „Dem Herrn Direktor . . .“ Was bedeutet das? Die Felder am Rande sind ja ungleich. Wie geht das zu? Wissen Sie, daß ich Sie in Arrest stecken kann? . . . (Blickt einen tieffinnigen Blick auf ihn.)

Sekretär. Ich habe das Iwan Iwanowitsch vorge-

Digitized by Google

halten. Er sagte, der Minister sehe nicht auf solche Kleinigkeiten.

Iwan Petrowitsch. Kleinigkeiten? Iwan Iwanowitsch hat gut reden. Ich glaube das ja schließlich auch. Der Minister kümmert sich allerdings nicht um Dergleichen. Nun, wenn es ihm aber plötzlich doch einfällt?

Sekretär. Es läßt sich ja umschreiben. Aber da Sie selbst zu sagen geruhten, daß der Minister auf Dergleichen . . .

Iwan Petrowitsch. Das ist ganz richtig. Ich stimme Ihnen ganz bei; er beschäftigt sich nicht mit so gleichgültigen Dingen. Nun aber gesetzt den Fall, er kommt darauf: Ich will doch einmal nachsehen, ob breites Feld gelassen wird.

Sekretär. Wenn Sie wünschen, werde ich es gleich umschreiben.

Iwan Petrowitsch. Was heißt hier: „Wenn Sie wünschen.“ Ich lasse mich nur darauf ein, mit Ihnen zu reden und zu diskutieren, weil Sie auf der Universität gebildet sind. An einen Andern würde ich gar nicht Worte verlieren.

Sekretär. Ich wagte nur, weil der Herr Minister . . .

Iwan Petrowitsch. Erlauben Sie, erlauben Sie, das ist völlig richtig, und ich bestreite das nicht haarbreit. Der Minister wird das nicht ansehen und nicht daran denken. Nein, und plötzlich . . . Was dann?

Sekretär. Ich werde es umschreiben. (Geht ab.)

*

Iwan Petrowitsch (zuckt die Achseln und wendet sich zu Alexander Iwanowitsch.) Immer noch Wind im Kopfe! Ein acceptabler junger Mensch, eben von der Universität gekommen, aber hier (zeigt auf die Stirn) ist nichts. Sie können sich nicht vorstellen, verehrtester Alexander Iwanowitsch, wieviel Mühe es mir gekostet hat, das alles in Ordnung zu bringen; Sie hätten nur sehen sollen, wie das hier aussah, als ich die Stellung übernahm! Denken Sie sich, daß nicht ein Kanzleibeamter verstand, vernünftige Buchstaben zu schreiben. Nicht einmal zu trennen verstanden sie. Da fand ich auf einer Zeile Ex- und auf der nächsten cellenz. Kurz, es war grauenhaft! Babylonische Verwirrung! Nehmen Sie jetzt ein Papier: gut! schön! Die Seele freut sich, der Geist triumphiert. Und Ordnung? Ordnung ist jetzt überall!

Alexander Iwanowitsch. So kann man sagen, daß Sie sich alles mit Schweiß und Blut errungen haben.

Iwan Petrowitsch (seufzt.) Allerdings, mit Schweiß und Blut. Was wollen Sie, solch' einen Charakter habe ich nun einmal. Was könnte ich jetzt nicht sein, wenn ich mich vorgedrängt hätte? Ich hätte für Orden keinen Platz mehr auf der Brust. Sehen Sie, das kann ich nicht. So nebenbei gebe ich vielleicht mal etwas zu verstehen oder mache eine Andeutung, aber so gerade herausreden, etwas direkt für mich bitten . . . nein, das ist nicht meine Sache! Die andern bekommen fortwährend . . . Aber ich habe eben so einen Charakter: zu allem kann ich mich erniedrigen, zur Gemeinheit nie! (Seufzt.) Nur eins möchte ich jetzt gern haben . . . könnte ich nur einen kleinen Orden um den Hals bekommen. Nicht, daß mich das so sehr lockte, nur damit die Welt sieht, daß man sich eben um mich kümmert. Ich möchte Sie wohl bitten, edelmütigster Alexander Iwanowitsch, daß Sie so bei Gelegenheit, natürlich so nebenbei, Seiner Hoh Excellenz bemerken, daß in der Kanzlei Barsukows solche Ordnung herrscht, wie sie selten gefunden wird, oder etwas Ähnliches.

Alexander Iwanowitsch. Mit großem Vergnügen, wenn die Gelegenheit sich bietet . . .

*

(Dieselben und **Katharina Alexandrowna**, die Frau des Iwan Petrowitsch.)

Katharina Alexandrowna (indem sie Alexander Iwanowitsch erblickt). Ah! Alexander Iwanowitsch! Mein Gott, wie lange haben wir uns nicht gesehen! Sie haben mich vergessen! Wie gehts Natalie Fominischna?

Alexander Iwanowitsch. Gott sei Dank! Vor einer Woche war sie übrigens unwohl.

Katharina Alexandrowna. Ach!

Alexander Iwanowitsch. In der Brust, unter der Herzgrube, hatte sie Kolik und Beengung. Der Doktor verschrieb ein Reinigungsmittel, und einen heißen Umschlag aus Kamillen und Salmiak.

Katharina Alexandrowna. Sie sollten ein homöopathisches Mittel versuchen.

Iwan Petrowitsch. Es ist wirklich wunderbar, wenn man bedenkt, was die Aufklärung erreicht. Sie sprechen da von der Homöopathie, Katharina Alexandrowna. Kürzlich sah ich eine Vorstellung. Was glauben Sie wohl? Ein Bürschchen, wie soll ich sagen, so groß (zeigt mit der Hand) nicht mehr als drei Jahre: Sie hätten sehen sollen, wie er auf einem ganz feinen Seil tanzte! Ich versichere Ihnen ernsthaft, der Atem stand einem still vor Angst.

Alexander Iwanowitsch. Wunderbar singt doch die Melasse.

Iwan Petrowitsch (bedeutungsvoll). Die Melasse? O ja, mit viel Gefühl.

Alexander Iwanowitsch. Wunderbar.

Iwan Petrowitsch. Haben Sie bemerkt, wie leicht das da herauskommt . . . (Er bewegt die Hand vor den Augen.)

Alexander Iwanowitsch. Gewiß, das bringt sie wundervoll heraus. Aber es ist gleich zwei.

Iwan Petrowitsch. Wohin denn, Alexander Iwanowitsch?

Alexander Iwanowitsch. Es ist Zeit! Ich muß vor dem Mittagessen noch drei Besuche machen.

Iwan Petrowitsch. Nun, dann auf Wiedersehen. Wann sehen wir uns? Ach, ich hatte schon

Digitized by Google

vergessen; wir sind ja Morgen bei Lukjan Fedossejewitsch?

Alexander Iwanowitsch. Ganz bestimmt.

Katharina Alexandrowna. Leben Sie wohl, Alexander Iwanowitsch.

*

Alexander Iwanowitsch. (Im Vorzimmer, indem er den Pelz überwirft.) Leute dieser Art kann ich nicht ausstehen. Das thut nichts, wird bloß fett, und wenn man ihn hört, ist er weiß Gott was, und hat dies gethan, und das in Ordnung gebracht — die leibhaftige Tugend. Seh einer an; einen Orden will er haben! Und er bekommt ihn sogar! Er bekommt ihn, der Schuft! Er bekommt ihn! Solche Menschen haben immer Glück. Und ich? Ich? Fünf Jahre bin ich länger im Dienst als er, und bis jetzt noch nicht vorgeschlagen. Was für eine widerwärtige Physiognomie. Und ganz sentimental wurde er; er möchte eigentlich gar nichts, nur die Anerkennung der Regierung soll man sehen. Und er bittet noch, daß ich für ihn arbeite. Du bist gerade an den Richtigen gekommen-Täubchen! Ich werde Dich schon einweichen, und Deinen Orden bekommst Du doch nicht! Du bekommst ihn nicht! (Er schlägt zur Bekräftigung einigemal mit der Faust in die Hand und geht ab.)

II.

Der Prozeß.

(Ein Kabinett; **Proletow**, der Advokat, sitzt äußerst im Lehnstuhl[1] und schluckt von Zeit zu Zeit.)

Proletow. Was ist das mit mir? Dies gräßliche Aufstoßen! das gestrige Mittagessen sitzt mir noch in der Kehle; diese Pilze und Suppen! . . . Man ißt und ißt immer schlankweg; weiß der Teufel, was man schließlich alles zusammenrißt! (Er schluckt.) Da! (Er schluckt.) Wieder. (Er schluckt.) Noch einmal! (Er schluckt.) Nun zum viertenmal. (Er schluckt.) Das ist doch der Teufel; nun auch zum fünftenmal! Soll man noch die „Nordische Biene“ lesen? Was steht darin? Diese nordische Biene habe ich auch gründlich dick; sie schwatzt genau wie 'ne alte Jungfer aus dem Dorf. (Erhebt sich und schreit auf.) Ein Orden für Krachmanow? Was, für den Petrunschka Krachmanow? Als er so ein kleiner Junge war (er zeigt mit der Hand), habe ich ihn selbst als Kadetten ins Korps gebracht. Wie? (Er hebt weiter und schreit auf, indem er die Augen aufreißt.) Was ist das? Was ist das? Doch nicht Burdjukow? Ja, er, Paul Petrowitsch Burdjukow, befördert. Ist das zu glauben? Lebt von Bestechungen; war zweimal vor Gericht; der Vater ein Dieb, bestahl die Kasse, der gräulichste Kerl, den man sich nur vorstellen kann. Ist das zu glauben? Und dabei hält ihn die ganze Welt für einen einfachen offenen Menschen! Der Schuft. Er sagt, die Buchtelew'sche Sache ist nicht richtig entschieden — he? Der Schuft hat einfach erfahren, daß auf meinen Teil zwanzigtausend kommen; warum bekommt er sie nicht, denkt er! Wie der Hund auf dem Heu: Nichts für ihn, und er gönnt's auch keinem andern. Nun, ich kenne Dich schon; mach andern was weiß! Zier' dich vor sonst wem. Ich habe von Dir schon so dies und das gehört. Wahrhaftig, es ist zu dumm, daß ich in die Zeitung sah; man ließt nur Gräuliches und Ekelhaftes, und weiter nichts. He, Andreas!

*

Ein Lakai (tritt ein.) Was befehlen?

Proletow. Nimm diese Zeitung heraus! Und wozu, warum hast du sie eigentlich gebracht? Solch' ein Schafskopf! (Andreas trägt die Zeitung hinaus.) Aber dieser Burdjukow, was? Das ist so einer, den man gleich nach Kamtschatka schaffen müßte, ohne auch nur ein Wort zu verlieren. Das muß ich sagen, könnte ich dem so was einsalzen, womöglich auf der Stelle, das wäre ein Genuß. Aber es hat sich noch nicht gemacht, und es macht sich nicht. Was thun? Gott grollt mir. Aber wenn ich dich hätte, dich würde ich streicheln, dir würde ich das Maul schmieren. Und was für ein Maul die Kanaille hat! Wie ein Ochs!

Lakai. Herr Burdjukow ist da.

Proletow. Was?

Lakai. Herr Burdjukow ist da.

Proletow. Was redest du für Unsinn?

Lakai. Ich soll das melden.

Proletow. Das ist gelogen, du Schafskopf! Burdjukow, Paul Petrowitsch Burdjukow?

Lakai. Nein, nicht Paul Petrowitsch, er heißt anders.

Proletow. Wie anders?

Lakai. Belieben Sie selbst zu sehen: er wartet.

Proletow. Bitte ihn herein.

*

Burdjukow (tritt ein.) Entschuldigen Sie gütigst die Störung, die ich Ihnen verursache. Die Umstände und Dinge zwangen mich, mein Städtchen zu verlassen. Ich bin bereitwilligst, um Ihre persönliche Hülfe, Ihren Schutz zu erbitten.

Proletow (bei Seite.) Es ist wirklich ein anderer; er hat aber eine gewisse Ähnlichkeit. (Laut.) Was belieben Sie? Worin kann ich Ihnen nützlich sein?

Burdjukow (die Achsel zuckend.) Es handelt sich um eine Klage.

Proletow. Klage? Gegen wen?

Burdjukow. Gegen meinen leiblichen Bruder.

Proletow. Erlauben Sie, daß ich zuerst um Ihren Familiennamen bitte, und dann geben Sie das Nähere an. Bitte gehorsamst, sich zu setzen.

Burdjukow. Mein Familienname ist Burdjukow, Christophor des Peter Sohn, und der Prozeß richtet sich gegen meinen leiblichen Bruder, Paul Petrowitsch Burdjukow.

Proletow. Was sagen Sie? Was? Nein.

Burdjukow. Ja, warum sehen Sie mich denn so an? Denken Sie, ich werde umsonst Tambow verlassen, und mit Eilpost herkommen?

Proletow. Der Herr segne Sie für die edle

Digitized by Google

That! Gestatten Sie, daß ich Sie um ihre nähere Bekanntschaft bitte. Auf etwas Verständigeres konnten Sie gar nicht kommen. Da sagt man, daß keine Großmut und Gerechtigkeit mehr existiert, und nun? Da ist ein leiblicher Bruder, die Bande des Bluts, und doch schont er den Bruder nicht — eine Klage. Erlauben Sie, ich muß Sie umarmen.

Burdjukow. Bitte sehr! Ich selbst muß Sie umarmen für soviel Bereitwilligkeit! (Sie umarmen sich.) Noch eben, muß ich Ihnen gestehen, als ich Ihre Physiognomie sah, hätte ich entschieden nicht geglaubt, daß Sie ein so geschenter Mensch wären.

Proletow. Das wäre ja noch besser? Warum denn?

Burdjukow. Ja, im Ernste, verzeihen Sie die Frage: hat Ihre verstorbene Frau Mutter, als sie mit Ihnen schwanger ging, sich an irgend etwas erschreckt?

Proletow. Was ist das für eine Dummheit?

Burdjukow. Nein, Sie brauchen das nicht übel zu nehmen. Ich versichere Ihnen, das passiert sehr häufig. Bei unserm Assessor zum Beispiel ist der ganze untere Teil des Gesichts wie eine Hammelschnauze, so zu sagen, wie abgeschnitten, und ganz mit Wolle bewachsen wie beim Hammel. Und die Veranlassung war ein ganz unscheinbarer Zufall: als die Verstorbene in den Wehen lag, kam ein Hammel ans Fenster gelaufen, und der Satan bringt das Vieh darauf, zu blöken.

Proletow. Nun, lassen wir den Assessor und den Hammel in Ruhe. Wie ich mich freue!

Burdjukow. Und wie freue ich mich erst, da ich solche Protektion finde! Erst jetzt, wie ich mich anfange an Sie zu gewöhnen, sehe ich, daß Ihr Gesicht mir gleichsam bekannt ist; wir hatten im Regiment einen Lieutenant, der war Ihnen so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Er soff schrecklich, heißt das; es verging kein Tag, sage ich Ihnen, daß ihm die Fratze nicht zerschlagen wurde.

Proletow (bei Seite.) Dies Ungetüm aus dem Dorf hat offenbar noch nicht gelernt, das Maul zu halten. Jeder Bläsiinn, der ihm eben einfällt, ist auch schon auf der Zunge. (regent.) Ich habe nicht sehr viel Zeit, wir wollen zur Sache.

Burdjukow. Erlauben Sie, das ist nicht so schnell erzählt. Das ist ein eigener Casus. Kannten Sie die Besitzerin Eudoxia Malakseewna Marinowa im Usjugischen Kreise? Nein? Gut. Sie ist die leibliche Tante von mir und der Bestie, meinem Bruder. Ihre nächsten Erben sind ich und der Bruder — sehen Sie, worauf es ankommt! Außerdem ist noch eine Schwester, die den General Powaltschitschew geheiratet hat; nun, von der will ich nicht reden, die hat auch so ihr Teil bekommen. Erlauben Sie, dieser Spitzbube, der Bruder, paßt einfach zu des Teufels Großvater. Er fährt zu ihr hin: „Tantchen, Sie haben nun Gott sei Dank Ihre siebzig Jahre hinter sich; wie können Sie bei so hohen Jahren sich noch selbst um die Wirtschaft kümmern; es ist besser, daß ich Sie hüte und pflege.“ So, passen Sie nur auf, passen Sie nur auf! Er fährt zu ihr nach Hause, wohnt und schaltet wie der wirkliche Besitzer. Hören Sie wohl?

Proletow. Ich höre.

Burdjukow. Da fängt die Tante zu kränkeln an, woher — weiß Gott; vielleicht hat er ihr selbst irgend was eingegeben. Man steckt mir die Sache unter der Hand. Passen Sie nur auf! Ich komme an —, im Flur kommt mir die Bestie entgegen, ich meine den Bruder, in Thränen als ob er zerfließen will und sagt: „Nun“, sagt er, „Brüderchen, sind wir beide auf ewig unglücklich; unsere Wohlthäterin ...“ — „Was, hat sie gevendet?“ — „Nein sie liegt im Sterben.“ Ich trete ein und wirklich, die Tante liegt in den letzten Zügen und dreht nur noch die Augen. Nun was thun? Weinen? Das hilft doch nichts, nicht wahr, das hilft doch nichts?

Proletow. Das hilft nichts.

Burdjukow. Nun, nichts zu machen. Wenn es dem lieben Gott so gefällt. Ich trete zu ihr heran. „Nun, Tantchen“, sage ich, „wir sind alle sterblich. Gott kann uns heut ebenso wie morgen zu sich nehmen; möchten Sie nicht lieber rechtzeitig irgend welche Verfügungen treffen?“ Nun, und die Tante? Ich sehe, sie kann schon nicht mehr die Zunge rühren, und sie sagt nur: „E—e—e—e—“. Und dieser Hallunke, der neben ihr am Bett steht, der Bruder, sagt: „Tantchen will damit ausdrücken, daß sie schon verfügt hat.“ Hören Sie nur, hören Sie nur!

Proletow. Wie? Hat sie das denn gesagt?

Burdjukow. Den Teufel hat sie's gesagt! Sie sagte nur: „E—e—e“. Ich rücke noch näher: „Wollen Sie mich nicht wissen lassen, Tantchen, was das für eine Verfügung ist?“ Und die Tante darauf? Die Tante antwortet wieder: „E—e—e.“ Und wieder sagt der Spitzbube: „Tantchen sagt, daß alle ihre Verfügungen in dieser Beziehung sich im Testament befinden“. Hören Sie? Hören Sie? Was sollte ich thun? Ich war still und sagte kein Wort mehr.

Proletow. Verzeihen Sie aber: warum haben Sie ihm nicht gleich die Lüge ins Gesicht gesagt?

Burdjukow. Ja — (er schlägt mit der Hand) er schwur hoch und teuer, sie hätte das wirklich gesagt, nun und schließlich glaubte ich's.

Proletow. Und ist das Testament geöffnet?

Burdjukow. Ja.

Proletow. Nun?

Burdjukow. Wie wir unsere Christenpflicht gethan hatten wie es sich gehört, fragte ich, ob es nun nicht Zeit wäre, den letzten Willen der Verstorbenen zu lesen. Der Bruder kann überhaupt nicht reden; vor lauter Schmerz und Verzweiflung jappst er kaum. „Nehmt“, sagt er, „und lest selbst“. Die Zeugen wurden versammelt und man las vor. Was glauben Sie, daß im Testament stand? Dies. „Meinem Neffen, Paul Peters Sohn Burdjukow“ —

Digitized by Google

hören Sie — „zur Vergeltung seiner kindlichen Sorgsamkeit und seines beständigen Aufenthalts bei mir bis zu meinem Tode“ — merken Sie wohl! — „vermache ich meinen wohlerworbenen Familienbesitz im Ustjug'schen Kreise“ — so, so, so steht es da! „Fünfhundert Seelen, die Einrichtung und so weiter“. Ah! hören Sie das? „Meiner Nichte, Maria Peters Tochter Powalischtschewa, geborenen Burdjukowa, vermache ich das ihr zukommende Gut von hundert Seelen. . Meinem Neffen“, nun passen Sie auf, jetzt kommt die Sache — „dem Chrissanfij Peters Sohn Burdjukow“ — hören Sie, hören Sie — „zur Erinnerung an mich“ — oho! so! - „vermache ich drei wollene Unterröcke und alles Hausgerät, das sich auf der Bodenkammer befindet, nämlich: zwei Kissen, Fayence-Geschirr, Laken, Hauben —“, und weiß der Teufel, was für Lumpen noch. Ah? Was halten Sie davon? Was zum Teufel, frage ich Sie, soll ich mit den wollenen Unterröcken anfangen?

Proletow. Ach, was für ein Spitzbube! Ich bitte Sie!

Burdjukow. Spitzbüberei ist das gewiß, da stimme ich Ihnen bei; aber ich frage Sie, was soll ich mit den wollenen Unterröcken? Was soll ich mit ihnen machen? Soll ich sie mir etwa über den Kopf ziehen?

Proletow. Und die Zeugen haben unterschrieben?

Burdjukow. Warum nicht; er hat sich das Pack danach ausgesucht.

Proletow. Und die Verstorbene hat eigenhändig unterschrieben?

Burdjukow. Da kommen wir nun daraus; unterschrieben hat sie, aber weiß der Teufel wie.

Proletow. Wie?

Burdjukow. Sehen Sie, die Verstorbene hieß Endoxia, aber sie hat einen solchen Unsinn hingekritzelt, daß man nicht daraus klug werden kann.

Proletow. Wie denn?

Burdjukow. Weiß der Teufel was? Sie sollte schreiben Endoxia, und sie hat geschrieben „Imtoppe“.

Proletow. Was Sie sagen?

Burdjukow. O, ich sage Ihnen, der bekommt alles fertig. Und meinem Neffen Chrissanfij Petrow drei wollene Unterröcke.

Proletow. (bei Seite) Es ist aber doch ein Hauptkerl, dieser Paul Petrowitsch Burdjukow, ich hätte nie gedacht, daß er so gerissen ist.

Burdjukow. (schlägt mit der Hand) „Imtoppe!“ Was heißt das? Das ist doch kein Name „Imtoppe“??

Proletow. Was gedenken Sie nun zu thun?

Burdjukow. Ich habe schon eine Eingabe gemacht, das Testament wegen falscher Unterschrift für ungültig zu erklären. Es wird mir niemand was vorlügen. Die Verstorbene hieß Endoxia, aber nicht „Imtoppe“.

Proletow. Das haben Sie gut gemacht. Erlauben Sie, daß ich jetzt die Sache in die Hand nehme. Ich werde gleich ein Briefchen an einen mir bekannten Herrn schreiben und inzwischen besorgen Sie mir eine Kopie von Ihrem Testament.

Burdjukow. Ich bin Ihnen unaussprechlich verbunden. (Geht nach dem Hut.) Durch welche Thür habe ich zu gehen? Durch diese oder jene?

Proletow. Durch diese, wenn es beliebt.

Burdjukow. Danke sehr. Ich fragte, weil ich in meiner Sache wohl noch öfter wiederkommen muß. Auf Wiedersehen, Verehrtester, wie heißen Sie doch? Ich vergesse immer.

Proletow. Alexander Iwanowitsch.

Burdjukow. Alexander Iwanowitsch. Es giebt einen Alexander Iwanowitsch Proldjukowski; sind Sie mit ihm vielleicht bekannt?

Proletow. Nein.

Burdjukow. Er wohnt noch fünf Werst von meinem Dorf. Leben Sie wohl!

Proletow. Leben Sie wohl, Verehrtester, leben Sie wohl.

*

Proletow. Da ist mir einmal ein Apfel in den Schoß gefallen. Das ist einfach ein Geschenk von Gott. Es ist merkwürdig, aber die Seele fühlt wirklich ein ganz unaussprechliches Vergnügen, als hätte die Frau zum erstenmal einen Sohn geboren, oder der Minister hätte einen vor allen Beamten mitten in der Sitzung geküßt. Wahrhaftig, da ist irgend etwas Magnetisches dabei! He, Andreas! (Andreas tritt ein.) Gehe gleich zu dem Herrn Sekretär und bitte ihn her. Hörst Du? Warte noch: hier hast Du zum Schnaps; besauf Dich wie eine Schuhsohle, konnte erlaube ichs, und hier ist noch zu Kuchen für Deinen Jungen. Sage dem Herrn Sekretär, daß er sofort kommt; es ist eine sehr wichtige Sache. Endlich einmal ist auch in unserer Gasse Sonntag! Warte nur, mein Jüngelchen, jetzt werde ich Dir was vorspielen, und wir wollen sehen, wie Du tanzen wirst. Wenn ich Dir aus meinen Freunden, den Beamten, ein Orchester zusammenhole, dann springst Du mir so, daß Du Dein ganzes Leben lang pusten kannst.

Sprüche.

Mancher Erdengast der lebt und liebt —
Und denkt nicht, nach dem Preis zu fragen;
Wenn's Alter ihm die Rechnung giebt,
Wird er vergebens sich beklagen.

Suchst Du Trost in rig'ner Pein,
Mußt Du and're Tröster sein.

Ewald Silvester.

Digitized by Google

Charles Baudelaire.

Von Stefan Zweig.

„Giebt Leute, denen von Geburt aus ein ander Natur und Beschaffenheit gegeben ist, als den Übrigen; haben ein größer Herze und hurtiger Blut, wünschen und verlangen mehr, begehren stärker und ihre Sehnsucht ist wilder und brennender als wie sie der gemeine Adelshaufen hat. Sind slugs wie Sonntagskinder; ihre Augen sind offener, ihre Sinne alle sind subtiler in ihren Empfindungen. Des Lebens Freud und Lust, die trinken sie mit ihren Herzenswurzeln, dieweil die Anderen, die greifen sie nur mit ihren groben Händen. Aber Wollust an Schönheit, Wollust an Pracht, in allen Teilen so man benennen kann, Wollust an den innersten Bewegungen des Gemütes, Wollust an den geheimen Trieben und Gedanken, so der Mensch selber niemalen recht begreifen kann, all dies, was für Andere, wenn sie müßig sind, zu armseliger Kurzweil dienet oder widriger Schlemmerei, das ist für ihre Seelen Heilkunst und köstlicher Balsam."

Die Worte sind aus Jens Peter Jakobsen. Sti Hög sagt sie der Maria Grubbe, deren innerstes Wesen er damit enträtseln will. Aber sie gelten allen Einsamen, allen Leidenden, sie könnten für Charles Baudelaire, den großen Dichter der französischen Décadence, geschrieben sein. Denn er repräsentiert das verfeinerte raffinierte Individuum, in dem sich die sensitive Schwäche und Depravation einer kranken Kultur in tausendfachen Nuancierungen widerspiegelt. Sein Nervensystem ist ungemein feinfühlig. Er empfindet die verzitterndsten Sinnessensationen, die in den Tiefen strömen und zu denen nicht mehr der Intellekt, sondern nur ein geschärfter Instinkt führt, mit fast krankhafter Genauigkeit und reproduziert sie mit rücksichtsloser Schärfe. Und diese „psychical impressions" wie sie Allan Edgar Poe, sein großer Meister, nannte, blühen bei ihm zu exotischen, berauschend duftenden Blüten auf, die jedes Geschehen in ihren schwülen Rausch verweben. So ist er wie wenige befähigt, den leise verfliegenden, atembangen Hauch der „richesses intimes", der über den Alltagsdingen schwebt, einzufangen und ihm künstlerischen und subjektiven Ausdruck zu verleihen.

Durch diese gesteigerte psychologische Aufnahmsfähigkeit und die Plastik seiner Reproduktion wären bei Baudelaire alle Voraussetzungen einer ästhetischen und subtilen Filigrankunst gegeben. Aber Nietzsches lebenswahres Wort: „Was wir nicht sind, das ist uns Gott und Tugend", erfüllt sich an ihm. Wie jeder Dekadent, wie jede weichliche, leicht reizbare Natur, empfindet er Schauer der Bewunderung für sein polares Gegenspiel, für das Grandiose, Titaneske und selbst für das Brutale. Er liebt die Kunst der großen Linie, Lady Macbeth, Michel Angelos machtvollste Figuren überwältigen ihn. Und so sucht er auch im Leben seine Ideale nur im Kraftvollen, Regierenden, Revoltierenden, in allem, was sich auslebt und zur Geltung bringen will. Die Seele eines Renaissancemenschen lebt in ihm, die die Kraftentfaltung um ihrer selbst willen, den starken von ethischen Tendenzen ungehemmten Naturtrieb auch in den unsinnigsten Ausschweifungen bestaunt und verehrt. Jedem von der Alltagsmoral Verfluchten weiß er ein Segenswort und in einem wilden Gedichte erhebt er seine betenden Hände zu Satan, der Incarnation alles innerlich Großen und Gewaltigen. So baut sich in diesem Buche „Les fleurs du mal" eine geniale Moraltheorie des Bösen und Verfluchten auf, die das Evangelium des ewigen Gottes verkünden will, der bald Satan, bald Kain ist und der einst das Reich des Erlösers zerschmettern wird. Und mit eherner Konsequenz verteidigt Baudelaire alle Schattenseiten des Lebens, er weiß dem Laster in seiner niedrigsten Form stets eine geheime Schönheit abzuzwingen und so eine Umwertung aller ästhetischen Begriffe zu vollbringen. Mit unverkennbarer Absicht stellt er jedem geläufigen Ideal ein eigenes entgegen und ersetzt so einseitige Schwerfälligkeit durch einseitige Übertriebenheit.

Wie in einem Hohlspiegel gesehen, zieht das Leben vorbei. Die Gestalten sind genau erkennbar, aber unproportioniert und grandios verzerrt, ein wilder Hexensabbat verwirrter Begriffe. Von dem Bilde der Frau löst er nur die Züge los, die ihn interessieren, den rücksichtslosen Rest des Guten und Wertvollen sucht er zu verdecken. Das Weib ist für Baudelaire — generell genommen — nur eine brünstige Bestie, die in schweigender Gier die Kräfte der Menschheit verzehrt. Er liebt die Frauen, welche kalt und verschlossen lächeln, aber innerlich nach den gemeinsten Lüsten lechzen und die die Schönheit in ihrer tiefsten Form findet er erst in der Vermengung mit dem Grauenhaften, denn das Morbide, Krankhafte

Digitized by Google

zieht ihn an, er verehrt den haut gout, der eigentlich schon Fäulnis ist. Seine weiblichen Ideale entbehren darum durchaus der Alltäglichkeit, sie sind junonische Riesengestalten, unfruchtbar und lusterfahren, verkommene Dirnen, Mulattinnen — perverse und inkonsequente Leidenschaften, die sich nach Lombroso-Nordau auch in dem Leben verirren, besonders die Negerin. Aber dennoch war sein Verständnis für Frauenschönheit von unglaublicher Feinheit, und es giebt wohl wenige Dichter, welche die geheimen, ganz leisen sexuellen Reize, die einer Frau entströmen, so subtil und verehrungsvoll erfaßt haben. Wenn Baudelaire den sanften Duft schildert, der aus gelösten Locken fließt, oder den heimlichen, sinnlichen Klang, der in der Stimme verschwebt, oder wenn er die berückende Grazie eines rhythmischen Vorbeigleitens in die letzten Bewegungen auflöst und mit schmiegsamen Bildern und Versen begleitet, so ist seine rein künstlerische Wirkung überwältigend. Er liebt die Frauen, wie er Katzen und Schlangen liebt, und wird nicht müde, ihre Vergleichspunkte anzuführen: das wiegende, unhörbare Dahingleiten, den gierigen Glanz der Blicke, die sinnliche Duftausstrahlung, die Falschheit und die wollüstigen Schmeicheleien, die plötzlich in brutale Brunst umschlagen.

Aber nicht nur in den Sexualempfindungen allein bewahrt sich Baudelaire seine merkwürdige Originalität. Von den Jahreszeiten üben die hellen, sonnigen Frühlingstage auf ihn keinen Reiz aus:

O ûns d'automne, hivers, printemps trempés de boue,
Endormeuses saisons! je vous aime et vous loue —

beginnt eines seiner Gedichte, das die melancholische Schönheit der nebelgrauen Herbstabende feiert, in denen sich jeder laute Hall wie erschreckt verbirgt und nur der Wind über den Dächern schluchzt und stöhnt. Und viele seiner Gedichte gelten auch der schwermütigen Ruhe der Nacht, die tausend Bilder und Geheimnisse verbirgt und die dunklen Gefühle zu ahnungsbanger Größe heranreifen läßt. Die Empfindung einer drückenden Öde, einer fahlen Todesfurcht, die beim Normalmenschen nur im Blitzlicht eines flüchtigen Sekundenspieles auftauchen, gewinnen bei ihm breite furchterfüllte Gestaltung, man glaubt in dem Gedichte „Spleen“ Allan Edgar Poe zu hören und dessen überreizte Ängstlichkeiten.

Aber sein blinder Sensualismus umklammert nicht nur die klaren und einfachen Gefühle des Lebens; Baudelaire liebt die wilden Extasen der Sinne und seine reiche Phantasie trägt ihn oft zur Hallucination. Er irrt gerne in der schwankenden Dämmerung, die Traum und Leben scheidet, und kein Mittel ist ihm zu gering, das seine Empfindung zu dieser Höhe des ekstatischen Sinnenrausches emporträgt. Mit den Bildern von Hogarth hat Theophile Gautier die pittoresken Schöpfungen Baudelaires verglichen, in denen er den Wein und seine Wirkung feiert. Und der künstlich gesteigerten Nerventhätigkeit im Opium- und Haschischrausche gilt ein eigenes Buch „Les Paradis artificiels,“ das mit Grundlegung eines englischen Werkes die Traumlandschaften dieses narkotischen Schlafes schildert. Baudelaire sucht den tiefsten, letzten Genuß der schon dem Jüdischen entflieht, „la sensation jusqu'à l'extrême limite jusqu'à cette mystérieuse porte de l'Infini à laquelle il se heurte, mais qu'il ne sait pas ouvrir.“ Hinter aller Leidenschaft sieht als des Lebens letzter Sinn der Tod. Aus jedem Worte tönt ein Klang seiner Harmonie, die farbigsten Bilder werden abgetönt durch das dunkle Grau des Todes, dessen nordürftiger Vorhang sie sind. Und in die meisten Liebesgedichte Baudelaires hat sich dieser Gedanke versteckt, der erst im Ausklange, als grauenvolle Pointe seine drohende Faust erhebt.

Durch diese interessante Subjektivität der Lebensspiegelung ist Charles Baudelaire jene unverrückbare Stellung in der Litteratur gesichert, die gleichzeitig den Ausgangspunkt der sogenannten „satanistischen Dichtung“ bedeutet. Nicht die Konfiskation der „Fleurs du mal,“ dieses Buches, das kühn und rücksichtslos — „révoltant comme la vérité“ wie Barbey d'Aurevilly schrieb — ein grelles Licht in gern verheimlichte Gefühle warf, hat seinen enormen Erfolg begründet. Denn die granjane Kritik, die Baudelaire nicht nur an der landläufigen Moral übte, ebenso wie der glühende Flagellantismus, mit dem er seine eigene Wollust an den Pranger stellt, ergibt noch nicht die historische Bedeutung dieser Konfession. Man hat versucht die „Fleurs du mal“ und ihren Erfolg als spontanen Rückschlag auf den Romanticismus zu begründen, aber es wird wohl vergeblich sein, eine so komplizierte Erscheinung aus einer dominierenden Ursprungsquelle motivieren zu wollen, denn die verschiedenen Einflüsse, deren Spuren sich noch deutlich zurückführen lassen, sind jeder für sich bedeutungsvoll und charakteristisch. Am deutlichsten hat wohl die Übersetzung des großen Amerikaners Allan Edgar Poe gewirkt, die den trüben Schauen auf Baudelaires Dichtung vorausweg. Die Vorliebe für das Exotische und Orientalische erklärt sich aus den Reisen nach dem Archipel, die er als junger Kaufmann unternahm, und die sast krankhafte Angst vor dem Normalen „la peur d'être trop commun“, die ihm Sainte Beuve vorwirft, war nicht blasiertes Dandytum, sondern nur ein Reflex seines zerrissenen, überreizten Seelenlebens. Und Zerrissenheit, Ungleichheit und Gegensätzlichkeit, das charakterisierte sein innerstes Wesen, das an einem unüberbrückbaren Widerspruche zwischen seiner Persönlichkeit und dem modernen Milieu krankte. Er war Pessimist und Schopenhauerianer, ohne je eine Zeile des deutschen Philosophen gelesen zu haben. Die gesteigerten Anforderungen eines übertriebenen Raffinements ließen ihn sich fremd erscheinen in einer gleichgültigen Zeit, die ihm selbst mit ihren künstlichsten und verborgensten Genüssen keine Befriedigung bieten konnte und so erwuchs in Baudelaire langsam die

Digitized by Google

bleierne Langweile des überreizten und doch kraftlosen Kulturmenschen, die nur noch in künstlichen Paradiesen, im willkürlich erzeugten Rausche sich vergißt. Selbst die Kunst konnte ihm nicht mehr — etwa wie Flaubert, der sich aus Verzweiflung an der realen Welt eine Welt der Litteratur schuf — Erlösung bieten, in seinen Tagebüchern versteht er sich sogar einmal zu dem brutalen Satz: „L'amour, c'est le goût de la prostitution. Il n'est même pas de plaisir noble, qui ne puisse être ramené à la prostitution. Qu'est-ce que l'art? Prostitution . . . ." Und nur eine Sehnsucht klingt mehr in ihm, nach Frieden, Ruhe, Schlafen — nach Nirwana. Er, der den wilden Ausbruch der Leidenschaften in den grellsten Farben gezeichnet hat, gelangt schließlich selbst zur Willensverneinung in seinen Dichtungen, er läßt den Schmerz nicht mehr heiß gröhnend verrohen, sondern versteinert ihn in einer kalten, unnahbaren Form. Nur vereinzelt bricht ein Naturlaut, ein Überquellen einer unsagbar leidvollen Empfindung jäh und unvermittelt durch, am wildesten in dem Aufschrei der Verzweiflung: „Mon coeur est un palais flétri par la cohue" im Gedichte „Causerie". Aber dann verhallt wieder der Klang und das drängende Leid, das sich von jeder Seite des Buches abhebt, blinkt nicht mehr nackt und heiß, sondern kleidet sich in wehmutigklagende, correcte Strophen, die ruhig und kühl dahinschreiten, wie griechische Epheben, die die Stufen des Tempels emporwallen. Man lese das wundervolle Gedicht „Recueillement":

Sei weise, Du mein Schmerz, und laß' Dein irres Stöhnen,
Der Abend war Dein Wunsch. Und sieh', er ist schon hier.
Ein Dunst umhüllt die Stadt mit matten Farbentönen,
Der Glanz des Friedens und die Trauer wacht in ihr.

Indeß die andern feilen Sklavendiensten fröhnen,
— Denn ohne Mitleid peitscht sie wilde Sündengier —
Und bitt're Nesseltropfen nur ihr Mücken krönen,
Gieb Du mir Deine Hand, mein Schmerz, und komm mit mir.

Im Grund der Fluten wiegt sich lächelnd das Bedauern,
Und träumend neigen sich von hehen Wolkenmauern
Die toten Jahre mir verblichenen Kleid herab.

Fern unter einer Brücke will der Tag vergleiten,
Und sieh! ein dunkler Schleier auf des Toten Grab,
Nakt sitzen die Nacht, und sacht hörst Du ihr Schreiten. —

In diesem Gedichte offenbart sich die eminente Technik Baudelaires auf's glücklichste. Seine Form bedeutet einen Übergang, der von den klassisch-strengen Parnassiens zu den Symbolisten führt. Die eherne Struktur ist ein Erbteil Victor Hugos, aber der Schöpfer der „Fleurs du mal" hat sie verdichtet, musikalisch nüanciert und in ihr alle die geheimen Formreize angedeutet, die dann später bei Stéphane Mallarmé und der in Deutschland sich parallel entwickelnden Kunstrichtung Stefan Georges zum selbstgenügsamen Formalismus führt, der nicht im gedanklichen Thema die Stimmung auszulösen sucht, sondern in der Anordnung, Wahl und Verwertung der Worte. In seinem Gedicht „La beauté" hat er zuerst die hundertfach variirte Formel dieser Artistenkunst gegeben: „Je hais les mouvements, qui déplacent les lignes" und ihm ist diese Unbeweglichkeit und schroffe Majestät der Strophen so gelungen, daß seine Verse die eherne Kälte einer Statue haben und die klaren kraftvollen Linien eines Bildes, ohne deshalb auf phonetische Reize zu verzichten. Diese echt künstlerische Freude an der Form hat ihm manchmal zu Reimspielen verleitet, so in „Invitation au voyage", „Le jet-d'eau" oder dem vierstrophigen Gedichte „Harmonie du soir", das auf zwei Reimen balanzirt, aber er hat auch Verse von meisterhafter Ruhe geschaffen, so das berühmte Gedicht „Don Juan aux enfers", wahrhaftig „un groupe en marbre blanc et noir" wie Barbey d'Aurevilly sagte.

Interessant ist auch Baudelaires Metaphernschatz. Seine Bilder sind immer originell und von einer wilden Großartigkeit, aber sie sind nicht zu abwechslungsreich. In ihnen zeigt sich vielleicht am deutlichsten die eigentümliche Sterilität des Dichters, der nicht aus einem unbegrenzten Gebiete schuf und schöpfte, sondern einen engen Kreis mit Sorgfalt bestellte. Nur so ist auch die zahlreiche Doppelbehandlung des gleichen Themas in den Versen und Prosagedichten zu erklären, denn die geistige Unproduktivität des Dichters war sicher kein Talentmangel, sondern markiert wieder deutlich das Fehlen der konzentrierten Energie. Am liebsten entlehnt er seine Vergleiche der düstern Umgebung des Todes. Die Nacht erscheint ihm wie ein weites, wallendes Grabtuch, das sich schwer über das düstre Land legt, die Schwüle des Abendwindes empfindet er als dumpfen Hauch, der aus Grüften steigt, ein brennender Schmerz nagt wie Würmer, die an der Leiche zehren. Oder gerne zieht er die Gegenstände des katholischen Ritus herbei; der Himmel ist wie eine Kirche tief und still, die Wälder brausen wie Orgeln, der Sturm singt ein „De profundis", die Blumen duften wie Weihrauchbecken, eine Erinnerung leuchtet wie ein geweihter Kelch. Es ist wohl keine Zufälligkeit, die diese Bilder zusammendrängt, sondern hier zieht sich das geheime Band, das Baudelaire noch immer mit der Romantik verbindet. Die Romantiker, insbesondere in Deutschland, haben immer in ihrem dunklen, mystischen Bedürfnis das geheimnisvolle Gepränge des katholischen Ritus bestaunt, ihre Religiosität galt nie der Kirche, sondern dem Übersinnlichen, das sich in tausend Formen verschleiert und der Seele in dumpfen Ahnungen verkündet. Und auch Baudelaires Frömmigkeit ist keine Religiosität, nur ein kindliches transcendentales Bedürfnis. Oder darf man es für ernst nehmen, wenn er in seiner Haltlosigkeit auf einen Papierzettel schreibt: „Je me jure à moi même, de prendre désormais les règles suivantes pour règles éternelles de ma vie: faire tous les matins ma prière

Digitized by Google

à Dieu, réservoir de toute force et de toute justice à mon père, à Mariette et à Poe comme intercesseurs, les prier de me communiquer la force nécessaire pour accomplir tous mes devoirs et d'octroyer à ma mère une vie assez longue pour jouir à ma transformation; travailler toute la journée ou du moins tant que mes forces me le permettront." Diese Religiosität ist doch etwas zu sehr verwandt mit der des Paul Verlaine, der im Absinthrausch in die Kirche kam und dort glühende Gebete an Maria lallte. Man darf sie für nicht mehr nehmen, als die Sehnsucht nach Mystik und Erdflucht, als einen jener wirren Träume, deren Baudelaire so viele in seinem „spleen" gegeben hat, wo die Bilder schon hallucinatorische Gewalt bekommen und die Schranken einer ästhetischen Wirkung rücksichtslos durchbrechen. Überhaupt ist er oft gewaltsam und unkünstlerisch in seinen Metaphern. Von einer tanzenden Frau singt er z. B.

Sous le fardeau de la paresse
Sa tête d'enfant
Se balance avec la paresse
D'un jeune éléphant.

Oder in dem furchtbar krassen Gedicht: „La carogne":

„Les jambes en air, comme une femme lubrique
Brûlant et suant ses poisons
Ouvrait d'une manière nonchalante et cynique
Son ventre plein d'exhalaisons."

eine Stelle, die an naturalistischer Gewalt in der Weltlitteratur ihresgleichen sucht und die Baudelaire wohl selbst in ihrer rücksichtslosen Mühsheit empfunden hat, denn „la carogne" ist eines der wenigen Gedichte, wo er sich schließlich zu einer optimistisch-transcendentalen Weltanschauung durchringt und die Verse in ringe stimmter Harmonie verklingen läßt.

Zu seiner Charakterisierung stellt man Baudelaire besonders gerne in Deutschland mit seinem kongenialen Zeitgenossen Paul Verlaine zusammen, obwohl ein schärferer Gegensatz kaum denkbar ist. Kaum eine flüchtige Ähnlichkeit ist vorhanden, weil es keine Vergleichspunkte zwischen dem naiven und dem bewußten Dichter gibt. Und Baudelaire war zu viel Gehirnmensch, zu viel Beobachter, um naiv zu sein, es ist viel zu viel berechnendes und pointiertes Litteratentum in seiner Dichtung, als daß sie als echter und unmittelbarer Ausstrom einer Persönlichkeit genommen werden könnte, wie die Lieder aus den „Fêtes galantes" und „Sagesse." Baudelaire hat die Menschen von je nur durch den Spiegel der bewußten Beobachtung gesehen, und das berüchtigte Wort des Mallarmé: „Le monde est fait pour aboutir à un beau livre" könnte schließlich auch von ihm gesagt sein. Und auch die Tendenz seiner Dichtung war eine wesentlich andere, denn der exklusive und soignirte Aristokrat, der seine Verse doch in letzter Linie auf starke Wirkung gravitierte, hat nichts gemein in seiner vornehmen Zurückhaltung mit dem genial-perversen Zigeuner Paul Verlaine, der auf Landstraßen vagabundierte, im Gefängnis saß und den tiefsten Schmerz seiner Seele achtlos als wundervolle Bekenntnisse in die Welt warf. Und nur im letzten verborgensten Grunde berühren sich wieder die Wurzeln ihrer Wesenheiten: in der kulturmüden Sehnsucht des Individuums, das sich einer entnervten, defadenten und kranken Zeit vergebens entringen will, weil es sich als ihr ureigenstes Kind fühlt und als ihr getreuestes Spiegelbild.

Nicht nur am Tag . . .

Nicht nur am Tag, dem herben,
Der ihrer Augen Lider
Zudrückt, Geliebte sterben
Dem Herzen immer wieder.

Wenn nun der Lenz erglommen,
Des Leides Wunde heilte,
Was kann die Freude frommen!
Nun starb erst, der sie teilte.

Dem Du mit heißen Qualen
Gefolgt zum Friedhofsschatten,
Du wirst ihn noch dermalen
Auch Deiner Lust bestatten.

Legst neuen Glückes Scherben
Am alten Hügel nieder;
Verlor'ne Lieben sterben
Dem Herzen immer wieder.

Albert Braselmann.

Mein Reich.

Ich bin von königlichem Stamme,
Ich bin mir Gott und Mensch zugleich —
Ich trage Rosen statt dem Lamme —
Mein Reich die Welt, die Kunst mein Reich.

Dort schlag ich täglich tausend Feuer
Mit rascher Hand aus rauhem Stein,
Dort singt allabendlich ein scheuer
Traumvogel meine Seele ein.

Mit meinen weißen, weichen Händen
Pflück' Rosen ich vom Strauch zur Nacht,
Sie meinem König froh zu spenden,
Wenn mir die Gunst der Liebe lacht.

Ich bin von königlichem Stamme,
Ich bin mir Gott und Mensch zugleich!
Ich trage Rosen statt dem Lamme —
Mein Reich die Welt, die Kunst mein Reich.

Maja Matthey.

Digitized by Google

Die Erbgräfin.

Erzählung von **Georg Bormann.**

(Fortsetzung.)

Am Horizont erglomm in langhingezogenen Streifen das erste Frührot; höher am Himmel lagerten noch die grauen Schleier der Nacht, da stand schon die Erbgräfin in ihrem Zimmer an demselben Fenster, an dem sie in jener Nacht gestanden hatte, die ihr jenes irreführende Traumbild gebracht. Irreführend? — Ja, aus ihrem eigenen verworrenen Innern war es emporgestiegen.

Das erschütternde Ereignis der letzten Wochen, von dem sich ihre Gedanken nicht losreißen konnten, lag in seinen Ursachen und Folgen klar vor ihren Augen; sie brauchte ja nur die Mitteilung der Alten, den Bericht des Försters und die Spanne Zeit in Erwägung zu ziehen, in der sich alles zugetragen. Sie strich sich nicht weg aus diesem Drama. Nein, um alles in der Welt nicht! Klar wollte sie sehen, wahr wollte sie sein, und wenn sie daran zu Grunde ginge. Ihre ganze tapfere, stolze Natur schrie nach Wahrheit. Und dabei kam sie über zweierlei nicht hinaus: Sie war strafbar geworden, als sie damals vor dem Bilde in überwallender Stimmung sich zu ihm gebeugt hatte; sie war ebenso strafbar dafür, daß sie, einer unbegreiflichen Verwirrung und vielleicht Laune folgend, auf dem Schloßberg sich von ihm wandte, als ob sie ihn nie gekannt. Wohl kroch auch eine niedrige Stimme an sie heran und zischelte: Was machst Du Dir für Gedanken? Das ist ja nichts; das bedeutet ja nichts. Was geht Dich dieser willkürliche Zusammenhang von Ereignissen an, an dessen Ende zufällig der Tod eines Menschen steht. So aber konnte die Stimme nur einmal sprechen; der ganze Ernst der Erbgräfin erhob sich gegen sie und erstickte sie für immer. Sie wußte, niemals würde sie an die weinende Marie, niemals an die alte Mutter, nie an das stille Gesicht des Toten denken können ohne Schuldgefühl. Ob sie schuldig war oder nicht, darüber konnte nur sie befinden, niemand sonst. Und Schuld verlangte Sühne, und sie wollte sühnen.

Wenn sie das schreckliche Ende hätte ahnen können, als die erste Bekanntschaft mit ihm und seinem inneren Dasein so rein, so beglückend anhob! Nein, das wollte sie sich auch jetzt nicht als Schuld anrechnen: Sie hatte mit leuchtenden Augen in jene Fremde, schöne Welt gesehen, die er ihr aufgethan. Ihre Schuld hatte erst da begonnen, wo sie ihm ihr Herz schenkte. Ja, jetzt da er tot war, gestand sie sich's. — Sie hatte ihre Empfindungen nicht gezügelt, da sie ihr rein erschienen. Dadurch hatte sie aber in schon bestehende Beziehungen eingegriffen, die ihr recht gut bewußt waren. Und als ihr das in einem verhängnisvollen Augenblick zu schärfster Erkenntnis gekommen — da hatte sie das Unheil erst recht herbeigezogen.

Wie die Erbgräfin so stand, war die Sonne immer höher gestiegen, und die geliebte Landschaft zu ihren Füßen trat aus den grauen Schleiern ihr entgegen wie das Antlitz einer geliebten Freundin. „Nimm mich hin und behalte mich,“ sprach sie leise und ihre Thränen strömten; „nimm mich hin, und verlaß mich nicht, wie ich Dich nicht verlasse. Nur so kann ich wieder Frieden finden für meine Seele!“

Dann dachte sie an den Preis, mit dem sie diesen Entschluß bezahlen mußte. „Sühne,“ antwortete sie dumpf, „Sühne!“ Aber sie glaubte auch zu wissen, daß, wenn sie dem Grafen nun ihre Hand reichte, aus dem eben geschlossenen Grabe für Tausende dort unten Segen entsprießen konnte. Sie glaubte zu wissen, daß, wie sie jetzt hier stand, sie eine Bedeutung für die Zukunft dieses geliebten Bodens haben werde, ja, daß sie nun dazu bestimmt sei, dies eine und nur dies eine noch zu erfüllen. Und an der Schwere der

Digitized by Google

Opfergabe erkannte sie die Wahrhaftigkeit dessen, was sie jetzt bewegte und, trotz allen Schmerzes, doch auch wieder emporhob.

Noch an demselben Vormittag trat sie in das Kabinett des Reichsgrafen und teilte ihm mit, sie habe sich entschlossen, die Werbung des Grafen Ebersberg-Secheim anzunehmen.

* * *

In der Barbierstube des Herrn Hawlitzki am Markt in Ebersbach war Feierabend; auch Karl, der Gehilfe, war schon fort, nachdem er alles für den morgenden Tag vorbereitet. Herr Hawlitzki steckte noch mal den Kopf zum Fenster hinaus. Ebersbach war schon schlafen gegangen, nur ein paar Fenster auf dem Schloß sahen noch in die Nacht hinaus; unten hörte man keinen Fuß mehr auf der leeren Gasse schallen. Nun machte es sich Herr Hawlitzki bequem, zog sich Schlafrock und Pantoffeln an und wollte sich eben aus der Barbierstube in das daneben liegende behagliche Wohnzimmer zurückziehen, als er noch jemand das Haus betreten hörte. Unwillig wandte er sich zur Thür. Da öffnete sie sich schon, und das hübsche, aber auch jetzt ängstliche Gesicht der Ursel Grizonka erschien in dem Lichte der Hängelampe. Der Barbier stand mitten in der Stube; seine Miene hatte sich, als er seinen späten Besuch erkannte, sofort aufgehellt. „Komm nur herein, Ursel," sagte er freundlich und führte seinen Besuch in das Wohnzimmer. „Hast Du Zahnschmerz oder Reißen, daß Du noch so spät kommst?"

„Ach, wenn's nur das wär'!" antwortete die Botenfrau, und ihre Augen liefen rings in der Stube umher, „es ist des Kerls, des Praszka wegen."

Der Barbier horchte auf: „Des Praszka wegen? Ja, ja, Du warst auch mit in die Sache hineingekommen. Sag' mal, wie ist das denn eigentlich gewesen?"

„Ach," klagte die Grizonka, „was hab' ich schon für Angst um den liederlichen Kerl ausgestanden! Stirbt da die alte Fritschen, die bei mir im Hause wohnt, und wird begraben. Der Müller, dem's Haus gehört, sagt zu mir, wenn ich jemand wüßte, der die Stube haben wolle, sollt' ich's ihm sagen. Aber es kommt keiner. Da ist der Praszka mir einmal da und sagt: ‚Du, ich möcht' mal 'ne warme Stube haben und ordentlich ausschlafen. Die Nächte werden schon kalt, und ich hab' jetzt kein gutes Logis.' Ich sag' nur: ‚Geh' hin, wo Du willst; ich hab' keinen Platz für Dich.' Da lacht er und spricht: ‚Gans, die Alte ist doch gestorben. Heiz' die Stube und mach' ein Bett; heut abend bin ich da. Aber wann Du nicht das Maul hälst — Du weißt schon!' Was wollt' ich machen, wenn ich schon wußt', es würd' ein Unglück geben.

Und richtig, gerad' wie er in's Haus kommt, gehen drei aus der Glashütten vorbei und rufen hinter ihm her. ‚Du', sag' ich, ‚die verdienen sich auch gern 'nen Groschen!' ‚Laß nur,' sagt' er, ‚die kennen mich!' Aber, es war noch gar nich so lange, da waren die Grünen auch schon da. Und Du mein Gott, da hat's das Unglück mit dem Herrn Wittig gegeben, und auch noch nach dem Hof hinaus hat er geschossen; aber er war richtig auf und davon. Mich aber haben's auch festgenommen, und ich hab' viel Angst deswegen ausgestanden."

„Na ja," sagte der Barbier scheinbar beruhigend, aber im Grunde nur aushorchend, „na ja, sie haben Dir doch nix beweisen können und haben Dich doch wieder laufen lassen müssen."

„Ja," antwortete die Grizonka und sah ihn offenherzig an, „ich hab' auch nix mit ihm gehabt; nix als Angst und Not hat er mir wieder ins Haus gebracht, seitdem er den Fuß hergesetzt hat. Und ich hab' auch kein' Ruh eher, als bis der Kerl fortgeschafft ist."

„Fortgeschafft?" fragte der Barbier und horchte. „Ach so, nu wird's ihm wohl zu heiß, weil er auch noch den Herrn Wittig erschossen hat."

Die Botenfrau nickte eifrig und holte ein zerknittertes, schmutziges Papier aus der Tasche. „Hier," sagte sie, „das hat mir heut der Besen-Franz aus Protlitz gebracht; ich soll's Euch geben."

Während der Barbier aufmerksam das auf dem Zettel Geschriebene entzifferte, beobachtete die Grizonka erwartungsvoll seine immer lächelnde Miene, als hinge von seinem Ausspruch Tod oder Leben für sie ab.

Endlich schien sich Hawlitzki über den Inhalt des Papiers klar zu sein und kratzte sich bedenklich hinter die Ohren. „Ich soll dem Praszka falsche Papiere verschaffen, damit er fort kann; er will nach Amerika."

Die Botenfrau nickte. „Nu," sagte sie, „Ihr könnt's doch." Der Barbier hatte nämlich neben seinem Hauptberuf noch eine große Praxis für die Herstellung allerlei schwierigen Schriftwerks, Eingaben, Reklamationen bei den Behörden und dergleichen.

Digitized by Google

Er machte eine abwehrende Handbewegung: „Die Sache ist mir zu kitzlich, zu kitzlich; damit lasse ich mich nicht ein.“

Die Grizonka wurde ganz blaß. Sie fing an zu weinen: „Ach Du mein Gott, dann ist's mit mir aus; der schießt mir auch 'ne Kugel vor'n Kopf.“

Der Barbier beobachtete sie von der Seite. Er war so verliebt wie immer in sie, aber er hatte ihrem Verkehr mit Praszka mißtraut. Er ahnte jetzt, daß sein Verdacht unbegründet sei und lenkte ein: „Willst Du ihn denn wirklich los sein? Hast' denn nie was mit ihm gehabt?“

„Ich mit dem?“ rief die Grizonka bitterböse. „Ich sagt's Euch ja, ich renn' vor ihm wie vor meinem Unglück; er ist ja aber immer hinter mir her. Schafft ihn mir vom Halse!“

Hawlitzki sah, daß sie ihn nicht betrog, und mit der Liebe erwachte jetzt die Eifersucht in ihm. Er rückte dem Mädchen ganz nah und flüsterte: „Und wenn ich ihn Dir nu fortschaffte, Du“ — er stieß sie mit dem Ellenbogen, — „würd'st Du mir dann gut sein?“

Das Mädchen wußte nicht, wie diese Worte gemeint waren, und da sie es nicht wußte, drückte sie die Schürze nach wie vor gegen die Augen, ohne zu antworten. Hinter derselben aber überlegte sie schon, wie sie es machen könnte, um ihn besser zum Reden zu bringen. Seine Liebesleiden schaft aber kam ihren Wünschen zuvor.

Wieder ein Stoß mit dem Ellbogen: „Sieh' Dich doch um, Uriel, die ganze, eingerichtete Wirtschaft — sei doch nicht dumm!“

I bewahre, sie war auch nicht dumm. Sie hätte laut aufschreien mögen in freudiger Überraschung. Also ehrliche Absichten! So deutlich war er noch nie mit der Sprache herausgerückt. Instinktiv fühlte sie, die Eifersucht auf Praszka war mit im Spiele. Und immer noch die Schürze vor ihren schwarzen Zigeueraugen, fing sie mit einem Male wieder laut zu heulen an: „s' mag schon sein, 's mag schon sein; aber erst schafft mir den Praszka vom Hals, dann wollen wir drüber reden. So arm, wie Ihr denkt, bin ich auch nicht!“

Der Barbier klopfte und streichelte sie: „Sei gut, Uriel, sei gut; den Kerl schaff' ich uns vom Hals!“

Jetzt hielt es die Grizonka an der Zeit, die Schürze wieder außer Gebrauch zu setzen. „Wie wollt' Ihr's machen, Bader?“ fragte sie lauernd: Das runde Gesicht des Barbiers lachte boshaft: „Laß mich nur machen, laß mich nur machen, ich hab's schon.“

„Wie denn?“ fragte sie dringend.

„Ich wer' ihm schon forthelfen,“ erwiderte er ausweichend. „Aber er muß selbst kommen. Heut ist Montag. Am Freitag soll er kommen.“

Sie waren aufgestanden, und die Grizonka sah den Barbier fragend und nach Verständnis suchend, an.

Er stieß sie liebkosend an: „Ich muß doch alles mit ihm selbst bereden,“ erklärte er ernsthaft. „Du sagst ihm also: In drei Tagen soll er kommen, Freitag abend; dann soll er alles haben, was er braucht.“ —

An dem bestimmten Abend schloß der Barbier wie gewöhnlich um zehn Thür und Fenster. Der Gehilfe hatte sich, auf seines Lehrherrn Anweisung, nur halb entkleidet auf sein Bett gelegt, so daß er in jedem Augenblick zu errufen war. Hawlitzki selbst hatte es sich heut auch nicht so bequem wie sonst gemacht. Er stand in seiner gewöhnlichen Joppe, in der er die Kunden zu bedienen pflegte, noch an einem Tisch in der Ecke und beschäftigte sich mit zwei Flaschen, die anscheinend Branntwein enthielten. Bald roch er daran, bald hielt er sie gegen das Licht der Hängelampe, bald schüttelte er sie noch einmal. Endlich schien er mit seiner Prüfung zufrieden zu sein, schloß die eine in einen Wandschrank der Barbierstube und trug die andere in das Nebenzimmer. Als er zurückkam, setzte er sich auf das Sofa in der Ecke des Ladens, vor dem ein Tisch stand mit dem Provinzialblatt für die wartenden Kunden.

Heute wartete Hawlitzki selbst und mit mehr klopfendem Herzen als jemals einer der Kunden, die hier gesessen und einer mißlichen Zahnoperation entgegengesehen hatten. Er wartete, es schlug langsam elf von dem Turm der Johanniskirche. Von Zeit zu Zeit trieb ein Windstoß einen feinen Regen gegen die Laden; selbst der Wächter, der eben noch seinen Rundgang gemacht, hatte sich jetzt eine schützende Ecke gesucht. Wieder ein lang nachzitternder Glockenschlag — ein viertel auf zwölf! Hawlitzki wurde unruhig; er konnte nicht mehr sitzen bleiben. Da — hatte es nicht am Laden gepocht? Hawlitzki raffte sich zusammen; jetzt galt's Komödie spielen. Wenn er nur einen Augenblick aus der Rolle fiel, konnte ihn der Teufel holen. Es klopfte stärker. Der Barbier schlug den Kragen der Joppe hoch, als habe er eben das Notdürftigste angelegt, öffnete das Fenster

Digitized by Google

und fragte unwillig hinaus, wer denn noch bei so später Stunde da sei.

Und von draußen kam eine rauhe Stimme: „Nu, Franz, ich bin's, Du kennst mich ja. Öffne doch, der Wächter kann gleich wieder kommen.“

Aber scheinbar ärgerlich rief der Barbier zurück: „Ach, scheer Dich zum Kuckuck, ich will nichts mit Dir zu thun haben; ich habe mir die Sache anders überlegt.“

„Öffne doch,“ ertönte wieder bittend die Stimme Praszka's. „Wir können ja drinnen miteinander reden; ich habe Dir auch was mitgebracht.“

Jetzt bequemte sich Hawlitzki brummend und scheltend die Thüre zu öffnen, während Praszka unter die Bank vor dem Hause griff und schnell etwas über die Schwelle in den Flur zog. Als der Barbier die Thür wieder verschlossen und verriegelt hatte, kamen aus einem Sack ein Reh und die Hälfte eines solchen zum Vorschein. Die andere Hälfte war unten bei der Grizonka geblieben.

Der Barbier that, als achtete er nicht darauf, und beide Männer betraten die Stube. Praszka hatte sich auffällig verändert. Man sah die Spuren seiner unregelmäßigen, unsteten Lebensweise in seinen hohlen Augen und eingefallenen Zügen, Haar und Bart waren verwildert, die Kleidung schien durch die Witterung und den andauernden Aufenthalt im Freien stark mitgenommen. Ehe er auf dem Sofa Platz nahm, warf er einen spähenden Blick durch den Raum, ja seine Sinne waren auf das unbedeutendste Geräusch draußen und in der Nebenstube gespannt. Er fühlte sich keineswegs sicher und vergaß nicht, seine Büchse, die, als er den Mantel abgeworfen, zum Vorschein kam, neben sich an den Tisch zu stellen.

Nach einer Weile fing die angenehme Wärme des Zimmers an, ihn zu beleben, und er begann von seiner Angelegenheit zu reden. Der Barbier beschränkte sich darauf, ihm zuzuhören, wie er seinen Plan, zu einem Seeplatz zu gelangen, entwickelte, verhielt sich aber nicht mehr ablehnend, ihm die nötigen Papiere zu verschaffen und gewann das Zutrauen des Wilderers noch mehr durch die Mitteilung, daß der Förster Zahn seinen, des Barbiers Bruder, auch unglücklich gemacht habe, daß er nun „sitzen“ müsse.

So redeten sie hin und her, oft ganz Nebensächliches. Bei Praszka kam trotz seines Zustandes und der Verzweiflung, die hin und wieder durchbrach, doch immer die alte Ruhmredigkeit zum Vorschein. Es schlug zwölf, es schlug eins, der Wächter hatte schon wieder seinen Rundgang beendet, da schickte sich endlich Praszka zum Aufbruch an; es schien ihm schwer, sich von dem warmen, erleuchteten Raume zu trennen. Als noch einmal verabredet war, daß Hawlitzki in den nächsten Tagen durch die Grizonka Bescheid geben lassen wolle, warf der Barbier hin: „Na, noch 'ne Cigarre mit auf den Weg?“

Praszka blieb stehen: „Ja, gieb her, Franz, ich hab' lange nicht geraucht.“

Der Barbier öffnete einen Wandschrank, woraus, wie Praszka wußte, auch die Kunden bedient wurden. Neben einer Anzahl Cigarrenkisten stand eine Flasche mit ein paar Gläsern. Hawlitzki kramte längere Zeit unter den Kisten herum, so daß der Gast Muße hatte, den Inhalt des Spindes zu übersehen: „Hast Du da einen Schnaps?“ fragte er begehrlich, „die Nacht ist heut infam kalt.“

„Nicht den,“ antwortete der Barbier verächtlich, „der ist bloß für die Kunden. Da drin“ — er zeigte nach dem Wohnzimmer — „hab' ich was Besseres.“

Sofort regte sich das Mißtrauen bei dem Wilderer: „Laß nur, der ist mir gerade recht, den kenn' ich schon.“

„Wie Du willst,“ erwiderte der Barbier in gleichgültigem Tone, „aber setz' Dich doch noch den Augenblick.“ Er schenkte ein ansehnliches Branntweinglas voll und stellte es neben eine halbgeleerte Cigarrenkiste auf den Tisch. „Steck Dir noch ein paar ein,“ sagte er anscheinend gutmütig.

Praszka folgte der Aufforderung, zündete sich eine Cigarre an und stürzte den Branntwein hinunter. Das schien ihm gut zu thun; er legte die Arme behaglich auf den Tisch und prahlte, er habe in den letzten Monaten allein zwanzig Hirsche geschossen. Dann aber wurden die Worte immer langsamer, und mit einem Male fiel er wie todmüde mit dem Kopfe auf die untergelegten Arme. Der in dem Branntwein enthaltene Schlaftrunk hatte seine Schuldigkeit gethan.

„Mach dir's doch bequemer,“ sagte Hawlitzki hinzutretend und schob den schon Bewußtlosen in das Sofa hinein. Dann eilte er zu dem Gehilfen hinaus und weckte ihn: „Karl, schnell! Lauf, was Du laufen kannst, zum Amtsvorsteher 'nüber; sie warten schon. Du weißt ja Bescheid. Aber sage, sie möchten sich beeilen, ich

Digitized by Google

stände sonst für nichts.“ Das rief der Barbier noch mit vor Aufregung zitternder Stimme dem davonstürmenden Gehilfen nach; dann zog er sich selbst, Praszka's Büchse an sich nehmend, in die Schlafkammer zurück, deren Ausgangsthür er halbgeöffnet ließ, um von hier aus den anscheinend tief Schlafenden zu beobachten. Das Herz schlug ihm doch bis zum Halse. Wenn nur alles glatt abging!

Die Minuten dehnten sich dem Wartenden zur Ewigkeit. Endlich hörte er draußen Schritte, die Flurthür öffnete sich, und auf den Fliesen klang das leise Aufstoßen eines Säbels. Dem Barbier fiel eine Centnerlast vom Herzen. Er stieß die Kammerthür auf: „Hier herein!“

Im nächsten Augenblick traten in die Barbierstube der Gendarm und zwei bewaffnete Forstbeamte. Hawlitzki deutete schweigend nach dem Sofa. „Den Tisch fort!“ befahl der Gendarm. Im Nu war das hinderliche Möbel leise erfaßt und fortgehoben. Der Beamte legte dem noch immer Unbeweglichen Fesseln um Hände und Füße. Dann rüttelte er ihn stark und rief ihm kräftig zu: „Nun, Praszka, es ist Zeit; Ihr habt genug geschlafen!“

Der so unsanft Ermunterte schlug die Augen auf, und obwohl ihm noch dumpf im Kopf sein mochte, übersah er doch sofort die Situation. Er sprach kein Wort, sondern ließ die Augen nur finster von einem zum anderen schweifen.

„Praszka, Ihr seht, es nutzt Euch nichts mehr. Wollt Ihr gutwillig folgen, dann nehme ich Euch die Fußfesseln ab.“

Der Gebundene, der mit seinen hohlen Augen, mit seinem jetzt noch verwirrteren Haar und Bart bemitleidenswert aussah, nickte stumm vor sich hin.

Der Gendarm entledigte ihn der Fesseln an den Füßen, so daß er aufstehen konnte: „Ihr seid wohl böse auf Hawlitzki?“ fragte der Beamte. Der Wilderer streifte den Barbier mit einem verächtlichen Blick. „Das Weib, das Weib!“ knirschte er. Dann ließ er sich ohne Widerstand abführen.

(Fortsetzung folgt.)

Ahnung.

Geht die Sonne meines Glücks zur Neige?
Dunkler schon wird meines Lebens Küste —
Klingt mir's nicht wie feryes Stürmegrollen
Und wie nahendes Gewitterrollen?

Ach, wie war ich selig und geborgen!
Schöner lachte jeder neue Morgen,
Und ein tiefempfundenes Entzücken
Durfte mich in Götterhöh'n entrücken!

Willst Du, Sonne, wirklich mir verfluhen,
In der Schmerzen Meeresflut ertrinken? . . .
Dunkel überschleicht des Lebens Küste,
Und mit Dir geht all' mein Glück zur Neige

Alexander Pache.

Frühling.

Nun prangt die Welt im Feierkleid —
Mit Blüten rot und blau
Hat sich Ihr grün' Gewand bestreut
Natur, die liebe Frau.

Waldvöglein fliegt durch den Tann
Und singt ein fröhlich' Lied,
Weil Mutter Erde's Bräutigam,
Der Lenz, die Welt durchzieht.

Anemonenkönig jubelt laut am Hang
In Blüten steht sein Reich —
„Gestrenge Herrn regier'n nicht lang —
Ich sag' es ja doch gleich.“

Die Bäume flammen rings im Kreis
Ob all der Herrlichkeit,
Indeß auf ihre Kämpler leis
Ein Schwall von Blüten schneit. . .

Heinrich Becker.

Am Fenster.

Aus dem stillen Dämmer meines Zimmers
Sucht mein Blick den tiefgefärbten Himmel,
Froh das rosenroten Abendschimmers
Auf der Wolken flockigem Gewimmel.
Aber mählich fließen blaue Linien,
Daß die Wolken violett erscheinen,
Und nur noch die höchsten Ränder hinten
Letzten Widerschein in sich vereinen.

Und schon seh' ich im Gezweig der Nüssern
Wie im Reh die schmale Sichel hängen,
Bricht das gelbe Fanggesicht, das lüstern
Boshaft schielt nach dunklen Laubengängen.
Hoch sind keine Sterne angezündet.
Durch die Stille nur Geläut der Glocken,
Das dem Müden Feierabend kündet.
Viele Stimmen, die die Seele locken.

Richard Schark.

Digitized by Google

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

III.

Hermann Sudermanns Drama „Es lebe das Leben“ ist von der Berliner Kritik — so weit ich es verfolgen konnte, von der Kritik überhaupt — nicht eben zart angefaßt worden. Einige haben es gelobt, Mehrere kühl behandelt, Viele arg mißhandelt. Das Publikum hat sich nicht viel daran gekehrt und füllt hier wie anderwärts das Theater, so oft das Stück angesetzt wird. Wer hat da nun Recht, das Publikum oder die Kritik? Es liegt nahe, diese Frage zu stellen, aber gar so berechtigt, wie es dem flüchtigen Blick scheinen möchte, wäre sie nicht. Gute Theaterstücke, in denen der Zuhörer durch köstliche Mittel amüsiert oder gespannt wird, sind eine gesuchte Ware; wo das Publikum sie findet, da kauft es sie gerne, ohne sich über die litterarische Bedeutung Sorgen zu machen. Die Kritik aber hat sich ein Drama auf seinen dichterischen Wert hin mindestens ebenso scharf anzusehen, wie auf die Theaterwirkung. Beide Teile können also sehr wohl im Recht sein, jeder von seinem Standpunkt. Sehen wir nun zu, ob dies hier zutrifft, ob Sudermann hier wirklich nur eben ein wirksames Stück geboten hat, das aber, auf seinen litterarischen Wert geprüft, die fadigen Höflichkeiten verdient, die ein großer Teil der Kritik dem Autor aus diesem Anlaß gespendet hat. Natürlich wollen wir, was besagte Höflichkeiten betrifft, nur darnach fragen, ob ihr Inhalt berechtigt war, nicht ihre Form. Die Form war es keinesfalls. Ländlich, sittlich — oder ländlich, schändlich — aber es wäre wirklich ein Fortschritt, wenn der Theater-Kritiker dem Dichter gegenüber dasselbe Maß der Höflichkeit einhalten würde, wie etwa gegen den Droschkenkutscher, der ihn zum Theater bringt.

Was mich betrifft, so gestehe ich von vornherein: auch ich habe meine große Bedenken und Einwendungen, aber die Herren scheinen mir das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu haben. Bestimmte Fehler, die bei Sudermann oft wiederkehren, eine gewisse Übertriebenheit und Verstiegenheit der Ausdrucksweise, das „os magna sonaturum“, das bei näherem Besehen gar nicht so viel Welterschütterndes vorbringt, ist auch hier zu finden, und der eine oder andere Charakter ist der Wirkung zur Liebe ins Grelle und Inkonsequente gezogen. Aber dem stehen große Vorzüge gegenüber. Der Konflikt ist ein tiefgreifender und wird so korrekt und restlos gelöst, wie in wenigen modernen Dramen; die Grundidee ist eine streng ethische, das Kolorit ein wahrhaft und nicht bloß scheinbar modernes; das Werk interessiert von der ersten bis zur letzten Scene. Zudem ist es ein technisch musterhaft aufgebautes Stück, und diese Technik ist bei aller Geschicklichkeit doch keine bloß äußerliche Mache; es ist die Technik eines künstlerisch empfindenden Schriftstellers und nicht eines der Stückefabrikanten, mit denen Sudermann von seinen Gegnern so gern in einem Atemzuge genannt wird. Einen Vorwurf gegen das Stück, den ich sehr oft gehört und gelesen habe, halte ich sogar für völlig ungerecht. Es sei gar kein Drama, sagt man, es sei ein „dramatisierter Roman“. Begründet wird dies dann scheinbar plausibel durch eine, ab und zu nicht ganz tendenzlose Wiedergabe des gesamten Inhalts. Verzichtet man aber auf derlei Tendenzstückchen — und das muß man ja wohl, wenn man ehrlich sein will, — und faßt das Stück Akt für Akt, wie es der Dichter aufgebaut hat, ins Auge, so wird man erkennen, daß es ein richtiges Drama ist. Freilich, auch die oben angedeuteten Mängel des Werkes werden uns dabei deutlich klar werden. Und so scheint mir der Weg, den ich im Folgenden einschlage, die Betrachtung der einzelnen Akte, derjenige, der uns am sichersten zu einem gerechten Gesamt-Urteil führt.

Erster Akt. Der Graf Michael von Kellinghausen, ein ostpreußischer Magnat, hat zu Gunsten seines Freundes, Baron Richard von Völkerlingk, auf sein Reichstags-Mandat verzichtet und es ihm durch die größte persönliche Bemühung thatsächlich gegen die Sozialdemokratie erkämpft. Der gutmütige, beschränkte, aber ehrenhafte Mann glaubt es aus dem doppelten Grunde gethan zu haben, um sich ungestört seinen Pferden widmen zu können, sowie aus Eifer für die konservative Partei; sein Freund erscheint ihm eben in demselben Grade als ein bedeutender Mensch, wie er sich selber unbedeutend vorkommt. In Wahrheit ist er auch darin ein Werkzeug des Willens seiner Frau, der Gräfin Beate. Sie hat ihm in langsamer

Digitized by Google

Minenarbeit sein Mandat verleidet, sie den Gedanken beigebracht, Völkerlingk auf seinen Platz im Reichstag zu setzen, denn die nun Vierzigjährige liebt Völkerlingk, der an eine böse und oberflächliche Frau geschmiedet ist, noch immer mit derselben Glut und Leidenschaft wie vor fünfzehn Jahren, da sie seine Geliebte wurde. Drei Jahre war sie es mit Leib und Seele, dann kam Völkerlingk auf den Gedanken, daß es eine Schuftigkeit sei, den Freund so zu betrügen, und seither gehört nicht mehr ihr Leib, wohl aber noch immer ihr Geist, ihr Gemüt, all ihre Willenskraft dem angebeteten Manne. Ihm zu Liebe ist sie die eigentliche Erzieherin seines Sohnes Norbert, den sie ihrer Tochter Edith zum Gatten bestimmt hat; ihm zu Liebe wie aus Überzeugung inaugeriert sie, die „Egeria“ der konservativen Partei, „an deren Tische entre poire et fromage die Geschicke mancher Gesetzesvorlage besiegelt worden sind“, den Mitgliedern der Partei ihre Anschauung von Völkerlingks Bedeutung, ihm zu Liebe weiß sie seinen Bruder, den Staatssekretär, der ihm entfremdet ist, wieder für ihn zu gewinnen, und, wie gesagt, ihm zu Liebe hat „unser lieber, froher, guter Michael“, wie sie ihren Mann nennt, zum Reichstag hinaus und in die unbehagliche Wahl-Campagne hinein müssen. Denn aus eigener Kraft hätte Völkerlingk ein Mandat nicht erfiegt; er ist früher bei wiederholten Kandidaturen durchgefallen. „Ich habe Dich,“ sagt sie dem Geliebten zur Begründung ihrer Handlungsweise, „nicht länger leiden sehen können an dem Brachliegen Deiner Hoffnungen und Kräfte.“ Mit dieser Enthüllung — denn Völkerlingk hat bisher nicht gewußt, daß er ihr auch dies zu danken habe — und der Nachricht von seinem Wahlsieg schließt der erste Akt.

Man sieht, der Stoff ist mitten aus dem Leben unserer Zeit gegriffen und äußerlich interessant genug. Füge ich noch bei, daß schon in diesem Akt alle wichtigeren Gestalten — nur Michael ausgenommen — und namentlich auch das Milieu lebensvoll vor uns hingestellt sind, daß wir die ganze Vorgeschichte mit musterhafter Leichtigkeit und Ungezwungenheit mitgeteilt erhalten, so wird wir jeder Leser glauben: Ja, äußerlich interessant und eine gute Exposition wird der Akt wohl sein. Aber ebenso wird ihm das Folgende ohne Weiteres klar sein: ob die Geschichte innerlich interessant ist, hängt natürlich einzig von der Charakterzeichnung der beiden Hauptgestalten ab. Hat sie der Dichter nicht tief und eigentümlich angelegt, so gehen sie uns blutwenig an; was sie thun, ist ja im Kern feig und ignobel; es kommt eben nur auf ihre Beweggründe und ihre Auffassung an.

Es wird niemand verwundern, wenn ich nun sage, daß dem Dichter die Aufgabe, unsere Anteilnahme für die beiden Gestalten zu erwecken, bezüglich der Heldin besser geglückt ist, als bezüglich des Helden. Denn das war von vornherein leichter und liegt diesem Dichter zudem weit besser. Sudermann läßt die Gräfin Beate eine Art Überweib sein — mit einem ungeheuren Fonds von Lebensfreude und Leidenschaft, einem unbegrenzten Drang, ihrer Individualität gemäß zu handeln, aber auch mit sehr viel Güte, Liebenswürdigkeit und Geist ausgestattet. Ehrlich gesagt, von diesem Geist, für den Alle auf der Bühne schwärmen, ist eigentlich im Zusammenraum nicht allzu viel zu verspüren, aber immerhin genug, daß wir auch dies glauben wollen. Ja, wiederholte ich, für geistreich können wir Beate bei gutem Willen halten, und die Art, wie Sudermann das ungestüme Temperament der noch immer, trotz ihrer Jahre und ihrer Krankheit — sie leidet an einem Herzübel — innerlich glühenden Natur malt, ist sogar überzeugend. Aber ganz klar sind wir uns von vornherein über die Gestalt nicht. Dieses Übermaß an Individualismus, dieser Trotz gegen alle Konvention, und dabei doch die „Egeria“ der konservativen Partei, die deren Haltung unbestimmt — hat sie die lex Heinze so zugespitzt, oder hat sie die Konservativen bis zum Äußersten an dem Zedlitzschen Schulgesetz-Entwurf festhalten lassen?! Und — was das Wichtigere ist — wie widerspruchsvoll ist das, was wir von ihrer Lebens-Auffassung erfahren! Sie ist Nazarenerin bis zum Fanatismus — „kein Erlösungsgedanke ist etwas wert, wenn nicht ein Kreuz dahinter steht“ — und predigt gleichzeitig „Selbsterziehung zur Harmonie“ und „Hellenenfreiheit“; sie ist die verkörperte Feinfühligkeit und bringt es dabei fertig, den Geliebten zu trösten: „Wer wird uns Nimmelgreise fragen, was wir Anno Schnee für Thorheiten begangen haben?!“ — seit zwölf Jahren leben sie ja wirklich nur noch als „Freunde“ nebeneinander und das scheint ihr „Sühne“ genug! All' die Gegensätze kann Niemand in sich vereinigen, selbst ein Überweib bringt das nicht fertig. Wie erklärt sich dieser Zwiespalt?!

Indeß, die Gestalt bleibt deshalb doch interessant, der Teilnahme wert. Anders der Baron. Ein Ausbund von Genialität, die Leuchte der konservativen Partei, auch schon einmal Abgeordneter gewesen — und nicht im Stande, sich aus eigener Kraft von dieser Partei ein sicheres Mandat zu erwirken! Und was er redet, macht nun gar stutzig.

Hier zwei Proben.

Die Entscheidung im Wahlkampf, sagt Völkerlingk, wird sein „Schicksal“ sein. „Nicht mehr — nicht weniger — Schicksal!“ Worauf Beate sehr vernünftig erwidert, selbst wenn er wieder durchgefallen sei, müsse er doch weiterleben. Da erwidert er: „O natürlich! Warum nicht? Geht alles . . . Ein indischer Büßer wurde einmal gefragt: „Warum lebst Du?“ Und er antwortete: „Weil ich gestorben bin . . .““ Ich muß sagen, mehr Geist hätte ich von dem geistreichsten Mann der konservativen Partei doch erwartet. Ich gebe zu, es ist möglich, daß einmal ein indischer Büßer gelebt und auf eine solche Frage eine solche Antwort gegeben hat. Und verlangt man von mir

Digitized by Google

durchaus, daß ich mir etwas dabei denke, so bringe ich es vielleicht auch noch zu Stande. Gewiß aber ist, daß einmal ein ganz kluger Mann gelebt hat, der sagte: „Echter Geist ist kostbar, falscher billig. Denn falschen Geist entwickelt man schon, wenn man ein unsinniges Paradoxon aufstellt und es den Leuten überläßt, Tiefsinn hineinzugrübeln.“ Voltaire hieß dieser kluge Mann. Und vergegenwärtige ich mir die Situation, in der dieser Baron das Paradoxon zitiert, so muß ich an Voltaire mehr denken, als an den indischen Büßer. Völkerlingt ist zweimal durchgefallen und nicht daran gestorben; fällt er zum dritten Male durch, so wird er innerlich daran sterben und eben darum wird er weiter leben! Du lieber Gott, die Vernichtung all unserer Hoffnungen ist doch kein Hausmittelchen für eine ehrgeizige Natur, Methusalems Alter zu erleben!

Noch schlagender erweist eine andere Stelle der ersten großen Scene zwischen dem Baron Richard und Beate, wie wenig sich der Dichter hat angedeihen sein lassen, seinen Helden in unseren Augen geistig zu heben:

Richard .... Weißt Du, manchmal bab' ich Dich in Verdacht, daß Du in meine Wiederwahl gar nicht mal so gerne fährst.

Beate (lachend.) Ach?

Richard. Und zwar, weil ich Dich kenne im Verdacht habe, daß Du in Deinem Innersten nicht mehr auf dem Boden der Partei stehst.

Beate. Ich, die „Egeria“ ... Eine altgewordene Parteinymphe, die innerlich ein Satyr ist? Kann man sich so viel Scheußlichkeit verstellen?

Richard. Eines kann ich mir verstellen, daß es Dir Freude macht, über uns hinwegzusiegen.

Beate. Uns? Nenne Dich nicht in einem Atem mit den andern. Du denkst an Pflichten, sie an Rechte. Weil Dir die Masse dienen soll, willst Du auch ihr dienen. Jene wollen nichts als herrschen.

Richard. Ach, was das belangt, herrschen wollen wir alle.

Beate. Es fragt sich nur, zu wessen Profit ...

Das Gespräch wendet sich nun einem anderen Thema zu; die Stelle ist also vollständig zitiert, um dem Leser eine Vergleichung seiner Ansicht mit der meinen zu ermöglichen. Und meine Ansicht ist: Das ist kein Genie, das ist ein beschränkter Mensch. Schon daß er, der mit Graf und Gräfin Kellinghausen in intimster Beziehung steht und beide seit anderthalb Jahrzehnten aufs Genauste kennt, keine Ahnung davon hat, seine Standidatur sei Beatens Wert, denkt gewiß nicht auf Scharfblick, sondern das Gegenteil. Und ebenso müßte ein geistig bedeutender, ja noch mehr, müßte ein nicht geradezu beschränkter Mensch wissen, auf welchem Standpunkt die Frau, mit der er seit fünfzehn Jahren politische Gespräche führt, eigentlich steht. Er weiß aber nicht mehr darüber, als der Zuschauer, der sie seit einer Viertelstunde kennt: Die Widersprüche in ihren Äußerungen machen ihn stutzig. Und als sie ihn mit einem Witzchen abfertigt, läßt er sich's genügen, und schränkt seine Vermutung dahin ein, die Freundin halte sich den Spitzen der konservativen Partei überlegen. Nun, ist Völkerlingt wirklich, wie uns der Dichter durch Beatens Mund versichert, noch der geistreichste Kopf unter ihnen, so fänden wir dieses Überlegenheits-Gefühl Beatens sehr begreiflich. Minder klar ist uns, daß der Baron erst aus Beatens Mund daran erinnert werden muß, wodurch er sich von den Andern unterscheidet und dies offenbar nicht recht versteht. Beate sagt ihm, er sei ein ethischer Politiker, der nicht an Rechte, sondern an Pflichten denke, also nicht bloß von Herrschsucht geleitet sei, worauf er, dem das offenbar zu hoch ist — denn wie ginge er sonst nicht mit einem Wort auf diesen Kernpunkt ein?! — schlicht meint, herrschen wolle auch er. Und wieder ist es erst Beate, die ihn auf den ihn adelnden Unterschied von den anderen bringt: er will zum Profit der Gesamtheit herrschen. Kurz, was immer des Dichters Absicht war: durch seine geistigen Qualitäten imponiert uns sein Held gewiß nicht.

Und durch seine moralischen?! Darüber ist kaum ein Wort nötig. Wenn Völkerlingt sagt, er habe vor zwölf Jahren den Entschluß gefaßt, nicht länger als Schuft fortzuleben, und habe darum dem körperlichen Besitz der Geliebten entsagt, so wird es Niemand geben, der ihm widersprechen würde, wohl aber dürften sich selbst in unseren Tagen, wo Nietzsches halb oder falsch verstandenes Schlagwort vom „Jenseits von Gut und Böse“ so viele Köpfe und Gemüter verwirrt, einige finden, die meinen: Gar so edel ist die Beziehung der Beiden auch jetzt nicht, und die geplante Verheiratung ihrer Kinder hat einen unangenehmen Beigeschmack, obwohl Norbert und Edith zweifellos keine Blutsverwandten sind. Diese moralische Inferiorität seines Helden hat natürlich dem Dichter eingeleuchtet, und so läßt er ihn mindestens von Reue, von der Ahnung erfüllt sein, daß sich die Schuld sühnen werde. Auch ist es durchaus psychologisch richtig, daß ihn diese Ahnung in dem Augenblicke erfaßt, wo er nun durch Michaels Verzicht, durch Michaels Bemühung dessen Platz im Reichstag einnimmt, desselben Mannes, dessen häusliche Ehre er besudelt hat. Wenn einige Kritiker gemeint haben, dieses starke Reuegefühl Richards, das dem Schluß des Akts die eigentümliche Farbe und Spannung giebt, sei wohl für das Stück notwendig, aber nicht dem Leben abgelauscht; im Leben werde Richard denken: was durch fünfzehn Jahre unentdeckt geblieben, werde es auch ferner bleiben, und diese Reue sei daher „Theater, nicht Leben,“ so ist der Dichter dagegen auf das Entschiedenste in Schutz zu nehmen. Nur ist dieses Gefühl der Reue und Ahnung eben nicht genügend, ihm unsere Teilnahme zu sichern. Der Mensch geht uns trotzdem sehr wenig an.

So der Eindruck, den uns Beate und Richard am

Digitized by Google

Schluß des ersten Akts machen. Aber sehen wir nun zu, ob sich dieser Eindruck nicht im Folgenden wieder verwischt und in starke Teilnahme wandelt.

Zweiter Akt. Gesellschaft in Beatens Hause. Richards Ahnung hat sich erfüllt. Sein einstiger Privat-Sekretär, Meixner, ist zufällig vor zwölf Jahren hinter das Geheimnis seiner Beziehung zu Beate gekommen; der Mann ist nun Sozialdemokrat, Agitator für den Gegen-Kandidaten Richards, macht in einer Rede, weil er gerade Michael für den Baron eintreten sieht, sehr deutliche Anspielungen auf „den Freund, der, anstatt im eigenen Hause Wache zu halten, hier von Ort zu Ort zieht, um für den Hausfreund Stimmen zu werben", läßt die Rede drucken und versendet Exemplare der betreffenden Zeitung an die Häupter der Partei, sowie an die Beteiligten. Michael hat sie nicht gelesen, von Beatens Schreibtisch wird das Blatt, ehe sie es gelesen, von den Parteifreunden entfernt, aber die böse Baronin, die Gattin Richards, übergiebt es ihr; und Michael wieder erfährt es durch eine Äußerung aus Norberts Munde. Die Stunde der Sühne ist gekommen.

Schon oben habe ich Sudermanns Technik zu würdigen gesucht; es ist hauptsächlich im Hinblick auf diesen Akt geschehen, der an Geschicklichkeit, an Wirksamkeit, an sorglicher Ausnützung aller irgend mit der Situation verträglichen Effekte auch von keinem Stück des romanisierenden Franzosen überboten wird. Effektvoller könnte Beate die Schreckenskunde von Niemand erfahren, als von der betrogenen Frau, die sie tödlich haßt, und Michael von Niemand, als von dem Sohne des Ehebrechers, der sein eigener Schwiegersohn werden soll. Das ist Alles „starker Tobak", eine überaus grelle Geschichte, es steht hart an der Grenze des Sensationsstücks im unguten Sinn, aber es ist doch gut motiviert, geschmackvoll gemacht, und wird nur von denen nicht verziehen werden, die jedem Baum die Früchte vorschreiben wollen, die er tragen soll, und darum von Sudermann verlangen, daß er auf das verzichte, was er am besten kann, auf starke und grelle Scenen. Wer gerecht genug ist, dies einzusehen, wird auch diese Scenen nicht tadeln.

Das künstlerisch Wervollste an dem Akt scheinen mir freilich nicht diese Scenen, sondern der Eingang: Die Charakteristik der konservativen Parteiführer. Wirksame politische Satire ist auf unserer heutigen Bühne eine „rara avis", und die hier ist wirksam. Und was das Beste ist: Auch hier Grelles, aber doch keine Karikatur. Man höre folgendes Gespräch zwischen dem Parteiführer Baron Brachtmann, dem enfant terrible der Partei, Prinz Ulingen, und einem Mitglied derselben, Herrn von Berkelwitz Grünhof:

von Berkelwitz (sich unsichausend.) Ja, ja, schön ist es hier. Unsereins kann das nicht.

Brachtmann. Daß man Sie auch nie mehr im Reichstage gesehen hat, lieber Stellege.

von Berkelwitz. Was wollen Sie, meine Herren? Ich bin Landmann. Ich — e hab' zu thun . . . Und dann, sehn Se mal, ich habe det Geld nich, hier gut zu leben. Gut leben muß der Mensch. — Ne, ne! — Und sehn Se mal — Donnerwetter! mir is der ville Wein so in'n Kopp jestiegen — — was wollt' ich doch gleich sagen? — Ja richtig! Sehn Se mal, ich habe vier Jungs . . . . Der eine steht bei de Rathenower Husaren — janz nettes Regiment, denn ick sehe meist immer uf de Annoncierjen — aber Kostenpunkt — ei weh! . . . Der zweite schwimmt uf de Prinzeß Wilhelm so um de Philippinen rum. Das kost't nich viel — erst wenn er an Land is . . . . Der dritte soll Oberförstmeister werden, dient aber vorläufig erst bei de Feldjäger . . . . Der vierte is aktiv bei de Bonner Borussen — a' teierste Korps, wo man hat — aber Annoncierjen — prima! Denn das is für'n menschliche Leben de Hauptsache . . . . Die Jungs soll mir der Staat natürlich alle mal ernähren, und zwar gut ernähren. Aber vorläufig fehlt das eine Pinke-Pinke — ei weh! Wo soll ich das alles hernehmen? Ich sag' Ihnen, was der Oskar, der Feldjäger, allein für weiße Handschuh verputzt . .

Prinz (zu Brachtmann.) Und so entsteht bei uns die hehe Politik.

von Berkelwitz. Was sagten Sie, Durchlaucht?

Prinz. Nichts, nichts.

von Berkelwitz. Außerdem, wissen Se, ich esse jene Diners auch sehr jerne. Und kommen Sie mal zu mir, wenn Beckanntjen is! Aber Gutswohnung und Stadtwohnung und Jagdschloß und Rennstall — ne, dazu langt's nich. — Na, glauben Sie denn, ich habe Gründer schuldenfrei? — Die Jagellöhne, wissen Sie! Wenn schon der Sonnabend kommt! Und Bargeld is nich! . . . Na ja, reiche Heirat! — Die Jungs werden ja auch ihre Partien machen! Fersche Kerls! Beine, wissen Sie! . . . Aber zum Deiwel auch! Wozu sind wir denn der preußische Adel, wenn der Staat nich für uns sorgen soll? — Das frag' ich Sie, meine Herren!

Prinz (welcher die Bilder musterte, sich umwendend.) Das sollten Sie lieber im Reichstag Herrn Lichtknecht oder Eugen Richter fragen. Das würde Sensation machen . . . Ein sehr tüchtiger Sustemann!

von Berkelwitz. Ach was! Tüchtig sind wir alle.

Brachtmann (lächelnd.) Wir sorgen ja auch vorläufig selber für uns.

von Berkelwitz. Wieso? Wodurch? Was geschieht? Was haben wir Landlente erreicht? Ich meine: in baribus, in die Hand zu zählen. Erstens: Diäten sieht's nich. Nich mal freies Büffet. Zweitens: schöne Reden halten kann jeder, und wenn's an's Handeln geht, kann stecken wir die Hände einfach in die Taschen . . .

Prinz (welcher die Photeprarbien auf dem Schreibtisch besieht) . . . Der anderen!

Gern soll zugegeben sein, daß ein anderer Schriftsteller jede andere Partei in derselben Art zeichnen könnte, ohne an Stoffmangel zu laborieren. Dann wäre seine Zeichnung unter dem Gesichtspunkte, der uns hier einzig interessiert, dem litterarischen, ebenso berechtigt und anerkennenswert, wie die Sudermanns.

Wie nun aber entwickeln sich in diesem zweiten Akt Held und Heldin? Werden sie uns nun verständlicher, kommen sie uns menschlich näher?

Digitized by Google

Bezüglich des Helden läßt sich die Frage nun mit einem bösen „aber“ bejahen: ja, er gefällt uns nun besser, aber — wir glauben es ihm nicht recht. Der Mann, den wir bisher als den Geführten, den innerlich Schwachen, den reuevollen kennen gelernt haben, hält nun plötzlich gegenüber dem drohenden Keulenschlag des Geschicks den Nacken etwas allzu steif. Wie der Dichter diesen Keulenschlag verkörpert, macht seiner Erfindungsgabe, wie seinem dramatischen Instinkt alle Ehre. Als Antwort auf die Enthüllung der sozialdemokratischen Presse beschließt die konservative Partei, den Neugewählten als ihren Redner bei der Beratung des Scheidungs-Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs aufzustellen, „um den Herrschaften die wahrhaft sakramentale Bedeutung des Ehebündnisses zu Gemüte zu führen“. Das ist das Kühnste, aber auch das Klügste, was die Partei thun kann; schlagender kann sie nicht erweisen, daß sie an die Wahrheit der Enthüllung nicht glaubt. Und ebenso ist es das Klügste, freilich auch das Verwegenste, wenn Richard diese Mission übernimmt; er thut es denn auch, aber es überrascht uns.

Und Beate, das Überweib, das im ersten Akt der Meinung war, es sei schon Sühne genug, daß sie einander seit zwölf Jahren nur noch ieelisch angehörten?! Sie benimmt sich in der Scene mit Leonie (diese Dame, welche „die christliche Liebe nur mit Arsenik betreut reicht“, ist etwas grell, aber gut gezeichnet, und wenn ein großer Teil der Berliner Kritik anderer Meinung war, so ist dies wohl nur Schuld der Schauspielerin, welche die Rolle verdarb) — in dieser Scene also benimmt sie sich allerdings genau so, wie wir es von ihr voraussetzen: sie bleibt stolz und aufrecht und fordert das Zeitungsblatt, um es ihrem Gatten zu zeigen. Aber innerlich ist sie ganz und gar gebrochen, und — entmutigt nun den Geliebten. Man lese den Schluß dieses Akts:

Richard. Und gestatten Sie, daß ich mich gleich verabschiede, liebe Freundin.

Beate. Adieu, lieber Freund! (Während er sich auf ihre Hand niederbeugt, leise). Mir scheint, unsere Stunde hat geschlagen.

Richard (leise.) Noch nicht.

Beate (laut, in konventioneller Herzlichkeit.) Auf Wiedersehen — morgen — ja?

Man sieht, Mann und Weib haben gleichsam den Charakter getauscht.

Anders im dritten Akt. Da sind wieder beide abwechselnd gleich stark und gleich schwankend. Vielleicht mißverstehen wir den Dichter, vielleicht wollte er beide in gewissem Sinne gleich stark erscheinen lassen: Der Mann will sich selbst zum Opfer bringen, um das Weib zu retten, das Weib wieder will das Gleiche für den Mann thun, — vielleicht, aber das Mißverständnis ist dann nicht unsere Schuld. Wie sollen wir es verstehen, wenn die herzleidende Beate von ihrem Arzte ein neues, stärkeres Heilmittel fordert: „Ich will an den Erregungen, die ich erwarte, nicht zu Grunde gehen“ — will sie sich im Kampfe aufrecht erhalten oder durch das Mittel töten? Warum verlobt sie nun offiziell Norbert mit Edith? Um eine neue Thatsache zu schaffen, welche die Welt tänscht, oder um dies in Ordnung gebracht zu haben, ehe sie aus der Welt geht?! Es ist nicht gut, wenn der Hörer oder Leser so fragen muß; was die ihm vorgeführte Gestalt will, muß er genau wissen; alle anderen Personen des Stücks dürfen darüber im Unklaren sein, er nicht. Auch dem Helden sehen wir nicht so klar in's Herz, als zur vollen Anteilnahme nötig. Er will die Rede nicht halten, weil, wie sich Beate ausdrückt, „sein Gewissen wieder einmal rumort“, sie bestimmt ihn, es zu thun. In der That muß er es nun thun, das Gegenteil hieße die Schuld beider eingestehen. Aber welche andere Lösung schwebt ihm vor? Sich selbst zu töten? Auch er sieht ja ein, daß dies keine Lösung, nur ein Ausweg wäre; dazu obendrein ein ungeschickter Ausweg, denn begeht er Selbstmord, so rämmt er damit auch die Schuld der überlebenden Geliebten ein. Und so sagt er denn auch: „Sei ruhig, ich werde keine Dummheiten machen. Ich weiß, wir sind unserer zwei. Unseren Bund bricht keiner aus freien Stücken.“ Aber wenn er dies nicht will — was sonst?!

Diese Unklarheit lastet auf der großen Scene zwischen Richard und Beate und darum wirkt sie nicht, so spannend die Situation ist. Zudem reden die beiden nicht allein zu mysteriös, sondern auch zu — geschraubt. Mir scheint, ein Dichter von Sudermanns Range sollte eine Dialogstelle, wie die folgende, doch lieber vermeiden:

Beate. Es giebt etwas in unserem Leben — das nennt sich Ehrenwort . . . Wenn das an Dich herantritt, wie wirst Du —? Aha, Du schweigst!

Richard (schwer atmend, verwirrt.) Noch sind wir nicht so weit, Beate, und wenn — —! Wir sind zusammengewachsen durch unsere Wunden, wir haben Absolution nur einer vom anderen zu empfangen. Sonst ist nichts mehr für uns da.

„Es giebt etwas in unserem Leben — das nennt sich Knackwurst“, sagt Glasbrenners Eckensteher Nante .... Warum fragt Beate nicht schlicht: „Und wenn Michael Dein Ehrenwort fordert?“ Und „durch Wunden“ mit jemand „zusammenwachsen“, das ist ein unmögliches Bild!

Anders die Schlußscene des dritten Akts. Sie ist ebenso spannend, wie psychologisch korrekt gebaut. Michael hat den Sozialdemokraten Meixner durch einen Anwalt auffordern lassen, seine Verleumdung zurückzuziehen oder der Klage gewärtig zu sein; der Mann erklärt, den Beweis der Wahrheit antreten zu wollen. Von diesem schweren Gang heimgekehrt, fragt er Richard, ob er den Prozeß mit Ruhe einleiten könne:

Richard. Verlangst Du meinen Rat, dann freilich —

Michael. Nein, den verlang' ich nicht. Ich will

Digitized by Google

bloß sicher geben. Schon allein um der Partei willen. Gieb mir Dein Ehrenwort, daß ich dem Wahrheitsbeweis mit Ruhe entgegensehen kann.

Richard (sich hoch aufrichtend.) Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß — Du —

Beate (stößt einen leisen Angstschrei aus.)

Michael. Was stehst Du? Was ist?

Beate (Richard ansehend.) Er will jetzt sein Ehrenwort geben und wird dann nach Hause gehen und sich eine Kugel durch den Kopf schießen. Siehst Du ihm das nicht an?

Der und Jener hat auch hier von „Theater" gesprochen; ich finde diese Wendung vortrefflich. Einem Weibe, wie Beate, muß jede andere Lösung des Konflikts lieber sein, als der Selbstmord des Geliebten. Selbst ein Duell ist vorzuziehen, da kann er leben bleiben. Und auch das Folgende scheint mir durchaus richtig entwickelt. Ein Duell scheint der Partei wegen beiden Männern unmöglich, beide können nicht leben bleiben, also muß einer freiwillig abtreten, und das kann nur Richard sein. Ob es, um diese Lösung, nun die einzig mögliche, zu finden, nötig ist, daß sie Norbert, Richards Sohn, aussprecht, dem die Sache wie ein Schul-Exempel vorgelegt wird — das ist Geschmackfache. Sudermann läßt sich auch diesen Effekt nicht entgehen; es wäre wohl im Interesse des litterarischen Werts des Stücks besser gewesen, wenn er darauf hätte verzichten können. Und der theatralische Wert hätte nicht darunter gelitten. Das ist für meine Empfindung zu grell, und zudem überflüssig. Aber gegen die Führung des Akts in der Hauptsache spricht es nicht; die ist in Ordnung.

Einem sehr starken dritten Akt muß ein schwächerer vierter folgen, das ist naturgemäß, wenn für den fünften etwas an Wirkung übrig bleiben soll. Dies Gesetz, das in der Technik des Dramas begründet ist, kann auch Sudermanns Geschicklichkeit und Erfindungsgabe nicht umfoßen, aber auch dieser Akt ist sehr gut gemacht und nach Kräften gefüllt, freilich auch unter anderem mit zwei Scenen, die nur theatralisch sind. Wir erfahren, daß Richard eine glänzende Rede für die Heiligkeit der Ehe gehalten hat, dann folgt eine rührende Scene zwischen Richard und Norbert, eine effektvolle zwischen Richard und seinem Bruder, dem Staatssekretär, der ihm die Nachricht bringt: „Einer, der es wissen muß, soll vor einer Stunde geäußert haben: Das ist der Mann, den ich brauche." Also Minister — vielleicht gar Reichskanzler — der Todgeweihte ist am Ziel seiner kühnsten Wünsche! Noch mehr, nun wird auch — gleichfalls unter dem Eindruck der Rede — der Sozialdemokrat von Rene ergriffen und bringt Richard die beiden Briefe Beatens, die einst in seine Hand gefallen sind, zurück. Freilich, diese Historie ist nicht glaubhaft, und der zuerst unendlich rücksichtslose, dann plötzlich unendlich feinfühlige Sozialdemokrat jedenfalls von keinem Hauch wirklichen Lebens erfüllt. Herr Meixner, der einstige Privat Sekretär Richards, war laltblütig genug, die Briefe Beatens an sich zu nehmen, ehe er aus Richards Diensten schied — wie er sie sich aneignen konnte, da er sie nicht gestohlen zu haben versichert und es doch andererseits nicht üblich ist, derlei Briefe unbeliegen zu lassen, bleibt räthselhaft, ist aber noch die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Episode —; er ist berechnend genug, sie durch zwölf Jahre aufzubewahren, er ist brutal genug, sie nun preiszugeben. Und warum?! Um die Wahl Richards zu vereiteln und seinem eigenen Partei-Genossen zum Sieg zu verhelfen?! Bewahre, darum ist's ihm nicht zu thun, sondern er will durch das ungeheuerliche Mittel lediglich der Socialdemokratie einen Mann mehr zuführen: Den gegenwärtigen Privat-Sekretär Richards, Holtzmann. Dieser Mann, ein Theologe, erklärt nämlich dem Meixner: wenn ihm dieser den Beweis erbringe, daß auch Richard nicht ehrenhaft und sittlich sei, so werde er selbst Socialdemokrat — und so erbringt Herr Meixner den Beweis. Nun aber rent ihn jählings die Sache und er bringt die Briefe zurück, weil ihn die Rede Richards gar so gerührt hat. Man denke, der politische Todfeind, der Ehebrecher, eifert gegen die Scheidung, für die Ehe — und der fanatische Socialdemokrat schmilzt vor Rührung! Er, der diese Briefe mißbraucht hat, um einen Proselyten zu machen, giebt sie nun zurück, obwohl dies seiner Partei die Gelegenheit zu einem Triumph und einem Mandat raubt! . . . Gewiß, das ist „Theater", nur „Theater" und nichts weiter. Aber innerlich hohl und bloß theatralisch ist auch die Schlußscene des Akts. Beate kommt zu Richard, um ihn zu einem Frühstück einzuladen, das Michael morgen, um den Skandal zu cachieren, zur Feier des rhetorischen Erfolgs Richards geben will. Schon dieses kleine Fest ist unter den obwaltenden Verhältnissen gewiß so seltsam, daß es wohl besserer Motivierung bedurft hätte, aber das ist das Geringste. Schwerer wiegt schon, daß Beate ihre Weltanschauung, wie wir sie aus dem ersten Akt kennen, nun noch viel schwülstiger entwickelt. Sie hat gethan, was ihr Herz wollte, sie bereut nichts, sie freut sich ihrer „Sünde" — wohl! Aber sie ist eine Sterbende; wir wissen nun, daß sie sich selbst töten wird, um Richards Leben zu retten, und eine Sterbende pflegt ihr Innerstes dem Geliebten doch in schlichteren, bezwingenderen Worten zu offenbaren, als es Beate hier thut. Ich gebe zur Probe eine Hauptstelle:

Beate. . . . Ach, wie bin ich undankbar gewesen! Alles, um was ich bat, hat mir mein alter Kindergott erfüllt — den langen, schweren, süßen Traum hat er mich träumen lassen an Deiner Seite — (Lacht hell auf.)

Richard. Was lachst Du?

Beate. Weil Du uns heute verleugnet hast vor allem Volk, uns und unser langes, stilles Glück! Warte, Freundchen, es wird die Stunde kommen, da wird der

Digitized by Google

Habn zum dritten Male kräben, dann weist Du weinen bitterlich. Ich mache Dir keinen Vorwurf. Es ist nicht Dein Gewissen. Das Gewissen der Allgemeinheit — das spukt in Dir. Ich bin ein dummes Frauenzimmer. Was geht die Allgemeinheit mich an? Dir war es Sünde. Mir war es eine Stufe empor zu meinem Selbst — zur endlichen Erfüllung der Harmonie, die die Natur mit mir im Auge hatte. Und weil ich das fühlte —

Richard. So leugnest Du jede Schuld in uns?

Beate. Ich leugne nichts. Ich bejahe nichts. Ich stehe am andern Ufer des großen Stromes und lache zu euch hinüber. O Du — Du! (Lacht.)

Was der Dichter seine Heldin sagen lassen will, ist gewiß sehr leicht zu verstehen — es ist ja gar nicht so tiefsinnig und originell — im Gegenteil. Aber wie sie es sagt, befremdet bei einem Dichter dieses Ranges. Kein Naturlaut, kein Wort aus dem Tiefsten! Man sage nicht, daß Sudermann das gar nicht kann, man denke nur z. B. an Fritzchen! In dieser Szene aber opfert er dem Moloch des Effekts durch tönende Phrasen — das ist nicht abzustreiten. Der schlimmste Fehler der Szene aber sei zuletzt erwähnt. Beate ist auch deshalb gekommen, weil sie weiß, daß er sich töten will: „Ich will bei dir bleiben. — Ich will auf deiner Schwelle liegen als dein Hund. Ich habe Angst vor dieser Nacht.“ Und er — hat er nicht auch Angst um sie? Bewahre! Sie sagt es ihm, daß sie sterben will, allerdings durch eine Phrase, aber doch deutlich genug: „Ich stehe am anderen Ufer des großen Stromes und lache zu euch hinüber“ — was soll dies anderes bedeuten?! Und er achtet nicht darauf!

Auch der fünfte Akt ist technisch vorzüglich. Wir wissen, Beate wird sich beim Frühstück töten, wissen auch alles Andere, was dann folgen wird, und dennoch läßt Spannung und Interesse keinen Augenblick nach. Wie der unglückseelige, zerschmetterte Michael und die todgeweihte Beate die aufmerksamen Wirte spielen, wie jedes Wort zwischen Michael und Richard seine Bedeutung hat, die Stimmung der anderen Gäste, denen immer unheimlicher zu Mut wird, ohne daß sie den Grund kennen — dies Alles ist ausgezeichnet gemacht, auch so stimmungsvoll, wie es doch nur ein Dichter machen kann. Nur wieder Beatens letzte Rede klingt an die Tonart des vierten Akts an. Sie hält einen Toast: „Es lebe das Leben!“, wankt hinaus und stirbt. Ihr letzter Brief an Michael enthüllt ihren Selbstmord und die Gründe der That. „Ich thue es, weil ich fühle, daß ein Opfer fallen muß. Besser ich, als er — denn er hat sein Werk zu vollbringen, ich aber habe mein Leben ausgelebt.“ In der That muß nun Michael, wenn er das Geheimnis nicht preisgeben will, dafür sorgen, daß Richard leben bleibe. Und dieser verspricht es auch, wenn auch leider nur mit einem Anklang an den famosen, indischen Büßer: „Du siehst ein, daß ich leben muß, nicht will. Leben . . weil ich . . gestorben bin.“

Meine Ansicht über das Werk habe ich bereits oben formuliert. Wäre die Handlung genau dieselbe, aber Beate kein Überweib, sondern nur eben eine kraftvolle, leidenschaftliche, echt weibliche Natur, und Richard kein Mann der Paradoxen und Unklarheiten, dann schiene mir Sudermanns Stück, das freilich auch nicht „Es lebe das Leben!“ heißen, sondern einen schlichten Titel tragen müßte, viel wertvoller, dichterisch wertvoller, als jetzt. Aber es zu verwerfen, wie so Viele gethan haben, liegt kein Grund vor. Es ist trotz all seiner Schwächen das Werk eines großen Talents, das ernst und mit angestrengter Kraft schafft.

Litterarische Notizen.

— Auf dem Erntegang. Gesammelte Dichtungen von Ernst Viktor Bunzendahl. Berlin, gedruckt und verlegt bei Hermann Fesl & Co. — Das Buch enthält Gedichte, die nur zum kleinen Teil bloß schlecht, zum größeren schlecht und lächerlich zugleich sind. So z. B. S. 13:

Das war ein Glück, als ich an Deiner Seite
Im Grase lag.
Der Abend malte flammend-rothe Scheite,
Um eines Tannendickichts nächt'ge Breite,
Der vor uns lag.
Als Jeder von uns süßer Minne pflag.

„Jeder von uns“ — wer das nicht als eine Perle unfreiwilliger Komik begreift, muß schon sehr anfreundlich sein. Auch das Grammatikalische ist beachtenswert. „Der vor uns lag“ — wer? Der Abend — das kann nicht gemeint sein; es ist vielmehr offenbar „der Dickicht“ gemeint. Nicht minder bemerkenswert ist die Bekräftigung des Reims. „Lag“ — was reimt sich darauf? „Pflag“! Aber wenn man einen zweiten Reim braucht, so nimmt man eben wieder: „Lag“!... Wemöglich noch dankbarer wird der Schätzer unbeabsichtigten Humors dem Dichter Bunzendahl für das Lied „Lilvawathi“ sein. Was ist „Lilvawathi“?! Das ist Bunzendahls Geheimnis und — bleibt es. Denn die erste Strophe lautet:

Frühlingsbach mit Deinen lichtgrünen Blicken,
Wie Du mich mahnst und erfreust! — Denken muß ich
An Dich, lieblicher Phöbus Apollo, an
Lilvawathi!

„Lilvawathi“ heißt also in Bunzendahls Sprache „Phöbus Apollo“. Aber in der zweiten Strophe denkt er an Dich, Venus, Du strahlende, an Lilvawathi“, und in der dritten denkt er an die „Schützerin der Guten, Athene, an Lilvawathi“. Und das ist uns zu bunt; in keiner Sprache der Welt, auch nicht einmal auf Bunzendahlisch kann ein und dasselbe Wort Phöbus Apollo, Venus und Athene zugleich bedeuten ... Wemöglich noch schöner aber, als die Gedichte sind die Novellen. — So z. B. gleich die erste „Ein schöner Apfel“, deren geistigen Inhalt der folgende Satz (S. 31) zusammenfaßt: „Ja, solch schöner Apfel warst auch Du, krankes Mädchen, aber in Dir wuchs schon heran die Larve zu jenem Verblenden, bedrauen Wurm, der Dich niederwarf auf Dein langes Lager; die Schwindsucht“. Vielleicht die Krone von Bunzendahls Schaffen ist jedoch das lyrische Drama „Ebemara“. Schon die Sprache ist ganz herrlich, z. B.:

Hullebullebullebeisa! — Wir wiegen Dich wach.
Bringt und die leuchtende Sonne den Tag.
Hüllt uns die Nacht in den schwärzlichen Schrein,
Hullebullebullebeisa! — Wir wiegen Dich ein.

Aber nun erst die Handlung! Indeß, um sie darzulegen, bedürfte es eines größeren Raumes, als er uns hier zur Verfügung steht. Auch wird das bisherige genügen, dem Buche die verdiente Beachtung zuzuwenden. Was uns betrifft, so dürfen wir versichern: wir haben zwar viel Lyrik zu lesen, aber Bunzendahl bleibt uns unvergeßlich ... Lilvawathi! Hullebullebullebeisa!

K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch in Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kissing & Krüger, Berlin N.

Digitized by Google

Aus fremden Zungen.

Schlecht verheiratet.

Italienische Volksballade.

In dieser Stadt ein Jüngling ein Weib sich nehmen wollt',
Doch eine einz'ge Nacht nur bei ihm sie schlafen sollt'.

Um Mitternacht der Gatte, sich spinkt aufzustehn,
Hat seinen Hut genommen, und von ihr will er gehn.

„O Gatte, lieber Gatte, wo wollt Ihr noch hinaus?"
„Zur Schenke will ich gehen, und Euch laß' ich zu Haus." —

„Frau Wirtin, bringt geschwinde, was Küch' und Keller hält.
Die Mitzist will ich holen, dann geb' ich Euch das Geld."

Das arme, junge Weibchen steht auf des Morgens früh,
Nimmt ihren Rocken und wandelt dem Haus der Eltern zu.

„Guten Morgen, Vater und Mutter, ich klopf' nur bei Euch an,
Um Nachricht Euch zu bringen, von meinem lieben Mann."

„Wir sagten Dir's beständig, daß er ein Spieler sei.
Er sei Deine erste Liebe, so sprachst Du frank und frei.

Nun geh' nur, meine Tochter, geh' nur zurück ins Haus,
Und giebt Dein Mann Dir Schläge, halt' sie geduldig aus."

„O Gatte, lieber Gatte' müßt mir's zu Liebe thun:
Schlagt mich nur mit den Händen, doch laßt den Stecken ruh'n!"

Übersetzt von **Paul Heyse.**

Eine Ballade vom Traumland.

Ich barg mein Herz in ein Nest von Rosen,
Weit, weit vom Weg und vom Sonnenlicht;
Nicht sanfter konnt' es der Schnee umkosen,
Als Rosen es bargen weich und dicht.
Warum es nicht schlief? Und was sollt' es pochen,
Wenn jedes Blatt sich zu regen mieh?
Was hatte die schlummernden Schwingen gebrochen? —
Nur lief im Gebüsch ein Vogellied.

Lieg' stille, sprach ich, der Wind senkt die Flügel,
Es schirmt Dich das Laub vor der Sonne Glast,
Der Wind ist entschlafen am See, am Hügel,
Und selt'ner als Du, kommt der Wind zur Rast.
Kehrt Dir noch immer der Kummer wieder,
Kehrt wieder das Hoffen, das längst Dich verriet?
Was öffnet noch stets Deine schweren Lider? —
Nur lief im Gebüsch ein Vogellied.

Den Namen des Lands, das ein Zauber umschlossen,
Hat nimmer auf Erden ein Wand'rer gehört,
Und süßere Frucht, als im Hag dort entsprossen,
Hat nie einen Käufer am Markte bethört —
Die Schwalben des Traums nur machen die Runde,
Und still ist die Luft, die die Wipfel durchzieht,
Dort weckt nicht die Hündin das Bellen der Hunde —
Nur lief im Gebüsch ein Vogellied.

Nach dem Englischen des **Algernon Charles Swinburne** von **Georg Edward.**

Digitized by Google

Die einsame Schnitterin.

O sieh dort einsam im Gefild
Die Hochlandsmaid auf lustiger Höh';
Sie singt und schneidet kornumhüllt,
Wie ich vorübergeh'.
Sie mäht und bindet das Getreide,
Ihr Lied ertönt von tiefem Leide;
O lausche! Denn das Thal entlang
Hinflutet ihrer Stimme Klang.

Die scholl der Nachtigallen Schlag
Willkommner je am Wüstenrand
Wohl einer Schar, die rastend lag
Matt auf Arabiens Sand.
Und nie im Lenz des Kuckucks Ruf
Dem Herzen größ're Wonne schuf,
Wenn er durchbrach den Meeresfrieden
Auf fernstem Eiland der Hebriden.

Sagt mir denn Niemand, was sie singt?
Ob von verrat'ner Lieb' und Treu'
Tieftraurig ihre Weise klingt,
Von Schlachten, längst vorbei?
Wie oder ist's ein schlichtes Lied,
Das wie die Stunde kommt und zieht?
Sind's Sorgen, ist's Verlust und Pein,
Wie's war und stets wird wieder sein? —

Ich weiß nicht, was das Mädchen sang.
Ihr Singen wollte nimmer enden,
Und fleißig sie die Sichel schwang
In ihren rüstigen Händen. —
Reglos lauscht' ich auf weitem Plan,
Dann stieg den Hügel ich hinan,
Und fort in meinem Herzen schallte
Des Liedes Ton, das fern verhallte!

Aus dem Englischen des **William Wordsworth** von **Max Kiesewetter.**

Meine Sommerfrische.

Im Haus zwölf Kinder; Wonne ohnegleichen!
Das miaut, schreit, springt und rennt mit Windesschnelle,
Schlägt lachend auf die Pfanne mit der Kelle,
Sucht selbst den Hahn im Krähen zu erreichen.
Da hör ich jemand auf der Treppe schleichen,
Im Sprung stürmt er hinab gleich der Gazelle,
Die Wände zittern, und die laute Welle
Des tollen Lärms will aus dem Hirn nicht weichen.

Ich könnt' sie zwicken! Doch ich werd' gefangen
Vom Toben dieser frohen, jungen Hähne,
Blickt doch aus ihrem Aug' der Zukunft Schauer!
Ein Lächeln färbt des Junggesellen Wangen,
Ich preß' den Stummel zwischen meine Zähne
Und steh' verwirrt und reglos an der Mauer.

Aus dem Italienischen des **Luigi Pinelli** von **Walter Kaehler.**

Lieder.

I.

Wenn sich das Leben neigt zur Ruh,
Wie liebt das Herze tief, wie liebt es treuer!
O Abendsonne, leuchte, leuchte Du,
Du scheidend Glück, Du letztes Lebensfeuer!

Den halben Himmel deckt schon Tod;
Im Westen nur liegt noch ein gold'ner Flimmer.
O weile, weile, mildes Abendrot!
O jag're, jag're noch, Du trunk'ner Schimmer!

Ebbt in den Adern auch das Blut,
Im Herzen duftet noch die Wunderrose.
O letzte, tiefe Liebesglut,
Du ernste Seligkeit, Du hoffnungslose!

II.

Das Ungewitter schwieg. Hoch rauchend lag
Der Eichenbaum, vom Donnerkeil zerspalten,
Und hingeknickt von Sturm und Wetterschlag
Lag Gras und Blume in der Erde Falten.

Doch hell ertönte schon der Vöglein Gruß,
Die aus der Frische neues Leben sogen;
Und freudig funkelnd stellte seinen Fuß
Ins grüne Wipfelmeer der Regenbogen.

III.

Wie von dem dunkeln Meer ein Inselland,
So ist das Leben rings umspült von Träumen.
Die müde Wimper sinkt, und klingend schäumen
Die Wogen an des Tages Strand.

Das ist ihr Ruf. Horch, wie sie sehnend schwellen.
Am Ufer wartend liegt der Zauberkahn.
Es steigt die Flut und reißt mit dunkeln Meilen
Zum unermessnen, stillen Ozean.

Von oben glühen Millionen Sterne,
Gewalt'ge Tiefen dämmern schwarz herauf.
So lenkt das Boot zu rätselhafter Ferne
Durch Nacht und Flammen seinen Lauf.

Aus dem Russischen des **Tjutschew** von **Hans Gerschmann.**

Digitized by Google

Die Erbgräfin.

Erzählung von **Georg Bormann.**

(Fortsetzung und Schluß.)

XII.

Die erste Hälfte des März des auf diese Ereignisse folgenden Jahres war in Bezug auf die Witterung eine für die Ebersbacher Menschheit recht trostlose Zeit. Es giebt Wochen und Monate, da verzweifelt man an der Mutter Natur und ist versucht, sie für eine böse Stiefmutter zu halten. Aber sie kehrt sich nicht an unseren Groll, thut, wie sie muß, und eines Tages, vielleicht unerwartet, wendet sie sich uns wieder freundlich zu. So war's an einem der letzten Märztage. Da öffnete sie ein wenig die Thür und ließ ihren lieben Jungen, den Frühling, ein bißchen die Nase in die Welt stecken. Und sowie die verzagten Menschenherzen auch nur das Lächeln des geliebten Jungen sahen, war all ihr Groll und Gram vergessen.

Ja, die Sonne schien tüchtig und warm über Ebersbach heute und die folgenden Tage, und im Schloß und im Städchen war es regsam wie in einem Ameisenhaufen.

Gräfin Vera feierte morgen ihre Vermählung.

Und schon heut kamen die vornehmen Gäste in unaufhörlichem Zuge und erfüllten Stadt und Schloß mit festlichem Leben. Die Ebersbacher kamen aus dem Fragen und Schauen und Zeigen gar nicht heraus, und Großmutter und Enkel, Mann und Weib nahmen an den Vorgängen denselben herzlichen und vergnüglichen Anteil, den die Stadt schon in ihrem äußeren, freundlichen Schmucke bekundete.

Auch das alte Schloß hätte man nicht wiedererkannt. Während es sonst ehrwürdig, still und ruhevoll auf seinem Hügel thronte, war es heut gewissermaßen in ein Staatskleid gefahren und hatte sich im Bewußtsein seiner alten Würde emporgereckt, um nach allen Seiten die Pflichten einer glänzenden Repräsentation zu übernehmen. Auch hier war auf Flur und Korridoren, im Stall und in der Küche ein ungewöhnliches Leben und Treiben. Wagen kamen und gingen, fremde und reichsgräfliche Dienerschaft, letztere in ihrer Galalivree von Grün und Gold, erfüllten Hof, Portal und Gänge. Immer neue Gäste trafen ein und wurden auf ihre Zimmer verteilt.

Und dann kamen die Stunden, wo dieser hohe, glänzende Kreis von Männern und schönen Frauen wie ein reiches, buntes Blumengewinde sich zur Vorfeier um das Brautpaar und den Reichsgrafen schloß. Alle Augen waren auf die hoheitsvolle Braut gerichtet, die an der Seite ihres mit Sternen geschmückten Bräutigams auch nicht die kleinste ihrer gesellschaftlichen Pflichten übersah. Aber die wirklich Kundigsten und Tieferblickenden in diesem Kreise weltgewandter Menschen hielten erstaunt mit ihrem Urteil über Gräfin Vera zurück oder teilten es nur flüsternd ihren Vertrautesten mit, so betroffen waren sie von der eigentümlich weihevollen Geschlossenheit der jungen Braut. Ihr ganzes Wesen war davon beherrscht, so daß sich weißhaarige, die höchsten Ehren tragende Männer wie vor einer unbegreiflichen Würde beugten. Aller Sternenglanz des jugendlich elastischen Bräutigams erblaßte neben dieser Erscheinung. Selbst der Reichsgraf sah öfter zu seiner Tochter hinüber, als sähe er in ihr eine neue, ihm fremde Persönlichkeit.

Nur eine gab es, die der Wahrheit sehr nahe kam, obgleich die Erbgräfin ihr nichts offenbart und sie nur gebeten hatte, sie, die Braut, um nichts zu fragen, es müsse jetzt alles geschehen, wie es geschehe; das war die Baronin. „So fertig und gereift," sagte sich die Gute und Kluge, „ist nur ein jugendlicher Mensch, der etwas geschaut, was er besser noch nicht gesehen oder erfahren hätte. So wächst ein Mensch nur, der mit seinem Schicksal gerungen oder der, nach

Digitized by Google

schwerer Krankheit, von der Pforte des Todes zurückkehrt."

Und Edith sagte zu ihrem Verlobten: „Hast Du je so etwas Schönes und Wunderbares gesehen, wie meine Erbgräfin? Sei eifersüchtig oder nicht, ich frage mich oft, wie wird es sein, wenn ich sie nicht mehr sehen soll? Selbst wenn sie heute etwas Zufälliges, sonst Gleichgültiges sagt, ist mir's immer, als würde es begleitet von einem Klange ihres tiefsten Innern, den ich früher so nicht vernommen habe."

Und was heute hier im Kreise der geladenen Gäste und derer, die ihr am nächsten standen, von der Erbgräfin gesagt und gedacht wurde, das empfanden selbst am anderen Tage die naiven Herzen der Ebersbacher, so vielen von ihnen es vergönnt war, die Braut an ihrem Ehrentage zu sehen. Denn der erste Gottesdienst, der in der wiedereröffneten Johanniskirche abgehalten wurde, war die Einsegnung des gräflichen Paares. So hatte es die Erbgräfin gewünscht und der Reichsgraf beschlossen.

Ja, in der alten Johanniskirche wollte Gräfin Vera vor den Altar treten; wie hätte sie sich's anders denken können! Hier war sie getauft, hier in die christliche Gemeinde aufgenommen worden, hier hatte sie ihre sonntäglichen Eindrücke empfangen. Hier aber hatte sie auch die erste Spur des herrlichen Gemäldes entdeckt, das nun die Gemeinde erfreute. War es nicht, als wenn sie dies Geschenk ihr hinterließ, da sie nun von Ebersbach schied?! Aber vor allem mußte und wollte sie auch dessen gedenken, der mit ihr diesem Bilde und den Evangelisten-Gestalten zu neuem Leben verholfen, dessen Tod wie eine furchtbare Mahnung an ihr Herz geschlagen, daß sie jetzt nicht nur dankend, sondern auch büßend an dieser Stelle stand. An dieser Stelle, wo er zuletzt freudig geschaffen und gewirkt, wo sein Sarg gestanden, wo sie zu seiner Mutter getreten war, um von ihr die letzte, zerschmetternde Wahrheit zu hören.

Der entscheidende Tag war da, und so fest ruhte der Erbgräfin Herz auf ihren Entschlüssen, daß, als sie am Morgen das Fenster ihres Gemaches aufstieß, sie den frühen Hauch des Frühlings gern empfing. Nichts Widerspruchsvolles erhob sich mehr in ihrem still gewordenen Innern. Und dann kam die Stunde, wo sie das geschmückte Gotteshaus betrat und ihren Platz vor dem Altar einnahm. Hinter ihr ordnete sich der glänzende Kreis der Hochzeitsgesellschaft, und wer sonst der heiligen Handlung als Zeuge beiwohnen durfte. Die Trauung vollzog ihr alter Lehrer und Seelsorger Flow, und weil sie ihm in einer vorangegangenen Unterredung mitgeteilt hatte, wie gern sie dem heimatlichen Boden nahe und ihm nun auf immer verbunden bleibe, hatte er ihr mit ihrer Zustimmung den Text gewählt: „Die treu sind in der Liebe, läßt er sich nicht nehmen" und sprach insbesondere von der Treue, die ihr von Kindesbeinen an diese ihre Heimat, entgegengetragen, und die sie nun von Herzen zurückgeben wolle an der Stätte, wohin sie zunächst berufen sei.

Wie ein sanftes Rauschen begleitete die Rede des ehrwürdigen Mannes ihre eigenen Gebetsgedanken, aber — sie konnte es nicht hindern — sie gingen auch ihre eigenen Wege zurück und in die Zukunft. Sie mußte an den denken, dem es nicht mehr vergönnt war, sein edles Werk in klaren Linien und Farben auf die Versammelten wirken zu sehen. Sie mußte daran denken, daß sie zuerst durch ihn erfahren hatte, daß es etwas gäbe, wodurch der Mensch über sich selbst hinausgehoben würde. Sie mußte daran denken, wie dann durch seinen Tod, in Schmerz und Verzweiflung, ein heißer Quell in ihrem eigenen Innern entsprungen war, der nicht mehr aufhören durfte zu rinnen, aus dem sie trinken mußte täglich, stündlich, wenn sie nicht verschmachten sollte, und aus dem sie in Zukunft auch die anderen erquicken und stärken wollte.

Einmal während der heiligen Handlung warf Graf Seeheim einen Blick auf die, der er sich in diesem Augenblicke für immer verband. Die Augen der Erbgräfin gingen mit einem so feierlichen Ausdruck geradeaus, als wäre sie entrückt und sähe etwas, was nur ihrem Blick erschlossen wäre. Er senkte den seinen wieder, als wenn er zurückscheute vor etwas Geheimnisvollem. Aber der Erbgräfin Auge hing mit dem des Mannes auf dem Bilde an der Ebersburg. Sie verschwor sich dem Boden ihrer Väter mit allem, was darauf lebte, mit einem heiligen Schwur bis zu ihrem letzten Atemzuge. Und dabei mußte sie an uralte Sitten denken, die heilige Bündnisse mit einer Bluttaufe besiegelten. Nun, auch ihr Gelöbnis hatte die Bluttaufe empfangen.

Als sich aber nach der Trauung Graf Seeheim zu ihr wandte, neigte sie sich mit herzlichem Ausdruck auch zu ihm, denn ihr Herz war voll Dank gegen ihn, der, ohne daß er es ahnte

Digitized by Google

dazu beitrug, sie zu befreien von qualvoller Seelenpein.

* * *

Und Gräfin Vera hat ihren Schwur gehalten. Tausenden ist sie ein Segen geworden. Den jäh dahinfahrenden Zorn des Grafen hat sie unzählige Male abzulenken, seinen Sinn zu mildern verstanden, und als die Ehe nach dreizehnjähriger Gemeinschaft durch den Tod getrennt wurde, da hat sich der von Natur oberflächliche und brutale Mann noch in seiner letzten Stunde dankbar auf ihre Hand geneigt. Acht Jahre früher war schon der Reichsgraf abgerufen worden, nachdem er noch das Glück gehabt, einen Enkel auf seinem Arm zu halten und die drei letzten Jahre seines Lebens auf seinen Gütern und in seinen Wäldern zubringen zu dürfen.

Nun ist wieder einmal Weihnachtsabend. Rings liegen die Wälder und Höhen um Ebersbach verschneit, und die weiße Decke liegt auch auf den Gräbern des kleinen Kirchhofs, wo schon längst die alten Pastorsleute ruhen, und sich noch viel früher an die Seite des Architekten Walter Wittig seine Mutter gebettet hat. Aber was sich noch des Lebens freut, ist zufrieden mit dem schönen Weihnachtswetter, denn ein leiser Frost hat eingesetzt und die Schneedecke fest gemacht. Bei Zeiten hat jeder selbst seinen Weihnachtsbaum hereingebracht, und nun sitzen sie unter ihren niedrigen Dächern, die Alten mit den Jungen, hören das Holz im Ofen knistern und prasseln und rüsten behaglich ihre Feier. Freilich, auch solche, die noch leben, sitzen nicht mehr an der alten, warmen Stelle. Hawlitzki, der Barbier, ist, nachdem er die Grizonka geheiratet, nach der Hauptstadt gezogen. Die Leute wunderten sich nicht darüber; sie sahen die Heirat des behäbigen Mannes mit der Grizonka doch als eine bedenkliche an. Aber ein Ebersbacher, der in der Hauptstadt gewesen war und dort Hawlitzki's „feine Barbierstube" aufgesucht hatte, belehrte die Nachbarn, daß „der alte, gewiegte Kunde" ganz gut gedeihe, seine Frau noch immer ihre sonderbaren Augen habe, damit aber nicht nur ihren Eheherrn, sondern auch Geschäft und Wirtschaft gut regiere. Kleine Hawlitzki's gäbe es nicht. — —

Und über der stillen, zusammengedrängten Stadt mit ihren niedrigen Häusern, aus deren Fenstern nun schon hier und da der erste Schimmer des Christbaums auf die weiße Straße fällt, thront grau und ehrwürdig, wie vor hunderten von Jahren, Schloß Ebersberg, auf all seinen Türmen riesige Schneehauben, und sieht mit einer Reihe erleuchteter Fenster, denen sich noch an verschiedenen Stellen des alten Baus andere Lichtpunkte zugesellen, freundlich hinab auf sein verschneites Städtchen, während in den weiten Park auf der anderen Seite schon das Dunkel der Nacht einzieht und nur noch die weiße Schneedecke leuchtet.

Oben, in dem Zimmer, das einst die junge Erbgräfin bewohnt, sind mit der verwitweten, jetzt zweiunddreißigjährigen Reichsgräfin noch ein paar Personen vereinigt, die mit ihr das Fest begehen wollen. Auf dem Sofa neben der Reichsgräfin, sitzt die alte Baronin in einem perlgrauen Seidenkleide und mit einer schönen weißen Haube auf dem nun auch ganz weißen Scheitel. Obgleich sie über die siebzig ist und es mit dem Gehen noch schlechter geworden, hat sie nichts Verfallenes. Ehrenfest und ehrwürdig sitzt sie da und blickt mit ihren treuen, guten Augen über ihre Brille fort bald die Reichsgräfin, bald das auf der anderen Seite des Tisches sitzende Paar an. Es ist der Oberst des in der benachbarten Kreishauptstadt garnisonierenden Husarenregiments mit Edith, seiner Frau, der ehemaligen Gesellschafterin der Gräfin Vera. Sie gehören zu den häufigsten und liebsten Gästen auf Schloß Ebersberg, zumal Edith, außer ihrer verheirateten Stieftochter, noch ein Töchterchen von zehn Jahren hat, das die liebste Spielkameradin der beiden Kinder der verwitweten Reichsgräfin ist. Denn die letztere ist die Vormünderin des jetzt zwölfjährigen Reichsgrafen, der nach seinem Großvater Eberhard genannt wird; und neben dem schönen, lebhaften Knaben, dem Abbild seiner Mutter, steht noch die blonde achtjährige Gräfin Vera, die Liebe des Hauses. Sie ist der Mutter ganz unähnlich, aber in ihrer Liebebedürftigkeit und Anschmiegsamkeit der ganze Herzenstrost der Reichsgräfin.

Aber wo sind die Kinder jetzt? — Es ist am Nachmittag Bescherung der Armen auf dem Schlosse gewesen, und als sich die Reichsgräfin nach der Feier zurückzog, da haben die Kinder gebeten, noch ein wenig bleiben zu dürfen, um den Müttern und Kleinen mit Hülfe der Dienerschaft beim Einbündeln der Geschenke behülflich zu sein. „Wo bleiben nur die Kinder?" fragt die Reichsgräfin leise zu Edith hinüber. „Ich möchte nicht, daß unsere Baronin später als sonst zu ihrer gewohnten Abendsuppe kommt." Der Oberst will sich erheben, um nachzusehen.

Digitized by Google

Edith hält ihn mit leisem Druck zurück und antwortet der Reichsgräfin: „Erlaucht, ich höre sie schon auf dem Vordersaal.“

Und da sind sie schon; etwas aufgeregt stürmen sie herein. Voran der Reichsgraf, ein frischer, unbefangener Knabe, bei dessen Anblick niemand daran denken würde, daß er einst, indem nun die Besitztümer beider Linien seines Hauses wieder vereinigt sind, zum Herrn des größten Grundbesitzes der Monarchie bestimmt ist. Er begrüßt vor allen seinen Freund, den Obersten, denn er will natürlich künftig auch ein Husar werden. Hinter dem Knaben und dem Töchterchen Ediths, die vorangesprungen sind, erscheint jetzt noch eine Gestalt in Diakonissinnentracht in der Thür, die die kleine Gräfin Vera an der Hand führt. Es ist die junge Oberin des neuen Krankenhauses der Grafschaft, das der Reichsgräfin eigenste Schöpfung und dessen Protektorin sie ist. Dieses Weihnachtsamtes im Schlosse waltet die Oberin zur Beihülfe der Reichsgräfin herkömmlicher Weise jedes Jahr und trifft dazu schon mehrere Tage früher im Schlosse ein.

Nun erheben sich alle mit Ausnahme der Baronin, denn die Reichsgräfin ist in den anstoßenden Saal getreten, wo die eigene Bescherung schon gerüstet ist. Nach wenigen Minuten erscheint sie wieder zwischen den geöffneten Flügelthüren, durch die der Glanz des Baumes strahlt, und spricht: „So, Kinder, nun tretet an! Eberhard, Du darfst die Spitze nehmen. Die beiden Mädchen gehen mit der Baronin, der Oberst führt seine Frau. Ich selbst mit der Oberin mache heute den Beschluß.“ Und während sie in das Zimmer zurückkommt, macht die Reichsgräfin für die ungeduldige Jugend und die anderen den Weg frei.

Sie selbst aber tritt zu der jungen Oberin und spricht leise und innig, indem sie ihre beiden Hände ergreift und ihr in das stille Gesicht sieht: „Marie, wie hab' ich mich nach Dir gesehnt! Warum hast Du mich diesmal den ganzen Herbst warten lassen?! Weißt Du nicht, wie sehr ich Deiner bedarf? Weißt Du nicht, daß ich noch immer Deine bedürftigste Kranke bin? Aber nun bist Du da, und ich, die Protektorin Deines Hauses, lasse Dich die nächste Woche noch nicht von mir. Du sagst ja selbst, Du dürftest bleiben, es wäre alles gut versehen.“

Die Angeredete will sich auf die Hand der Reichsgräfin niederbeugen; die aber empfängt sie in ihren Armen und küßt sie herzlich auf die Wange. Dann legt sie ihren Arm um die Schulter der andern und läßt ihr Haupt an dem Haupt der Schwester ruhen, indem sie mit dem tiefen Klang ihrer Stimme spricht: „Und nun komm, Marie; laß uns Freude finden an der Freude der andern!“

Zuversicht.

In des Abends Rosengarten
Meine Sehnsucht sich ergeht,
Zitternd wie in Glückerwarten,
Auf den Lippen ein Gebet.

Und das ist so frommandächtig
Und ist so voll gläubiger Glut —
Und das macht mein Beten mächtig:
Meine Seele darin ruht!

Und ich fühle, es wird kommen
Einmal . . . einst . . . vielleicht erst spät —
Wenn die Sommerglut verglommen
Und die Felder abgemäht.

Christoph Flaskamp.

Was ist das Leben?

Was ist das Leben?
Ein schäumend Sichheben,
Als wollte es sprengen alle Bande,
Und dann ein Verflachen, Zerrinnen im Sande.
Ein großer Garten
Und Früchteerwarten,
Und drauf, wenn der Sommer gemach sich entfernte,
Im Herbst eine schmale, dürftige Ernte.
Viel Hoffen, viel Harren,
Enttäuschung und Barren,
Und endlich ein ärmliches Sichbescheiden
Mit wenig Freude bei zahllosen Leiden.
Erst Volles vertrauen,
Für ewig zu bauen,
Und dann nach vergeblichem Ringen und Streben
Am Ende, am Ende ein spurlos Entschweben.
Das ist das Leben.

Karl August Hückinghaus.

Digitized by Google

Aus der Mark.

Leis' rieselt unterm Fuße der Sand . . .
Der Nebel über die Heide geht
Und an den starren Kiefern verweht:
Wie lieb ich Dich, Du trauerndes Land!

Und sieh'! Die einsame Straße entlang
Eine Herde Schafe zum Dorfe zieht;
Und in die dämmernde Heide entflieht
Der Widderglocke leiser Klang!

In starrem Eise schweigt der See,
Die Felder liegen so brach und tot,
Und nur der fernen Hütten Rot
Sagt von der Menschen Wirken und Weh! —

Es geht die Schwermut über das Land,
Sie geht verwehlen Spuren nach,
Sie wandert einsam, sie wandert gemach —
In Leid, das keine Thräne noch fand.

Karl Leopold Mayer.

Columbus.

Ich mag sie nicht, die gleich verzagen,
Wenn auf der Fahrt ein Ruder bricht,
Die ängstlich nach dem Heimweg fragen,
Noch eh' das neue Land in Sicht.

Doch ihr, die mit dem Sturme fliegen
Zum langersehnten, fernen Ziel,
Daß ächzend sich die Maste biegen
Und jäh sich bäumt der stolze Kiel,

Ihr will ich meine Brüder heißen,
In ihrer Mitte trotzig steh'n,
Und wenn die morschen Segel reißen
Mit ihnen stolz zu Grunde geh'n!

W. E. Vershofen.

Frühlingsnacht.

Die Frühlingsnacht ist kommen
Leise und still und fet.
Sternblüten sind erglommen
In des Himmels dunk'lem Beet.

Und drüben in der Ferne
Über den Wolken thront
Der milde Hirte der Sterne,
Der silberne, heit're Mond.

Schwarz liegen Dorf und Halde,
Alles ging zur Ruh'.
Aus dem düft'ren Walde
Fliegt mir ein Rauuen zu.

Geheimnisvolles Rauschen
Durchflüstert den weiten Raum,
Ich liege da und muß lauschen
Und warte auf meinen Traum.

Und warte, bis Zauberhände
Meine zitternde Schläfe berührt
Und mich in Märchengelände,
In schimmernde Gärten geführt.

Eugen Lirsch.

Die Leserin.

Lebt ein Komteßchen irgendwo
Auf einem Schloß, in Büschen versteckt —
Was ich so dichte, traurig-froh,
Hat sie alles für sich entdeckt.

Fliegt ein Blättchen von mir in's Land,
Trägt es gewiß der Wind zu ihr;
Sehnsucht webt ein heimliches Band
Von dem blonden Fräulein zu mir.

Was ich mir zierlich ausgedacht,
Hat sie mit weichem Klange bethört;
Ich hab' oft in banger Nacht
Fernher ihre Stimme gehört . . .

Hat ein gar liebes, liebes Gesicht
In ein Spitzentüchlein gezwängt;
Auf ihren Fingern spielt ein Licht,
Um die Lider ein Träumen hängt . . .

Und um sie, die mein Thun bewacht,
Deren Antlitz ich nimmer schau',
Bin ich auf Lieder und Lob bedacht,
Form' ich schön meiner Seele Bau . . .

Paul Wertheimer.

Digitized by Google

Sanssouci.

(Nach einer Potsdamer Sage.)

„Da iſt das Schloß! Hier kannſt Du's ſeh'n!
Nun, Brüderchen, laß uns ſuchen geh'n
Das Fenſter, wo um Mitternacht
Der König Fritz bei der Arbeit wacht.
Zwölfmal ſchlug ſchon vom Turm die Uhr —
Dann wird hell das Fenſter, ſuch' es nur!"
— „Und Du ſagſt, die Mutter wird gleich geſund,
Wenn wir ihn bitten von Herzensgrund?
Ja, Schweſterchen, ſprich, wie geht das zu? —
Der König iſt tot doch, ſagteſt Du!"
— „Der König Fritz war ein großer Held
Und wird verehrt in der ganzen Welt;
Er hat gewonnen manch' blut'ge Schlacht
Und hat Preußen groß und ſtark gemacht!
Das war ein König, wie wen'ge ſind —
Und lieben muß ihn ein jedes Kind . . .
Und weil er weiß, wie ſein Volk ihn preiſt,
So ſteigt er allnächtlich vom Himmel als Geiſt
Und ſieht, was man hier thut und treibt.
Dann ſitzt er am Arbeitstiſch und ſchreibt,
Wie er's zur Lebzeit einſt gemacht:
So kann man ihn ſehen in jeder Nacht! —
Und wenn ein gutes Kind aus der Stadt
Einen großen Wunſch auf dem Herzen hat,
Dann ſoll es ihn ſagen, ſo daß er's hört.
Und nicht er, ſo wird die Bitte gewährt."
— „Sieh, Schweſter, im Fenſter den hellen Schein;
Dort wird der König zu finden ſein!"
— „Das iſt die Lampe — ich kann ſie ſeh'n!
Nun komm, aber laß uns leiſe geh'n. —
Da iſt er! . . O Bruder, wie fürcht' ich mich:
In dieſem Manne ſoll ſprechen ich?
Sieh, wie er da ſitzt, den Kopf geſtützt;
Sieh, wie ſein mächtiges Auge blitzt!
Ich bring' kein Wort aus der Kehle heraus —
Komm, Bruder, gehen wir wieder nach Haus!"
— „Ja, und die Mutter? Was wird aus ihr?
Ich fürcht' mich nicht vor dem König hier.
Sieh, wie er ſo freundlich blickt und mild —
Ich glaub', daß er unſern Wunſch erfüllt."
— „Jetzt ſieht er her! Ach, wie wird mir ſo bang! —
. . . Herr König . . . die Mutter . . . ſie iſt ſo krank . . .
. . . O, macht Sie geſund . . . ich bitte ſchön! . . .
Wie er uns anſieht — komm, laß uns geh'n!" —
— „Er hat genickt! Mutter bleibt nicht krank!"
„O Dank, Herr König, viel tauſend Dank!
Nun ſchnell nach Haus, nun wird Alles gut!
Gott leg'n' es Euch, was Ihr Gutes thut,
Und lohne hoch droben im himmliſchen Sitz
Euch, guter König, Herr Alter Fritz!"

Richard Hennig.

Frühling.

I.

Der erſte Frühlingsſonnenſchein!
Da zieh'n vorbei in langen Reih'n
Die bunten Kinderwagen
Mit all' den lieben Plagen.
Je kleiner ſie, je runder ſie,
Je kecker, je geſunder ſie, —
Ein Sonnenkuß, — und über Nacht
Sind all' die Blüthen aufgewacht!

Und hinken d'rein im Winterrock
Die lieben grauen Alten,
Geſtützt auf ihren Knotenſtock,
Den erſten Ausgang halten.
Es ſteigt und kreiſt der Lebensſaft
Auch in des Eichbaums greiſem Schaft.

Ja, Leben, Leben überall.
Im Herzen klingt's wie Flötenſchall,
Wie fern Geläut:
Der Sehnſucht alte Melodie!
Ich meine gar, ſie klang noch nie
So ſchön wie heut!

II.

Von eines Berges grünem Stein
Sah tief ich in das Land hinein.
Noch lag im Morgendämmerſchleier,
Vom erſten Strahle keuſch beſonnt,
Der weltenweite Horizont.

Und eine Stimme lockte: Dein
Soll dieſe ſchöne Erde ſein,
Soweit Du wandernd ſie umſchreiteſt. —
Sie jauchzt Dir zu bei jedem Schritt,
Und Deine Jugend wandert mit.

Otto Kindt.

Herbſtſünde.

Mein Tag neigt ſeinem Ende zu,
Der Freude Sonnengold verglüht.
Gelacht, geweint . . . . nun bin ich müd'
Und will zur Ruh — — und will zur Ruh.

Da fühl' ich einer Blume Duft,
Die ſchimmert hell in Blütenpracht
Und leuchtet weiß in meine Nacht
Und lockt und ruft — — und lockt und ruft.

So morgenfriſch und thaubeglänzt
In jungem, jungem Frühlingsland . . . .
Es zittert frevelnd meine Hand,
Die mich bekränzt — — die mich bekränzt.

Jenny von Reuß.

Digitized by Google

Römischer Nachmittagstraum.

Von Hugo Marcus.

Die weite Kirchenhalle war wirklich kein Renaissancebau, beim besten Willen nicht, sie war barok, mit ihren mächtigen, banschigen Zierraten und den breiten, bildgeschmückten Pilastern, und eine Luft wehte darin, eisig kalt, Grabesluft!

Im Seitenschiff vor dem goldenen Tabernakel neben der Grabkapelle Pius des Achten kniete am Betpult ein kleiner, ältlicher Priester in langem, schwarzem Rocke. Nach seiner Tracht war er ein spanischer Weltgeistlicher. Hut und Reisetasche lagen neben ihm; er war jedenfalls erst vom Wege gekommen, um noch heute die vorgeschriebenen Besuche in den sieben Basiliken zu absolvieren. Nun, bis St. Paolo fuori und St. Lorenzo war es nicht weit!

Der Priester war der einzige Mensch außer mir in der weiten Kirche, die ich langsam durchschritt, die Augen auf die eigentümlich traumhaften Durchblicke in die vergitterten Kapellen der Seitenschiffe gerichtet, in denen alles schlief, Marmorgestalten in betender Haltung und bunte Kirchenbilder. Darauf kam ich an eine schwere Bronzethür im linken Schiff. Sie war nur angelehnt. Neugierig blickte ich durch den Spalt, da strömte mir ein breiter Streifen Licht entgegen, und brachte eine Fülle warmen, weichen Duftes, der war wie das Leben selbst. Mich faßte ein Verlangen nach Wärme und Sonne und Blüten des Frühlings; ohne zu überlegen, öffnete ich den Spalt und kam durch gewundene Gänge in einen Klosterhof.

Nachmittagssonne lag über dem Rasen der Mitte, Nachmittagssonne lugte durch die schlanken, orientalisch gewundenen Säulenpaare mit den zierlichen Rundbogen und streifte die düsteren Gräber hinten an der Mauer hell und warm und lind wie ein leiser Kuß. Es war grenzenlos still hier und so fern von allem Leben! Die mächtige Kirchenuhr vorn an der Front der Laterankirche schlug dumpf, dann war es wieder still. Eine riesenhafte Stadt ragte der obere Teil der viel gewundenen Kirchenmauer mit ihren Säulen, Architekturen, Nischen und Logen gelb in den lichtblauen Himmel hinein, und auf dem Dache die gewaltigen Heiligen standen so eigen frei und groß in den Lüften, gleichsam wie über allen Dingen. Die mächtigen Mauern, die von ferne winkten, ließen den Ort nur noch weltabgeschiedener erscheinen. Ich aber setzte mich auf einen alten Stein aus Römerzeiten und hatte über mir ein Akanthusgewinde, in das ein messelesender Fuchs eingemeißelt war, und träumte in die Zeit und den römischen Nachmittag hinaus. Wie ein Bild der Maler von vor hundert Jahren lag die Klosterwelt rings um mich. Mir aber kamen die Worte der Schrift in den Sinn: „Denn tausend Jahre sind wie ein Tag!“

Über dem Gärtchen vor mir lag Versonnenheit. Die Palmen hörte man, wie sie in allen Ecken blühten; zwischen den dunklen Fächerblättern hingen groß und gelb die vollen Dolden und dufteten. Der Brunnen murmelte leis in der Tiefe unter seiner uralten Umrandung. Ein Rundstein war es aus Römerzeiten mit merkwürdigen Reliefbildern.

Blauer Himmel, mächtige Heiligenfiguren und Kirchenwände, und sommerwarme Sonne über dem Rasen, und alle Palmen blühten. — —

„Der Name des Herrn sei gelobt!“ sagte Bruder Christophorus.

„In Ewigkeit, Amen!“ respondierte Bruder Franziskus.

„Alle Dinge loben den Herrn!“

„In Ewigkeit, Amen!“

„Von Ewigkeit zu Ewigkeit, denn vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag!“

„Alle guten Geister loben den Herrn!“

„Die Menschen und die Tiere und selbst die Steine loben den Herrn!“

Zwischen den blühenden Palmen des Klostergartens im warmen Brodem summten Bienen, emsige Bienen. Wenn man darauf lauschte, dann konnte man hören, wie sie hin und wieder kauten

Digitized by Google

und gingen. Das klang so eigen, ewigkeitlich, verträumt und zeitlos.

„Die Bienen des Feldes loben den Herrn, die Bienen loben den Herrn im Summen ihrer Flügel!“

„Die Bienen beten pater noster im Summen ihrer Flügel, — der Herr hat sie wunderbar gemacht zu seinem Dienste.“

„Alle guten Geister loben den Herrn!“

„Der Herr sei gelobt von Ewigkeit zu!“

„Von Ewigkeit zu Ewigkeit, denn vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag!“

— — — Ich stand auf und ging durch die sonnengefüllten Kreuzgewölbe, langsam, bedächtig; weltabwesend schien ich mir selber. Vor einer dunklen Thür machte ich halt. Ich drückte, sie ging auf und ich trat ein, ich wußte selbst nicht warum und wohin; unter dem Signum Pius V. ging ich hindurch, eine Mitra war's mit Hirtenstab. „Pius V. pontifex maximus“ — wie lange die Inschrift schon da oben thronte, so ruhig in aller Stille rings. Durch ein paar dämmerige Vorräume kam ich in ein Gewölbe. Dort standen große, schön geschnitzte Schränke, prächtige Arbeit, für Meßgewänder und Heiligtümer. Darauf kam ein weiter Raum mit alten Steinen an den Wänden und einem bilderreichen Altar dem Fenster gegenüber, das mit seinem runden, einäugigen Lichte durch die ungeheueren Mauern blinzelte. Im ersten Raum sah ich keinen Menschen, und auch im zweiten war alles grabesstill. Darauf trat ich endlich in eine kleine Kapelle, die gleicherweise in halbem Lichte dalag. Ein seidener, schlanker Thronsessel stand auf der einen Seite, ihm gegenüber ein Altar, der in Goldschmuck glänzte, und über der Thür, von weißen Engeln in weißen, faltenreichen Tüchern getragen, rundgeformte Bilder längst verblaßter Menschen. Die Luft war süß und geheimnisvoll von vielhundertjährigem Weihrauch und Kerzenduft erfüllt. Ein schwerer Tisch stand an der einen Seite und darauf, sorgfältig über einem offenen, schweinsledergebundenen Brevier, eine Dekansmütze; an der Wand hing eine alte Uhr, aber sie ging nicht, sie stand. Ich sah mich um und sah, daß ich allein war auch hier in den tiefschweigenden Räumen, ganz allein.

Da plötzlich packte mich heiß ein wunderliches Verlangen. Dort auf dem schweinsledernen Brevier die Dekansmütze, ich wollte sie aufsetzen. Der Wunsch bemächtigte sich meiner stärker und stärker, dort lag sie, — ich konnte nicht anders, konnte nicht widerstehen, — ich setzte die Dekansmütze auf. Jetzt trug ich sie auf dem Kopfe, — ein Schauer überlief mich. An der Wand neben den alten Bildern hing ein Spiegel; ich war allein, es sah mich niemand; rasch trat ich davor und blickte mich an. Da war mir plötzlich als sei ich gar nicht ich, als sei ich eines von den grauen Bildern dicht neben mir. War ich nicht ganz so einer, wie der fahle Franziskaner dort in dem düsteren Rahmen? Voll Staunen starrte ich mich an und voll geheimer Schauer, und sah zwei große, heiße, dunkle Augen auf mich gerichtet, und bleiche starre Züge, meine eigenen Züge, und die Dekansmütze schwebte so geheimnisvoll zupassend mir zu Häupten, als hätte ich sie stets getragen. Ich fühlte eine Geschichte von tausend Jahren in mir und ein Geheimnis.

Da packte es mich — ein Geist, mir war, als wäre ich nun wirklich ein Priester, und zugleich fühlte ich heiße Sehnsuchtsglut in meinem Herzen nach allen heiligen Tröstungen, an die ich lange nicht mehr glaubte. Ich konnte nicht anders; ich kniete vor dem Altar hin und beugte mich und betete ein pater noster nach dem anderen und betete so heiß, so süß, so flehentlich, so innig und inbrünstig wie nie zuvor in meinem Leben, obwohl ich doch wußte, daß ich mich selbst betrog. Zu Gott Vater und der Jungfrau und allen Heiligen betete ich, das Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, es war wie ein Werben, gehört zu werden, aufgenommen zu werden zu den Freuden der Heiligen, geheiligt zu werden, erhoben zu werden. Es war wie ein großes Sichhingebenwollen und zum Opfer darbieten und Sehnsuchterfülltsein und seiner Sinne nicht mehr mächtig sein; ich fühlte alles inbrünstige, thränenheiße Verlangen Savonarolas und Loyolas, und es ergriff mich, als sei ich plötzlich einer von ihnen, so mit weiß schimmernden, zum Himmel gerichteten Augen, so mit über sich selbst hinauswollender, überschäumender Seele kniete ich, als sollte sich mir im nächsten Augenblick der Himmel öffnen, und meinen verzückten Augen ein Wunder erscheinen, wie auf dem Bilde des Altars.

Allmählich sank meine Hitze, und es überkam mich eine große Müdigkeit. Erschöpft ließ ich mich auf den Thronsessel dem Altar gegenüber nieder. — — — Als ich aufwachte, blickte ich um mich. Die Sonne lag nur noch halb im Fenster und schien matter und falber. Ich sah nach der alten Uhr, die Uhr stand — auf zwölf, wie sie vorhin gestanden hatte; — — — — denn „tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag!“

Digitized by Google

— Auf einen Augenblick überkam mich eine Angst, als stünde die Zeit, und ich wäre verzaubert. Da erinnerte ich mich an mein Gebet von vorhin; — ich wollte aufspringen von meinem Sessel, allein ich blieb, ich konnte mich nicht zwingen, es war so grabesstill, es war mir wie ein Lied von der Zeit, und so süß noch, zu sitzen und zu lauschen. Wenn nur nicht etwa die Pforte schon zur Nacht geschlossen war, — aber ich rührte mich nicht, trotz der Besorgnis.

Neben mir gewahrte ich einen Bogen Papier, er lag über dem Brevier auf dem Tisch. Mit ungewollter Würde eines Bischofs griff ich danach. Es war ein gedrucktes Formular; ich las: una messa semplice . . . una messa santissima . . . und daneben Spendenpreise. Eine starke Ernüchterung wollte mich fassen, — jetzt war es Zeit, — ich wollte fort, mich endlich losmachen, ja über mich die Achsel zucken und über den Nachtmittag, der hinter mir lag. Aber wunderlich, dennoch blieb ich — noch einmal. Ich sah die alten Bilder an mit ihren heißen, ehrlichen Augen, und sie sprachen zu mir von ihrer Wahrheit. Mir wurde plötzlich eigen friedlich zu Sinn; zugleich aber empfand ich, als ob sich eine Decke von meiner Seele hob, die darüber gelegen hatte, wie die Vorhänge vor den Kirchenbildern zur Osterzeit, und alle Dinge erstanden vor mir in neuer, gleichsam wiedergeborener Gestalt und eigen verklärtem, strahlendem Lichte, das ihrem letzten, innersten Worte, nicht meinen angespannten Sinnen mehr entsprang. Jetzt erhob ich mich, frei, ohne Mühe, kein Zauber hielt mich mehr. So schritt ich unter dem Zeichen Pius V. hindurch und durch die schweigenden Gemächer in den Klostergarten.

Zwischen den Säulen lag die Sonne so gelb, abendgelb und warf ihre Strahlen schräg und goldig flimmernd. Ich sog die warme Luft mit Wonne ein: wie schön war doch die Welt, und wie schön der Tag! Eine große Dankbarkeit ergriff mich. Was für heilige Stunden hatte ich durchlebt! In diesem Augenblick kamen mir Heyses Verse in den Sinn:

„Die Brust vom Hauche der Musen geschwellt,
Mit frohem Busen ein Kind der Welt!“ — — —

Zum letzten Male atmete ich den Duft der blühenden Palmen, die Bienen waren nun bereits zur Ruhe gegangen, sie summten nicht mehr. Ein Abendvogel aber jauchzte sein fröhliches Lied in die Welt hinaus.

Frühling.

Horch, im Winde — wie mild und schön! —
Frauengesang, Lautengetön,
Süßes Jubeln und leises Lachen;
Eia, die Engel des Herrn erwachen!

Eia! hoch oben, im tiefen Blau,
Weißes Gefieder: lachende Schau!
Sämmst Du noch, Seele? Breite die Schwingen!
Juchhe hinein in das Lachen und Singen!

Bruno Salmer.

Märzensturm.

In Sturm und Regen steht die Welt,
Die grauen Wolken jagen,
Es braust heran ein rauher Held,
Der will die Feinde rings im Feld
In diesen Märzentagen
Zerschlagen, ja zerschlagen.

Er kommt gesprengt auf wildem Roß,
Das schlägt mit scharfen Hufen,
Und was im Winkel sich verdroß,
Was feig' und mürrisch sich vorschloß,
Will an des Thrones Stufen
Er laut zum Kampfe rufen.

Am Thron des Königs hochgeehrt
Muß er als Streiter wachen!
Wem stark das Lebens Drang nicht gährt,
Der ist des Herrschers Blick nicht wert,
Die mäht er hin mit Lachen,
Die Welken und die Schwachen!

So schafft er Bahn, der jähe Held,
Mit seinen harten Streichen,
Bis einst sein König Heerschau hält! —
Der Sturm, der um die Dächer gellt,
Er trägt ein Heroldzeichen,
Das stammt aus Lenzes Reichen!

Du Ritter, der die Welt durchzieht,
Die Herzen auch durchstürme!
Was krank und morsch Dein Auge sieht,
Was scheu des Lebens Helle flieht,
Verklirr es, das Gewürme,
Stürme, mein Ritter, stürme!

Julius Koch.

Der Tod.

„Mut um den Tod zu fehn?“ — „Noch keiner sah ihn.“ — „Doch dulden müßt Ihr ihn.“ — **Byron.**

Du tiefer Finsternis sitzt Luzifer,
Gedankenschwer das blasse Haupt gestützt . . .
Es zischen grüne Schlangen um ihn her
In Felsen, wo einst Gottes Licht geblüht —
Aus schwarzen Höhlen rinnen Tropfen nieder,
Krächzende Raben spreizen ihr Gefieder . . .

Er sinnt und sinnt. Auf seiner bleichen Stirn
Zieh'n Schatten hin von längst verlor'nem Glanz — —
Er schaut das Meer, den schneegekrönten Firn,
Der dunklen Wälder dufterfüllten Kranz,
Im Hügelmoos die silberfrischen Quellen —
Gaukelndes Spiel der sonnenfrohen Wellen . . .

Vom Felsensitze springt er jäh empor
Und gräbt die Nägel in die Wände ein —
Ein Brüllen dringt aus seiner Brust hervor,
Gestöhn der grimmigsten Verzweiflungspein —
„O, daß ich niemals — nie — Dich wiederschaue,
Lockende Lust der Paradiesesaue!“

Da hebt sich neben ihm mit finsterm Blick
Ein hohles Antlitz, höhnisch unbewegt . . .
„Bewinsl Du, Schwächling, stets noch Dein Geschick?
Mein Groll hat sich schon lang zur Ruh gelegt.
Ich lad' die Menschheit nicht zum tollen Reigen —
Wankenden Schrittes führ ich sie — ins Schweigen!“

„So willst Du, Frecher, in der Hölle noch
Dich überheben mit dem Bettlerstolz?
Glaub', der da droben spannt Dich doch ins Joch,
Und überwindet Dich am Kreuzesholz!
Mir, einzig mir ist dieses Reich hienieden —
Dienend dem Gott, bist Du von ihm geschieden!“

Da recht sich langsam in die Höh' der Tod. —
Es schleicht ein Schaudern durch der Hölle Schlund —
Es wälzt sich das Gewürm in Schmerzensnot —
Selbst Luzifer erbebt im Herzensgrund . . .
Am Fels hin gleiten flehend tausend Hände —
Wehvolle Stimmen ächzen an die Wände . . .

Die geisterhaften Augen thuen kund
Wieh' tiefes Elend sie zu schau'n gelernt —
Wie Leichenkälte weht's aus fahlem Mund,
Dem Lieb' und Lust auf Ewigkeit entfernt
„Was kümmert mich des Höllenreiches Grenze?
Häuf' ich in Frieden doch mir Sterbeskränze!“

In höchstem Zorn fährt Luzifer empor:
„Die soll Dir eine Friedensernte blüh'n!
Gleich mir bleib' Du ein wundgejagter Chor,
Verflucht zur Unrast für Dein rastlos Müh'n!
Doch nun die letzte Stunde wirst Du ringen —
Ewig im Kampf nur Deine Menschen zwingen!“

Erna Ludwig.

Schrankslied.

Jeder hat in seinen Schränken
Ein klein wenig zu verschenken.
Wär' der Schrank auch arm und klein,
Ein Geschenk wird drinnen sein.

Hat die Mutter braune Küßchen,
Hat die Tochter warme Küßchen;
Und der Dichter hat im Schrank
Einen sehnsuchtsüßen Sang.

Ach, was wär denn unser Leben,
Könnten wir nicht geben, geben!
Und was hätt' denn sonst der Bacht
Ihren holden Traum gebracht?

Menschen, müßt nur immer hoffen:
Bald sind alle Schränke offen,
Und die Liebe siegt ja doch.
Still! Schon knarrt das Schlüsselloch . . .

Hans Müller.

Sprüche.

Das erste Modeblatt erschien im Paradies;
Frau Eva pflückte selbst es ab in Ehren.
Es fehlt nicht viel, so zeigt uns heute neu Paris,
Daß stets die alten Moden wiederkehren.

*

Jedem, der den Weg Dir kreuzt,
Sei nicht dienstbeflissen,
Wer sich mit den Fingern schneuzt,
Hat kein Schnupftuch nötig.

*

Ob ins Heu das Feuer fiel
Oder Heu in's Feuer,
Ist ein müßig Fragespiel,
Wenn verbrannt die Scheuer.

Ist der Pelzrock neu,
Verkriecht die Laus sich scheu.
In schäbigen Pelzen
Geht sie auf — Stelzen.

*

Wie sehr Du's lobst.
Wir lerne bleib'
Anbrüchig Obst,
Anrüchig Weib!

*

Liebarmherzig ist die Welt,
Hamenklich die große kleine:
Wer in einem Dorf gestrauchelt,
Kommt nicht leicht mehr auf die Beine.

Th. Vulpinus.

Digitized by Google

Dramatiſche Skizzen

von

Nikolai Gogol.

Aus dem Ruſſiſchen von **Hans Gerſchmann.**

(Fortſetzung und Schluß.)

III.

Das Bedientenzimmer.

Das Theater zeigt ein Vorzimmer. Rechts eine Thür zur Treppe, links zum Saal. Im Hintergrunde, etwas seitwärts, die Thür zum Kabinett. Die ganze Wand entlang, fast bis dicht zu den Thüren, führt eine lange Bank. **Peter, Iwan** und **Gregor** ſitzen darauf und ſchlafen, die Köpfe laden ſie gegenſeitig auf die Schulter geſchont. An der Treppenthür wird hart geläutet. Die Lakaien wachen auf.

Gregor. Marſch, mach' die Thür auf. Es klingelt.

Peter. Was ſitzt Du denn da? Haſt Du vielleicht Blaſen an den Füßen? Kannſt Du nicht ſelbſt aufſtehn?

Iwan (ſchlägt mit der Hand.) Nun, da bleibt doch ſchon nichts übrig, ich muß ſelbſt aufmachen. (Macht die Thür auf und ruft.) Es iſt Andruſchka.

Andruſchka (tritt auf in Mütze, Mantel und mit einem Bündelchen in der Hand.)

Gregor. Nun, Du Moskauer Krähe! Von wo biſt Du hergeſchneit?

Andruſchka. Ach Du finniſche Nachteule! Wenn Du nur für mich laufen müßteſt. Das (hebt das Bündel hoch) läßt ſie mich zur Putzmacherin tragen nach der Petersburger Seite. Die zwanzig Kopeken für den Iswoſchtſchik langt ſie nicht vor; um Gotteswillen! Und zu Euerm ſoll ich auch. Wie iſt es, ſchläft er?

Gregor. Wer? Der Bär? Nein, er hat noch nicht aus ſeinem Lager gebrüllt.

Peter. Iſt es wahr, daß Eure Gnädige Euch Strümpfe ſtopfen läßt? (Alle lachen.)

Gregor. Alſo ein Stopfermädel biſt Du, Bruder? Da wollen wir Dich lieber gleich ſo nennen.

Andruſchka. Das iſt gelogen, ich habe noch niemals geſtopft.

Peter. Man weiß ſchon, wie das bei Euch iſt. Da iſt einer bis zum Mittag Koch, und nach dem Eſſen Kutſcher oder Lakai, oder er macht Schuhe.

Andruſchka. Na, und was ſchadet das? Ein Handwerk hindert doch nicht das andre. Ich bin Lakai und Damenſchneider, das iſt richtig. Ich nähe für die Gnädige und für andere auch, und ich verdiene mir ein paar Groſchen damit. Und ihr thut einfach gar nichts.

Gregor. Nein, Bruder, anſtändige Herrſchaften laſſen den Lakaien nicht arbeiten; dafür iſt der Handwerker da. Beim Grafen Bulkin, Bruder, ſind zum Beiſpiel allein dreißig Mann Bediente, und da heißt es ſchon nicht ſo einfach, Bruder: „He, Petruſchka, geh' mal da hin". „Nein", ſagt er, „das iſt nicht meine Sache; ſein Sie ſo gut, dem Iwan zu befehlen". So gehört ſich's. So muß es ſein, wenn ein Herr leben will wie ein Herr. Aber Euer Liebitz kam aus Moskau angefahren in einem Reiſewagen, wie 'ne aufgeknackte Nuß, den Pferden die Schwänze mit 'nem Strick feſtgebunden. (Sie lachen.)

Andruſchka. Nun, Du Speilzahn, Du Speilzahn! Was haſt Du nun davon, daß Du den ganzen Tag lang liegſt? Dafür haſt Du auch nicht eine Kopeke in der Taſche.

Gregor. Was geht mich Deine Kopeke an? Wozu habe ich denn einen Herrn? Den Lohn giebt er mir, ob ich arbeite oder nicht. Und weßhalb ſoll ich für die alten Tage ſammeln? Was iſt das für ein Herr, wenn er ſeinem Diener nicht einmal Penſion zahlt.

Andruſchka. Es heißt, die Kollegen wollen einen Ball geben; iſt das wahr?

Peter. Ja; wirſt Du auch kommen?

Andruſchka. Was heißt Ball? Das wird auch ein netter Ball ſein.

Gregor. Nein, Bruder, das wird ein Ball, wie er im Buch ſteht. Es iſt ein Rubel pro Mann gezahlt und mehr. Der Koch des Fürſten hat fünf Rubel gegeben und will ſelbſt das Eſſen machen. Es wird eine großartige Aufnahme, nicht bloß Nüſſe zu knacken; wir haben ſchon zwanzig Pfund Konfekt gekauft, und Eis giebt's auch. (Ein feines Klingeln aus dem Kabinett des Herrn.)

Andruſchka. Marſch! Der Herr klingelt.

Gregor. Kann warten. Lumination wird auch angeſteckt. Muſik iſt gemietet, nur wurden wir nicht einig; es iſt kein Baß, ſonſt . . . (Es klingelt im Kabinett lauter als vorher.)

Andruſchka. Marſch, marſch. Es klingelt.

Gregor. Kann warten. Nun, was giebſt Du?

Digitized by Google

Andrúschka. Was heißt Ball. Das ist alles so 'ne Sache.

Gregor. Nun, mach' den Beutel auf, Stopfermädel. Sieh ihn bloß an, Petruschka, wie er . . . . (Zeigt auf ihn mit dem Finger. Inzwischen öffnet sich die Thür, und der **Herr**, im Schlafrock, streckt die Hand aus und packt **Gregor** am Ohr; alle stehen auf.)

*

Der Herr. Wie, ihr Taugenichtse! Drei Menschen, und wenn doch nur einer sich erheben möchte. Und ich klingle aus aller Kraft, so daß ich beinahe die Schnur abgerissen hätte.

Gregor. Es war nichts zu hören, gnädiger Herr.

Herr. Das ist gelogen.

Gregor. Wahrhaftig. Warum sollte ich lügen? Peter hat auch da gesessen. Das ist so eine Glocke, gnädiger Herr, die zu gar nichts taugt; es ist niemals irgend was zu hören. Man muß den Schlosser rufen.

Herr. Nun, so rufe den Schlosser.

Gregor. Ich hatte es schon dem Haushofmeister gesagt. Was hilft das? Er schimpft einen nur aus.

Herr (sieht den fremden Lakaien.) Was ist das für ein Mensch?

Gregor. Er kommt von Anna Petrowna mit einem Auftrag für Sie.

Herr. Nun, was bringst Du?

Andrúschka. Die gnädige Frau läßt grüßen und bestellen, daß sie Sie heute besuchen wird.

Herr. Warum, weißt Du nicht?

Andrúschka. Nein, sie sagte nur: Sage Fjodor Fjodorowitsch, daß ich grüßen lasse und ihn besuchen werde.

Herr. Wann, um welche Zeit?

Andrúschka. Ich weiß nicht, um welche Zeit. Sie sagte nur: bestelle, sagte sie, dem Fjodor Fjodorowitsch, daß ich selbst, sagte sie, ihn besuchen werde . . .

Herr. Gut. Peter, hilf mir sofort, mich ankleiden; ich gehe aus. Und Ihr — niemand empfangen. Verstanden? Es wird allen gesagt, daß ich nicht zu Hause bin! (Geht ab, **Peter** folgt ihm.)

*

Andrúschka (zu Gregor.) Nun siehst Du, da hast Du's mal bekommen.

Gregor (schlägt mit der Hand.) Ach, das ist der Dienst. Gieb Dir Mühe wie du willst, geschimpft wirst Du immer. (Es der Treppenthür klingelt es wieder.) Da ist schon wieder irgend ein Kerl. (Zu Iwan) Marsch, mach' auf, was sperrst Du das Maul auf. (**Iwan** macht die Thür auf; ein **Herr im Pelz** tritt ein.)

Der Herr im Pelz. Ist Fjodor Fjodorowitsch zu Hause?

Gregor. Nein.

Der Herr im Pelz. Das ist verdrießlich. Weißt Du nicht, wohin er gefahren ist?

Gregor. Nein. Vermutlich ins Departement. Wie soll ich Sie melden?

Der Herr im Pelz. Sage, daß Herr Njeweleschtschagin da war, und daß es ihm sehr leid that, den Herrn nicht zu treffen. Verstanden? Vergiß nicht: Njeweleschtschagin.

Gregor. Lemjagin.

Der Herr im Pelz (lauter.) Njeweleschtschagin.

Gregor. Der Herr sind Deutscher?

Der Herr im Pelz. Was für ein Deutscher. Einfach russisch: Njeweleschtschagin.

Gregor. Hörst Du, Iwan, vergiß nicht: Jerdaschagin. (Der Herr geht ab.)

Andrúschka. Adieu, Brüder, es ist auch Zeit für mich.

Gregor. Wirst Du nun also auf den Ball kommen?

Andrúschka. Na, ich werde noch sehen. Adieu, Iwan!

Iwan. Adieu! (Geht, die Thür aufzumachen.)

*

(**Das Stubenmädchen** läuft schnell durch den Flur.)

Gregor. Wohin, wohin? Sehen Sie einen doch wenigstens an! (Hält sie am Rock fest.)

Mädchen. Es geht nicht, es geht nicht, Gregor Pawlowitsch! Halten Sie mich nicht auf, ich habe gar keine Zeit. (Reißt sich los und läuft durch die Treppenthür.)

Gregor (sieht ihr nach.) Da, wie sie saust. (Lacht.) Ha, ha, ha!

Iwan (lacht.) Hi, hi, hi! (**Der Herr** tritt auf. **Iwan** und **Gregor** schneiden plötzlich ernste Fratzen und stehen auf. **Gregor** nimmt den Pelz vom Haken und wirft ihn dem Herrn auf die Schultern; der Herr geht ab; **Gregor** sieht mitten im Zimmer und putt mit dem Finger in der Nase.)

Gregor. Da hätte man nun freie Zeit, der Herr ist weg, was könnte schöner sein — nein, gleich hat der Teufel diesen Dickbauch von Haushofmeister da.

(Hinter der Scene.) Die Stimme des Haushofmeisters. Das ist doch, als ob der liebe Gott einen straft, zehn Menschen im Hause, und wenn doch einer aufräumen möchte.

Gregor. Da fängt der Dickwanst schon zu schreien an.

Haushofmeister (tritt auf, lebhaft gestikulierend und mit den Händen schlagend.) Ihr solltet wenigstens euer Gewissen fürchten, wenn ihr schon Gott nicht fürchtet. Nicht einmal die Teppiche sind bis jetzt geklopft. Sie, Gregor Pawlowitsch, sollten den andern ein Beispiel geben, und Sie schlafen egal weg von morgens bis abends. Die Augen sind Ihnen schon ganz verschwommen vom Schlaf, wahrhaftigen Gott! Sie sind doch der reine Hallunke, Gregor Pawlowitsch.

Gregor. Bin ich denn nicht auch ein Mensch, daß ich nicht einmal schlafen soll?

Haushofmeister. Dagegen sagt keiner ein Wort. Warum nicht schlafen? Aber nicht den ganzen Tag. Nun, und Du Peter Iwanowitsch?

Digitized by Google

Ich will kein böses Wort sagen, aber Du bist doch wahrhaftig das reine Schwein. Was hast Du denn zu thun? Zwei oder drei Leuchter zu putzen. Nun, was hältst Du Maulaffen feil? (**Peter** geht langsam ab.) Und Dir, Wanka, gehört einfach eins ins Genick.

Gregor (geht ab.) Ach, Leben, Leben. Mit dem Morgen geht das Gekeif los.

Haushofmeister (bleibt allein.) Darauf kommt's an, daß jeder Mensch seine Schuldigkeit kennt. Wenn Diener, dann Diener; Edelmann, dann Edelmann; Bischof, dann Bischof. Sonst finge jeder an . . . . ich z. B. würde sagen: „Nein, ich bin nicht Haushofmeister, sondern Gouverneur, oder irgend so etwas von der Infanterie". Natürlich würde mir Jeder gleich sagen: „Nein, das ist gelogen; Du bist Haushofmeister und nicht General — so ist's. Deine Schuldigkeit ist's, auf das Haus aufzupassen, und auf die Diener — so ist's! Für Dich ist nicht bong schuhr, kommang wuh frangösch; auf Ordnung sollst Du sehen, aufpassen — so ist's! Ja."

Anna tritt auf, das Stubenmädchen aus dem Nachbarhause.

Haushofmeister. Ah, Anna Gawrilowna! Was meine Hochachtung anbetrifft, so sehe ich Sie mit großem Vergnügen.

Anna. Stören Sie sich nicht, Lawrenti Pawlowitsch! Ich bin nur so auf eine Minute herübergehuscht. Ich traf den Wagen Ihres Herrn und hörte, daß er nicht zu Hause ist.

Haushofmeister. Das haben Sie sehr gut gemacht. Ich und die Frau werden uns sehr freuen. Bitte, setzen Sie sich doch.

Anna (setzt sich.) Sagen Sie, wissen Sie etwas von dem Ball, der in den nächsten Tagen sein soll?

Haushofmeister. Gewiß. Es ist gewissermaßen, sehen Sie gütigst, auf Kollekte. Der eine, der andere, gewissermaßen so zu sagen, der dritte. Das macht übrigens zusammen eine große Summe. Ich habe mit der Frau zusammen fünf Rubel gegeben. Nun natürlich ein Ball, oder wie man gewöhnlich sagt, eine Soiree. Schließlich wird auch, gewissermaßen zu sagen, eine kalte Bewirtung sein. Für die jungen Leute Tänze und ähnliche Vergnügungen.

Anna. Ich komme ganz bestimmt! Ich kam bloß fragen, ob Sie mit Agafja Iwanowna kommen werden.

Haushofmeister. Agafja Iwanowna spricht immer nur von Ihnen.

Anna. Ich fürchte nur die Gesellschaft.

Haushofmeister. Nein, Anna Gawrilowna, wir werden gute Gesellschaft haben. Ich kann es noch nicht sicher sagen, aber ich hörte, daß der Kammerdiener des Grafen Tolstogub da sein wird, der Diener und die Kutscher des Fürsten Bruchowetzki, das Stubenmädchen einer Fürstin . . . . ich glaube, auch einige Beamte werden da sein.

Anna. Eins gefällt mir nicht sehr, daß Kutscher da sein werden. Sie riechen immer nach einfachem Tabak oder Schnaps, und dann sind sie so ungebildet, solche Flegel.

Haushofmeister. Erlauben Sie, Ihnen zu bemerken, Anna Gawrilowna, daß zwischen Kutscher und Kutscher ein Unterschied ist. Es ist schließlich richtig, daß die Kutscher sich nach ihrer Gewohnheit meist immer bei den Pferden befinden und mitunter, mit Erlaubniß zu sagen, Mist fegen. Schließlich, ein einfacher Mensch trinkt auch ein Glas Schnaps, oder aus Unzulänglichkeit raucht er auch gewöhnlichen Knaster, wie ihn meistenteils das einfache Volk braucht. So ist es natürlich, daß er zuweilen, gewissermaßen zu sagen, nach Mist oder Schnaps riecht — das ist allerdings alles so; jedoch räumen Sie selbst ein, Anna Gawrilowna, daß es auch solche Kutscher giebt, die, wenn auch Kutscher, doch nach ihrer Gewohnheit mehr so zu sagen Stallkakaien als Kutscher sind. Ihre Pflicht, oder sich so auszudrücken, Direktion, besteht darin, daß sie Hafer ausgeben, oder Vorreiter und Kutscher ausschimpfen, wenn sie etwas versehen haben.

Anna. Wie schön Sie sprechen, Lawrenti Pawlowitsch, ich möchte Ihnen immer nur zuhören.

Haushofmeister (mit zufriedenem Lächeln.) Das ist nicht der Rede wert, mein Fräulein! Es ist freilich richtig, daß nicht jedem Menschen die Rede gegeben ist, gewissermaßen zu sagen die Gabe des Wortes. Natürlich passiert es zuweilen . . . daß, die Stotterer, wie man gewöhnlich sagt . . . ja, oder so andere, ähnliche Zufälle, was übrigens von der Natur herrührt . . . Beliebt es Ihnen nicht, ins Zimmer einzutreten?

(**Anna** geht, der **Haushofmeister** folgt ihr.)

IV.

Petersburger Kabale und Liebe.

(Fragment.)

(Zimmer im Hause der **Maria Alexandrowna. Maria Alexandrowna**, eine Dame gesetzten Alters, und **Michailo Andrejewitsch**, ihr Sohn.)

Maria Alexandrowna. Höre, Mischa, ich wollte schon lange mit Dir reden; Du mußt den Dienst wechseln.

Mischa. Bitte, morgen, wenn Du willst.

Maria Alexandrowna. Du sollst Militär werden.

Mischa (reißt die Augen auf.) Militär?

Maria Alexandrowna. Ja.

Mischa. Wie Mamachen, Militär?

Maria Alexandrowna. Nun, warum wundert Dich das so?

Mischa. Erbarmen Sie sich! Wissen Sie denn nicht, daß man da zuerst Junker werden muß?

Maria Alexandrowna. Nun, dann dienst Du also ein Jahr als Junker, und dann wirst Du zum Offizier befördert; das ist schon meine Sache.

Mischa. Aber was finden Sie denn Militärisches

Digitized by Google

an mir? Ich habe doch absolut keine militärische Figur. Überlegen Sie das doch noch, Mütterchen. Ich bin wirklich so erstaunt, daß . . . daß . . . daß ich wirklich nicht weiß, was ich denken soll. Gott sei Dank, bin ich so ziemlich wohlbeleibt und wenn ich die Junkeruniform mit kurzen Schößen anziehe, — das wird nicht anzusehen sein.

Maria Alexandrowna. Das ist egal. Wenn Du Offizier wirst, trägst Du einen so langen, faltigen Rock, daß von Deiner Wohlbeleibtheit nichts zu merken ist. Es ist sogar besser, daß Du etwas dick bist, — man befördert Dich schneller: sie werden nicht gern so einen dicken Lieutenant im Regiment haben wollen.

Mischa. Aber Mütterchen, ich habe doch nur noch ein Jahr, ein einziges Jahr bis zum Kollegienassessor. Schon zwei Jahre bin ich im Rang des Titulärrats.

Maria Alexandrowna. Hör auf, hör auf! Das Wort „Titulär" zerreißt mir die Ohren; man kommt dabei, weiß Gott worauf. Mein Sohn soll in der Garde dienen, das will ich.

Mischa. Aber bedenken Sie doch, Mütterchen. Sehen Sie mich gut an, und mein Äußeres auch: schon auf der Schule nannten sie mich Hamster. Im Militärdienst ist vor allem nötig, daß man gut reitet und eine laute Stimme hat, und hohen Wuchs und Taille.

Maria Alexandrowna. Das findet sich, das findet sich alles. Ich will unbedingt, daß Du dienst, ich habe einen wichtigen Grund dafür.

Mischa. Welchen Grund denn?

Maria Alexandrowna. Nun, einen wichtigen.

Mischa. Sagen Sie doch lieber, welchen Grund.

Maria Alexandrowna. So, einen Grund — ich weiß wirklich nicht, ob Du ihn ganz begreifen wirst. Die Gubolisowa, das dumme Geschöpf, sagt vorgestern bei Rogoshinski, und absichtlich so, daß ich's hören muß . . . Ich sitze als dritte von ihr . . . Vor mir Sophie Batruschkowa, die Fürstin Alexandrine und nach der Fürstin Alexandrine gleich ich. Was denkst Du wohl, daß dieses Wesen sich erfrecht zu sagen? — Ich wollte sofort von meinem Platz aufstehen, und wäre die Fürstin Alexandrine nicht gewesen, so weiß ich nicht, was ich gethan hätte. Sie sagt: „Es freut mich sehr, daß man zu den vornehmen Bällen keine Civilbeamten zuzieht. Das ist alles, sagt sie, mauvais genre, es haftet ihnen etwas Unanständiges an. Ich freue mich, sagt sie, daß mein Alexis diesen gräulichen Frack nicht trägt." — Und das brachte sie alles mit solcher Ziererei heraus, mit solchem Ton . . . wirklich so . . . ich wußte gar nicht, was ich vor Wut mit ihr anfangen sollte. Und ihr Sohn ist ein Schafskopf, wie er im Buche steht; er weiß vor Dummheit kaum die Füße zu setzen. Solch eine widerwärtige Kanaille.

Mischa. Wie Mütterchen, das ist also der Grund?

Maria Alexandrowna. Ja; nun will ich gerade, daß mein Sohn auch in der Garde dient und überall auf den besten Bällen ist.

Mischa. Erbarmen Sie sich, Mütterchen, nur weil das dumme Frauenzimmer . . .

Maria Alexandrowna. Nein, ich bin ganz fest entschlossen. Laß sie platzen vor Wut, laß sie toben.

Mischa. Aber . . .

Maria Alexandrowna. Oh, ich werde ihr zeigen! Und wenn ich alles aufbieten müßte, mein Sohn muß auch in der Garde sein. Mag es gehen, wie es will, das muß sein. Ich werde jeder Kanaille erlauben, sich vor mir aufzublasen und sich mit ihrem stumpfnäsigen Sohn zu haben? Nein, das wird nie geschehen. Wie es Ihnen beliebt, Natalie Andrejewna.

Mischa. Glauben Sie denn, daß sie sich darüber ärgert?

Maria Alexandrowna. Oh, ich erlaube das nicht!

Mischa. Wenn Sie denn durchaus wollen, Mamachen, werde ich in den Militärdienst gehen; nur werde ich mir in Uniform wahrhaftig selbst komisch vorkommen.

Maria Alexandrowna. Mindestens wird das viel anständiger sein, als dieser elende Civil-Frack. Nun das zweite: ich will Dich verheiraten.

Mischa. Mit einem Mal den Dienst wechseln und heiraten?

Maria Alexandrowna. Warum? Ist es denn etwa nicht möglich, den Dienst zu wechseln und zu heiraten?

Mischa. Ich habe mich noch nicht dazu entschlossen. Ich will noch nicht heiraten.

Maria Alexandrowna. Du wirst schon wollen, wenn Du erst weißt, wen. Durch diese Heirat sicherst Du Dir Glück in der Karrière und im Familienleben. Mit einem Wort, ich will Dich mit der Fürstin Schlepochwostowa verheiraten.

Mischa. Aber Mütterchen, die ist ja von einer Dummheit erster Klasse.

Maria Alexandrowna. Durchaus nicht erster Klasse, sondern so wie alle übrigen. Sie ist ein sehr angenehmes Mädchen; sie hat nur etwas wenig Gedächtnis. Mitunter vergißt sie sich dann, und sagt etwas an der falschen Stelle. Aber das ist nur aus Zerstreutheit, und dafür intrigiert sie nicht und heckt niemals irgend etwas Böses aus.

Mischa. Erbarmen Sie sich; die sollte auch noch intrigieren! Sie bekommt kaum ein Wort heraus, und das ist dann immer so, daß man nur die Hände faltet, wenn man es hört. Sie wissen selbst, Mütterchen, daß die Heirat Herzenssache ist, daß die Seelen . . .

Maria Alexandrowna. Nun richtig, das hatte ich doch schon geahnt. Höre gefälligst auf zu liberalisieren. Das steht Dir nicht, ich habe Dir das schon zwanzig Mal gesagt. Das mag für andere passen, für Dich paßt es ganz gewiß nicht.

Mischa. Ach, Mamachen, wann und worin bin ich Ihnen ungehorsam gewesen? Ich bin bald

Digitized by Google

dreißig Jahre alt und immer bin ich Ihnen wie ein Kind in allem gefolgt. Sie befehlen mir hinzufahren, wohin ich um die Welt nicht fahren möchte — und ich fahre und lasse gar nicht merken, daß mir das schwer fällt. Sie befehlen mir, bei irgend Jemand zu antichambrieren, und da antichambriere ich bei irgend Jemand, obgleich mir das wahrhaftig nicht nach dem Herzen ist. Sie befehlen mir, auf den Bällen zu tanzen, und ich tanze, obgleich alle über mich und meine Figur lachen. Schließlich befehlen Sie mir, den Dienst zu wechseln, und ich wechsele den Dienst; mit dreißig Jahren gehe ich unter die Junker, mit dreißig Jahren mache ich mich Ihnen zu Gefallen zum kleinen Jungen, und bei alledem werfen Sie mir jeden Tag meinen Liberalismus ins Gesicht. Es vergeht nicht eine Minute, ohne daß Sie mich einen Liberalen nennen. Hören Sie, Mütterchen, das thut weh; ich sage Ihnen, das thut weh. Ich wäre wohl wert, für meine Liebe und Aufmerksamkeit gegen Sie mehr . . .

Maria Alexandrowna. Rede gefälligst nicht! Als ob ich nicht wüßte, daß Du ein Liberaler bist, und ich weiß auch, wer Dir das alles beibringt: alles dieser gräuliche Sabatschikin.

Mischa. Nein, Mütterchen, das ist doch zu stark, daß ich diesem Sabatschikin nun gar folgen soll. Er ist ein Schweinehund, ein Spieler, und alles, was Sie wollen. Aber diesmal ist er ohne Schuld. Ich gestatte ihm nie auch nur den Schatten eines Einflusses auf mich.

Maria Alexandrowna. Ach, mein Gott, was für ein schrecklicher Mensch. Ich erschrak, als ich ihn kennen lernte. Ohne Grundsätze, ohne Tugend — was für ein ekelhafter Mensch! Wenn Du wüßtest, was er über mich herumklatschte! . . . Ich konnte drei Monate nirgends die Nase zeigen: Daß man bei mir abgetäuselten Talg zu essen bekommt; daß bei mir ganze Wochen lang die Teppiche nicht abgebürstet werden; daß ich auf den Korso fuhr mit einem Pferdegeschirr aus einfachen Stricken und mit dem Kummet von einem Iswoschtschik. — Ich wurde ganz rot; ich war über eine Woche krank; ich weiß nicht, wie ich alles das ertragen konnte. Wahrhaftig, nur der Glaube an die Vorsehung hielt mich aufrecht.

Mischa. Und von diesem Menschen glauben Sie, daß er mich beherrschen kann, und Sie glauben, ich gestatte . . .

Maria Alexandrowna. Ich sagte, daß er mir nicht unter die Augen kommen darf, und nur durch eins kannst Du Dich rechtfertigen, wenn Du ohne jeden Eigensinn noch heute der Fürstin eine déclaration machst.

Mischa. Nun Mütterchen, und wenn das unmöglich ist?

Maria Alexandrowna. Wie unmöglich? Warum das?

Mischa (bei Seite.) Nun, das ist der entscheidende Augenblick . . . (laut.) Erlauben Sie, daß ich hier wenigstens meinen eigenen Kopf habe, wenigstens in einer Sache, von der das Glück meines künftigen Lebens abhängt. Sie haben mich noch nicht gefragt . . nun, ob ich in eine andere verliebt bin.

Maria Alexandrowna. Ich gestehe, das ist mir etwas Neues. Davon habe ich noch nie etwas gehört. Nun, wer ist denn diese Andere?

Mischa. Ach, Mamachen, ich versichere Ihnen: ein solches Wesen ist noch nie dagewesen, — ein Engel, ein Engel an Körper und Geist.

Maria Alexandrowna. Aus welcher Familie ist sie denn? Wer ist der Vater?

Mischa. Der Vater heißt Alexander Alexandrowitsch Odoissimow.

Maria Alexandrowna. Odoissimow? Ich habe den Namen nie gehört. Ich weiß nichts von Odoissimow . . . wie, ist er reich?

Mischa. Ein seltener Mensch, ein wunderbarer Mensch.

Maria Alexandrowna. Und reich?

Mischa. Wie soll ich sagen? Sie müßten ihn sehen. Eine solche Seelengröße giebt's nicht mehr in der Welt.

Maria Alexandrowna. Was ist er denn nun eigentlich? Was besitzt er?

Mischa. Ich begreife nicht, Mamachen, was Sie wollen. Erlauben Sie mir, Ihnen offen meine Gedanken darüber zu sagen. Wie das auch zugehen mag, es giebt jetzt vielleicht in ganz Rußland nicht einen Menschen, der nicht eine reiche Braut sucht. Jeder will sich durch die Mitgift der Frau aufhelfen. Nun, unter Umständen ist das ja zu entschuldigen. Ich verstehe, daß ein armer Mensch, der in der Karriere oder sonst wie nicht Glück hatte, den vielleicht übergroße Ehrlichkeit hinderte, sich ein Vermögen zu sammeln — kurz, woran es auch liegen mag, ich verstehe, daß er eine reiche Braut sucht, und vielleicht thäten die Eltern nicht recht, wenn sie ihm nicht gäben, was seinen Eigenschaften gebührt, und ihm die Tochter verweigerten. Aber urteilen Sie selbst, ob ein reicher Mensch recht hat, der auch nach reichen Bräuten sucht — was soll dann aus der Welt werden? Das ist doch ganz ebenso, als ob man über den Pelz noch einen Paletot anzieht, wenn es einem ohnehin schon warm ist, während dieser Paletot vielleicht einem andern sehr helfen könnte! Der Vater hat alles, was er hatte, auf die Erziehung der Tochter verwendet.

Maria Alexandrowna. Genug, genug! Ich halte es nicht aus, mehr zu hören. Alles weiß ich schon, alles! Du hast Dich in eine Herumtreiberin verliebt, in irgend eine Fuhrmannstochter, die sich Gott weiß womit abgiebt.

Mischa. Mütterchen.

Maria Alexandrowna. Der Vater säuft,

Digitized by Google

die Mutter Küchenmagd, die Verwandtschaft Schutzleute oder in der Branntweinverwaltung . . . und ich muß das alles anhören, und ich muß alles das dulden, dulden vom leiblichen Sohn, für den ich das eigene Leben nicht schonte . . . Nein, das überlebe ich nicht!

Mischa. Aber Mütterchen, gestatten Sie . . .

Maria Alexandrowna. Mein Gott, welch' eine Moral bei diesen jungen Leuten! Nein, ich überlebe das nicht, das schwöre ich, ich überlebe das nicht . . . Ach, wie wird mir! Der Kopf schwindelt mir! (Schreit auf.) Ach, Kolik in der Seite! . . . Maschka, Maschka, das Fläschchen! . . . Ich weiß nicht, ob ich noch bis Abend lebe. Grausamer Sohn!

Mischa (eilt auf sie zu.) Mütterchen, beruhigen Sie sich doch! Sie selbst schaffen sich . . .

Maria Alexandrowna. Und alles hat dieser scheußliche Sjabatschkin angerichtet! Ich weiß nicht, warum man diese Pestbeule noch nicht überall hinausgeworfen hat.

Lakai (in der Thür.) Herr Sjabatschkin ist da.

Maria Alexandrowna. Wie, Sjabatschkin? Hinaus! Nicht sehen will ich ihn.

*

Dieselben und **Sjabatschkin.**

Sjabatschkin. Entschuldigen Sie gütigst, Maria Alexandrowna, daß ich mich so lange nicht gezeigt habe. Es war mir bei Gott unmöglich. Sie würden nicht glauben, was ich alles zu thun habe; ich wußte, daß Sie böse sein würden; ich wußte es . . . (Er sieht Mischa.) Guten Tag, Bruder, wie geht es Dir?

Maria Alexandrowna (bei Seite.) Ich finde einfach keine Worte. Soll man's glauben? Er entschuldigt sich noch, daß er so lange nicht da war.

Sjabatschkin. Wie ich mich freue, daß Sie, nach dem Gesicht zu urteilen, so frisch und gesund sind. Und wie geht es ihrem Herrn Bruder? Ich dachte, gestehe ich, ihn auch hier zu finden.

Maria Alexandrowna. Wenn Sie den sehen wollten, hätten Sie zu ihm gehen müssen, aber nicht zu mir.

Sjabatschkin (lacht.) Ich kam her, um Ihnen eine sehr interessante Neuigkeit zu erzählen.

Maria Alexandrowna. Ich mache mir nichts aus Neuigkeiten.

Sjabatschkin. Von Natalie Andrejewna Gubomasowa.

Maria Alexandrowna. Wie, von der Gubomasowa? . . . (Bemüht sich, ihre Neugier zu verbergen.) Das ist wohl erst vor kurzem passiert?

Sjabatschkin. In diesen Tagen.

Maria Alexandrowna. Nun, was denn?

Sjabatschkin. Wissen Sie, daß sie eigenhändig ihre Mädchen durchpeitscht?

Maria Alexandrowna. Nein, was Sie sagen? Ach, wie gemein! Ist das möglich?

Sjabatschkin. Ich schwöre Ihnen jeden Eid! Erlauben Sie zu erzählen. Einmal besieht sie einem Mädchen, das sich vergangen hat, sich, wie es sich gehört, übers Bett zu legen, und sie selbst geht in das andere Zimmer; ich weiß nicht mehr warum; wie es scheint, die Ruten holen. Inzwischen geht das Mädchen aus irgend welchem Grunde hinaus, und statt ihrer erscheint der Mann der Natalie Andrejewna, legt sich aufs Bett und schläft ein. Natalie Andrejewna erscheint mit den Ruten, befiehlt einem Mädchen, sich ihm auf die Beine zu setzen, bedeckt ihren Mann mit einem Laken und peitscht ihn durch.

Maria Alexandrowna (schlägt die Hände zusammen.) Ach, mein Gott, was für ein Skandal! Wie ist es möglich, daß ich noch nichts davon gehört habe? Ich sage Ihnen, ich war eigentlich immer überzeugt, daß sie imstande ist, so etwas zu thun.

Sjabatschkin. Natürlich. Ich habe das der ganzen Welt gesagt. Da heißt es: „Eine exemplarische Frau, sitzt zu Hause, beschäftigt sich mit der Erziehung der Kinder, unterrichtet sie selbst im Englischen." Eine nette Erziehung: peitscht jeden Tag den Mann durch wie eine Katze! . . . Wie leid es mir thut, wirklich, daß ich nicht länger bleiben kann! (Verbeugt sich.)

Maria Alexandrowna. Wohin denn, Andrej Kondratjewitsch? Bekommen Sie das fertig, nachdem Sie so lange nicht hier gewesen sind? Ich war immer gewöhnt, Sie als Freund bei mir zu sehen; bleiben Sie! Ich möchte gern noch über eine gewisse Sache mit Ihnen reden. Höre, Mischa, in meinem Zimmer wartet der Wagenbauer; sprich mit ihm, bitte. Frage, ob er es übernimmt, die Equipage bis zum Ersten umzuarbeiten. Sie soll blau sein mit hellen Leisten, wie die der Gubomasowa. (Mischa geht ab.) Ich habe absichtlich meinen Sohn weggeschickt, um mit Ihnen allein zu sprechen. Sagen Sie, Sie wissen wohl, ob hier ein gewisser Alexander Alexandrowitsch Odossimow lebt.

Sjabatschkin. Odossimow . . . Odossimow . . . Odossimow? Ich weiß, irgendwo existiert ein Odossimow. Übrigens kann ich mich erkundigen.

Maria Alexandrowna. Seien Sie so gut.

Sjabatschkin. Ich besinne mich, ich besinne mich. Es giebt einen Kanzleivorsteher oder so einen ähnlichen Subalternbeamten Odossimow, sicher.

Maria Alexandrowna. Denken Sie sich, da ist so eine alberne Geschichte . . . Sie können mir einen großen Gefallen thun.

Sjabatschkin. Sie haben nur zu befehlen. Für Sie bin ich zu allem bereit. Sie wissen das selbst.

Maria Alexandrowna. Die Sache ist die. Mein Sohn hat sich verliebt, oder richtiger, hat sich nicht verliebt, sondern hat sich einfach eine Verrücktheit in den Kopf gesetzt . . . Nun, ein junger Mensch . . . kurz, er schwärmt für die Tochter dieses Odossimow.

Digitized by Google

Ssabatschkin. Er schwärmt? Davon hat er mir ja gar nichts gesagt. Nun, wenn Sie es sagen, wird er ja schwärmen.

Maria Alexandrowna. Ich erbitte eine große Gefälligkeit von Ihnen, Andrej Kondratjewitsch. Ich weiß, Sie gefallen den Frauen.

Ssabatschkin. Ha, ha, ha! Ja, woher wissen Sie das? Aber denken Sie sich nur: in der Butterwoche kamen sechs Kaufmannsfrauen. Vielleicht denken Sie, daß ich mich meinerseits irgendwie herangemacht habe oder was Ähnliches . . . Ich schwöre Ihnen, ich habe nicht hingesehen. Aber noch was Besseres: Kennen Sie den, wie heißt er doch, Jermolai, Jermolai . . . Ach Gott! Der Jermolai da, der auf der Litjenaja wohnte, nicht weit von der Mirotschnaja.

Maria Alexandrowna. Ich kenne dort niemand.

Ssabatschkin. Ach Gott, Jermolai Iwanowitsch, man soll mich totschlagen, ich habe den Familiennamen vergessen. Seine Frau hatte vor fünf Jahren eine Geschichte. Nun, Sie kennen sie ja. Silphide Petrowna.

Maria Alexandrowna. Nicht im mindesten. Ich kenne weder den Jermolai Iwanowitsch noch die Silphide Petrowna.

Ssabatschkin. Mein Gott, er wohnte nicht weit von Kuropatkin.

Maria Alexandrowna. Ich kenne auch Kuropatkin nicht.

Ssabatschkin. Sie werden sich schon erinnern. Die Tochter ist schrecklich reich, gegen Zweihunderttausend Mitgift, und ohne Mogelei; schon vor der Heirat bekommt man die Dokumente auf den Tisch gelegt.

Maria Alexandrowna. Nun, und Sie heirateten nicht?

Ssabatschkin. Nein. Der Vater hat drei Tage auf den Knien gebeten, und die Tochter ertrug es nicht und sitzt jetzt im Kloster.

Maria Alexandrowna. Warum heirateten Sie denn nicht?

Ssabatschkin. Die Sache schien mir nicht. Ich dachte mir: Der Vater Branntweinpächter, die Verwandtschaft alles mögliche Pack. Glauben Sie, es hat mir selbst nachher leid gethan. Eigentlich soll der Teufel holen, wie es in dieser Welt zugeht. Ewig Konventionen und Rücksichten. Wie viele sind daran schon zu Grunde gegangen!

Maria Alexandrowna. Nun, was brauchen Sie sich um die Welt zu kümmern? (Bei Seite.) Ich bitte einen Menschen! Jetzt bildet sich schon jeder Wurm, der in den blauen Rock gekrochen ist, ein, er sei Aristokrat. Das ist nun ein Titulärer und hört einer, wie er redet.

Ssabatschkin. Nun, es geht doch nicht, Maria Alexandrowna, wirklich es geht nicht. . . . Das ist so . . . Sie wissen schon . . . Man sagt: Da hat er sich verheiratet, weiß der Himmel an wen. Aber ich habe fortwährend solche Geschichten. Und ich bin nicht Schuld daran, von meiner Seite geschieht nichts . . . Nun, was ist zu thun? (Seufzt leise.) Wenn die Newa aufgeht, finden sich jedesmal zwei oder drei ertrunkene Frauenzimmer — ich bin immer schon still, weil man dabei in solche Geschichten kommen kann . . . Sie lieben mich nun einmal; und warum eigentlich? Man kann doch nicht sagen, daß das Gesicht sehr . . .

Maria Alexandrowna. Gehen Sie doch; Sie werden nicht wissen, daß Sie hübsch sind!

Ssabatschkin (lacht.) Denken Sie sich, schon als ich ein kleiner Junge war, ging nicht eine einzige an mir vorbei, ohne daß sie mir mit dem Finger unters Kinn tupfte und sagte: Schelm, wie hübsch!

Maria Alexandrowna (Bei Seite.) Nun bitte ich einen Menschen! Der reine Mops und bildet sich ein, daß er hübsch ist. (Laut.) Nun hören Sie, Andrej Kondratjewitsch, mit Ihrem Äußeren läßt sich das machen. Mein Sohn ist verliebt bis zur Verrücktheit und bildet sich ein, daß sie die vollendete Güte und Unschuld ist. Könnte man sie nicht so schildern, so irgend wie so, was man so einweichen nennt . . . Wenn Sie, nehmen wir mal an, auch wirklich keinen Einfluß auf sie gewinnen und sie nicht um Ihretwillen den Verstand verliert . . .

Ssabatschkin. Maria Alexandrowna, sie verliert ihn; streiten Sie nicht, sie verliert ihn; ich lasse mir den Kopf abschlagen, wenn sie ihn nicht verliert. Ich sage Ihnen, ich habe schon andere Sachen durchgemacht . . . Noch neulich . . .

Maria Alexandrowna. Nun, wie das auch werden mag, ob sie ihn verliert oder nicht . . . Die Hauptsache ist, daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß Sie mit ihr ein Verhältnis haben, und daß dies Gerücht an meinen Sohn kommt.

Ssabatschkin. An Ihren Sohn?

Maria Alexandrowna. An meinen Sohn.

Ssabatschkin. Ja.

Maria Alexandrowna. Wie, ja?

Ssabatschkin. Nichts, ich sagte nur so: Ja.

Maria Alexandrowna. Finden Sie etwa, daß das schwer für Sie ist?

Ssabatschkin. O nein, durchaus nicht! Aber alle diese Verliebten, Sie glauben nicht, was für Phantasien und deplacierte Kindereien denen in den Kopf kommen; bald Pistolen, bald . . . weiß der Himmel was . . . Schließlich bin ich nicht so, daß ich dadurch irgendwie . . . aber wissen Sie, es ist nicht angenehm in guter Gesellschaft.

Maria Alexandrowna. O! was das anbetrifft, seien Sie nur ruhig! Verlassen Sie sich auf mich, ich erlaube ihm das nicht.

Ssabatschkin. Ich meinte auch nur so. Glauben Sie mir, Maria Alexandrowna, sollte ich auch für Sie

Digitized by Google

das Leben einsetzen, mit Vergnügen, bei Gott, mit Vergnügen . . . Ich habe Sie so lieb, daß mir mitunter selbst ganz angst wird, gestehe ich Ihnen. Sie werden vielleicht Gott weiß was denken, aber es ist wirklich nur aus der tiefsten Hochachtung. Ach, übrigens, wie gut, daß mir das noch einfällt! Ich möchte Sie bitten, Maria Alexandrowna, mir auf ganz kurze Zeit Zweitausend zu leihen. Weiß der Teufel, was ich für ein dämliches Gedächtnis habe: noch beim Ankleiden habe ich fortwährend daran gedacht, daß ich nicht die Brieftasche vergessen möchte; ich hatte sie noch ausdrücklich auf den Tisch mir vor die Augen gelegt. Was soll ich Ihnen sagen? Alles habe ich genommen, die Schnupftabaksdose, sogar ein zweites Taschentuch habe ich genommen, und die Brieftasche ist liegen geblieben.

Maria Alexandrowna (bei Seite.) Was thun? Gebe ich, verschleudert er's; gebe ich nicht, verklatscht er mich so in der ganzen Stadt, daß ich nirgends mehr die Nase zeigen kann. Und wie reizend, daß er noch erzählt, er hat die Brieftasche vergessen. Eine Brieftasche hast du schon, das weiß ich, aber es ist nichts drin. Aber es hilft schon nichts, ich muß geben. (Laut.) Bitte sehr, Andrej Kondratjewitsch. Warten Sie nur einen Augenblick hier, ich werde es gleich bringen.

Ssabatschkin. Sehr schön, ich werde warten.

Maria Alexandrowna (Im Abgehen bei Seite.) Ohne Geld kann der Lump nichts thun.

Ssabatschkin (allein.) Ja, diese Zweitausend kommen mir jetzt gerade recht. Schulden werde ich nicht bezahlen; der Schuster wartet und der Schneider wartet, und Anna Iwanowna wird auch warten. — Sie wird etwas Skandal machen, nun, was ist zu thun! Man kann doch nicht sein Geld für alles wegwerfen. Sie hat an meiner Liebe genug, und ein Kleid, das ist gelogen, das hat sie. Ich werde es so machen: Es ist jetzt bald der Korso; mein Wägelchen ist zwar neu, nun, aber jeder hat es schon gesehen und kennt es, und bei Jukin soll jetzt ein ganz neuer sein nach der letzten Mode; er wird noch Niemandem gezeigt. Wenn ich diese Zweitausend zu meiner Kalesche zulege, kann ich sie sehr wohl eintauschen. Dann wollen wir mal sehen, was ich für Effekt machen werde! Auf dem ganzen Korso werden vielleicht nur ein oder zwei solche Kaleschen sein. Man wird überall nur von mir sprechen. Zuzwischen muß ich den Auftrag der Maria Alexandrowna überlegen. Mir scheint es am verständigsten, mit Liebesbriefen anzufangen. Einen Brief schreiben im Namen des Mädchens, und ihn irgendwie zufällig in seiner Gegenwart fallen lassen, oder in seinem Zimmer auf den Tisch legen. Die Sache kann freilich unangenehm werden. Aber übrigens, was kann er mehr, als mir Hiebe geben? Hiebe thun schließlich weh, aber doch nicht in solchem Grade, daß . . . Außerdem kann ich auch fortlaufen, und im schlimmsten Falle ins Schlafzimmer der Maria Alexandrowna, und direkt unter ihr Bett, und da soll er mich mal vorziehen! Aber die Hauptsache, wie schreibt man den Brief? Das Schreiben liebe ich auf den Tod nicht. Weiß der Teufel, mündlich kann ich alles prachtvoll ausdrücken, aber nehme ich die Feder in die Hand, einfach als ob ich eine Ohrfeige bekomme; Konfusion, Konfusion, die Hand steht still und weiter nichts. Vielleicht so: Ich habe noch Briefe, die ich eben erhielt, man könnte den passendsten ausſuchen, die Unterschrift ausradieren und eine andere hinschreiben. Das ist noch das Beste, wahrhaftig. Ich muß mal in der Tasche suchen, vielleicht finde ich gerade so einen wie ich ihn brauche. (Nimmt ein Bündel Briefe aus der Tasche.) Nun, zum Beispiel der. (Liest.) „Ich bin Gott sein dank so gesinnt, aber ganz unwohl von Schmerz. Haben Sih Ihr Hertzgen ganz vergesen? Iwan Danilowitich sah Sih Hertzgen im Tiater und Sih hätten sosen kommen, und mich durch Ihr frohes Geschpräg erheitern." Hol's der Teufel, da ist gar keine Orthographie drin! Nein, mit dem ist nichts anzufangen (Nimmt einen andern.) „Ich habe einen Hosenträger für dich gestickt, Seelchen." Na, und da gehn die Zärtlichkeiten los, das ist zu bukolisch, das riecht nach Chateaubriand. Aber hier. Vielleicht ist da was drin. (Faltet einen andern auf und theilt die Augen zusammen, um besser zu erkennen.) „Ge-lieb-ter Freund! Nein, das heißt nicht „geliebter Freund", aber was heißt es denn? „Zärtlichster, theuerster?" Nein, auch nicht „theuerster", nein, nein (Lieſt.) „Schw . . Schw . . eine . . hund!" (Spuckt die Worte aus.) „Wenn Du niederträchtiger Verführer meiner Unschuld mir nicht das Geld zurückgiebst, das ich dem Höfer schuldig bin, das ich aus Herzensunerfahrenheit für Dich, Du scheußliche Fratze, opferte (das letzte Wort liest er laut durch die Zähne.), dann auf die Polizei mit Dir." Weiß der Teufel was; das ist schon einfach, weiß der Teufel was! Das ist einfach gar nichts mit dem Brief. Man kann ja schließlich über alles reden, aber man kann es doch anständig sagen, mit Ausdrücken, die den Menschen nicht kränken. Nein, nein, all diese Briefe, das ist nicht das, so viel sehe ich schon . . . das lohnt gar nicht. Ich muß irgend etwas starkes suchen, wo Feuer drin ist, was man Feuer nennt. Aber da, da, wollen mal den sehen! (Lieſt.) „Grausamer Tyrann meiner Seele!" Ach, das ist wirklich ganz hübsch. „Rührt Dich nicht mein Herzensschicksal?" Großartig! bei Gott, großartig! Da ist doch Bildung zu sehen; schon am Anfang sieht man, was an einem ist. So muß man schreiben, gefühlvoll, und dabei wird man nicht gekränkt. Den Brief werde ich ihm zustecken. Weiter brauche ich gar nicht zu lesen, ich weiß nur nicht, wie ich ausradieren soll, so daß nichts zu merken ist. (Sieht die Unterschrift an.) Ha, ha! Wie schön, es ist gar kein Name da. Ausgezeichnet; da kann man einfach unterschreiben. Die Sache macht sich ganz von selbst! Da sagt man, das Äußere hat nichts zu bedeuten. Nun, wäre ich nicht hübsch, so verliebte sich niemand

Digitized by Google

in mich; und verliebten sie sich nicht, so schrieben sie keine Briefe, und hätte ich die nicht, so wüßte ich nicht, die Sache anzufangen. (Geht an den Spiegel.) Heut bin ich nur nicht recht gestimmt, aber mitunter liegt was Bedeutungsvolles in meinem Gesicht . . Nur schade, daß die Zähne schlecht sind, sonst wäre ich ganz dem Bagration ähnlich. Ich weiß nur nicht, wie ich es mit dem Bart machen soll; so, daß er ganz rings herum bleibt, oder alles rasieren, und nur unter den Lippen etwas stehen lassen — wie? . . .

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von **Alexander von Humboldt, Eduard Duller, Friedrich Theodor Vischer, Alfred Meißner** und **Wilhelm Busch.**

Die nachstehend mitgeteilten ungedruckten Briefe berühmter deutscher Dichter und Schriftsteller haben nur Eines mit einander gemeinsam, zum Glück das Wesentlichste; sie scheinen uns sämtlich für das Wesen ihrer Verfasser bezeichnend. Gereiht haben wir sie nach dem Geburtsjahr derselben.

Ebenso human, wie selbstbewußt — Eigenschaften, die gewiß auch sonst an seinem Charakterbilde auffallen — schreibt Alexander von Humboldt:

Als ein Deutscher, dessen Name Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt ist, wage ich den Herren Officieren, welche zu Arcueil commandiren, den Landsitz des Grafen Laplace zu empfehlen, eines der berühmtesten Mathematikers (sic!) in Europa, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß diese Empfehlung nicht ganz unnütz sein möge.

Paris, den 5ten Juni 1815.

Alexander von Humboldt,
Königl. Preußischer Kammerherr.

An die commandirenden Herren Officiere
zu Arceuil.

Pour la Campagne de M. le Cte de Laplace.

Wer Laplace war, braucht nicht erst erläutert zu werden. Humboldts offener Schutzbrief erweist ein Vertrauen in den Klang seines Namens, das sich hoffentlich bewährt hat.

Unendlich verschieden ist der folgende Brief. Wir teilen ihn mit, weil sein Schreiber nicht unwert ist, daß gelegentlich an ihn erinnert werde. Eduard Duller, dessen Name heute freilich nur noch dem Litteraturforscher von Beruf geläufig ist, war 1809 in Wien geboren, studierte dort die Rechte, wurde dann früh Schriftsteller und mußte die Heimat verlassen; er verstand es nicht, sich mit den Wortführern der Wiener Journalistik persönlich gut zu stellen, und mit dem Polizeistaate Metternichs vertrug er sich vollends schlecht. Nach mancherlei Irrfahrten gelang es ihm dann, in Frankfurt a. M. festen Fuß zu fassen, wo ihm der damals sehr geachtete und rührige Verlag von J. D. Sauerländer die Redaktion des „Phönix. Frühlingszeitung für Deutschland“ übertrug. Natürlich wurden die wenigen Wiener Dichter, die ihm in der Heimat freundlich begegnet waren, nun seine Mitarbeiter. An einen derselben, den Balladen-Dichter Johann Nepomuk Vogl, ist der folgende Brief gerichtet:

Frankfurt a. M., 28. Mai 1835.

Mein werther Freund!

Dein liebes Schreiben vom 4. März (mit den Beiträgen und dem Brief des Dr. Jannach vom 19. Februar) habe ich am 8. dieses Monats endlich erhalten; ich hatte schon gedacht: Du hättest meiner ganz vergessen. Nun nimm meinen herzlichen Dank für Alles, was Du mir gespendet. Ein Wort über Deine Balladen findest Du in Nr. 119 meines Phönix, Dein „Nachtigallenlied“ in Nr. 112. Jannachs „Mahnung“ steht in Nr. 125 und 127 gedruckt. Ich warte, bis mehreres gedruckt ist und schicke Dir dann Alles. Hubers Gedicht: „Ein Traum“ (abgedruckt in 116) erfuhr einige unbedeutende Wortänderungen durch die Censur. Es ist kräftige, energische Poesie in kerniger Sprache.

Nun eine fernere Bitte: Schicke mir recht bald etwas im Genre des „Deserteurs“, der „Todten Freunde“, „Wiedersehen“ und dergl. Du hast den Volkston los, wie Wenige, und wo Du die Gemütlichkeit, die Bedeutsamkeit noch obendrein mit dem Zauberreiz der Naivetät schmückst, steht Du einzig originell da und liebenswürdig für jedermann. Im Grauenhaften glückt Dir die humoristische Weise am meisten, wie in der „Friedhofsschenke“, das ist ächt Holbeinisch in Worten gemalt. Ich sage meinen Freunden nicht gern, was wie Complimente klingt, doch muß ich Dir aufrichtig gestehen, daß mich Deine Balladen und Romanzen sehr angesprochen und erquickt haben, und meine Frau, die für derlei Dinge in ihrer einfachen Natürlichkeit einen äußerst feinen Takt und richtigen Geschmack besitzt, erfreut sich ganz besonders dran. Also, wie gesagt: um Romanzen, und zwar von dem früher erwähnten Genre, bitt' ich Dich herzlich für den Phönix, der sich des besten Fortgangs erfreut, und — ich darf es sagen — des Beifalls von allen Parteien, so eifern auch Gutzkow im Literaturblatt regiert. Strengste Unparteilichkeit ist unser Prinzip, und Beweis davon mag sein, daß mein eignes jüngstes Werk: „Kronen und Ketten“ ziemlich scharf mitgenommen ist.

Wie vieles hat sich in der großen Welt und in

Digitized by Google

unserem Mikrokosmus verändert, seit ich Wien verließ! Alles ist kunterbunt durcheinandergefallen, die verschiedensten Autoritäten sind gesunken, neue aufgetaucht, ich selbst bin nach langen Kämpfen gegen widrige Verhältnisse und Moderödel aller Art, trotz allem, was mir als Schriftsteller im Wege stand, durchgedrungen. Jetzt könnt' ich mich an manchen rächen, die mich in meinen Unglückstagen mit Füßen traten, — doch ich bin zu stolz dazu. Es ist mir süßen Behagens genug, daß ein festes Wollen durch alle Dornenhecken doch durchdringen muß. Ich bin selbstständig, brauche vor niemand mich zu bücken, stehe doch gesichert da, habe das Weib meines Herzens nach langen, langen Leiden am Herzen und kann schaffen, was ich will, was aus meiner reifen, redlichen Überzeugung quillt. Ich bin in allem der Alte geblieben, biegsam, elastisch, leicht begeistert zu Liebe und Haß, nur in etwas immer eiserner geworden, in dem, was ich mir als innerliches Wollen festgebildet, — Du darfst nicht fürchten, daß dieß — Tagespolitik sei. Ich hasse alle politischen Extreme und das Justemilieu obendrein. Ich erkenne nur eine Politik, den Liberalismus der Humanität, die nie stille steht oder einschlafen soll und den Werde-Vorwärts-Ruf der Poesie, die frei und selbstständig sein soll und nicht nach Dankpfennigen zu trachten, nicht um die Gunst dieses oder jenes Herrn zu buhlen braucht, sondern sich selbst genug ist und Pflichten hat an das Volk, an die Tugend, an die Sittlichkeit, die das Ewige predigen muß in Rosen- oder Dornen-Worten.

So bin ich. So denke ich, im künftigen Jahr nach Wien zu kommen, wohin ich meine Frau mitbringen und wo ich vielleicht drei Monate bleiben werde. Hoffentlich bin ich, der bei Euch vielverschrieene, unschädlicher noch als Menzel.

Doch ich habe genug geplaudert. Deßhalb fare well! Schreibe mir bald und zwar auf Briefpostwegen! Nimm Gruß und Handschlag!

Dein alter Freund

Dr. Eduard Duller.

Grüße Alle, die mir wohlwollen, herzlich von einem, der ihnen und Allen wohl will.

Vieles in dem Brief des kaum 26jährigen Dichters läßt sich als Phrase belächeln, wenn man sich durchaus zu derlei gestimmt fühlt. Aber wer es thut, vergesse nicht, daß er nicht über die Phrasen des Einzelnen lächelt, sondern die einer Zeit. Jede Zeit hat ihre Phrasen, und der Brief eines impulsiven jungen Dichters von 1842 wird voraussichtlich um 1970 mindestens so seltsam klingen, wie Dullers Brief heute. — Nach Notizen über die unbekannten Dichter, die der Brief nennt, haben wir vergeblich gesucht. — Menzel hatte einige Jahre vorher ein im Ganzen nicht unwohlwollendes Buch über Wien geschrieben. Duller selbst kam erst 1848 zu kurzem Besuch nach Österreich und kehrte dann nach Westdeutschland zurück. Er ist 1853 nach einem Leben voll Kampfs mit den beiden Mächten, die ihn bekriegten, der Not und der Reaktion, in vergleichsweise jungen Jahren dahingestorben. Seine Dramen und Novellen sind gänzlich verschollen, jedoch wird sein Buch über Grabbe noch vielfach benützt, und in freireligiösen Gemeinden lebt noch eines oder das andere seiner für ihre Zwecke gedichteten Lieder fort.

Hingegen rührt der nächste Brief wieder von Einem her, den auch heute noch Jedermann kennt: von Friedrich Theodor Vischer. Wie man weiß, war er ein eifriger Mitarbeiter der „Augsburger Allgemeinen Zeitung"; dort veröffentlichte er auch 1870 vielbemerkte Aufsätze. Auf einen derselben bezieht sich der nachstehende Brief an Dr. Kolb, den damaligen Redakteur des Blattes:

Verehrter Herr Doctor!

Zunächst habe ich zur Erklärung meines zweiten Briefes zu sagen: in der Zwischenzeit, während mein Manuscript in Augsburg lag, geschah Folgendes, was eine Modification meiner Sätze forderte: man erfuhr, daß es nicht der Commandant gewesen, der die Citadelle von Laon in die Luft sprengte; es rührten sich in Frankreich die besseren Stimmen: zwei oder mehr Artikel im Journal des débats, Erklärung Renans und des Erzbischofs — um so mehr doch anzuerkennen, weil jetzt der größte Terrorismus herrscht. Danach mußte die Stelle von der unendlichen Kleinheit und Feigheit der Minorität in Frankreich — zwar nicht umgestoßen werden, aber einen Beisatz erhalten, der diese Regungen ausdrücklich anerkannte. Ferner verstummten die Anzeichen von einer Neigung Preußens, Napoleon zu restauriren, und verlor so der Schluß meines Artikels sein Object. Es ist geschehen, der Artikel ist gedruckt. Welche Stellen und wie Sie gemildert haben, weiß ich bis heute nicht, denn — ich kann der Allg. Zeitung nicht habhaft werden; sie ist im Lese-Kabinet immer belegt und die abgenommenen Nummern (je vom Vortag) verschwinden. Am liebsten wäre mir, wenn Anmerkungen der Redaktion beigetan, daß dieß und dieß geschrieben sei, ehe man das und das gewußt. Tractabel in Beziehung auf Aenderungen bin ich immer, aber ich bitte Sie, mir nicht übel zu nehmen und mir Ihre freundlichen Gesinnungen zu erhalten, wenn ich gesehe, daß ich jede Aenderung in meine Hand gegeben sehen möchte, wozu dießmal, da der Artikel einige Tage liegen blieb, Zeit war. So ist es auch mit der Unterschrift: F. V. bedeutet: ich laße mich errathen, siehe also ein für meine Worte; — F. Vischer bedeutet nicht nothwendig, aber kann leicht für Gegner, die mir nicht fehlen, bedeuten: mein Name soll meinen Worten Gewicht geben — kurz, kann übel erscheinen.

Ich wäre nun sehr verpflichtet, wenn man mir die Nummer recht bald hierher schicken wollte, da ich sie doch auch lesen möchte. Auch möchte ich sie

Digitized by Google

mehreren Offizieren ins Feld schicken. Darf ich um 4 Abzüge bitten? Hierher also?

Dazu bitte ich noch einmal um gefällige Beifügung eines Abzuges von meinem vorletzten Artikel „Elsaß und Lothringen.“

Ihr Artikel „Der Krieg“ ist mir erinnerlich, aber sein Inhalt im Nebel der geschwinden Zeit entschwunden. Ich werde ihn noch einmal lesen.

Also nichts für ungut!

In alter Hochachtung

Ihr ergebener

F. Vischer.

Baden-Baden, 27. Sept. 70.

Gasthof zum Hirsch.

Ein erschöpfender Kommentar ließe sich nur auf Grund der betreffenden Nummern der „Allgemeinen Zeitung“ geben, deren wir hier leider nicht habhaft werden konnten. Immerhin läßt der Brief die Gesinnungen des Aesthetikers und Patrioten im großen Jahr unschwer erkennen; auch seine Äußerung über seine Initialen ist charakteristisch genug.

An einen Unglücklichen, der viel gefehlt, aber auch viel gebüßt hat, erinnern die beiden folgenden Briefe, an Alfred Meißner. Wer ihn heute nennt, denkt dabei zumeist an den Compagnon Franz Hedrichs, aber es ist nicht zu vergessen, daß er dabei trotzdem der Verfasser der „Gedichte“ und des „Ziska“ war; sein Bestes, sein Bleibendstes gehört ihm allein. — Von seinen Briefen erinnert der erste an eine schmerzvolle Zeit im Leben des vielgeprüften Mannes; erst als Fünfziger hatte er zu Bregenz sein junges Weib heimgeführt, um sie nach kurzen Jahren des Glücks an der Schwindsucht dahinsiechen zu sehen. Der folgende Brief an eine Freundin bezieht sich auf diese Krankheit seiner Gattin.

Bregenz, 5. Nov. 1877.

Verehrte, gnädige Frau!

Längst hätte ich Ihnen geschrieben, wenn ich Ihnen nur die Spur einer Wendung zum Guten hätte melden können, aber es geht erbarmungslos tiefer und tiefer herab und das gesteht man sich schwer ein, es geht schwer über die Lippen und in die Feder. Das Leben, das Marie jetzt führt, ist kaum ein Leben mehr zu nennen, sie liegt seit Mitte September schon zu Bette, ohne die Kraft zu haben, sich erheben zu können, ja sie spricht kaum mehr. Der Husten plagt sie Tag und Nacht, der Appetit ist ganz fort, sie wird mehr und mehr zum Schatten. Auf die Tage vom vorigen Jahre, da wir doch so viel zu klagen hatten, sehen wir wie auf eine Zeit relativen Glücks, relativen Wohlseins zurück.

Dieser Zustand zehrt an unser aller Leben, besonders an dem meiner guten Schwiegermama, die sich recht verändert hat, nie mehr das Haus verläßt, kaum jemals das Verandenzimmer.

Melden Sie Fräulein Thyssa unser aller trauervolle, wehmüthige Grüße.

Hängen Sie nicht zu sehr Ihrem Gram um Ihr Klärchen nach. Es ist auch etwas Gutes, schnell aus der Welt zu gehn; weit ärger ist ein chronisches Leiden, eigentlich das Furchtbarste; Jahr um Jahr, Jahre um Jahre.

Bleiben Sie uns allen freundlich gewogen, die wir Ihrer so oft gedenken.

Hochachtungsvoll der Ihrige

Meißner.

Wenige Wochen darauf hatte die Ärmste ausgerungen.

Der zweite Brief Meißners, an einen Berliner Redakteur gerichtet, ist inhaltlich interessant. Das betreffende Blatt hatte einen Aufsatz gebracht, der die Existenz eines großen Memoirenwerks Heinrich Heines vertheidigte und die Ansicht aussprach, daß dasselbe im Besitze der österreichischen Regierung sei; auch teilte der betreffende Autor auf Grund von Mitteilungen, die ihm aus österreichischen Beamtenkreisen zugekommen waren, mit, daß diesem Manuskript politische Gedichte Heines beilägen. Meißner, der ja mit Heine in dessen letzten Lebensjahren viel verkehrt hatte, sprach sich darüber aus, wie folgt:

Bregenz, 2. Sept. 79.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Noch ein paar Worte, privatim, über die Memoirenfrage, die ich heute wieder in Ihrem Blatte angeregt finde.

Daß die Memoiren existirten, steht ganz fest. Heine hat mir sie ja gezeigt, gleichsam triumphirend, daß so viel vorhanden. Es waren Foliobogen, mit Bleistift beschrieben, so viel ich glaube, nur auf einer Seite. Der Stoß Papier, wie ich ihn sah, hatte mindestens zwei Handbreiten. Ich schätzte: Das Ganze wird ungefähr 3 Bände geben.

Ich besitze noch den Brouillon eines Artikels, den ich einmal in Paris über Heine schrieb und durch diesen lesen ließ. Es kam der Satz darin vor: „H. ist den ganzen Tag mit der Composition von Gedichten beschäftigt.“ Er corrigirte mir hinein: seiner Memoiren. Ein Zeichen sind diese zwei bleistiftgeschriebenen Worte, wie ihm seine Memoiren wichtiger waren, als der damals im Entstehen begriffene Romancero!

Aber wer besitzt jetzt die Memoiren? Heine hat gewiß mehrere reiche Verwandte, denen viel am Nichterscheinen gelegen. Einer von ihnen hat sie. Welcher? Das könnte mit Bestimmtheit nur Frau Heine und deren damaliger Rechtsbeistand, Herr Henri Julia, sagen. Jedenfalls hat sie der, der mit Heine am schlimmsten stand und von der Veröffentlichung die größte Schädigung erwartete. (Ob das gerade der Baron, scheint mir fraglich.) Der hat sie der Wittwe abgekauft.

Daß nun die östr. Regierung einiger Gedichte

Digitized by Google

wegen, die leicht vernichtet werden konnten, sich den Ankauf der Memoiren aufgeladen, glaube ich nicht. Glaube ich nicht, bis sie herausgegeben sind, und dann überzeuge ich mich noch, ob es Heines Schrift ist und glaube nicht, bevor ich sehe. Ebenso halte ich es mit den Gedichten. Der „Eingeweihte“ ist im besten Glauben, aber wer steht dafür, daß er nicht getäuscht wird? Er sagt ja selbst, daß er das Manuskript nicht gesehen hat.

Der Bruder kam, soviel ich weiß, erst 1854 nach Paris. Die Gedichte aber sollten 1848 entstanden sein. Wie hätte ich sie nicht kennen gelernt, da ich wiederholt Blatt für Blatt durchgegangen! Man bedenke nur, daß Heine so gut wie blind war, dabei immer feilte, ängstlich wegen dieses oder jenes Verses! Ich habe ihm jedes der Gedichte, die später im Romancero erschienen, wiederholt vorgelesen, weil er immer dies oder jenes prüfen wollte. Ich hätte diese Anti-Austriaca gewiß gesehen.

Mit herzlichen Grüßen
der Ihrige
Meißner.

Der Brief ist der Mitteilung sicherlich nicht unwert. Aber das Pro und Contra der ganzen Streitfrage sei bei diesem Anlaß nicht aufgerollt.

Als Jüngster mag das siebzigjährige Geburtstagskind, Wilhelm Busch, die Reihe beschließen. Wenn wir damit gegen eine sonst sorglich gewahrte Gepflogenheit dieser Zeitschrift verstoßen, nie Briefe von Lebenden zu bringen, so mag dies durch zwei Umstände entschuldigt sein: erstlich bedeutet die Mitteilung des Briefes wahrlich keine Indiskretion, und zweitens bietet er uns willkommenen Anlaß, auch unsererseits dem verehrten Künstler und Dichter unser Glückwunsch-Sprüchlein zu sagen. Einem Redakteur, der ihn um einen selbstbiographischen Aufsatz ersucht hatte, erwidert Wilhelm Busch vor nun fast vierzehn Jahren:

Wiedensahl, 15. Dez. 1888.

Geehrtester Herr!

Es scheint mir schon lange passend, außerhalb des gewöhnlichen Verlags Nichts zu veröffentlichen; nur bei biographischer Gelegenheit, wie Eitelkeit und Vortheil das zu erheischen pflegen, hab' ich mir bisweilen eine Ausnahme gestattet. Ich gab ein paar Notizen, ein paar Zeichnungen oder Gedichte her und dachte, es wird beiläufig schon recht werden. Erst neuerdings, als ich etwas genauer zusah, wurde mir's ganz klar, welche Schwierigkeit ein Lebensbild, oder auch nur ein Stück davon macht, wenn's so werden soll, wie's sein sollte, d. h. richtig. Daß einem nichts Absonderliches passirt ist, wie z. B. mir, das wäre nicht gar so anstößig; auch der allergewöhnlichste Gegenstand, im Licht und Gegenlicht, ist werth der Betrachtung. Aber eben dies Gegenlicht, die zur Deutlichkeit so hochnothwendigen Reflexe, da liegt's. Selbst Scharfsinn und Aufrichtigkeit, nach innen und außen, zureichend vorausgesetzt, kann ich mich jetzt, wie ich nun mal geworden bin, nicht mehr für berechtigt halten, die vielen Menschen, die ich liebe, oder gar die wenigen, welche ich ehemals haßte, so mir nichts dir nichts vor's Licht zu holen, um auch Alles in's Klare zu setzen. Und so schließe ich denn zwar ablehnend, doch mit herzlichem Dank für Ihre Freundlichkeit und mit aller Hochachtung als Ihr ergebenster Wilh. Busch.

Über welchen ernsten und tiefen Untergrund der scheinbar so leichtsinnige und burleske Humor Busch's hinspielt, hat gewiß auch ohnehin kein Kundiger verkannt; dieser Brief kann bestätigen, wie schwer der Künstler das Leben genommen hat und nimmt. Darum eben gehört er zu den wenigen echten Humoristen unserer neuesten Litteratur und hat die lauten Zurufe zu seinem 70. Geburtstag mehr verdient, als Mancher, dem Gleiches zu Teil geworden ist.

Litterarische Notizen.

— Sturm und Liebe. Gedichte von Emmy Destinn. Berlin W. Verlag von Karl Duncker, 1902. — Die Versasserin ist als Opernsängerin eine Künstlerin von ausgebreiteter Begabung. Als Dichterin ist sie eine Dilettantin, wie sie im Buche steht, sogar eine von der besonders schwachen Sorte. Wir bedauern, nicht anders urteilen zu können, aber das ist die Wahrheit. K. B.

— Mondveilchen. Gedichte von Sophie von Sichart. Brühl-Köln, Karl Martini. — Ganz schlechtes Zeug. Die Geschmacklosigkeit der Verse wird nur noch von der Ausstattung übertroffen. Hingegen ist in der Sammlung „Heiliges“ von Emanuel Zaeslin (Basel, Bruno Schwabe) die Ausstattung mustergültig, vielleicht nur etwas gar zu prunkvoll, aber auch hier taugt der Inhalt nichts. K. B.

— Vor dem Mast. Kleinigkeiten, aus dem großen Wasser geschöpft. Von John Wilmers. Illustriert von Willy Ströwer. Leipzig. G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. — In der That nur Kleinigkeiten, die nicht bloß durch den Stoffkreis, das Seemannsleben, an Wasser erinnern. Aber sie sind harmlos, einige lustig, und darum finden sie vielleicht Freunde, die nicht unsere pedantische Ansicht teilen, daß man in Buchform nur sammeln dürfe, was halbwegs von Wert ist. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Castle, Eduard, Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1902.

Pflügel, Richard von. Lieder eines Unmodernen. Wien. Internationale Anstalt für Litteratur u. Kunst. o. J.

Hellmut-Hell, Gestern und Heute. Gedichte. Berlin. M. Lilienthal. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kisling & Krüger, Berlin N.

Digitized by Google

Gedichte.

Von F. Ottmer.

Schweigen.

Was lehrt das Leben uns? Ach Weisheit nicht,
Entsagen nicht und nicht Verzicht,
Ein heißes Herz nicht still zu schlagen,
Nicht einen Feuergeist darnach zu fragen,
Ob er ein Ziel erreicht. Wir bleiben gleich
Vom Anfang bis zum Schattenreich.
Nur eine Kunst, die wir im Grab dann üben,
Zu üben haben in die Ewigkeit
Lehrt uns des Lebens bunter Reigen:
Schweigen.

Predigt.

Es dringt in die Kirche die Frühlingsluft,
Geschwängert von süßestem Blumenduft.
Es fluten herein durch die Fensterbogen
Der befruchtenden Sonne goldene Wogen,
In ihrem schwülen, berückenden Glanz
Dreh'n sich Mücken im wirbelnden Liebestanz.
Bis dicht an die offene Thüre heran
Drängt sich und rauscht der keimende Tann,
Es jagen sich auf zitternder Schwinge
Um den Altar taumelnde Schmetterlinge,
Und Vögel, kommend vom Hochzeitsfeste,
Bauen droben im Giebel eilig am Neste.

Was predigt der Priester im Angesicht
Von Saatenbrunst und Sonnenlicht,
Von Vogelschrei und Blütenduft?
Er donnert gegen die Sinnenluft!

Im Garten. . .

Im Garten mir gegenüber,
Da blüht es und duftet's und lacht.
In übersprudelnder Fülle
Ist der Frühling wieder erwacht.

Zwischen mir und dem üppigen Garten
Viel eiserne Pfeiler steh'n,
Die lassen mich nimmer dort drüben
Unter Palmen und Rosen geh'n.

Auf dem Brettchen vor meinem Fenster
Da pflanzte ich Blumen ein
Und pflegt' die bescheidenen Blüten
In Regen und Sonnenschein.

Mein erster Blick des Morgens,
Mein letzter Blick zur Nacht
Voll Liebe und voll Bangen
War ihnen zugedacht.

Nicht eine ist gediehen:
Der Sturm hat sie zerdrückt,
Der Hagel sie zerschlagen,
Der Blitz sie mir zerstückt!

Morgenfahrt.

Ich fuhr zum Bahnhof des Morgens früh
An einem häßlichen Tage,
Es waren erst wach zu dieser Stund'
Des Lebens Müh' und Plage.

Im kreischenden Wagen um mich herum
Saßen Leute mit mürrischen Mienen.
Es war ein grämlicher Winterstag,
So grau war mir keiner erschienen.

Da stößt es die Thür auf, und drängt sich herein
Mit hällegeröteten Wangen,
Auf dem Rücken den Ranzen, die Müh' im Genick,
Eine Schaar schulfahrender Rangen.

Das kichert und lacht, das pufft sich und tollt,
Das weiß nichts von Mühen und Plagen.
Und plötzlich durchflunkt's wie Sonne und Licht
Den düsteren, klirrenden Wagen.

Nachahmer.

Es neigte über einen Spiegel sich ein Antlitz
Voll Schönheit und voll Geist, so voller Seele,
Daß Harmonie aus jeder Linie sprach
Und Feinheit, zarter Duft und alle Grazien.
Und Einen, der das Antlitz in dem Spiegel
Gesehen, ergriff so heiße Lust darnach,
Daß er den Spiegel stahl. Doch als daheim
Er ihn enthüllte, hielt er zwar den Rahmen,
Der viel verschnörkelt war und reich an Zierrat,
In seiner Hand, jedoch das Glas war leer.

Der Mensch.

Es lag ein Mensch am Wegesrand,
Den der Blitz geschlagen, die Sonne verbrannt,
Den der Regen durchnäßt hat, den Krankheit zerwühlt,
Der nagenden Durst und Hunger fühlt,
Der Alles verloren, was er geliebt,
Für den es keine Heimat mehr giebt.

Ein Engel, Erbarmen im Angesicht,
Neigt gütig sich zu ihm und spricht:
„Was Du erflehst, sei Dir gegeben!"
Da stöhnt der Mensch voll Mühe: „Leben!"

Begegnung.

Ich traf auf meinen stillen, dunklen Wegen
Ein Weib mit sonnenhaftem Angesicht;
Vertraulich streckt sie mir die Hand entgegen:
„Kennst Du mich nicht?"

„Ich kenn' Dich nicht! Wie soll ich Dich begrüßen?"
Da zog sie eilig ihre Hand zurück
Und rief, indem sie floh auf raschen Füßen:
„Ich bin das Glück!"

Selma.

Es schwebte langsam hinab der Sarg,
Der ihre sterbliche Hülle barg,
Von weißen Bändern gehalten.
Es regte sich kein Laut ringsum,
Wir standen dabei andächtig und stumm,
Mit stillem Händefalten.

Wir sahen dem lautlosen Sinken zu
Und gönnten ihr die ewige Ruh,
Den Frieden ohne Fehle.
Da schwang aus dem offenen Grab hervor
Sich singend ein Vogel zum Himmel empor.
War das ihre Liederseele?

Digitized by Google

Zwei Geschichten.

Von Eduard Pfeifer.*)

Seine Villa.

Wenn die Partei, mit der er durch das gleiche politische Bekenntnis verbunden war und der er als publicistischer Anwalt ihrer Sache diente, wieder einmal eine Dummheit gemacht hatte — was nicht gerade selten vorkam — oder wenn ihm sonst im Leben — was leider auch nicht selten war — Widerwärtigkeiten über den Weg liefen, dann hatte er ein so seltsames, absonderliches Gebaben, daß in solchen Augenblicken sein sonst ganz normales Wesen geradezu als eine räthselhafte psychologische Merkwürdigkeit erschien. Widerfährt uns Erdenkindern eine unliebsame Überraschung, macht das Schicksal einen dicken Strich durch unsere Berechnungen und Pläne, wirft es uns ein schönes Kartenhaus über den Haufen, oder tritt uns das Stück Gemeinheit, das in der lieben Menschheit steckt, wieder einmal in besonders drastischen Beispielen vor Augen, dann wird uns unseren Mienen und Geberden gewiß Niemand lesen können, daß uns der Drang beseelt, die Verkörperung der Glückseligkeit darzustellen. In solchen Fällen hebt man ein bitteres Klagelied an — wenn man aus weichem Holz geschnitzt ist — oder man poltert und wettert und wirft vielleicht auch ein Tintenfaß an die Wand, wenn man aus hartem Holze ist.

Freund Willfried that weder das Eine noch das Andere. Kein Wort der Klage und auch kein Fluch kam über seine Lippen, wenn ihm Menschen und Leben Musterproben ihrer Jämmerlichkeit auftischten. Reihte an die Kette seiner bitteren Erfahrungen und herben Enttäuschungen sich ein neues Glied, dann blitzte wohl auch in seinen milden blauen Augen ein Wetterleuchten auf, aber zum Ausbruch kam sein Unmut nicht. Ehe noch die Zornröte, die seine Stirn entflammt hatte, verflogen war, spielte schon ein wundersames Lächeln um seine Mundwinkel, strahlte wieder heller Sonnenschein aus seinen Blicken und, was das Absonderlichste war, seine Züge nahmen geradezu den Ausdruck der Verzückung an.

So oft in meiner Gegenwart dieser Zustand der Verklärung bei Willfried eintrat, und das war bei allen Begebenheiten der Fall, die jeden anderen, auch den geduldigsten Menschen, um sein seelisches Gleichgewicht gebracht hätten, reizte mich mein Forscherdrang, dieses seltsame psychologische Problem zu ergründen. Dabei ging ich freilich nicht sehr diplomatisch zu Werke. Ich gab dem Verklärten kurzweg einen Rippenstoß, und wenn er da noch nicht aus seiner Verzückung erwachte, ließ ich meine Finger auf seiner Glatze Ballet tanzen — das Mittel half ihm immer aus dem Traume — und war der überirdische Glanz in seinem Auge verblaßt, dann erlaubte ich mir, mit höhnischem Lächeln die Frage zu stellen, wie er es denn anstelle, das unfaßbare Kunststück fertig zu bringen, bei einem Vorkommnis, das so direkt auf die Galle wirkt, wie ein Heiliger dazustehen. Die Antwort, die ich erhielt, war immer dieselbe: „Laß' mich in Ruh', das verstehst Du nicht, das ist mein Geheimnis!“ Mit diesem abweisenden Bescheide mußte ich mich zufrieden geben, und jahrelang blieb mir sein „Geheimnis“ unenthüllt.

Da geschah es eines Tages, daß ein Bannerträger unserer Partei, just in dem Augenblicke, als der Gegner im Sturmschritt gegen unsere Positionen vorging, die Fahne von sich warf, den Kampfplatz verließ und sich seitwärts in die Büsche schlug. Das politische Leben bringt ja manche

*) Wir entnehmen diese beiden Geschichten mit Genehmigung der Verlagshandlung (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin) den Ausfängebogen des demnächst erscheinenden Buches: Frau Eugenie. Heitere Geschichten von Eduard Pfeifer. Den Inhalt, der dem Buche den Titel gegeben hat, bilden heitere Skizzen aus dem Eheleben; daran reihen sich andere, aus denen wir die hier mitgeteilten ausgewählt haben. Wir sind überzeugt, daß sie ihrer Aufgabe, den Leser auf Buch und Verfasser hinzuweisen, wirksamer entsprechen werden, als es unsere Empfehlung vermöchte. D. Red.

Digitized by Google

schmerzliche und peinliche Überraschung mit sich, in diesem Falle aber war uns eine Enttäuschung bereitet worden, die uns vor uns selber bloßstellte. Wie fest und treu hatten wir an diesen Mann, an diesen „erprobten" Führer geglaubt, er war der Abgott unseres Vertrauens, und Freund Willfried, der wahrlich kein Götzendiener war, hatte zum Ruhme dieser vielgefeierten politischen Größe gar oft das Weihrauchfaß geschwungen und manches Loblied angestimmt. Und nun sprang dieser altverehrte „Gott" von seinem Piedestal kopfüber in die Pfütze kläglichster Alltäglichkeit. Als die Nachricht von diesem unrühmlichen Todessprunge in unserem Bureau einlief, brach in unseren sonst so stillen und gemütlichen Arbeitsräumen ein Entrüstungssturm los, der es an Vehemenz, vor allem aber bezüglich seiner Wahrhaftigkeit getrost mit jenen „elementaren" Entrüstungsstürmen aufnehmen konnte, die wir ab und zu in den Leitartikelspalten unseres Blattes toben ließen. Ich selbst war in diesem denkwürdigen Augenblicke von dem Versuche, aus der Haut zu fahren, so sehr in Anspruch genommen, daß ich keine Zeit fand, in den allgemeinen Zornruf der ganzen Redaktionsstube mit einzustimmen. Um aber mein Einverständnis mit diesem Empörungsausbruch zu bekunden, trat ich meinem braven „Dackl" auf den Schwanz, der natürlich prompt aufheulte und das melodische Entrüstungskonzert lieblich verstärkte. Erst als das betäubende Furioso dieser originellen Symphonie allmählig in ein wehklagendes Adagio überging, fiel mir auf, daß die Stimme Willfrieds fehlte, und sein sonorer Baritон hätte doch in diesem Rachechor naturgemäß die Führung haben müssen. Willfried war von der Selbstentgötterung des ersten der Penaten unseres Lagers ja mit am schwersten getroffen, er war sein treuester Apostel, sein ehrlichster, gläubigster Anwalt. Er mußte die Enttäuschung, die uns allen bereitet wurde, am schmerzlichsten, am bittersten empfinden.

In Anbetracht dieses Umstandes wird man es begreiflich finden, daß ich Willfrieds Zimmer mit der freudigen Hoffnung betrat, ihn „endlich einmal" außer dem Häuschen, vor Wut platzen, oder doch wenigstens einen Indianertanz aufführen zu sehen. Aber meine schöne Hoffnung wurde schmählich zu Schanden. Als ich die Schwelle seiner Klause überschritt, stand Willfried regungslos am Fenster, seine Augen, weitgeöffnet, leuchteten, als ob sie das Paradies erschaut hätten, um seine Lippen flatterte ein seliges Lächeln, seine Züge waren verklärt, von himmlischer Heiterkeit erfüllt, kurzum, mein alter Freund befand sich wieder im Zustande der Verzückung.

Das ging in diesem Falle vollständig über mein Begriffsvermögen. Rasch trat ich auf ihn zu, faßte ihn nicht gerade sanft an seinen Armen und schüttelte ihn wach. „Mensch", schrie ich ihn an, „das ist ja unerhört, hast Du denn Fischblut in Deinen Adern, daß Du bei einer solchen empörenden Blamage, die Dich vor Allen angeht, Deine Gemütsruhe bewahren und glückselig wie ein lüsternes Bräutchen lächeln kannst?"

Willfried fuhr sich mit der Hand über seinen ausgerodeten Haarboden, zuckte die Achseln, sah mich mitleidig an und gab mir den stereotypen Bescheid: „Laß mich in Ruh, das verstehst Du nicht, das ist mein Geheimnis!"

„Nein", rief ich, „diesmal gebe ich mich mit dieser Abfertigung nicht zufrieden, Du mußt mir endlich Rede stehen, mußt mir Dein „Geheimnis" offenbaren und erklären, wie es möglich ist, daß Du in Augenblicken, wo Du alle Ursache hättest, in flammende Entrüstung zu geraten, in diesen hypnotischen Zustand verfallen kannst?"

Willfried blieb stumm und strich sich mit Wohlbehagen seinen Bart.

„So sage mir doch wenigstens, woran Du eigentlich denkst, wenn Unverstand, Narrheit, Verräterei und Gemeinheit, die lieblichsten Begleiterscheinungen des Lebens, Dir den Weg kreuzen?"

„Woran ich denke? An meine Villa!"

„Soll das vielleicht ein Witz sein?"

„Nein, aber die Aufklärung, die Lösung des psychologischen Rätsels, die Du von mir verlangst. Und da ich mein Geheimnis", fuhr Willfried lächelnd fort, „nun schon halb enthüllt habe, so sollst Du, alter Plagegeist, damit Deine Neugier endlich befriedigt wird, Alles erfahren. Hier hast Du eine Redaktionscigarre, Henry Clay, mit Nachsicht der Cravatte und jedes anderen Identitätsnachweises, und höre."

Ich zog es aus guten Gründen vor, mir eine meiner Uppmanns anzuzünden, die zwar auch keine Uppmann war, aber doch in einem weit besseren Geruche stand, als unsere Redaktionsregie-Cigarre. Dann nahm ich in dem wackeligen Fauteuil Platz, der neben Willfrieds Schreibtisch stand, und Willfried, der sich in seiner ganzen Länge vor mir aufgerichtet hatte, begann:

„Du kennst die Insel Wilm, dieses herrliche Waldparadies, das der Südwestküste Rügens

Digitized by Google

vorgelagert ist. Du kennst die hundertjährigen Eichen, die breit verästeten Buchen, die dort von längst vergangenen Zeiten erzählen und mit den Wellen, die das kleine Eiland umspülen, Zwiesprache halten. Auch Du hast das geheimnisvolle Rauschen vernommen, das durch die Kronen der uralten Baumriesen zieht und sich mit den Seufzern und dem Brausen der See zu einer sehnsuchtsvollen ewigen Melodie vereint. Auch Du bist erschauert vor den knorrigen Giganten, die Jahrhunderte gesehen und Sturm und Wetter Stand gehalten, auch Du bist in Andacht versunken vor der Heiligkeit, der stillen Größe dieser unberührten Einsamkeit. Du weißt, auf der ganzen Insel, die man in zwei Stunden umgehen kann, steht nur ein einziges Haus, die Försterei. Im Sommer, während der Badesaison, betreten wohl ab und zu ein paar Menschen dieses weltentrückte Stück Erde; sie sollen mir willkommen sein, denn sie können mir nur sagen, wie gut ich daran gethan habe, sie zu meiden und in die Einsamkeit zu fliehen. Mein Glück heißt Alleinsein! Und nun erinnere Dich: Am Südrande der Insel, gerade dort, wo sie ihren höchsten Punkt erreicht und das Ufer jäh zur See abfällt, befindet sich, im Halbbogen von alten Eichen umschlossen, ein freier großer Rasenplatz, von dem man einen herrlichen, berückend schönen Ausblick hat. Vor Dir die blauende, wogende See, erst in weiter, weiter Ferne begrenzt durch einen im Nebel verschwimmenden grauen Strich — die Küste von Vorpommern mit den scharf aus dem Dunst heraustretenden Thürmen von Greifswald und Stralsund. Zur linken Hand das felsige Ufer von Mönchsgut und rechts, wie eine vorgeschobene Coulisse, der leuchtende grüne Forst des Wilm. Und dort, alter Junge, auf diesem wundervollen Erdenfleck steht meine Villa. Ein ganz schlichtes, einfaches Häuschen, selbstverständlich von geschmackvoller Stilart, ein netter Riegelbau mit Veranda und Thürmchen. Dort sitze ich, höre dem Flüstern des Waldes und dem Rauschen der Wellen zu, lasse mein träumendes Auge über die grünen Fluten schweifen, kraue, wenn mich die Lust anwandelt zu fabulieren, aus meiner Schublade alte Entwürfe heraus, um an den Spielereien meiner Jugend weiterzuspinnen, oder lege mir auch wohl neue Probleme zurecht und suche das Wunderland, wo die blaue Blume blüht. Glaub' mir, in meiner Villa läßt sich's leben. An sie denke ich, wenn Dummheit und Erbärmlichkeit mir den Weg vertreten oder wenn mir sonst im Leben etwas wider den Strich geht. Und damit hast Du die Erklärung, warum mich der Zorn nicht übermannen kann, warum ich gleichmütig und ruhig bleibe, wo Andere sich entrüsten oder doch die Entrüsteten spielen. Was kümmert mich die Welt, ihre Falschheit und ihre tückische Zwerggeisterei? In meiner Heimstätte auf dem weltfernen grünen Eiland thront das Glück und waltet der Friede! So, nun kennst Du mein Geheimnis und nimm Dir ein Exempel dran."

Ich war höflich genug, Willfried in seinem seltsamen Geständnis, das mich wie die wirre Rede eines Träumenden anmutete, nicht zu unterbrechen. Jetzt aber, da er mit der Erklärung seiner Verzückungsanfälle zu Ende war, konnte ich nicht mehr an mich halten und lachte aus vollem Halse. Das also war des Rätsels Lösung!

Willfried hatte die komische Wirkung der Preisgabe seines „Geheimnisses" offenbar nicht erwartet, er sah mich vorwurfsvoll an und nannte mich ein phantasieloses Kamel. Ich lehnte diese Ernennung natürlich dankend ab und gab ihm zu bedenken, daß man mit der Phantasie allein nicht durchs Leben kommen könne; wenn sie uns auch aus der Misere des Alltäglichen entführen kann, aus der Welt selbst kann sie uns doch nicht tragen.

„Das kommt," erwiderte Willfried ironisch lächelnd, „ganz auf die Flugkraft der Phantasie an, meine Phantasie trägt mich auch über die Welt, wenigstens über die hinweg, die Ihr Pfahlbürger Euch erbaut und eingerichtet habt. Im Übrigen wirst Du mir zugestehen, daß auch ich das Recht habe, nach meiner Façon selig zu werden."

„Gewiß, alter Knabe, auch Dir kannst Dir Deine Glückseligkeit bereiten, wie sie Deinem Geschmack entspricht, und ich wünsche Dir von Herzen, daß Deine Villa auf dem Wilm aus dem Reiche Deiner Träume bald in den Bereich der Wirklichkeit rücken und in greifbarer Wahrheit vor Deinem Auge stehen möge. Vorläufig sitzen wir Beide noch fest in der Tinte und Lenten unseres Berufes ist es wohl überhaupt nicht beschieden, Landhäuser zu bauen."

Ich stand bereits unter der Thür, um wieder in meiner anstoßenden Klause an die Arbeit zu gehen, da rief mir Willfried fröhlich nach: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Meine Villa wird gebaut, verlaß Dich darauf! Zu einem billigen Riegelbau muß es auch unsereins bringen können!"

Digitized by Google

Ungefähr ein Jahr nach diesem Disput — Willfried war eben von seiner Urlaubsreise, die ihn diesmal in die Schweiz geführt hatte, zurückgekehrt — saßen wir selbander bei schäumendem Pschorrbräu in unserer Stammkneipe. Willfried erzählte von seinen Reiseerlebnissen, brach aber seinen Bericht plötzlich ab und sah nachdenklich vor sich hin. Dann that er einen kräftigen Schluck, setzte seine Cigarre wieder in Brand, klopfte mir auf die Schulter und sprach mich mit einem leisen, verlegenen Lächeln also an:

„Ich muß Dir eine Neuigkeit mitteilen, die Dich gewiß überraschen wird. Um es gleich heraus zu sagen: Ich bin mit meiner Villa übersiedelt. Da oben auf der Insel Wilm paßt mir die Geschichte doch nicht so recht. Diese maritime Gegend ist ja wundervoll, aber doch um einige Nuancen zu melancholisch. Mein Ideal ist jetzt der Vierwaldstädter-See, dort, ganz unten in dem romantischen Winkel von Brunnen, wo die beiden Mythen majestätisch in den Himmel ragen, wo die herrlichste Straße der Welt, die Axenstraße, beginnt, und der schneebedeckte Bristenstock sich auftürmt, dort habe ich mich niedergelassen, dort steht jetzt die Villa, an die ich denke, wenn die Quälgeister des Lebens auf mich loshämmern und mich ärgern wollen."

Gegen diese Übersiedelung hatte ich natürlich nichts einzuwenden, Willfried hatte zweifellos einen guten Tausch gemacht, zu dem ich ihn als ehrlicher Freund aufrichtig beglückwünschte und ihm zugleich das Versprechen gab, daß ich der Erste sein werde, der es sich in seiner Villa, sobald sie — erbaut ist, bequem machen wird.

Leider sollte ich um die schöne Hoffnung, einmal einen Sommer am Vierwaldstädter See verträumen zu können, bald betrogen werden. Schon nach Jahresfrist war Willfried mit seiner Villa wieder übersiedelt. Diesmal hatte er sich im Thüringerwalde, am Fuße des Inselsberges, in anmutigen, idyllischen Friedrichsroda niedergelassen. Aber auch dabei blieb es nicht. So oft er von seinen Ferienreisen zurückkam, hatte er eine andere Wahl getroffen. Einmal hatte er sich für Nervi, ein andermal für Kitzbühel, dann für Palanzza am Lago Maggiore, für Gardone am Gardasee, für Molde in Norwegen und für noch manches andere vom Himmel gefallene Stück Erde entschieden.

Aber eines Tages mußte ich doch daran glauben, daß es Willfried mit seinem Villenprojekte ernst nahm. Er kam von Südtirol zurück und kaum hatten wir den ersten Gruß gewechselt, da zog er ein Papier aus seiner Brusttasche und überreichte es mir mit triumphierendem Lächeln: „Da lies, Du Skeptiker, ich bin Grundbesitzer geworden!"

Mißtrauisch entfaltete ich das Papier, doch mein Zweifel war sofort gebannt, ich hielt einen veritablen Kaufvertrag in den Händen. Willfried war wirklich Grundbesitzer geworden. Er riß mich mit ungestümer Freude an seine Brust und jauchzte laut auf: „Ja, traue nur Deinen Augen, es ist Wahrheit, greifbare Wahrheit, nun wird es wirklich Ernst, jetzt habe ich auf Gottes weiter Welt den Fleck gefunden, der mein Paradies ist und es bleiben wird, jetzt werde ich mit meiner Villa nicht mehr übersiedeln, jetzt steht sie fest, in längstens fünf Jahren — so lange muß ich leider noch den Tagesschronisten spielen — ist ihr Grundstein gelegt."

„Na Glück auf! ich wünsche Dir nur, daß Dich Dein Kaufvertrag nicht reuen möge!"

„Niemals, alter Junge, niemals! Es giebt nichts Schöneres auf der Erde als das kleine, malerische Nest, das ich jetzt zu meinem buon Retiro erwählt habe. Unten im rebenumsponnenen Eisackthale klebt es wie ein Schwalbennest an der schroff aufsteigenden Felswand, auf der einst die gastliche Burg des sangeskundigen Leuthold von Sachen stand. Der Harfenklang, der einst dort oben beim edlen Wettstreit der Minnesänger ertönte, zieht noch heute durch das Thal, freilich ist er nur Menschen vernehmbar, die mit dem Herzen hören, die die wundersamen, geheimnisvoll geflüsterten Melodien verstehen, die dort, von Lichtwellen getragen, durch den blauen Äther zittern. O, es ist unbeschreiblich schön, dieses märchenhafte Bild weltvergessener Romantik und naiver Größe. Zwischen steil ansteigenden Rebengeländen rauscht und braust der Eisack, des Brenners wildes Kind; hoch über seine grünen Uferberge ragen die Zinken und Zacken der Dolomiten empor, die in der Abendsonne blutrot in den Himmel flammen. Und in dieser zaubervollen Landschaft steht meine Villa! Auf einer Bergwiese leuchtet sie heraus aus dem dunklen Grün uralter Kastanien. Dort hause ich, dort lebe und liebe ich, ja stanne nur, auch lieben, nicht nur leben will ich, denn in dieses Paradies gehört ein Weib, da kann, da darf ich nicht allein sein. Aus den strahlenden Augen meiner Gefährtin will ich ewige Wonne, selige Vergessenheit trinken, will mit ihrer Hilfe mir

Digitized by Google

die Welt erbauen, wie ich sie träume in stillen Stunden!“

Jahre waren vergangen, unsere Wege hatten sich getrennt, nicht unsere Herzen. Wir blieben einander verbunden, so selten wir uns auch sahen und so selten wir uns schrieben. Es war an einem milden, wehmütigen Frühjahrstage als ich nach langer Zeit von Willfried wieder Nachricht erhielt. „Ich habe mich,“ so schrieb er, „aus dem rauhen Norden in den sonnigen Süden geflüchtet, in mein trauliches Nest im Eisacktal. Meine Villa ist fertig und ich werde sie wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen beziehen können, richtiger beziehen müssen. Sie sieht freilich ganz anders aus, als ich sie geplant hatte. Ein Muster an Einfachheit: sechs Bretter, das ist alles. Der Rest ist Schweigen! Was ich Dir zu sagen habe, weißt Du selbst. Bewahre mir die Treue, wie sie Dir der Sterbende bewahrt hat, der Dich zum letzten Male grüßt. Ich gehe mit dem tröstenden Glauben von der Welt, daß es eine Macht giebt, die stärker ist, als der Tod. Denn mächtiger als der große Sieger ist die Hoffnung, die uns das Leben erst lebenswert erscheinen läßt, die es mit Träumen verschönt, wie ich sie geträumt habe, und uns die Luftschlösser baut, wie ich sie gebaut habe. Lebe wohl! Mein Traum ist zu Ende.“

Johannes Moorvogel und seine ungeschriebenen Werke.

Johannes Moorvogel! Ein ebenso seltsamer wie unbekannter Name. Selbst in Kürschners „Deutschem Literatur-Kalender“, dem reichhaltigsten Verzeichnis unbekannter Größen, wird man ihn vergebens suchen. Und doch hat der Mann mit diesem unvermerkt gebliebenen merkwürdigen Namen gerechten Anspruch darauf, wenn auch nicht unter den lorbeergeschmückten Bewohnern des Parnasses, so doch unter der tausendköpfigen Schar jener wagemutigen Wanderer genannt zu werden, die verruchten, den steilen Gipfel ewigen Ruhmes zu erklimmen. Johannes Moorvogel hat das gute Recht, sich über seine Zeit und sein Schicksal zu beklagen, aber so übel ihm auch mitgespielt worden ist, so hat es doch seine sehr guten und triftigen Gründe, wenn Johannes ein aller Welt unbekannter Mann geblieben ist, und sollte noch Einer sein, der wie ich genaue Kenntnis von der seltsamen Art Moorvogels hat und in das Geheimnis seines Lebens eingedrungen ist, der müßte gleich mir zugestehen, daß, so gerecht die Ansprüche dieses Ungenannten an Brockhaus, Meyer, Kürschner u. s. w. auch sein mögen, in diesem Falle der Öffentlichkeit der Vorwurf einer Unterlassungssünde nicht gemacht werden kann. Bei dem wunderlichen Geschick, das meinem Freunde nun einmal beschieden war, finde ich es vollkommen erklärlich, daß sein Name niemals die Öffentlichkeit beschäftigt hat. Ja, ich muß billigerweise noch weiter gehen und bekennen, daß ich mir absolut nicht denken kann, wie Johannes Moorvogel auch hätte bekannt werden sollen. Der von einem ganz ausgesuchten Pech verfolgte Mann hatte zunächst das Unglück, daß er von den wenigen Menschen, die der Zufall in seine Nähe geführt hatte und die in der Lage gewesen wären, über sein Dasein Auskunft zu geben, niemals bei seinem wahren Namen genannt wurde. Wenn ich heute die Mitglieder, die mit mir dem kleinen Kreise angehört haben, in welchem Johannes Moorvogel in der Blütezeit seines hohen Strebens verkehrt hat, fragen würde, ob sie sich unseres ehemaligen Genossen Namens Moorvogel noch zu erinnern wissen, sie würden mich gewiß verwundert anblicken und kopfschüttelnd antworten: „Moorvogel? nein, der Name ist uns gänzlich fremd!“ Und wenn ich dann den gedächtnisschwachen Freunden mit einer Personsbeschreibung des vergessenen Kameraden zu Hilfe käme, dann würden sie wahrscheinlich lachend ausrufen: „Ja, nun kennen wir den Mann, aber unter dem Namen Moorvogel hätten wir ihn nie erkannt, denn unserer Zeit und in unserem Kreise hieß er ja nie anders als Johannes der Träumer.“ Und das war in der That der Fall. Johannes der Träumer war und blieb der im engen Kreise genannte Name des in der großen Welt niemals genannten Moorvogel. Man wird schlankweg zugeben müssen, daß „Johannes der Träumer“ allerdings eine „Firma“ gewesen ist, die nicht gerade prädestiniert schien, weit und breit bekannt zu werden. Nun kann man freilich mit gutem Grunde erwidern, daß trotz aller Sonderbarkeit dieses zur Aufnahme in ein Celebritätenregister wenig geeigneten Namens der Träger desselben schließlich doch hätte bekannt werden müssen, wenn er durch seine Thaten, seine Werke die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt haben würde. Sehr richtig! Aber die Werke Moorvogels! In diesen Werken liegt ja gerade das ganze Unglück dieses seltsamen Mannes: sie waren von höchst eigentümlicher, wunderlicher Art und es hat eine ganz merkwürdige Bewandtnis um dieselben.

Digitized by Google

Von Moorvogel selbst ist nicht zu erwarten, daß er jemals von sich, seinem Leben und seiner Arbeit sprechen wird; aber ich als der einzige Mitwisser seines Geheimnisses, als der vertrauteste Zeuge seines Strebens, habe die Pflicht, diesen bisher gänzlich unbekannten Mann aus seiner tiefdunklen Verborgenheit an das Licht der Öffentlichkeit zu ziehen und um der Gerechtigkeit willen der Welt zu sagen, was ihr dieser Unbekannte und Ungenannte geworden wäre, wenn —

Wenn? Ich will erzählen, was ich mit Johannes Moorvogel erlebt habe, und diese Erzählung wird zugleich die ausreichende Antwort auf die vorstehende Frage sein. Seltsam und sonderbar wie Alles an Johannes Moorvogel war auch die Art, wie ich mit ihm bekannt wurde. Die seligsten Erinnerungen werden in mir wach, wenn ich der Zeit gedenke, als dies geschah. Es war — mit wonnigem Weh schreibe ich den Namen nieder — in Heidelberg. Der Frühling hatte wieder sein „duftig Brautgewand“ um die ewig schöne, unvergleichliche Neckarstadt gewoben. In heller Maienpracht flutete das Sonnenlicht in meine stille Klause und scherzte mit den alten, halb vermoderten Schmökern, die rund um mich herumlagen. Hier Actenstaub, schimmlige Gelahrsamkeit und Moderduft, draußen prangender Frühling, eine lachende, fröhliche Welt und ich ein junges Semester: „Da bleibe wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!“ Hinauf zum alten Schloß, dann über die Molkenkur auf den Königsstuhl, um von höchster Zinne das grünende Neckarthal und seinen Frühling zu grüßen. Und nach dieser verdienstvollen Arbeit hinunter zum waldumrauschten „Kohlhof“ auf einen wohlverdienten Schoppen.

Ich befand mich bereits auf dem Wege zum „Wohlverdienten“, als ich plötzlich aus dem Gehölz heraus eine Stimme vernahm, die wie ein angstvoller Hilferuf die lautlose Waldeinsamkeit durchhallte. Hier war offenbar ein Mensch in große Not geraten, und es galt, ungesäumt Hilfe zu bringen. Ich brach sofort mitten in das Dickicht hinein, nahm, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, meinen Knotenstock in festen Griff und ging rasch der Richtung der Stimme entgegen. Da wieder ein gellender Aufschrei, dann eine kurze unheimliche Pause und darauf weiche klagende Töne. Ohne der dornigen Brombeerbüsche zu achten, die an meinen Kleidern herumfetzten, stürmte ich vorwärts; die Klagelaute waren verstummt, der letzte Seufzer vielleicht schon ausgehaucht, nur noch wenige Schritte von mir entfernt konnte sich die Stelle befinden, wo im Augenblicke gewiß Entsetzliches geschehen, und ich kam zu spät, das Furchtbare zu verhüten. Da, Gott sei Dank, wird es unmittelbar vor mir wieder laut, es ist noch Rettung möglich, aber meine Füße versagen mir plötzlich den Dienst, ich bleibe wie angewurzelt stehen, denn, o heiliger Alexander! es ist kein Zweifel mehr, ich höre — fünffüßige Jamben! Ich war darauf gefaßt, Zeuge eines Verbrechens zu werden, und nun war mir vielleicht die schätzenswerte Aussicht eröffnet, die Bekanntschaft des gefeierten Vortragsmeisters Alexander Strakosch machen zu können. Ich wußte, daß der vielwandernde Recitator die Gepflogenheit haben soll, zuweilen auch vor Buchfinken, Drosseln und dem Sprachmeister des Waldes eine Vorlesung zu absolvieren, und ich durfte sonach wohl glauben, daß der Declamator im dunklen Dickicht Niemand anders sein könne, als der unvergleichliche Interpret des melancholischen Dänenprinzen. Natürlich blieb ich nun hinter dem Buschwerk stehen, um die Fortsetzung des interessanten Vortrages abzuwarten. Aber erst nach einer geraumen Weile ließ sich die Stimme wieder hören; aber jetzt klang sie rauh und stockte, und wie ich sie wieder mit voller Deutlichkeit vernehmen konnte, da wurde mir leider auch klar, daß es nicht die zaubergewaltige Stimme von Alexander Strakosch war. Ich hörte einige abgehackte, unzusammenhängende Sätze und dann folgte laut durch den Wald hallend der zornerfüllte Ausruf:

„Bis daß der Kaiser mir zu Füßen liegt,
Und wie ein Bettler mich um Hilfe fleht!“

Hatte ich es mit einem Verrückten zu thun? Das waren Worte, die mir wohl die Vermutung aufdrängen mußten, daß sie von einem Narren gesprochen wurden. Ich beschloß der unklaren und nicht gerade heimlichen Situation ein rasches Ende zu machen. Ich trat schnell durch das Buschwerk durch und befand mich nach einigen Schritten auf einer kleinen Lichtung. Und Ang in Ang vor mir stand ein hochgewachsener Junge mit einem hellblonden, flammigen Vollbart, lockigem, flachsfarbigem Haupthaar, einem rosigen Gesicht und sanften wasserblauen Augen. Der junge Mann, den die unerwartete Störung ganz außer Fassung gebracht zu haben schien, sah mich verdutzt und verlegen an, und da ich dieser harmlosen Erscheinung gegenüber auch nicht mehr im Zweifel darüber sein konnte, daß ich es mit keinem

Digitized by Google

Narren, sondern schlimmsten Falls mit einem im Stadium der Inspiration befindlichen Dichter zu thun hatte, so fühlte auch ich mich durch diese wider Erwarten höchst einfache Lösung der geheimnisvollen Situation für einen Augenblick betroffen, und in dieser gegenseitigen Verlegenheit standen wir uns eine ziemliche Weile wortlos gegenüber. Endlich wurde mir aber doch klar, daß es an mir sei, mich bei dem lautgewordenen Poeten oder angehenden Recitator ob meines Eindringens in seine Phantasien zu entschuldigen. Ich erzählte ihm kurz, warum er in seinen Deklamationen durch mich gestört wurde; er hörte mir ruhig zu, wurde aber dabei noch verlegener als zuvor. Sein Gesicht war purpurrot geworden und, die Augen auf den Boden heftend, sprach er mich nach mehreren mißglückten Versuchen, seine Fassung wiederzugewinnen, endlich also an: „Ich bitte, mein Herr, nicht Sie, sondern ich habe eine Entschuldigung vorzubringen. Ich scheine Ihnen durch meine allzu lauten Deklamationen dochcinige Aufregung und Sorge verursacht zu haben und bitte dieserhalb recht sehr um Verzeihung.“

Selbstverständlich protestierte ich gegen diese demütige Abbitte, und da mir der junge Mann, den ich auf so seltsame Art entdeckt hatte, in seinem ganzen Wesen als ein interessanter, origineller Kerl erschien, so zögerte ich nicht länger, mich ihm in aller Form vorzustellen. Darauf Pause und neue Verlegenheit meines Gegenüber. Schon wollte ich mich mit kurzem Gruß entfernen, als langsam und stammelnd die Antwort kam: „Ich bitte Sie, mir es nicht übel auslegen zu wollen, wenn ich nicht sofort auf Ihre freundliche Vorstellung, für die ich Ihnen sehr dankbar bin, geziemenden Bescheid that, allein ich trage einen so eigentümlichen und sonderbaren Namen, daß ich ihn gar nicht gern nenne. Ich heiße nämlich — aber bitte lachen Sie nicht — Johannes Moorvogel, bin hoch oben in Norddeutschland zu Hause und meines Zeichens Candidatus Philosophiae.“ — „Aber,“ entgegnete ich, „an Ihrem Namen ist doch nichts so Ungewöhnliches, es giebt Leute, die damit noch viel schlimmer daran sind; im Übrigen freut es mich, in Ihnen einen Kommilitonen und Fachgenossen gefunden zu haben, und ich würde mich noch mehr freuen, wenn unsere hier auf eine so originelle Art zustande gekommene Bekanntschaft zu einer dauernden führen würde.“

Als Antwort auf mein freundschaftliches Anerbieten erhielt ich von Johannes Moorvogel die Versicherung, daß er sich herzlich gern meiner Gesellschaft anschließen würde, zumal ihm das Talent fehle, sich selbst bekannt zu machen und Freunde zu suchen. Meiner Einladung folgend trat Moorvogel den Heimweg mit mir an und bald hatte er so viel Zutrauen zu mir gefaßt, daß er mir ohne Aufforderung vollen Aufschluß über die Situation gab, in der ich ihn getroffen hatte. Er gestand mir, wie ich richtig vermutet hatte, poetische Anfälle zu haben, und er glaube den Beruf in sich zu fühlen, Dichter zu werden. Natürlich trug sich Johannes Moorvogel, wie Alle, die nach der Höhe des Parnassos streben, bereits mit dem Plane, als Erstlingswerk ein fünfaktiges Drama zu schreiben. Billiger wird es von Anfangsdichtern ja nicht gethan. Moorvogel erklärte mir, nicht nur das Gerippe, sondern auch schon einzelne Scenen seines Dramas in seiner Phantasie bereits völlig ausgearbeitet zu haben, und was ich von seinen Deklamationen im Walde gehört habe, wären Stellen aus der geplanten Tragödie gewesen, der selbstverständlich ein historischer Stoff zu Grunde liege, und welche den Titel „Heinrich der Löwe“ tragen werde. Nun verstand ich freilich auch den zornerfüllten Ausruf: „Bis daß der Kaiser mir zu Füßen liegt und wie ein Bettler mich um Hilfe flcht.“ Dem trotzigen Welfenfürsten wird ja ein ähnlicher Ausspruch nacherzählt.

Johannes entwickelte mir Scene für Scene seines Zukunftsdramas, er sprach mir ganze Dialoge vor, und was er mir mitteilte, war in der That so wirksam und packend, daß meine Skepsis bald aus dem Felde geschlagen war und der Überzeugung Platz machte, daß Johannes Moorvogel thatsächlich mit einer echten, vielversprechenden Phantasie und einem starken, poetischen Talent begabt sei. Wir wurden bald vertraute Freunde und so oft wir zusammenkamen, und das war fast täglich, bildete natürlich das „Zukunftsdrama“ unseren hauptsächlichsten Gesprächsstoff. Nach einer Zeit, wo ich annehmen konnte, daß Johannes das in seiner Phantasie ja längst fertige fünfaktige, historische Trauerspiel nun auch schon zu Papier gebracht habe, bat ich ihn, mir einen Einblick in das Manuscript zu gestatten. Dieses gewiß begreifliche Ersuchen hatte aber zu meinem nicht geringen Erstaunen eine ganz merkwürdige Wirkung. Johannes stand mit einem Gesicht vor mir, als wäre er eben aus den Wolken gefallen; seine Augen stierten mich angstvoll und blöde an, und um Mund und Nase spielte ein

Digitized by Google

Zug, der nicht gerade geistreich zu nennen war. Es war ein grotesk-komisches Jammerbild, das Freund Johannes in diesem Augenblicke bot, und es war mir rätselhaft, wie meine harmlose, ganz selbstverständliche Anfrage eine so heillose Verwirrung anrichten konnte.

„Aber lieber Johannes," so brach ich endlich das peinliche Schweigen, „mein Ersuchen scheint Dich ja völlig aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben; wenn Dir dasselbe indiskret erscheint, nun dann schlage es rundweg ab; ich weiß ja, daß junge Dichter ihre Manuscripte, die ihnen heilig sind, nicht gern aus der Hand geben. Also paßt es Dir nicht, mich Dein Drama lesen zu lassen, nun gut, ich werde Dir deshalb nicht gram sein."

„Ach nein," antwortete Johannes mit bebender Stimme, „wie gern, wie herzlich gern würde ich Dir das Manuscript der Tragödie einhändigen, ich hätte das ja auch schon ohne Aufforderung gethan, aber ich habe — ich habe noch keine Zeile niedergeschrieben."

„Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Und doch ist es so!"

„Ja, Mensch," entgegnete ich ärgerlich, „wie kann man nur ein im Geiste thatsächlich schon vollendetes Werk so lange mit sich herumtragen. Ich glaube, bei den Gedanken, die Du im Schädel hast, müßte eine geradezu dämonische Gewalt Dich an den Schreibtisch fesseln."

„Das ist," jammerte Johannes, „ja Alles wahr und richtig; ich wache auch ganze Nächte bei meinem Pult, gebe die Feder nicht aus der Hand, tauche sie tausendmal ein, zerbeiße das Gestell, bekleckse hunderte Bogen von Papier, aber —"

„Nun was aber?"

„Ja, dieses Aber, dieses furchtbare Aber! Ich will Dir später einmal Alles erklären, was Du jetzt an meiner Antwort rätselhaft finden mußt; im Augenblick nimm mit dem Geständnis vorlieb, daß mich schon seit geraumer Zeit wieder ein neuer, hochdramatischer Stoff beschäftigt. Ich hoffe gewiß, bald in der Stimmung zu sein, mein Drama „Heinrich der Löwe" niederzuschreiben, aber jetzt denke ich Tag und Nacht an meinen „Cesare Borgia". Das ist ein Vorwurf, noch weit interessanter und dankbarer als mein erster Plan."

Ich verhehlte Johannes nicht, daß ich von dieser Eröffnung wenig erbaut sei, und forderte ihn nachdrücklich auf, doch erst die eine Arbeit zu vollenden, ehe er sich einer zweiten zuwende.

Ja, antwortete mir Johannes, das erscheine zwar sehr logisch und plausibel, aber an seiner Stelle würde ich doch nicht anders handeln; er könne dem Drange nicht widerstehen, zunächst das Thema zu absolvieren, das ihn am meisten fessele, und dieses sei jetzt das, wie kein anderes zur dramatischen Verwertung geeignete Leben Cesar Borgias.

Johannes war für diesen Vorwurf Feuer und Flamme und mit wachsendem Eifer legte er mir die Grundzüge seines neuen dramatischen Planes dar. Alles, was er mir davon sprach, hatte Hand und Fuß, es war ein durchaus kunstgerechter Entwurf einer schon stofflich ins Großartige gehenden Tragödie. Ich konnte nicht umhin, meinem genialen Freunde zu seinem neuen vielversprechenden Projekt herzlich Glück zu wünschen, und war nach der eben vernommenen hochinteressanten Darstellung fest überzeugt, daß mir zweifellos das Glück zuteil geworden sei, den zukünftigen, größten Dichter Deutschlands meinen Freund nennen zu können. In meinem jugendlichen Enthusiasmus trug ich mich bereits mit der stolzen Hoffnung, in der zukünftigen Biographie des auf dem Wege zur Unsterblichkeit einherschreitenden Freundes als dessen treuester Genosse und erster Zeuge der Entstehung seiner Jugendwerke genannt und damit auch unsterblich zu werden. Leider sollte ich mich dieser Hoffnung nicht allzu lange freuen. Johannes that nichts, um mich in meinem schönen Glauben zu bestärken, und ein Glaube, der nicht gefördert wird, fängt rasch zu wanken an.

Monate waren verstrichen, und je weiter die Zeit vorschritt, um so seltener und spärlicher wurden die Mitteilungen, die mir Johannes von dem Fortgange seines Dramas machte. Zu seiner Entschuldigung nahm ich an, daß er nur darum zurückhaltender geworden sei, weil er vielleicht schon den Tag bestimmen konnte, an welchem er mich mit dem vollendeten Werke zu überraschen gedachte. Aber so geduldig ich auch wartete, die Überraschung wollte nicht kommen. Meine Neugier war auf das Höchste gespannt, ich mußte über den Stand der Dinge Gewißheit haben, und so richtete ich darum eines Tages, kurz entschlossen, die Frage an Johannes, ob er es denn mit unserem freundschaftlichen Verhältnis vereinbar finde, mir seine offenbar längst bis zum letzten Auftritt gediehene Tragödie länger noch vorzuenthalten.

Du lieber Gott! Da stand sie wieder vor

Digitized by Google

mir, die mitleiderregende Jammergestalt. Mit meiner Anfrage nach dem Befinden Borgias hatte ich denselben Effekt erzielt, wie seinerzeit mit meiner Erkundigung über „Heinrich den Löwen“. Mit thränenfeuchtem Blick gestand mir Johannes, er hätte, wiewohl seit jenem Tage, da er mich in in seinen neuen dramatischen Plan einweihte, fast ein Jahr verstrichen war, auch noch keine Zeile seines Borgia niedergeschrieben.

Nach dieser Enthüllung, die mich so unerwartet traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel und die mir eine schmerzliche Enttäuschung bereitete, wußte ich zunächst nicht, ob ich Johannes mit einem gellenden Hohngelächter oder einer ernsten, würdigen Strafpredigt antworten sollte. Ich that Beides. Ich hielt ihm eine spottgetränkte Philippika und forderte eine ausreichende Rechtfertigung.

Johannes versuchte, sich wieder damit zu entschuldigen, daß ihn ein neuer Stoff noch fester gepackt habe, und zwar sei er diesmal daran, ein Epos über die „Hunnenschlacht“ zu schreiben. Ich verzichtete auf die Bekanntschaft mit diesem neusten Entwurfe und erklärte meinem phantasiereichen Freunde, seinem edlen Dichterstreben nicht früher wieder mein Interesse zuwenden zu wollen, bevor ich nicht ein Kind seiner Muse in der Hand halte.

Wir blieben trotz dieses Zwischenfalles gute Freunde, und das war umso eher möglich, als mich Johannes nun nicht mehr mit seinen poetischen Projekten behelligte. Das war nur noch einmal der Fall, und zwar kurz vor unserer Trennung. Johannes hatte sich entschlossen, an einer anderen Universität seine Studien zu vollenden. Je näher der Tag unseres Abschiedes heranrückte, umso elegischer und sentimentaler wurde unsere Stimmung, und auf diese weichherzige Verfassung sündigend, versetzte mir Johannes eines schönen Abends, da ich auf seinem Zimmer weilte, sein neuestes Projekt. Er plante wieder ein fünfaktiges historisches Trauerspiel, das sich nach seinem Helden „Ulrich von Hutten“ nennen sollte. Ich ließ anfangs geduldig Alles über mich ergehen, was mir Johannes von dem Entwurfe seines Renaissance-Dramas zu sagen hatte, aber im Verlaufe seiner Mitteilungen wurde ich von der Sache doch so gepackt, daß mein stark erschütterter Glaube an den Dichter Johannes Moorvogel wieder neu gekräftigt wurde. Mit dem feierlichen Versprechen, daß mir schon in wenigen Wochen das Manuskript von „Ulrich von Hutten“ zugehen werde, reiste Johannes ab.

* * *

Es war manches Jahr ins Land gegangen, aber ich hatte weder das Manuskript der großen Renaissancetragödie, noch sonst eine Zeile von meinem Freunde erhalten. Alle meine Briefe hatte er unbeantwortet gelassen. Niemand wußte Auskunft über ihn, Johannes Moorvogel war und blieb verschollen.

Da führte mich eine Ferienreise nach einer großen norddeutschen Hafenstadt, und als ich dort eines Abends einer Vorstellung im Theater beiwohnte, glaubte ich meinen Augen nicht trauen zu können, als ich bei einer zufälligen Wendung plötzlich meinem Johannes ins Gesicht sah, der wenige Reihen hinter mir saß. Auch er hatte mich bemerkt und erkannt, und wir verließen sofort unsere Plätze, um draußen im Vestibül mit herzlicher Begrüßung unserer Freude über das unvermutete Wiedersehen Ausdruck zu geben. Natürlich ließen wir die Vorstellung laufen und suchten uns eine stille Ecke in einer nahegelegenen Weinstube. Johannes war ein stattlicher, ernster Mann geworden, aber trotz der tiefen Kummerfalten, die seine Stirn furchten, und trotz des dünn gewordenen Haupthaares war noch Jugendlust in seinen Augen, die just noch so träumerisch dreinsahen wie ehedem.

Johannes bestand darauf, daß ich zuerst von meinen Erlebnissen berichte. Nun, die waren rasch erzählt, und da ich begreiflicherweise neugierig war zu erfahren, was aus dem Dichter Johannes Moorvogel geworden sei, so schloß ich meinen Bericht mit der scherzhaften Aufforderung an Johannes, mir nun unverzüglich sein Trauerspiel „Ulrich von Hutten“ zu übergeben, das bis zur Stunde noch immer nicht in meinem Besitze sei.

Johannes stützte wehmütig lächelnd seinen Kopf in die Hand, blickte eine Weile stumm vor sich hin und begann dann: „Ja, „Heinrich der Löwe“, „Cesare Borgia“, „Die Hunnenschlacht“, „Ulrich von Hutten“, „Lodovico Sforza“, „Karl XII.“, „Josephine Beauharnais“, „Mirabeau“ und wie sonst noch die Titel meiner zahlreichen ungeschriebenen Werke heißen mögen! Gott sei Dank, jene furchtbare, qualvolle Zeit ist überwunden! Du siehst mich staunend an, ich erscheine Dir rätselhafter als je zuvor, aber Du wirst mich bald verstehen und begreifen. Du weißt, wie emsig, wie ruhelos meine Phantasie gearbeitet hat.

Digitized by Google

Ich sah die Gestalten, die ich schildern und zeichnen wollte, die lebendig über die Bühne schreiten sollten, leibhaftig vor mir, ich hörte sie sprechen, sah sie handeln; vor meinem geistigen Auge stand jede Scene meiner geplanten Tragödien bis auf die kleinste Einzelheit fertig da, aber sowie ich die Feder zur Hand nahm, um in Wort und Schrift die bunten dramatisch bewegten Bilder festzuhalten, und die Monologe und Dialoge, die mein geistiges Ohr soeben gehört, ja, die ich selbst nachgesprochen hatte, niederzuschreiben, da war mit einem Schlage der holde Zauber zu Ende, meine Helden erschienen mir als markloſe, nüchterne Gesellen, als hohle Puppen und, was sie sprachen, war ödes, gedankenloſes Zeug. Die vernichtende Selbstkritik mit ihrer Pedanterie, ihren tausend Bedenken und Nörgeleien hatte sich mir zur Seite gestellt, und fortgewischt wie mit einem Schwamm waren die leuchtenden, farbenprächtigen Bilder der Phantaſie. Die aber ließ sich ihre Arbeit nicht verdrießen. Was immer auch die neidische Selbstkritik zerstören mochte, die nimmer rastende Phantaſie flocht ihr Traumwerk weiter und hatte an Stelle der eben in grauen Dunst zerflossenen bunten, reich belebten Welt rasch eine andere geschaffen. Jahrelang ließ ich mich von diesem tollen Spuk zum Narren halten, immer wieder versuchte ich das Traumwerk festzubannen, mit brennender Stirn saß ich Nächte hindurch bei meiner Lampe, ich quälte mich ab, die dahinstürmenden Gedanken in feste Formen zu zwängen, aber all mein Mühen war vergebens, aus meiner Feder floß nicht ein einziges Wort. Ich hörte, sah und empfand Alles, was ich niederschreiben wollte, aber mir gebrach es an der bildenden, formenden Kraft, ich fand keinen Ausdruck für meine Empfindungen und Gedanken. Ich war ja kein Dichter und sollte keiner werden, ich war nur ein Märtyrer meiner Phantaſie. Und dieses Martyrium hat mich bis hart an die Grenzen des Wahnsinnes, bis zu dem furchtbaren Entschlusse geführt, dieses verlorene, qualvolle Leben fortzuwerfen."

Tief bewegt ergriff ich die Hand meines unglücklichen Freundes, der mir aber keine Zeit ließ, meine Teilnahme auszusprechen.

Johannes erwiderte meinen Händedruck, that einen kräftigen Schluck und nahm seinen Bericht sofort wieder auf. „Also", erzählte er weiter, „ich war in der That dahin gekommen, daß ich mich mit dem Gedanken trug, in das bessere Jenseits auszuwandern. Mit meinen Träumereien hatte ich so viel Zeit vertrödelt, daß mir keine Zeit übrig geblieben war, an das Nächste und Notwendigste zu denken. Ein unsterblicher Dichter war aus mir nicht geworden, wohl aber ein armer Teufel, der nicht wußte, wovon er den nächsten Tag leben sollte. Ich war in bitterer Not und sann, eines Tages ziellos durch die Straßen dieser Stadt schlendernd, eben wieder darüber nach, wie ich am schmerzlosesten von dieser Welt Abschied nehmen könnte, als mich plötzlich Jemand bei meinem Namen rief. Ich blickte auf, und vor mir stand ein alter Freund meines verstorbenen Vaters. „Johannes", sprach er mich in seinem breiten Plattdeutsch an, „was geiht denn mit Dir vor, Du liegst jo ganz schmaakig drein." Der gute Alte ließ mich nicht früher los, als bis er vollen Bescheid hatte, wie es um mich stand. Als ich mit meinem Bericht zu Ende war, klopfte er mir teilnahmsvoll auf die Schulter, tröstete mich, versprach mir Hilfe und verabschiedete sich mit der Zusage, daß er sich sofort auf den Weg machen werde, mir vorläufig eine Stelle im statistischen Bureau der Stadt zu verschaffen. Im statistischen Bureau! Ich mußte helllaut auflachen, aber dabei flossen mir die Thränen über die Wangen wie einem Schuljungen, dem man seinen Butterstollen genommen hat. Im statistischen Bureau sollte meine Laufbahn enden. Das war freilich ein tragi-komischer Abschluß meiner erträumten Dichter-Carrière. Aber was wollte ich denn? Ich suchte ja den Tod, und hielt er mir denn jetzt nicht seine Hand entgegen? Eingeschlagen! Eine bessere Gelegenheit, mich mit Ehren aus dem Wirrsal meines Lebens herauszuziehen, konnte ich ja gar nicht finden. Und dabei brauchte ich nicht einmal zu sterben, ich selbst durfte weiter vegetieren, aber meine Phantaſie, die mich gemartert, gefoltert und gehetzt, der war der Tod beschieden. Im statistischen Bureau würde sie sicher der tödtenden Zahlenarbeit erliegen und ihr Grab finden. Gott sei Dank, sie hat es gefunden und ruht im Frieden!"

Johannes erhob sein Glas und mit mir anstoßend rief er fröhlich aus: „Nun kennst Du das Geheimniß meines Lebens, nun weißt Du warum meine Werke ungeschrieben geblieben sind, Du kennst mein Unheil und meine Heilung! Und wenn Du sehen willst, was mich ganz gesund gemacht hat, dann besuche mich morgen in meiner Behausung, begrüße meine kleine, runde Frau und meinen vierjährigen Jungen. Zwar wohl, meinen Jungen! Der tröstet mich für all mein Mißge-

Digitized by Google

schick, denn hier täusche ich mich nicht, der Schlingel besitzt, was seinem Vater fehlte, bildende Kraft und Formtalent. Und Phantasie hat er, mehr als er brauchen kann."

Natürlich folgte ich der freundlichen Einladung und fand ein trauliches, fröhliches Nest, zwar kein Dichterheim, wie ich hoffte, daß es meinem Freunde einst beschieden sein würde, aber ein herzgesundes, bürgerliches Familienglück. Der Mensch kann selbst als Statistiker zufrieden werden. Johannes Moorvogel, der Märtyrer seiner Phantasie, ist gewesen und seine ungeschriebenen Werke folgen ihm nach. — Es lebe Moorvogel der Statistiker!

Sonntag draußen.

Weiche, müde Sommerruh,
Kaum ein Windhauch will mich necken.
Blütenschwere Rosenhecken
Bücken mir verschlafen zu.

Sonntagskinder wandeln weiß
Durch den gold'nen Ährensegen,
In den jungen Seelen regen
Lieb und Glück die Schwingen leis'.

Und dazwischen wiegt Musik,
Fern vom Schießstand Schüsse krachen,
Alle Menschen singen, lachen —
Welt, wie strahlt Dein Sonntagsblick!

Friedrich Castelle.

Im Mai.

Die Vöglein sangen im Buchengrün,
Die Falter spielten so lustig — kühn
Im goldenen, sonnigen Maien.
Wir wandelten fröhlich Hand in Hand
Und pflückten die Blumen am Waldesrand
Wie glückliche Kinder, zu Zweien.

Da sprachst in traulicher Waldesruh'
Du liebend zu mir das erste Du.
O goldener, sonniger Maie!
Die Vöglein hörten's im Buchenhain;
Dum sollst Du immer mein eigen sein,
Du Liebe, Du Gute, Du Treue.

E. Dieckhöfer.

Vor dem neuen Lenz.

Kann ich es nicht mehr begrüßen,
Daß die ersten Blumen sprießen,
Wie in alter Zeit?
Seid ihr wirklich fortgegangen,
Tage mit den Rosenwangen
Und dem grünen Kleid? —

„Ja, wir sind dahingegangen,
Sind auf ewig Dir verrauscht.
Aber trockne Deine Wangen!
Hast ja — Andres eingetauscht
Für die Rosen: Reiche Fülle,
Die des Geist's Verlangen stille,
Weise Mäßigkeit
Wie im Hassen so im Lieben,
Und die Hoffnung ist geblieben —
Grün wie unser Kleid."

Friedrich Kroff.

Entdeckung.

Ich war ein Kind. Der Kampf war meine Lust,
Die schwere Rüstung und die Ritterschaar,
Die Helden, die dem Tod die eig'ne Brust,
Das heil'ge Grab zu retten, boten dar.
Beim Namen „Richard" ward das Herz mir warm,
Ich liebte den Erob'rer treu und fäl,
Der heimwärts zog, nachdem sein Siegerarm
Ein ganzes Halsband Köpfe abgemäht.
Ich nahm die Farben einer Schönen an,
Imm Säbel ward der Stock in meiner Hand,
Und ich beschritt des Blumenkrieges Bahn,
Gar manche Knospe rollte in den Sand.
Dann schuf ich unterm freien Himmelszelt
In meinem Chrone eine Bank aus Moos,
Aus Zweigen ward die Krone hergestellt,
Verächtlich war mir andrer Herrscher Los.
Glück und Entzücken blieb ich immer gleich,
Doch eines Tages kam ein junges Kind,
Ich bot mein Herz ihm an und Hof und Reich,
Selbst meine Schlösser, die im Monde sind. —
Die Kleine ruhte beim Kastanienbaum,
Ich freute mich an ihrer Schönheit Zier;
An ihrer Seite saß ich wie im Traum,
Und fremde Welten gab ihr Auge mir.
Warum sind Traum und Fröhlichkeit dahin,
Seit ich das liebe, blonde Mädchen sah?
Fragt nur Columbus, wie ihm war zu Sinn:
Der Lebel riß, und — eine Welt lag da.

Aus dem Französischen des **Guy de Maupassant** von **Walter Kaehler.**

Digitized by Google

Das Rendezvous.

Laß mich nicht warten an der Straßenecke!
Die fremden Leute kommen, kommen, geh'n
Mit Blicken, die mir durch die Seele späh'n.
Laß mich nicht warten an der Straßenecke!
Ich sehe in den Nebel, wie er graut,
Da werden alle bösen Zweifel laut,
Spottdrosseln in der Seele Liederhecke.
„Ich weiß, daß Du wie alle andern bist,
Ich weiß, jetzt eben hast Du wen geküßt,
Ich weiß —"

Da kommst Du winkend um die Ecke.
Und warm und glücklich hängst Du mir am Arm
Und ziehst mich plaudernd in den dunklen Schwarm.
„Für diesmal, weil ich keine Schuld entdecke
In Deinem Lachen — will ich Dir verzeih'n.
Doch laß mich fürder nicht zu lang allein —
Laß mich nicht warten an der Straßenecke!"

Paul Wertheimer.

Leichenzug.

Schwarzgraue Wolken, regenschwer und bleiern,
Hinjagen schnell auf ihren luft'gen Wegen,
Und aus den windverfetzten, grauen Schleiern
Tropft unablässig schwerer, kalter Regen

Dazwischen tollt der Sturm, die letzten Blätter
Zerrt er vom Baum, umbraust von dumpfen Chören;
Es ist, als wollte Gott in diesem Wetter
Voll Zornes plötzlich seine Welt zerstören.

Und durch das große Sterben und Vergehen
Schwankt hin ein Leichenzug die nasse, weite,
Verlass'ne Straße; träg die Gäule gehen,
Kahl grinst der Sarg, bleich ist das Grabgeleite . . .

Karl August Hückinghaus.

Wünschen und Wähnen.

Land und Leute hätt' ich gern
Und ein lachend Angesicht —
Land und Leute hab ich nicht,
Und das Lachen ist mir fern.

Manchmal nur im Abendschein
Denk ich an ein liebes Kind —
Und da trägt der Sommerwind
Düfte mir ins Zimmer ein.

Und da hab' ich hoben Sinn —
Und dann glaub' ich selber nicht,
Daß ich nur ein armer Wicht
Und kein reicher König bin.

Land und Leute hab' ich dann,
Prunkpaläste, Gärten licht . . .
Und die Fürstin kommt und spricht:
„Seid gegrüßt, geliebter Mann!"

Christoph Flaskamp.

Ergebung.

Meine Hoffnungen, die armen Vögelein,
Flatterten kühn in die Wolken hinein,
Auf eilenden Schwingen zur Sonne hinauf,
Denn ach! wer hielte die Fliehenden auf?

Aber der rauhe Jäger, die Wirklichkeit,
Hatte gleich Bogen und Pfeile bereit;
Mit Hohnlachen schoß er sie alle herab,
Und weinend schmückt' ich mit Blumen ihr Grab.

Chr. Rodeck.

Ein canadischer Bootsgesang.

Nur mall eint Abendglockenklang
Unserm Ruderlahl sich und Fahrtgesang.
Schon hüllt die Dämmerung den Uferwald ein,
Drum laßt uns Sankt Anna ein Scheidelied weih'n.
Rudert, ruderl, der Fluß wogt blank,
Die Stromschnellen nah'n und die Sonne sank.

Gern spannt' ich unser Segel auch,
Doch kränkelt die blaue Flut kein Hauch.
Nur, wenn der Wind weht ab vom Strand,
Süß ruh'n dann Ruder und müde Hand.
Weht, Lüftchen, weht, der Fluß wogt blank,
Die Stromschnellen nah'n und die Sonne sank.

Ulawas' Flut! dies Wondgeklirr
Sieht bald uns durchzieh'n Dein Strudelgewirr.
Grüninsel-Heiliger! hör' uns geschwind,
Um Kühle wir flehen und günstigen Wind.
Weht, Lüftchen, weht, der Fluß wogt blank,
Die Stromschnellen nah'n und die Sonne sank.

Aus dem Englischen des **Thomas Moore** von **Max Kiesewetter.**

Digitized by Google

Braut des Lebens.

Ein Kind noch war ich, da zum ersten Mal
Mir Einer sagte: „Arme Braut des Lebens.“
Ich lachte drob und stürmte in die Weite
Und fühlte meine Flügel — meine Flügel.
Dann kam die Liebe und sie flogen hoch
Und fliegen, fliegen — doch wie Bleigewicht
Fing sich das Leid darin und zog sie nieder.
Doch unten war ein Sumpf, der Schlamm des Lebens.
Die Liebe sank darein, doch immer neu
Stieg ich empor — die ewige Lebensbraut,
Und sucht' in jeden Menschenauges Grund
Die Glut von meiner Glut. —

Da fand ich ihn,
Wir wurden Eins und flogen in den Himmel,
Bis ihm die Glut zersprengt den sterben Leib.
Am Boden lag ich, irr nach Lethe suchend . . .

Und wieder trieb mich auf die Lebensglut
Nach Flammen willenlos, durch das Wellental.
Ist glaubt' ich sie zu finden, meine Flammen,
Doch, was so herrlich in die Nacht gelodert,
Strohfeuer waren's, kleine Sinnenflämmchen,
Das ewige Feuer nicht, das mich durchglüht,
Mich Lebensbraut, mich nimmerfalle Willis.

So such' ich denn — und Jahr um Jahr zerrinnt,
Die Schwingen wollen steigen, fordern Blut
Und Kraft und Mark, in gleichen Lebensbränden
Und schleppen lang in Kot und Staub und Jammer.

Da nahl sich eines Tags ein dunkler Gast,
Verzehrend preßt er mich in starken Armen.
„Mein Bester kommt, Isolde harrt auf Dich,
Du Glut von meiner Glut, Du starker Tod.
Mach' Deine Lebensbraut nun hungerstill.
In unser dunkel — dunkeln Hochzeitsnacht
Stärk' ihr die Schwingen für die Ewigkeit!“

Hermine von Preußchen.

Die Flüchtige.

Nachbars schwarzer Sausewind
Macht mir Kopfherbrechen,
Niemals ist das schöne Kind
Mit Vernunft zu sprechen.

Dinge, die mir wichtig sind,
Läßt es nicht erklären
Oder knixt und flieht geschwind,
Um mich nicht zu stören.

Aber gestern, meiner Treu',
Kam sie just geflogen,
Habe ich sie eins — zwei — drei
In den Arm gezogen.

Und ihr einen Vers zuletzt
Auf den Mund geschrieben,
Klang der Reim, — und ganz entsetzt
Ist sie steh'n geblieben . . .

Karl Nowak.

Johannestag.

Weiche, warme Sommerfülle
Und das Herz so enge,
Süßer, voller Rosenduft
Blumen rings in Menge.
Auf den Blättern Sonnengold
Himmelsbläue drüber,
Weiches Lüftchen flüstert hold
Über's Gras herüber.

Füllt Dich armes Menschenherz
Wünschen und Verlangen?
Jedes Blatt jauchzt himmelwärts,
Selig im Empfangen.
Willst der Schöpfung Krone sein,
Dich das Höchste wähnen
Und dabei nennst Du allein
Ungestilltes Sehnen.

Dora Hornau.

Abend im Vorfrühling.

Nun senkt die Sonne müd' die Strahlenflügel
Und breitet Purpurschleier auf die Welt.
Goldwolken gleiten über grüne Hügel,
Auf die gigantenhaft ihr Schatten fällt —

Bald ist der Tag in blaue Nacht versunken.
Von fern klingt leis ein Abendläuten her.
Des Himmels Wölbung strahlt von gold'nen Funken
So wunderselsam, feierlich und hehr.

Rotkehlchen flüstert noch im nahen Garten
Sein Nachtgebet — Dann wird es ringsum still —
Es ruht die Welt, um Träume zu erwarten,
Darinnen König Lenz sich zeigen will — — — —

Heinrich Becker.

Digitized by Google

Die Schwalbe.

Als ich heut früh das Feld durchfuhr,
Am Birkenwald vorbei,
Sah hoch vom Telegraphendraht
Ein Schwälblein auf die grüne Saat
Und in den gold'nen Mai.

„Ach Schwälblein, liebes Schwälblein mein,
Was gudst es denn so sehr?
Knapp angethan auf's beste,
Mit Frack und weißer Weste,
Als ob's ein Hofcal wär'.

Herunter von dem luftigen Sitz!
Herab ans Deiner Kuh'!
Mein Gaul ist flink wie Gemsen.
Flieg mit! fang' ihm die Bremsen!
Fang' zu und immer zu!"

Da wandte sie das Köpflein links
Und hob die linke Schwinge
Und kraßte unterm Flügel sich
Mit ihrem Schnäblein Läuberlich,
Als ob sie dort was singe.

Und sprach: „Verschroben ist Dein Witz.
Meinst Du, ich will bequemen
Mich nach der Menschen Art und Sinn
Und fliegen her und fliegen hin,
Um Dienst und Zwang zu nehmen?

Fahr' Du nur fort von Ort zu Ort,
Daß Ehr' und Lohn Dir's bringe
Vom Rather Staat. Mich freut die Saat,
Ich flöge frei auf meinem Draht
Und singe, singe, singe."

Otto Michaeli.

Das Leuchten.

Einsam lag ich, krank und still.
Meister Gram war auf Besuch.
Letzter blasser Tagesschein
Fiel erlöschend auf mein Buch.

Jetzt . . . . . noch sah ich kaum die Lettern.
Jetzt . . . . . auch kaum noch das Papier.
Immer dunkler ward's um mich,
Immer dunkler auch in mir!

Dieses immer tief're Dunkeln
Fürchtest Du, o Seele, sehr!
Ahnend jene letzte Fahrt
Nach dem uferlosen Meer!

Plötzlich — welch ein seltsam Leuchten
Flog mir über Buch und Hand?
O welch' Wunder sah ich da,
Als ich jäh mein Haupt gewandt!

Eine Wolke glitt vorbei,
Wie ein segellohes Boot —
Hoch und einsam, kühn und frei,
Glühend, abendrotdurchloht.

Wie sie flog, die Lichte, Hohe,
Hat sie mir den Gruß gesandt.
Einen Abglanz ihrer Lohe,
Leuchtend über Buch und Hand.

In mein Dunkeln brachte ihr Leuchten
Diesen letzten Gruß mir dar.
Dieses Leuchten vor dem Dunkeln,
Wie beseligend das war!

Käme doch auch meiner Seele
Solch ein Leuchten, hell und hehr,
Eh' sie fährt die letzte Fahrt
Nach dem uferlosen Meer! — — —

Franz Carl Ginzkey.

Waldesdämmern.

Hier laß uns ruhen, wo im stillen Thal
Der rote Klee den Purpurteppich breitet,
Wo von der Abendsonne warmem Strahl
Ein letztes Leuchten um die Hänge gleitet.

Rings ward es still. Und in der Ferne schwindet
Der Ton, der von den lauten Menschen spricht.
Nun achte wohl: des Waldes Göttin windet
Den letzten Schleier sich vom Angesicht.

Denn wie ein reines Weib sich einem giebt,
Nun ihm der Schöpfung Meisterwerk zu zeigen,
So thut der Wald dem Treuen, der ihn liebt,
Sich ganz nur kund in Einsamkeit und Schweigen!

Schon will der Vögel munt'rer Sang verklingen,
Aus dunklem Laube lugt das Reh hervor.
Und aus dem wegesmüden Herzen ringen
Sich leise Wünsche zum Gebet empor.

Julius Koch.

Sprüche.

Nichts andres kann der Tag Dir bringen,
Als was Du selber ihm gebracht.
Mag sie Dir glücken oder mißlingen,
Dein ist die That, die Du vollbracht.

Das Leben ist ein hartes Muß
Und gleicht oft einer tauben Nuß,
Die kostete den besten Zahn
Und war nichts d'rin und war nichts d'ran.

Hans M. Grüninger

Digitized by Google

Erwartung.

Es schweigt der Wald . . . . .
Mit stummen Bwergen
Lauschen die Tannen,
Im Haselbusch rührt sich kein Blatt.
Das Eichhorn sitzt reglos
Mit erschrockenen Augen,
Verstummt sind die Kehlen
Der zwitschernden Waldvöglein all.
Nur hie und da ein
Banger, zagender Laut,
Wie wenn die Dämmerung kommt
Mit grauen Flügeln.
Kein Käfer summt, keine Mücke schwirrt,
Es ruht der Wald
In horchendem Schweigen,
In schweigendem Harren.

So ruh' auch ich.

Bewegungslos,
Mit stockendem Herzschlag,
Ich athme kaum.
In mir lauscht jede Fiber,
Jeder zuckende Nerv.
In erlösendem Warten
Entflieht meine Seele
Und irrt körperlos,
Suchend in Sehnsucht
Durch den sterbenden Wald.

— — — — — — — — — — —

Da plötzlich
Durch die Stille
Ertönt ein Schritt.
Ein Schrei . . . . .
Zwei Arme umfangen mich
Und hochauf rauscht der Wald
In jubelndem Entzücken.

Jenny von Reuß.

Flamme.

Wohin lenkst Du, wilde Flamme,
Die Du meine Seele füllest,
Ruhlos, rastlos in dem Rätsel
Namenloser, trüber Tage?
Wohin treibt Dein Glutenodem
Meine kaum erstand'nen Wünsche
Und beflügelt mein Verlangen,
Leid und Leidenschaften weckend? . . .
Sprengt ein Lavastrom mein Fühlen,

Peitscht ein Samum all' mein Blut auf?
Winmer winkt ein froh Verharren!
Und es weichen die gestörten
Gaukelbilder meiner Sehnsucht
Und die Zuflucht wahnl vergebens! . . .
Schicksalsflamme, hart und dröhnend
Hallt der Sturmschlag Deiner Schwingen;
Du verfengtest ja das letzte
Blütenstäubchen meiner Seele! . . .

Leo Grünstein.

Mondzauber.

An des Himmels blaudunkelnder Muschel
Ruht der Mond, eine schimmernde Perle.
Tausend schimmernde Strahlenbrücken
Baut er nieder nach meinem Herzen.

Und auf ihnen wallen hernieder
Tausend verklärte, selige Geister,
Die mein Herz mit bebend empfundenen
Himmlischen Schauern der Ewigkeit füllen.

Alexander Pache.

Morgendämmern.

(Geschrieben 1859.)

Zum erstenmal nicht kräht der Hahn,
Jetzt ruft er wie Prophetenstimmen,
Schon losch der Mond, schon steigt heran
Vom Bosporus ein röllich Glimmen.

Noch harrt die Welt in stiller Wacht,
Noch hört man nicht die Glocken schlagen;
Noch wird es bald nach langer Nacht
Für alle Zeiten strahlend tagen.

Mein Rußland, auf! Laß vor dem Glanz
Des Heilands seine Feinde bleichen.
Schlag an die Glocken von Byzanz,
Dich segnend mit des Kreuzes Zeichen.

Klang der Verheißung, töne Du!
Es lauscht und harrt der ganze Osten.
Nicht länger soll in feiger Ruh'
Das Russenschwert, das blanke, rosten.

Wer trotzet, Riese, Deinem Schlag?
Und willst Du nur, wer darf uns rauben
Den uns verheiß'nen Schicksalstag
Mit einem Zaren, einem Glauben!

Aus dem Russischen des Tjutschew von **Hans Gerschmann.**

Digitized by Google

Nocturne.

Der Trank war süß, den Deine Hand mir bot,
Berauschend süß — in meinem Herzen lohl
Geheime Feuersglut und frißt und frißt,
Bis daß mein Herz in Staub zerfallen ist.

Als Du die Schale lächelnd mir gereicht,
Da war mein Herz so stark, so frei, so leicht —
Nun ich den Atem Deiner Lippen trank,
Ward meine Seele schwach und zag und krank.

Das süße Gift, das mich so elend macht,
In meinen Adern kreist es Tag und Nacht,
Und Du, die mir's gereicht, Du hast gewußt,
Daß ich so feig und elend werden mußt'.

Du hast's gewußt — und ließt es doch geschehn —
Mit kühlem Lächeln hast Du zugesehn,
Wie tief die Sehnsucht mir am Leben zehrt
Und wie die Schuld nicht stirbt, die Dich begehrt —

Und wie ich täglich, stündlich reuevoll
Gelobe, daß mein Herz entsagen soll,
Und wie ich dennoch, müd' und todeskrank,
Aufs Neu' Dich anfleh' um den gift'gen Trank.

Georg Edward.

Meine Saat.

Mein Schweigen hat köstliche Schätze gereift
Nun weiß ich: Mein Herz ist voll Segen und Garben,
Die nie noch ein Wort aus Leben verraten
Und nie ein verlangender Blick gestreift.

Den Keim hat ein dunkler Schmerz mir geschenkt,
Von dem nur die schweigenden Lächte wissen
Und die schimmernde Saat, die aus Finsternissen
Sich garbenflutend zum Leben gedrängt.

In den stillen Stunden spür' ich, wie welch
Die goldenen Halme sich heben und senken,
Durchschreit' ich des Abends in frohem Gedenken
Mein heimliches, seliges Königreich.

Und ich fühle den Segen wie spendendes Licht,
In dem meine Kräfte sich mehren und schwellen
Und machtvoll sich einen wie Rauschen von Quellen,
Das die träumende Ruhe der Wälder durchbricht.

Und ich horche tiefselig, drin Alltag entwandt,
Der Kräfte und Feste wildseligem Reigen,
Der in mir erklungen.. Doch mein fürchtendes Schweigen
Behütet mein Reich als schirmende Wand.

Stefan Zweig.

Virgatum gehen *)

Schaut, wie's der kleinen Bande gefällt
Unter den Büschen und Weiden,
Als wäre ein Festtag die ganze Welt.
Schaut, wie das tollt und lacht und sich bückt:
Der Herr Lehrer hat sie herausgeschickt,
Sie dürfen sich Ruten schneiden.

Unser aller Lehrer, das Leben, bringt
Uns manche berauschenden Freuden.
Und wir kosten sie, von Begierde beschwingt,
Und merken nicht in der taumelnden Luft,
Daß wir für die Zukunft, uns unbewußt,
Die bittersten Ruten schneiden!

Eugen Lirsch.

Sprüche.

Fuchs und Gans,
Grel' und Hans,
Hund und Wurst,
Faß und Durst,
Apfel und Aff'
Köchin und Pfaff',
Mägd' und Herren
Soll man nicht zusammensperren.

Freudlos und leidlos, gedankenlos sein,
Still animalisch: Stammtischverein!

Nimm die Dinge, wie sie sind,
Und Du bist — gemein.
Klug nicht, aber edel, Kind,
Nimm sie, wie sie sollten sein.

Wenn der Abt die Karten mischt,
Würfeln die Kapuzen.
Werden sie dabei erwischt,
Werden sie ihm trutzen.

Th. Vulpinus.

*) Virgatum gehen, altes Sommerfest der Volksschulen, bei welchem die ganze Kinderschar nach dem Wald geführt wurde, um sich mit Spielen zu vergnügen und die Ruten (virga) zu schneiden, welche zur Aufrechterhaltung der Zucht nötig waren.

Digitized by Google

Sonnenuntergang.

Noch schwebt um Deine schmalen Wangen
Der Abendröte letzter Schimmer.
Das Auge glänzt in stillverklärtem Glücke,
Und Deine schlanken, weißen Hände ruh'n im Schoße.
Du träumst! — — — Hin über ferne Baumeswipfel
Zieh'n wehmutübergossen Deine Blicke.
Ein letzter Sonnenfunkenschwarm
Huscht spielend über Deinen blonden Scheitel.
Den herben, nie entweihten Mund — — —
Dort hinten geht die wilde Sehnsucht schlafen.

Die Baumeswipfel rauschen leise,
Und Vogelstimmen tönen schwach herüber — — —
In Deiner Seele wogt kein heißer Kampf,
Nur Abendfrieden ist in Deinem Herzen,
Das ahnungslos die zartverhüllten Knospen
Der Liebessonne Kuß erschließen.
Du breitest Deine Arme unbewußt
Der neuen Morgenröte schon entgegen;
Um Deine Lippen schwebt ein still Gebet,
Auf Deinem Haupte liegt's wie reicher Segen!

Edgar Reimerdes.

Venezianische Nachtfahrt.

Langsam zieht ein schwarzer Kahn
Durch die stille Wasserbahn — —
Unter des Löwen schirmender Wacht
Hebt San Marcos heilige Pracht
Alt' der Kuppeln und Türme Dan
Hoch ins lichtgefältigte Blau.

Neben ihr ragt, in Marmor gefaßt,
Säulengetragen, der Dogenpalast!
Über das Fenster im gotischen Bogen
Kommt ein Mondesstreif gezogen . . .
Sacht zum andern Bord hinüber
Gleitet die Gondel; hell, als ruhte
Linder Glorienschein darüber,
Leuchtet die Kirche Maria Salute!
Und nun blüht der Paläste Kranz!
Flimmernd in weißem, in farbigem Glanz,
Träumen sie still von altem Glücke . . .
Marmorn spannt Rialtos Brücke
Über die Breite den kühnen Bogen!
Leis' an die Ufer schlagen die Wogen . . .
Weiter und weiter! Und immer noch reiht
Ein Palast sich neben den andern,
Zeugen verwehrter, großer Zeit — —
Wirft Du nicht müde, mein Blick, zu wandern,
Immer zu Neigen, Dich zu neigen?
Tagerhellt im silbernen Strahl
Schau' ich Säulen und Portal,
Kranzgesims und Giebel schimmern — —
Aber nur selten in den Zimmern
Funkelt ein Licht auf; Nacht und Schweigen . . .

Der meergebietenden Herrengeschlechter.
Der Scharlach rauscht, es huldert die Seide;
Im Goldhaar glitzert das Edelgeschmeide;
Diamant, Smaragd, Saphir, Opal
Durchfunkeln mit leuchtendem Feuer den Saal . . .

Von der großen Straße schwenkt
Lautlos ab mein Kahn und lenkt
In die engen Wassergassen,
Weltverborgen, still, verlassen.
Bläulich fällt des Mondes Feuer
Auf verwittertes Gemäuer,
Rankt sich d'rum das Epheublatt;
Der Laterne Schein fließt matt . . .
Aus dem Zwielicht, altersgrau,
Hebt sich ab ein morscher Bau,
Blickt wie fragend zu mir her —
Kenne Dich: Palast Falier . . .
P. Falier, unsel'ger Mann,
Erster in dem Kreis des Rats,
Haupt des freien Adriastaates —
Hast Du nicht genug daran?
Blendet Dich der gold'ne Reifen?
Bach der Krone willst Du greifen?!
Hüt' Dich! Leicht um Dich geschieht's
Ist es: rastlos wachen die Zehn,
Ziehn Dich vor ihr Blutgericht —
Und Erbarmen kennen sie nicht.
Flüchte Dich! Rasch! — Es ist zu spät.
Dumpfe Glocken . . . letztes Gebet . . .

Die Augen schließ ich: Vom Balkon
Erklingt der Mandoline Ton.
Der Alt schwankt; bei frohem Gelage
Schwärmen sie bis zum lichten Tage.
Da strömt und funkt die Rede dahin,
Bunt sonniger Scherz, nun tiefer Sinn!
Da schmücken das Fest erles'ne Geister,
Der Künstler Heerbann! Allen voran
Der Farbe unerreichte Meister:
Paul Veronese, Tizian . . .

Und um sich schart im Feenpalast
Catarina Cornaro, der Heimat Gast,
Die Königin Cyperns, Söhne und Töchter

Immer weiter zieht mein Kahn
Auf der schmalen Wasserbahn;
Schatten huschen die Mauer entlang —
Und da schau' ich hoch ihn schweben,
Den geschlossen, dunklen Gang,
Der so manchen für sein Leben
Abgetrennt von allem Glücke:
Schaue ich die Seufzerbrücke. — —

Totenstill ward's allgemach,
Kaum, daß noch eine Seele wach.
Ab und zu verwirrte Stimmen,
Einzelne Lichter . . . auch sie verglimmen . . .

Eduard Fehre.

Digitized by Google

Heinrich Heine und Gabriel Riesser.

Mit einem Briefe Heines.

Von **Karl Emil Franzos.**

Man muß viel wissen, um zu erkennen, wie wenig man weiß. Das ist der Stand der Heine-Forschung von heute. Noch vor einem Menschenalter galten Leben und Charakter Heines durch Strodtmanns große Biographie für immer klargestellt. Heute wissen wir von dem Dichter unendlich viel mehr, und doch liegt noch so Vieles im Unklaren, daß Niemand eine neue Biographie wagen könnte; sie wäre nach wenigen Jahren überholt. Kein Jahr, kein Monat, der nicht Neues über Heine bringt, und fast immer Merkwürdiges, ja Verblüffendes. Der Grund liegt einzig in seiner Persönlichkeit; „aus Staub und aus Sternen" sind wir Menschen geformt, bei ihm erscheint Alles ins Extrem gesteigert; die Höhen wie die Tiefen seiner Individualität sind kaum zu ermessen.

Auch dem Fund, den ich hier veröffentliche, haftet etwas Sensationelles an. Es ist ein längerer, bisher ungedruckter Brief Heines, einer der merkwürdigsten, die wir von diesem unvergleichlichen Briefschreiber kennen; auch in der Form echtester Heine. Wichtiger aber als die Form ist der Inhalt: er enthüllt eine seltsame Episode aus Heines bedrängtester Lebenszeit.

Das war der Sommer 1841. Heines Geldnot, die Anfeindung, die er als Dichter wie als Mensch zu erdulden hatte, waren aufs höchste gestiegen. Durch eigene oder fremde Schuld?! — wer so fragen und dann ernstlich die Antwort suchen wollte, wäre ein kurioser Psycholog. Heine gab mehr aus, als er einnahm; er war ein schlechter Wirt — und durch seine Eigenschaft als Dichter ist dies nicht erklärt; Goethe und Schiller, Grillparzer und Uhland waren gute Wirte. Aber man denke an die Einflüsse seiner Jugend, sein Naturell, seine Verhältnisse. Von den verarmten, anspruchsvollen Eltern lernt er früh, wozu reiche Verwandte gut sind; nervös veranlagt, von Kopfweh geplagt, eine sinnliche Natur, ist er gleichwohl kein gewissenloser Genießer, wie man ihm nachsagt, aber auch kein Tugendbold, als Dichter sehr fleißig — einer der emsigsten Feiler und Raspler unter den deutschen Lyrikern, — aber kein rüstiger Verdiener; zudem sind seine Honorare immer bescheidene, sein Freund Campe haut ihn übers Ohr, wo er kann; in Zeiten des Sturmes sinken seine Einnahmen auf ein Minimum, und der Hamburger Goldonkel ist launisch, im tiefsten Kern ein recht sparsamer Mann. Alles erkennen heißt nicht Alles verzeihen, aber es ermöglicht ein gerechtes Urteil, und dessen wollen wir auch eingedenk sein, wenn wir den Ausgangspunkt des Sturmes betrachten, der damals gegen ihn losgebrochen war: sein Buch über Börne.

Gewiß ein seltsames Denkmal für einen Todten, aber wir werden heute anders darüber urteilen als die Zeitgenossen. Heine hat den Schriftsteller Börne nicht unterschätzt; Niemand wird heute Börne so hoch stellen, wie damals er; aber über den Menschen schlug er eine Tonart an, die ein vornehmer Schriftsteller nie von Lebenden gebraucht; bei Todten ist's vollends unwürdig. Nur hatte auch dies seine Gründe. Litterarisch und menschlich waren Börne und Heine geborene Gegner; der „dünne Nazarener" und der „fette Hellene" mußten sich abstoßen; aber daß sie Todfeinde wurden, war nicht Heines, sondern Börnes Schuld. Heines Buch über Börne ist unwürdig, aber die 1840 als Antwort erschienene Schrift: „Ludwig Börnes Urteil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen" eine der größten Gehässigkeiten, die je mit Hilfe von Preßbengel und Druckerschwärze in die Welt gesetzt worden sind; Börne hat sie nicht herausgegeben, aber geschrieben. Ärger haben sich Neid, Klatschsucht und bis zur Sinnlosigkeit gesteigerter Haß kaum je geäußert als in diesen, zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmten, aber „für den Notfall" nach Börnes eigenem Wunsch aufbewahrten Äußerungen. Und sie fielen zu einer Zeit, wo Heine noch in intimen Briefen zwar über Börne spöttelte, aber nie Schlechtes sagte! Und welche Flut von Verleumdungen, Ränken, Angriffen schlimmster Art haben Börne und Madame Wohl Strauß, die Adressatin der „Pariser Briefe", über Heine ergossen! Wer die zeitgenössischen Quellen kennt, muß sagen: Heines Buch war nur eine Revanche und nicht unfeiner als die Angriffe. Unklug freilich war's, sehr unklug, und unwürdig zugleich. Denn Börne war ja nun tot, und ein verehrter Todter.

Das Unklügste, das Tadelnswerteste waren Heines Angriffe auf die angeblich geschlechtliche Beziehung

Digitized by Google

Börnes zu seiner Freundin, die nun die Gattin eines jungen Kaufmanns, Salomon Strauß, war. Zwar von dem Vorwurf, diesen Charakter der Beziehung erfunden und wider besseres Wissen verbreitet zu haben, ist Heine freizusprechen. Die Einsichtnahme in zeitgenössische Briefe hat mich überzeugt, daß damals in Paris wie in Frankfurt am Main einige Leute dieselbe Auffassung hatten wie Heine. Eben der Umstand, daß Herr Strauß so viel jünger war als seine Gattin, noch mehr aber die Eitelkeit dieses ebenso unbedeutenden wie unsympatischen Mannes weckten diese Gerüchte; wurde er doch nicht müde, zu erzählen, mit welchen Zärtlichkeitsdiminutiven sich seine Frau und Börne nannten. Gleichwohl verletzte Heine nicht bloß die Freunde Börnes, sondern frevelte auch an seiner eigenen Achtungswürdigkeit, als er, wenn auch nur „in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provokation", wie er selbst sagt, diese Ausfälle nachträglich dem Manuscript einfügte. Es geschah im festen Glauben an ihre Wahrheit, zur Vergeltung maßloser Gehässigkeiten, die ihm das Ehepaar angetan hatte, aber es wäre, selbst die Richtigkeit der Behauptung vorausgesetzt, ein arges Kampfmittel gewesen. Und nun war zudem die Beziehung keine sinnliche!

Auch ohne diese Stellen wäre Heine um dieses Buches willen von Börnes Anhängern schlimm beurteilt worden; nun verletzten diese Ausfälle auch das Anstandsgefühl seiner Freunde. Sie schwiegen und ließen den Sturm über ihn ergehen. Und welchen Sturm! Von Neid verzehrt, gehässig wie immer, gab Gutzkow, der selbst ein Leben Börnes geschrieben hatte, das Signal zum Kampf, und die ganze liberale Presse Deutschlands folgte. Am eifrigsten schürte natürlich der inzwischen wieder nach Frankfurt am Main übersiedelte Herr Salomon Strauß; da alle Welt von ihm erwartete, daß er nach Paris reisen und Heine fordern werde, und er hierzu nicht die geringste Neigung hatte, so opferte er, ein wohlhabender Mann, sehr beträchtliche Summen, um in der Presse die Ansicht zu verbreiten, Heine sei ein Mensch, mit dem man sich überhaupt nicht schlagen könne. Er fand Leute genug, die dies drucken ließen, viele mit, einige ohne Bezahlung, aber wenige, die es glaubten. Zudem weckte gerade das Übermaß des Schimpfes den Widerspruch, und die damals geachtetste Zeitung Deutschlands, die „Augsburger Allgemeine Zeitung", plaidierte für Heine. Das war schlimm für Herrn Strauß; selbst seine besten Freunde schüttelten den Kopf, wenn er ihnen sagte: „Ich bin ein tüchtiger Kaufmann, ein wertvoller Mensch; Heine ist ein Lump und ein schlechter Dichter — wie kann ich ihn fordern, er könnte ja auch mich erschießen!" (So ein zeitgenössischer Privatbrief aus Frankfurt am Main, den ich eingesehen habe; verbürgen kann ich mich für die Äußerung nicht, aber sie stimmt zu Strauß' Haltung in der Sache.) In dieser Verlegenheit gewann er ein Frankfurter Blatt, die „Didaskalia", welches seine Lüge drucken ließ, er habe Heine bereits vor Jahren geohrfeigt. Das war bald als Lüge nachgewiesen, und Herr Strauß war wieder schlimm daran. Nun suchte er sich dadurch zu retten, daß er meinte, er habe Heine feig, schamlos, frech genannt — da möge denn Heine nach Frankfurt am Main kommen und ihn fordern. Aber Heine konnte ja nicht nach Deutschland kommen, ohne sich den ernstesten Behelligungen der Polizei auszusetzen, und zudem wurde Strauß darauf verwiesen, was in Heines Buche über ihn stehe. Und so mußte er sich, elf Monate nach dem Erscheinen von Heines Buche, nun doch zur Reise nach Paris entschließen.

Anfangs Juni 1841 traf er dort ein. Aber einfach an Heine seine Zeugen zu schicken, war er auch nun nicht gewillt. Mußte er sich schlagen, so wollte er doch zum Mindesten nicht der Forderer, sondern der Geforderte sein; dann hatte er doch die Wahl der Waffen. Um dies zu erzielen, lauerte er am 14. Juni 1841 Heine in der Rue Richelieu auf, in der Absicht, ihn zu insultieren. Im letzten Augenblick entfiel ihm der Mut; er stotterte nur einige Worte: „Man habe mit Heine zu sprechen", worauf dieser ihm die Adresse seiner Wohnung gab und beifügte: er sei eben im Begriffe, nach den Pyrenäen zu reisen; da Herr Strauß nahezu ein Jahr gewartet habe, so werde er sich wohl auch noch einige Wochen gedulden können. In der That reiste er zwei Tage später nach Cauterets ab.

Das war natürlich Wasser auf Herrn Strauß' Mühle. Offenbar um sich Mut zu machen, hatte er bereits am 12. Juni nach Deutschland geschrieben, daß er Heine am selben Tage öffentlich insultieren habe. Dabei blieb er nun, gewann auch drei Ehrenmänner, die bezeugten, die Insulte zwar nicht am 12., aber am 14. Juni mit eigenen Augen gesehen zu haben. Diese Erklärung wurde an deutsche Zeitungen versendet, und Herr Strauß rüstete zur Heimkehr. Es schien Alles aufs beste geglückt.

Da erschien Heine wieder auf der Bildfläche. Schon in einer Erklärung aus Cauterets vom 7. Juli 1841 versicherte er, an der Geschichte sei „nicht ein wahres Wort" . . . „Meine Person", fährt er fort, „ist nicht im entferntesten von irgend Jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, ist . . . ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der im Dienste eines lüstigen Weibes bereits vor einem Jahre mit derselben Schamlosigkeit dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte." Diese Erklärung brachte auch der Hamburger „Correspondent" vom 17. Juli 1841.

Begreiflicherweise waren die Hamburger Anhänger Börnes hievon nicht erbaut; den heftigsten Unwillen aber empfand ein tüchtiger und edler Mann, Gabriel Rießer. Es ist hier nicht des Ortes, den tapferen Vorkämpfer für bürgerliche und religiöse Freiheit, den

Digitized by Google

berühmten Redner der Paulskirche eingehend zu charakterisieren. Hier nur so viel: er war ein warmer Bewunderer Börnes, ein persönlicher Freund der Frau Strauß-Wohl, von ihrer sittlichen Integrität überzeugt, und hatte sich, eine pathetische Natur, immer durch Heines Art abgestoßen gefühlt. Hierzu kam, daß er von Herrn Strauß' Wahrheitsliebe überzeugt war. Und so griff der sonst so besonnene Mann flugs zur Feder und schrieb noch am selben Tage eine fulminante Erklärung gegen Heine für dasselbe Blatt. Es machte ihn auch in seinem Eifer nicht irre, daß die Redaktion des „Correspondenten" ihm, einem der geachtetsten Männer Hamburgs, die Aufnahme der Erklärung in den redaktionellen Teil verweigerte, so daß er sie nur als Inserat in der Nummer des Blattes vom 23. Juli 1841 erscheinen lassen konnte.

Diese Erklärung Gabriel Rießers, wohl das unüberlegteste Schriftstück aus der Feder des so besonnenen Mannes, ist bereits von Strodtmann (Heines Werke, Band XX, S. 311 ff.) mitgeteilt worden; sie wäre auch sonst der vollständigen Wiedergabe nicht wert. Hier nur so viel, daß Rießer jene Erklärung Heines, namentlich die Bezeichnung des Herrn Strauß als „gehörnter Siegfried" und der Frau Stranß als „listigen Weibes" als „neue Schändlichkeit" Heines bezeichnete. Ob Heine die Ohrfeigen bekommen habe, wisse er (Rießer) nicht, er bezweifle es nicht, weil Strauß „von unzweifelhafter Wahrhaftigkeit" sei; verdient aber habe sie Heine jedenfalls. Auch habe er, Rießer, einen Zeugen, daß Heine schon früher von Strauß „mit den härtesten Worten gezüchtigt" worden sei. Unmittelbar nach dem Erscheinen dieser Erklärung reiste Rießer nach England ab.

Inzwischen nahmen die Dinge in Paris eine für Herrn Strauß peinliche Wendung. Von seinen drei „Angenzeugen" mußte einer nach dem anderen, von Heines Freunden inquiriert, zugeben, er sei nicht dabei gewesen und habe nur auf Strauß' Bitten das Gegenteil erklärt. Zu allem Überfluß stellte sich nun auch heraus, daß Herr Strauß den ganzen Vorfall der „Mainzer Zeitung" bereits zwei Tage, bevor er sich nach seiner Versicherung abgespielt, mit allen Details geschildert hatte. Am härtesten aber traf es ihn, daß Heine schon am 7. August wieder in Paris eintraf und ihm ungesäumt durch seine Freunde Theophile Gautier und Alphonse Royer die Aufforderung zugehen ließ, entweder seine Lüge zu gestehen oder Satisfaktion zu leisten. Nach zwei Tagen nannte Strauß seine Zeugen: den Chemiker Raspail und den deutschen litteraten Kolloff. Nun war aber Kolloff einer der drei „Angenzeugen", die eben ihren „Irrtum" hatten eingestehen müssen, und so lehnte ihn Heine ab. Aber Strauß erklärte: dann werde aus dem Duell nichts werden, ohne Kolloff schlage er sich nicht, und ließ sich durch keine Gegenvorstellung, keinen Hohn der Pariser Presse davon abbringen.

Wie Rießer bei der Lektüre der französischen Blätter in London zu Mute war, läßt sich denken; er war ein Ehrenmann. Und es entsprach ganz seiner sonst im Leben bethätigten Gesinnung, daß er sich sagte: „Will der Gatte nicht für Frau Wohl und Börnes Andenken eintreten, so thue ich es." Indem zweifelte er mindestens an jenem Zeugen nicht, der ihm versichert hatte, daß Heine schon früher von Herrn Strauß „mit den härtesten Worten" gezüchtigt worden sei. Und so schickte er durch seinen Freund J. Benedey in Havre, der damals auch noch mit Heine in guten Beziehungen stand, an Heine sein Inserat aus dem „Hamb. Correspondenten" und ließ Heine mitteilen, er sei bereit, nach Paris zu kommen und sich mit ihm zu schlagen.

Hier nun Heines überaus charakteristische Antwort:

Herrn J. Benedey in Havre.

Paris, den 19. August 1841.

Lieber Benedey!

Ihren Brief vom 17ten habe ich erhalten, und indem ich Ihnen zuvor für die freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie darin ausgesprochen, mit heiterem Herzen danke, beeile ich mich, über die Rießersche Proposizion so bestimmt als möglich zu antworten.

Ich habe nie, weder mündlich noch in Schriften, über Herrn Rieser ein Wort gesagt. Er ist mir fast gänzlich unbekannt. So viel weiß ich, er hat einmal in einer Broschüre für mich geschrieben. Später hat er eine ganze Broschüre gegen mich geschrieben. Ich habe nie Notiz davon genommen. Und jetzt, sich in eine Sache einmischend, die ihn gar nichts angeht und worin weder sein Name genannt, noch seine große literärische Autorität in Anspruch genommen wird, läßt er in mehre deutsche Blätter einen provozirenden Artikel gegen mich inseriren, worauf er, wie er Ihnen schreibt, eine Herausforderung erwarte, die er annehme: er wolle nach Paris reisen, um sich mit mir zu schlagen; da er in England sey, könne er Anfang September hier eintreffen, späterhin würde (er) von Hamburg aus eine Reise hieher länger dauern. — Und Sie behaupten noch, hier sei keine Eitelkeit im Spiele?

Ich bin zufälliger Weise ein berühmter Mann; wer mir nahetritt in öffentlicher Debatte, erregt die Aufmerksamkeit des Publikums, und mancher hat sich schon an mir einen Namen erschrieben. — Ist es meine Schuld, das dieses dem Herrn Rieser, wegen seines langweiligen Stiles, noch nicht gelungen ist? Glaubt er seine Zwecke sicherer zu erreichen, wenn er, statt zur Feder, jetzt zur Pistole greift? Es ist aber möglich, daß er eben so schlecht schösse, wie er schreibt! —

Indessen, „dem Manne kann geholfen werden", sagt Carl Moor. Ich weise seine Proposizion nicht von der Hand, und Sie können ihm sagen: daß, wenn mein Ehrenhandel mit Herrn Strauß keinen günstigen Ausgang für mich hat, es mir sogar

Digitized by Google

nützlich dünkt, eine Satisfakzion von ihm, dem Herrn Rieser, anzunehmen. Erst nächsten Dienstag kann ich Ihnen über jene Sache ein bestimmtes Resultat melden. Herr Rieser ist Jurist, und er wird mich verstehen, wenn ich sage: pars sequitur suum principale, das heißt, wenn man mit dem Comneten selbst fertig ist, braucht man sich nicht mit dessen Schwanz zu schlagen. Herr Rieser ist in dieser Sache der Schwanz.

Was den Aufsatz betrifft, den er mir durch Sie zugeschickt, und der ihm selber so schröcklich vorkommt, daß er glaubt, ich müsse ihn, den Verfasser, dafür fordern, so hat er drey verschiedene Bestandtheile.

Erstens gewöhnlicher Koth, blöde Schmähredc, Verunglimpfung meines Charakters, was mich wenig kümmert, da über diesen meinen Charakter nur die Literaturgeschichte und wahrlich nicht eine einzige obskure Winkelstimme vom Hamburger Dreckwall das Endurtheil fällen kann.

Zweitens eine Lobrede auf Herrn Strauß, die mir ebenfalls gleichgültig seyn kann und die wahrhaftig wenig beweist. Herr Gabriel Rieser bürgt für die Wahrhaftigkeit des Herrn Strauß — wer bürgt aber für die Urtheilskraft des Herrn Gabriel Rieser?

Drittens — und das ist die Hauptsache — befindet sich in jenem Artikel die Behauptung: er kenne einen Ehrenmann, der als Zeuge mit angehört, daß Herr Strauß mir einst Dinge gesagt, worauf man fordern müsse. Das ist das Einzige in dem Rieserschen Aufsatz, was mich verdrießen könnte, wenn es wahr wäre; aber es erfüllte mich nur mit Ekel, weil es eine Lüge ist, eine Lüge, die, ich will nicht sagen von Herrn Rieser erfunden, aber ihm aufgeheftet worden. Es zeugt jedenfalls von leichtfertiger Unklugheit, daß er den Namen dieses Ehrenmannes, dieses Zeugen nicht genannt hat, denn man könnte solche Verschweigung sehr leicht als — eine Berechnung der Klugheit deuten! Ich hätte hierüber nie ein Wort verloren, wie über so manches ähnliche Geklatsche in deutschen Blättern; aber da Sie, lieber Beneden, mir deshalb schreiben und ich auf die gesteigerte Zudringlichkeit des Herrn Rieser nicht ganz abweisend verfahren will, so können Sie ihm sagen: daß Herr Strauß in der früheren Zeit, wovon die Rede, nie einen Ausdruck gegen mich gebraucht, auf welchen ich hätte fordern müssen, daß kein Ehrenmann (mir) als Zeuge auftreten kann, der dergleichen mit eigenen Ohren gehört hätte, und daß ich den erwähnten Ehrenmann einen schaamlosen Lügner nenne, wenn er mit seinem Zeugnisse das Gegentheil behaupten würde. Herr Rieser dürfte mit seinem Ehrenmann, mit seinem Zeugen, dasselbe Mißgeschick erleben, wie Herr Strauß mit den Zeugen, die jetzt für ihn aufgetreten und am Ende gestehen mußten, daß sie selbst weder etwas gesehen noch gehört haben.

Ich bemerke Ihnen dieses, damit Sie genau ermessen können, welche Bedeutung der Aufsatz des Herrn Rieser für mich hat und wie bey der Annahme seiner Offerte mich weder äußere Notwendigkeit noch Leidenschaft bestimmt.

Leben Sie wohl und verharren Sie in freundschaftlichen Gesinnungen für

Ihren ergebenen H. Heine.

Gewiß ein sehr witziger, sehr boshafter, in den Ausdrucksmitteln der Bosheit nicht wählerischer Brief — man beachte zum Beispiel, wie Heine den berühmten Namen seines Gegners konsequent falsch schreibt — aber gewiß der Brief eines Mannes. Etwas anderes, als daß das Duell mit Herrn Strauß vorangehen müsse, konnte ja Heine auch korrekterweise nicht antworten.

Damit hatte es aber zunächst gute Wege. Noch hielt Herr Strauß an seinem Kollof fest, natürlich in der Meinung, daß Heine garnicht nachgehen könne. Aber Heine gab nach. Nun fand Strauß ein neues Mittel, die Sache zu verzögern: er verlangte Anerkennung der Thatsache, daß er der Beleidigte sei. Heines Zeugen wendeten ein, er habe zunächst für die Lüge, Heine insultiert zu haben, Satisfaktion zu leisten; die Beleidigung durch das Buch liege vierzehn Monate zurück. Darauf Herr Strauß abermals, dies sei condicio sine qua non. Diesmal gab Heine sofort nach. Die Wahl der Waffen stand nun Herrn Strauß zu, aber stellte er sich auf den Standpunkt, der Beleidigte zu sein, so konnte er für den furchtbaren Schimpf, den ihm das Buch angethan, nur die Pistole wählen. Er aber wählte Säbel, keineswegs, weil er besser fechten als schießen konnte — er konnte Beides nicht — sondern weil er voraussah, daß Heine daraus nicht eingehen könne, ohne das Duell zu einer Posse herabzudrücken. Wieder begann die Pariser Presse Herrn Strauß zu höhnen. In diesem Stadium stand die Sache, als Heine jenen Brief an Beneden schrieb; selbst er, der seinen Gegner kannte, glaubte, daß Herr Strauß nachgehen werde.

Er gab nicht nach, worauf Heines Zeugen, Gautier und Royer, eine fulminante Erklärung zu Protokoll gaben und sich zurückzogen. Herr Strauß rüstete wieder, nicht eben unglücklich, zur Heimreise.

Heine und seine Freunde hielten es für unklug, dies zu dulden. Mit Recht; die Verleumdungen hätten dann von Neuem begonnen. Und so griff Heine in der ungewöhnlichen Situation zu einem ungewöhnlichen Mittel: er schrieb Strauß einen Brief, „worin er mit der geeigneten Energie sein Benehmen als muthlose Ausflucht bezeichnete“; derselbe wurde gleichzeitig in Copien verbreitet, doch hat sich leider keine derselben erhalten. Gleichzeitig erklärte Heine auf den ersten Schuß verzichten zu wollen. „Vielleicht wird,“ schrieb er gleichzeitig (23. August 1841) an Campe, „mein Triumph noch größer, wenn der Strauß retractirt oder, aufs Neue in die Enge getrieben, sich

Digitized by Google

auch jetzt nicht schießt." In demselben Schreiben äußerte er sich über Rießer wie folgt:

„Die spaßhafte Rolle in dieser Geschichte spielt Ihr unglücklicher Landsmann Monsieur Gabriel Rießer, der bereits ohne den mindesten Beruf sich in diese Sache mischte, Alles daraus anlegte, hier genannt zu werden, und jetzt vielleicht wirklich seinen Zweck erreicht, aber wahrlich nicht zu seinem Vortheil. Ist es Donquichoterie oder Wichtigmacherei, was ihn antrieb, mir dieser Tage durch einen meiner Freunde seinen Aufsatz selber zuzuschicken und mir anzubieten, er wolle nach Paris kommen und mir Satisfaktion geben? Sowie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Copie des Briefes, der ihm als Antwort dienen konnte, und worin ich die Offerte durchaus nicht ganz ablehnte, sondern mir vorbehielt, je nachdem der Ausgang der Strauß'schen Affaire mir genügend, auch jenem lächerlichen Champion heimzuleuchten! Wie ich aber höre, ist Alles darauf berechnet, auf meine Kosten Aufsehen zu erregen, und es heißt schon im Publikum, daß auch Herr Rießer nach Paris reise u. s. w.

Seien Sie nur ruhig, ich werde diesen Narren entweder mit der Kolbe lausen oder mit seiner eigenen Pritsche so zudecken, daß man über ihn lachen soll! Was sagen Sie zu dieser Blüthe der Narrheit und des Dünkels! Bei solchem Unsinn steht mir selber der Verstand still! Sowie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Copie des erwähnten Antwortschreibens für Ihr Archiv und damit man wenigstens nicht glaube, daß ich die Narrheit ganz theile. Glauben Sie nichts, was Sie nicht von mir selber erfahren haben."

Die Briefstelle bedarf keines Kommentars; sie ist einseitig, ungerecht, aber wohl begreiflich. Eine Copie sendete Heine nicht ein; der von mir veröffentlichte Brief ist das Original an Beneden.

Heines drastisches Mittel wirkte nur teilweise. Herr Strauß erwiderte: zuerst wolle er „die beleidigte Ehre seiner Gattin mit dem Damascener rächen", dann, wenn dieser Waffengang keine Entscheidung herbeiführe, zur Pistole greifen. „Ganz einverstanden," ließ Heine durch seine neuen Zeugen, Teissier de Molo und Seuffert, erklären, „aber umgekehrt." Worauf Herr Strauß zustimmte, aber nur, um einen kleinen „Vorschlag zur Güte" daran zu knüpfen: da das Pistolenduell nun Heines Satisfaktion für jene Lüge war, so deutete Herr Strauß an, das lasse sich durch eine Erklärung seinerseits begleichen. Mit anderen Worten, er war bereit, einzugestehen, daß er jene Insulte erlogen hatte! Nur die Drohung seiner Zeugen, ihn im Stiche zu lassen, brachte ihn davon ab; auch Gabriel Rießer, mit dem er damals in steter Fühlung war, mag ihm seine Meinung unverblümt gesagt haben. Am 30. August konnte endlich das Pistolenduell im Princip vereinbart werden. Aber nun erbat Strauß noch mindestens einige Tage Frist „zur Ordnung seiner Angelegenheiten"! Und er war seit Anfang Juni in Paris, um Heine „im Duell zu züchtigen"!

Heine hatte längst seine Vorbereitungen getroffen. Am 31. August 1841 ließ er sich mit seiner Freundin Mathilde Crescence Mirat trauen und setzte sie in einem Testament zu seiner Universalerbin ein. Zum Hochzeitsmahl lud er nur solche Freunde, die gleichfalls in freien Bündnissen lebten, und empfahl ihnen in launiger Rede, seinem Beispiel zu folgen. Die Kosten deckte ein auf Campe gezogener Wechsel.

Am 3. September 1841 konnten die beiderseitigen Zeugen endlich die näheren Bedingungen des Duells für den nächsten Morgen vereinbaren. Die Beratung dauerte acht Stunden, weil Herr Strauß, obwohl ihm der erste Schuß zugestanden war, immer gelindere Bedingungen durchzudrücken suchte. Endlich einigte man sich auf einmaligen Kugelwechsel, dreißig Schritte Distanz mit zwanzig Schritten Barrière.

„Nun haben wir ihn," frohlockte Heine. Er hatte ihn noch nicht. In der Nacht ließ Herr Strauß absagen, er habe noch vergessen, eine Reute auf den Namen seiner Frau umschreiben zu lassen! Es bedurfte großer Mühe seiner Zeugen, um ihn endlich zu der festen Zusage zu bringen, sich am 7. September jedenfalls zu stellen.

An diesem Tage fand denn auch das Duell im Thale von Saint-Germain statt. Herr Strauß, der sich inzwischen fleißig eingeschossen hatte, zielte lange und traf den Dichter an der Hüfte, verwundete ihn aber nur leicht. Heine hob darauf lächelnd die Waffe und schoß in die Luft.

Herr Strauß verließ trotzdem den Kampfplatz, ohne, wie üblich, Heine zu grüßen; er ist ein Todfeind des Dichters geblieben. Eine Flut von Angriffen und Verleumdungen, die Heines letzte Lebensjahre verbitterten, ist auf ihn und sein Geld zurückzuführen. Anders Heine. Freiwillig gab er am 22. Dezember 1845 die Erklärung ab, er sei nun von der Ehrenhaftigkeit der Frau Strauß-Wohl überzeugt und werde die gegen sie gerichteten Ausfälle in der Gesamtausgabe seiner Schriften unterdrücken.

Natürlich meldete sich Gabriel Rießer nicht wieder, nahm auch nicht, wie er beabsichtigt hatte, den Heimweg über Paris. Er mochte eingesehen haben, daß er hier zwar aus einer edlen Wallung, aber nicht eben klug gehandelt habe. Er hat von Heine in der Folge zwar nicht mit Sympathie, aber nie ohne eine gewisse Achtung geiprochen.

Alles in Allem: die Art, wie Heine in diese Händel gerieth, wird man zwar nicht verdammen, aber auch wahrlich nicht rühmen dürfen; in ihrer Austragung hat er sich durchaus korrekt benommen. So erweist sich auch hier, wie er war: kein Engel, kein Teufel, sondern ein Mensch mit glänzenden Vorzügen und argen Schwächen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Digitized by Google

Gedichte

von

Alexis Graf Tolstoi.

Aus dem Russischen übersetzt von **Hans Gerschmann.**

Wahrheit.

Im Volkston.

Sei uns gegrüßt, Mütterchen Wahrheit Du;
Mächtig stehst Du, Wahrheit, und ragend da!
Wie Berge ragst Du hinein in den Himmelsraum,
Wie Steppen, Herrin, breitest Du fern Dich hin,
Wie blaue Meere flutest gewaltig Du;
Du schimmerst in Pracht wie völkerbrausende Stadt,
Du rauschest ernst, wie dunkelkrämender Wald.

Es ritten sieben der Brüder einst aus,
Guter Helden sieben, sie ritten aus;
Um zu sehen ritten die Helden aus,
Wie auf Erden die Wahrheit sich zeigen mag.
Hat man soviel von ihr gesprochen doch,
Hat man soviel von ihr geschrieben doch,
Hat man soviel von ihr gelogen doch.

So sprengten die guten Helden fort,
Alle die sieben Brüder, die kühnen;
Und sie ritten zur Wahrheit von sieben Enden an,
Und von sieben Seiten sahen die Wahrheit sie.

Da rissen die Helden die Augen auf,
Da schüttelten wundernd die kühnen Häupter sie,
Und kehrten wieder in ihr Vaterland.

Und wieder heimgekehrt ins Vaterland
Erzählte jeder die Wahrheit auf seine Art.
Der nannte sie einen mächtig ragenden Berg,
Der nannte sie eine wimmelnde Handelsstadt,
Der einen Wald, der ein Meer, eine Steppe der.

Da huben die Brüder ein heftiges Streiten an,
Und sie rissen die stählernen Schwerter heraus,
Und Todeswunden schlugen sie sich,
Und fechtend zankten und schmähten sie sich,
Und Betrüger nannten sie alle sich,
Zuletzt sanken sie allesamt dahin,
Die kühnen Brüder alle sieben.
Im Sterben noch befahl jeder seinem Sohn,
Zu streiten befahl er ihm bis auf den Tod,
Zu stehen und fallen für Wahrheit und Recht.
Das Gleiche befahl dem Sohne der Sohn;
Und seither bekämpfen die Enkel sich,
Für das Recht und die Wahrheit kämpfen sie alle,
Und sie achten darob vorherrenden Elends nicht.

Und nicht zum Verdammen ward euch dieses gesagt,
Und auch zum Vorwurf nicht — zur Lehre nur;
Es bedenken sie die guten Menschen vielleicht.

„Das war zu junger Frühlingszeit. . ."

Das war zu junger Frühlingszeit,
Da kaum die Gräser schossen;
Es sang der Bach; die Haine weit
Versprühten grüne Sprossen.

Hoch klang des Hirten Horn nicht laut
Des Morgens durch die Stille;
Hoch barg das junge Farrenkraut
Sich in der Knospenhülle.

Das war in junger Frühlingszeit,
Das war im Birkenschatten,
Da sich die Augen lächelnd weit
Zuerst gefunden hatten.

Du senktest still Dein Angesicht,
Da Dich mein Blick getroffen;
O Leben, Wald und Sonnenlicht!
O brausend Jugendhoffen!

Wie schluchzt' ich auf in Seligkeit,
Da wir uns ewig hatten!
Das war in junger Frühlingszeit,
Das war im Birkenschatten.

O Thränenglück! O Lenzgedicht,
Dem wir verzaubert lauschen!
O Leben, Wald und Sonnenlicht!
O frisches Birkenrauschen!

Digitized by Google

Aus den „Skizzen aus der Krim."

I.

Sonnenglut . . . und eh' das Dunkeln
Jenes Weltmeer drüber zieht,
Läßt sie hell das Meer erfunkeln
Wie Smaragd und Malachit.

Durch das Kasen, blitzesloh'nd,
Seh ich bald, vom Fels gedeckt,
Wie die Wellenfaust sich drohend
Nach der bangen Erde reckt.

Bis von eitlem Zorn noch schäumend
Der verliebte Gott der Flut
Wieder friedlich, frühlingsträumend,
Tauris, Dir zu Füßen ruht.

II.

Der Nebel quillt im Schlund heran,
Und durch der Nacht gedämpfte Helle
Schwimmt Duft des wilden Thymian
Und ferner Braus der Wasserfälle.
Scharf zackt sich des Gebirges Rand;
Endlos, im Glanz des Vollmondstrahles
Wie mattes Silber dehnt das Land
Sich unten tief des Baidar-Thales.
Und zwischen lichtem Himmelsblau
Und schwarzer Klüfte wildem Gähnen
Hängt an dem Blattwerk rings der Tau
Wie zitternd helle Menschenthränen . . .

Wir ist so leicht; es blieb im Thal
Der Erde Glück, der Erde Qual.
Ich fühle Hoffen nicht, noch Bangen;
Was fernher naht, und was vergangen,
Mich kümmert's nicht; und was mich zag

Wie Ketten an die Welt geschlossen,
Verhallte mit dem lauten Tag,
Es ist in Mondenlicht zerflossen.

Und was ich sehe, glaub ich kaum!
So bin ich nicht im Zauberlande?
So reiten nicht im Märchentraum
Wir beide an des Abgrunds Rande?
Bist Du's, die fern von Zeit und Raum
Ihr Antlitz liebend zu mir wandte?
So dämmert's mir nicht traumumfangen,
Daß oben hell die Sterne prangen,
Daß lallend sacht die Rosse schreiten,
Daß sich die Herzen liebend weiten?
Ist's nur des irren Mondlichts Spuk,
Der trügrisch meinen Pfad umlauert?
Dann sende, Gott, mir einen Trug
Wie diesen Traum, der ewig dauert!

Nach dem Glück.

Im Dunkel und Nebel verliert sich der Weg
Vor dem angstvoll schnaubenden Rosse;
Doch ich weiß, es schlummert im Dornengeheg
Die Prinzeß im verzauberten Schlosse.

Wo es harrt, das lockende Wunderland,
Kein Irdischer weiß es zu sagen.
Da hilft kein Grübeln, da führt kein Verstand,
Nur das Glück muß den Glücklichen tragen.

Ich grübelte nicht; fort sprengte ich keck
In Nacht und Zauber verloren.
Die Zügel warf ich, die ängstlichen, weg,
Und gab meinem Rosse die Sporen . . .

Frühling.

Heller blüh'n des Frühlings Herzen,
Lauter schallt der Lerchenschlag;
Und ein Stürmen singt im Herzen,
Und von Schönheit glänzt der Tag.

Jener Knalen Eiseshülle
Schmolz in goldner Sonnenglut,
Und des jungen Lebens Fülle
Schäumt und braust wie Frühlingsflut.

Durch die Seele jauchzt ein Werde,
Und es greift die kühne Hand
In die Saiten, die zur Erde
Jetzt der Himmel ausgespannt.

Digitized by Google

Nachdruck verboten.

Der Mimosa-Walzer.

Von Maria Schade.

Sie tanzen und tanzen.

Erhitzte Gesichter, dicht beieinander. Dazwischen ein Atem — — heiß — — erregt. Unruhig klopfende Herzen, getrennt durch Seide und Tuch. Flatternde, rauschende Kleider, die das Knie des Kavaliers streifen, und sich an seine Füße drängen. Entblößte Arme, deren Wärme durch den Ärmel des Rockes dringt, auf dem sie liegen. Glänzende Schultern, verfolgt von schüchternen und kühnen Blicken. Funkelnde Diamanten. Blitzende Knöpfe. Und über dem ganzen hüpfenden Reichtum ein Meer von Licht. Das quillt aus den kleinen geöffneten Birnen oben am Plafond, dort zwischen den seidenen Draperien und hier aus dem Hain von künstlichen Palmen.

Die Musik rauscht — — unaufhörlich, wie wenn die Geigen und Flöten kein Ende finden könnten. Und alles dreht sich — — immerfort, als ob es keine Müdigkeit gäbe. Der Mimosa-Walzer, der immer noch die ganze Stadt tanzen läßt, übt auch auf dem Feste des Kommerzienrats seinen Zauber.

In der Thür zum Ballsal steht der reiche Parvenu, der sich zu einem Financier emporgeschwungen, auf dessen Parkett aristokratische Kavallerieſporen klirren. Beglückt lauscht er diesem Klange, die Hände in den Taschen, aus denen das metallene Geräusch aneinanderschlagender Münzen tönt. Er spielt mit den Goldstücken in diesem Augenblicke aus bloßer Gewohnheit, denn es ist ja niemand in der Nähe, der es hören könnte. Rhythmisch bewegen sich seine breiten Füße. Der Tanzteufel des Mimosa-Walzers scheint selbst in diesen alten Knochen zu spuken. Der goldene Kneifer auf der Nase schwankt. An den Schläfen glänzen die Schweißtropfen und in dem Batisthemde die Brillanten.

Zu einiger Entfernung lehnt Regierungsassessor von Kreutz. Er sieht wieder einmal tadellos aus von den Lackschuhen, die auch nicht den leisesten Ansatz zu einem Fältchen zeigen, bis hinauf zu der sorgfältig parfümierten Glatze, über die einzelne noch vorhandene Haare mit einer Symmetrie und einem Geschmacke gelegt sind, über den nur ein erstklassiger Coiffeur verfügen kann. Der Herr Regierungsassessor geruht, sich das Tanzen anzusehen, gelockt von den Klängen des Mimosa-Walzers, die bis hinüber ins Spielzimmer tönten, in dem man ein wenig jente — — natürlich ganz harmlos. Er selbst vermeidet es, sich in das profane Gewühl zu mischen, denn er ist bestrebt, so viel als irgend möglich den ernsten, gediegenen Staatsmann zu markieren, besonders während der Zeit, wenn er den Polizeipräsidenten vertritt. Und das ist gerade wieder seit zwölf Tagen der Fall. Darum betrachtet er mit einem besonders scharfen, forschenden Blick die vorüberschwebenden Paare. Zuweilen zuckt das linke Auge nervös und schließt sich für einen Moment, aber das rechte hinter dem schützenden Monocle bleibt immer groß geöffnet — — wie das Auge der Gerechtigkeit.

Der feudale Herr Regierungsassessor hat seine eigenen Gedanken, die durch den Mimosa-Walzer geweckt sind. — — Ja, dieser Mimosa-Walzer! — — Mit welchem Feuer er ihn früher getanzt, damals, als er noch nicht das nervöse Gesichtszucken hatte und die parfümierte Glatze! Draußen in dem kleinen Vorstadtlokal. Die Musiker machten zuweilen einen Fehler, denn zu jener Zeit war der Mimosa-Walzer eine Nouveauté! Aber das störte nicht das Vergnügen. Man kam nicht aus dem Takt. Und sie merkte es wohl kaum, denn sie tanzte eben mit der ganzen Leidenschaft eines siebzehnjährigen Mädchens. Wie heiß sie dabei wurde! — — Das hellblaue Kleid war unter den Armen dunkel geworden, und ihre Wangen glühten. Wie reizend sie in der Erregung aussah!

Das Auge hinter dem Monocle durchsucht die

Digitized by Google

Reihen der Tänzerinnen. Ob wohl unter diesen aufgeputzten Damen eine ist, die so üppiges goldschimmerndes Haar hat wie jenes kleine Ladenmädchen aus dem jüdischen Kurzwarengeschäft — — und so weiße runde Schultern?

In Erinnerung der süßen Stunden, die ihm das hübsche Proletarierkind bereitet, zieht der würdige Vertreter des Polizeipräsidenten die Oberlippe in die Höhe. Die großen Vorderzähne werden sichtbar. Sie sind plombiert — — alle. Mit Gold. Das glänzt.

Der Hausherr hat sich seinem vornehmen Gaste genähert.

„Warum tanzen Sie nicht, Verehrtester? — — Dieser Mimosa-Walzer! — — Himmel, wenn ich nicht jeden Schritt mit einem Schmerz bezahlen müßte. . . . .“

Und dabei schaut der dicke Parvenu in komischer Verzweiflung hinunter auf die große Zehe seines rechten Fußes.

Der tadellose Assessor lächelt.

„Die Krankheit der Schlemmer! — — Im Leben ist eben nichts umsonst. — — Für jeden Genuß muß man büßen. — — Leider kommt man nur zu spät zu dieser Einsicht.“

„Nein, nein, Sie haben mich in falschem Verdacht,“ eifert der Schwergeprüfte. „Dieses Leiden habe ich mir vorigen Winter zugezogen. Wissen Sie, damals, als wir das Kinderasyl einweihten. Wir standen im Schnee, wohl eine halbe Stunde und warteten auf Excellenz, der als Erster das neugebaute Haus betreten sollte. Und dann in den kalten Räumen die lange Rede des Generalsuperintendenten. . . . .“

„Die Sie nicht einmal erwärmt hat? Schämen Sie sich doch, Kommerzienrat!“

„Ja, ja, die pastoralen Herren sprechen immer gut — — außerordentlich interessant — — natürlich. — — Aber es wäre doch aufgefallen, wenn man sich gedrückt hätte. Excellenz sieht alles. — — Drei Tage danach kriegte meine Frau das Nervenfieber und ich. . . . .“

Wieder gleitet ein trauriger Blick hinunter auf die etwas umfangreiche Chaussure.

Der tadellose Assessor folgt diesem Blick und — — lächelt wieder.

„Ein Leiden, das man sich im Dienste der Menschheit zugezogen, ist etwas Großes. Besonders wenn man es an der großen Zehe hat.“

Herr von Kreutz lächelt nicht mehr. Auf seiner aristokratischen Stirn liegen ein paar Falten.

Der dicke Kommerzienrat hat seinen Arm vertraulich durch den seines Gastes geschoben. Der junge, hoffnungsvolle Staatsmann kommt in dieser Situation nicht recht zum Behagen. Sich vor einem ganzen Ballsaal in so intimer Pose mit einem Krämer zu zeigen, ist nicht grade seine Sache. Und doch hat er seine schwerwiegenden Gründe, warum er diese Vertraulichkeit nicht abschütteln kann, die er sich zuweilen in dem kleinen Hinterzimmer mit den zwei großen Geldschränken gefallen läßt.

„Sagen Sie mal, Verehrtester, wer ist eigentlich der Husarenoffizier, mit dem eben wieder Ihre Frau Gemahlin tanzt? — — Ich hörte, es sei ein Vetter.“

Bei dieser Frage drängt sich der plumpe Schädel des Parvenus dicht an das distinguirte Profil des Assessors.

Der antwortet kühl:

„Ein Vetter? — — Nicht grade. Immerhin ist er ein Sohn des Cousins der Mutter meiner Frau.“

„Warten Sie mal. — — Ein Sohn — — der Mutter — — des Cousins . . . . Wie war es doch gleich? — — Nein, nein, in Verwandtschaftsverhältnissen bin ich entschieden beschränkt.“

Ebenso wie in anderen — — Verhältnissen, denkt Herr von Kreutz, indem er einen Blick hinüber nach der Frau seines aufdringlichen Freundes wirft, die soeben den Ballsaal verläßt, begleitet von dem jungen, genialen Porträtmaler, dessen Bilder die Wände ihres Boudoirs zieren, und der ein wertvoll ausgestattetes Atelier bezogen hat, und die kostspieligen Gewohnheiten eines Kavaliers angenommen, seitdem er im kommerzienrätlichen Hause verkehrt.

Dem Assessor erscheint in diesem Augenblicke der Mann neben ihm doppelt verächtlich. Er muß ihn los werden um jeden Preis.

„Erlauben Sie,“ sagt er daher mit etwas gezwungener Höflichkeit. „Ich muß doch auch einmal diesen Mimosa-Walzer versuchen. Das heißt — — alte Reminiszenzen auffrischen.“

* * * /

„Mutter!“

Das Wort ist geflüstert, gehaucht, halb erstickt von dem Hustenanfall, der die abgezehrte Gestalt der Kranken krampfhaft erschüttert.

Die Frau dort an dem Tische hört es nicht. Sie näht und näht.

Die kleine Lampe, die man aus Sparsamkeit tief heruntergeschraubt hat, verbreitet nur ein

Digitized by Google

geringes Licht für die Arbeitende. Das Bett mit der Kranken im Hintergrunde des armseligen Raumes ist in düsteres Halbdunkel gehüllt. Auf den morschen Dielen und den nassen Wänden liegen Schatten, die wie Gespenster lauern.

Die Kranke leidet. Ihre Qual wird erhöht durch das Dunkel der Umgebung, in dem das fiebernde Gehirn und die gereizten Nerven die ängstigende Nähe von tausend Schrecknissen fühlen. Sie wühlt das Gesicht in die Kissen. Die Angst wird größer. Sie richtet sich in die Höhe — — mühsam. Jede Bewegung — — ein Schmerz. Unaufhaltsam rauscht die Musik hernieder. Jeder Ton ein Stich für den armen Kopf. Jetzt öffnet sich die Decke. — — Lauter und lauter dringt es hervor: — — ein ganzes Meer. Das überflutet die Fiebernde. Die Bogen der Geigen sägen auf den Nerven. Die Flöten klopfen an die Wände des wunden Gehirns . . . .

Die Kranke windet sich in dem schmalen Bette. Das stöhnt bei jeder Bewegung.

„Mutter!“

Jetzt horcht die Frau am Tische auf. Kaum daß sie den Blick von der Arbeit läßt.

„Was willst Du? — — Der Topf mit Thee steht ja am Bett. Wenn der Anfall kommt, dann trink!“

„Mutter — — ich halt es nicht mehr aus. — — Dort oben . . . .“

„Bei Kommerzienrats ist Ball. — — Das wird wohl so geh'n bis zum Morgen.“

„Wenns nicht aufhört . . . . Ich sterbe . . . .“

Jedes Wort klingt wie ein Schrei.

„Na, na! Das hast Du schon oft gesagt. So schlimm wird's nich sein. — — Stopf Dir die Ohren zu. — — Was kann ich dafür, daß die da oben nich genug kriegen können. Wo soll ich mit Dir hin? — — Wir haben doch man bloß dies eine Loch. Der Kommerzienrat hat sich Zimmer gebaut — — wohl an die zwanzig Stück. — — Immer eins hinterm andern. Alles Spiegel, Seide und Gold. Und Sachen stehn rum! Nich zu treten ist's. — — So 'ne kleine Pupp auf dem Ofen kost ihre hundert Mark. Der Fritz hat's gesagt. Für solche Dreckerchens schmeißen sie das Geld unter die Leute. Aber für die Portierwohnung war alles zu teuer. Alte verfaulte Bretter haben sie als Dielen genommen. Die Wände runter läuft's Wasser. — — Das soll gesund sein. Ha! Ha! Ha! — — Und nu tanzen sie. — — Das mag 'ne Pracht sein! — — Ich will's nich sehn.“

Die Alte hat sich immer mehr in Erregung hineingeredet. Die letzten Worte sind krampfhaft hervorgestoßen aus einer Brust, in der es gährt und kocht.

Die Tochter merkt es nicht. Still liegt sie jetzt da, die mageren, durchsichtigen Hände gegen die Schläfen gepreßt. Zu dem abgezehrten Gesicht haben Krankheit und Elend gewühlt, bis die letzten Spuren der Schönheit verschwunden sind. Über dem Kopfkissen liegt das aufgelöste Haar, früher üppig und goldschimmernd: von dieser Pracht sind nur ein paar dürftige Strähnen übrig geblieben. Das ist alles. Durch das zerrissene Hemd bohren sich die spitzen Schultern, dieselben Schultern, die einst so entzückt haben.

Oben wird noch immer der Mimosa-Walzer gespielt. Die Kranke kennt jeden Takt. Und jeder Takt schreit zu ihr herunter — — wie eine Anklage.

„Mutter!“

Diesmal klingt die Stimme laut — — fast befehlend.

Unwillkürlich erhebt sich die Frau. Die Näharbeit gleitet zur Erde.

„Komm näher — — ganz dicht! — — So . . . .“

Die Kranke tastet nach der Alten.

Die ist vor dem Bett stehen geblieben. Sie sieht ihr Kind und den Todesschweiß auf der bleichen Stirn. In ihrem Herzen regt es sich. Liebe, Mitleid: alles, was der Groll der hintergangenen Mutter, die Schande, die ihr die verlorene Tochter gebracht, die Not, das Elend gewaltsam erstickt haben, es erwacht wieder in diesem Augenblick — — angesichts der vor ihr liegenden Qual.

„Sieh — — ich kann nicht sterben — — wenn ich nicht weiß — — daß Du — — mir vergeben hast.“

Eine Pause — — schwer — — dumpf.

Das Licht in der kleinen Lampe ist noch tiefer herabgebrannt. Dunkler lauern die Schatten an den Wänden.

Von oben klingt das Lachen der Tanzenden, laut — — gellend, wie wenn es die Worte der Sterbenden verhöhnen wollte.

Die liegt da, die zitternden Hände auf die wunde Brust gedrückt, in der der Schmerz nagt. Angstvoll flehen die gewaltsam geöffneten Augen empor zu der Mutter.

„Quäle Dich nicht, Kind! Wir haben's ja überstanden, Du und — — ich.“ Die Erinnerung

Digitized by Google

macht die Alte wieder bitter. „Was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen. Es ist nun mal vorüber."

„Nein, nein, es ist nicht vorüber. Es ist geschehen — — alles — — gestern — — heute. — — Hörst Du?"

Die Kranke hat sich mit übernatürlicher Kraft in die Höhe gerichtet. Das fieberglänzende Gesicht ist starr nach der Decke gewendet.

Die beiden Frauen lauschen den Klängen des Mimosa-Walzers.

Die Tochter beginnt wieder — — aber leise — — gedämpft, als fürchte sie, die Musik zu stören.

„Ich habe Dich betrogen — — damals. — — Mit ihm bin ich gegangen — — nach der Vorstadt. — — Wie hieß es doch gleich? — — Da haben wir getanzt. — — Das war's. — — Dieser Walzer. — — Und wenn ich heimkehrte — — heiß — — zitternd — — dann habe ich gesagt. . . . . Was habe ich doch gesagt? — — Im Geschäft bin ich gewesen — — drüben bei der Lina. — — Gelogen hab ich. — — Für ihn. — — Alles für ihn. — — Und er . . . ."

„Still, Kind, still! Der Anfall wird wieder kommen."

„Nein, Willy kommt nicht mehr. — — Er hat mich ja nicht mehr erwartet — — vorm Laden — — abends. — — Seitdem ich ihm erzählt, wie's mit mir stand — — blieb er fort."

Die Kranke schweigt.

Der Mimosa-Walzer spielt weiter. — — Immer dieselbe Melodie.

„Mutter!"

Die bebenden Finger wühlen sich in das grobe Kleid.

„Sag, daß Du mir vergiebst! — — Sag's — — jetzt — — gleich!"

Die regungslos dastehende Frau kann nicht sprechen. Die Todesangst, unter der ihr Kind sich windet, packt auch sie. Sie nickt nur mit dem Kopfe.

Die Flehende versteht diese stumme Sprache. Aber noch lassen die bebenden Finger das Kleid, das sie umklammern, nicht frei. Ganz leise kommt es von den vertrockneten Lippen:

„Dort draußen. — — Das kleine Grab. — — Vergiß es nicht! — — Laß meinen Hügel kahl! — — Nur das kleine Grab. — — Eine Handvoll weißer Blumen. . . . ."

Die Musik jauchzt. Die Füße der Tanzenden werden immer lebhafter. Die Decke zittert. Es ist, als ob der ganze Jubel herunterkommen wollte.

„Weiße Blumen!" — — Ein Schrei. — — Die Unglückliche sinkt zurück.

Die bebenden Finger, die auf das Bett geglitten sind, tasten über die Leinwand einmal — — noch einmal. Dann werden sie ruhig — — ganz ruhig.

Die Mutter steht da. Starr blickt sie auf ihr Kind — — ohne Laut — — ohne Thränen.

Die Musik rauscht weiter.

Immer derselbe Mimosa-Walzer.

(Fortsetzung folgt.)

Einsamkeit.

Nun da es Nacht geworden,
Bin ich mit mir allein
Und horche in die Stille
Und in die Welt hinein.

Ich merke, wie ich treibe
Still mit der Flut im Kahn.
Am Himmel ziehn die Sterne
Hell blinkend ihre Bahn.

Ich seh sie lautlos fallen
Wie Blütenschnee vom Baum,
Und durch die Seele zittert
Ein Frühlingsmorgentraum.

Richard Schark.

Das fromme Kathrinchen.

Czechisches Volkslied.

„Kathrinchen, komm zur Kirche!"
„War erst gestern in der Kirche."

„Kathrin, 's ist Predigt heute!"
„Wär' wohl närrisch, dumme Leute."

„Kathrin, zur heil'gen Messen!"
„Hab' mein Kleid daheim vergessen."

„Kathrinchen, Geigen klingen!"
„Will mir gleich die Schuhe bringen."

übersetzt von **Wilhelm Freund.**

Digitized by Google

Gedichte

von

Ilse Franke.

Der Kirschzweig.

Verzweiflung war sein Gast beim kargen Mahl;
Sie haucht ihn an — da ward sein Antlitz fahl.
Schwer schlich der Tag — nun huschen Nachtgespenster,
Ein wilder Kirschbaumzweig schwankt leis am Fenster.

Er senkt das Haupt. Müd ruhn die harten Hände.
„Wozu die Qual! Allmächt'ger, mach' ein Ende!
Erlöse mich aus diesem wirren Treiben!" —
Der Kirschzweig schmiegt sich an die blinden Scheiben.

Die kahle Kammer, dumpf von Staub und Schmutz,
Dem müden Wild ein schlechter Schlupf und Schutz!
Er streckt und dehnt die lastgestählten Glieder —
Der Blütenzweig schwankt tanzend auf und nieder.

Sein finstrer Blick durchirrt das lenzge Blühen,
Und seines eignen Tagwerks fruchtlos Mühen,
Die Seelenschuld, sein ruhlos-armes Leben . . .
Draußen im Wind die weißen Blüten beben.

Da hebt sein scheues Haupt ein banges Fragen:
Den Weg durchs dunkle Thor — soll er ihn wagen?
Rings um ihn alles stumm, wohin er blickt —
Der Zweig im Winde nickt . . und nickt . . und nickt . .

Da lacht er rauh, blickt voll entschlossner Ruh —
Der Kirschzweig war gescheidt — der stimmt ihm zu!
Dann war's geschehn . . Ein Müder fand die Rast . .
Der Kirschzweig hat's geseh'n . . Die Blüten sind erblaßt.

Offenbarung der Natur.

Schattenlos der Heckenpfad,
Steinig, wohnumsäumt;
Reglos steht ein braunes Kind
Sieht ins Land und träumt.

Auf der reinen Kinderstirn
Wohn wie Blutsgetropfe.
Träumend spielt die schmale Hand
Mit dem dunklen Zopfe.

Augen wie ein tiefer See,
Der das Mondlicht spiegelt —
Stumm und lockend wie ein Buch,
Siebenmal versiegelt.

Fremd und leuchtend schaut's mich an
Mit den blauen Sternen;
Drinnen schlummert noch das Licht
Märchentiefer Fernen.

Offenbarung der Natur,
Hast mich angesehen!
Deinen fremden Leuchtesblick,
Lehr' ihn mich verstehen!

Einem Verschmähten.

Wie blasser Marmor leuchtet Dein Gesicht, —
Dein herber Mund verrät Dein Herzweh nicht.
Mich jammert's so, daß ich Dir wehgethan;
Weh thut mir's, daß ich Dich nicht lieben kann.

Was starrst Du so! Ach, würdest Du mich schlagen,
Ich wollt' es eh'r als diesen Blick ertragen;
Der scheint der Erde ganzes Leid zu fassen,
In Weh und Stolz, halb Lieben und halb Hassen.

So liebst Du mich? So hast Du mich begehrt?
Grämt Dich doch nicht! ich bin Dein ja nicht wert!
Für all die Glut, die mir Dein Herz geschenkt,
Geb ich Dir Mitleid, weil ich Dich gekränkt.

Bimm es in Freundschaft, bis Du dran gesundst.
Was zuckst Du so, als wärst Du neu verwundet?!
Wie blasser Marmor leuchtet Dein Gesicht —
Du bist zu stolz und willst mein Mitleid nicht!

Digitized by Google

Die kleine Harfe.

Eine kleine Harfe klingt
Irgendwo in meinem tiefſten Grund;
Was in meiner Seele ſchluchzt und ſingt,
Thut ihr ſüßer Mund mir kund.

Stürmt das Herze laut und wild,
Klagt und ächzt die kleine Harfe auch.
Und dann wieder ſchwingt ſie düftemild,
Leis berührt von ſanftem Hauch.

Nun, mein Liebſter, iſt ſie Dein!
Ach, ſei zart und gut, zerbrich ſie nicht!
Lauſche, was ſie Liebes zu Dir ſpricht —
Lauſche gut! ſie klingt ſo fein.

Spiel ſie leis mit ſanfter Hand,
Sing ihr oft ein liebewarmes Wort; —
Denn in meine Harfe iſt gebannt
Unſrer Liebe ſeliger Akkord.

Nach Sonnenuntergang.

Die Birke früſtelt leis im Abendwind;
Im Forſthaus, auf der Schwelle, ſingt ein Kind;
Die Bolenfrau kenchi heim mit ihrer Bürde;
Die Schafe drängen ſich zum Rand der Hürde;
Wie feuchte Kinderaugen glänzt der Teich;
Der Mond verbirgt ſich — er iſt heut' ſo bleich;

Nachtwächterdienſte thun Johanniskäfer.
Im ſchmalen Karren ſchläft der alte Schäfer —
Mir ſcheint es wie ein langer, roter Sarg . . .
Ich denk an einen, der mein Liebſtes barg. —
Die Wieſe dampft, drei blaſſe Sterne ſcheinen . . .
Mir brennt das Herz in thränenloſem Weinen.

Fahr' wohl!

Kleines Büchlein, banger Jahre
Stille Schmerzen, tiefſte Schmerzen
Bilder Jahre und des Glückes
Siegesjauchzen
In dem übervollen Herzen
Alles hab' ich Dir vertraut!

Kleines Büchlein, ſonnenfrohe
Liebe, frühlingsſtarkes Ringen,
Heil'ger Hoffnung groß Verſprechen
Von der Zukunft,
Meiner Leier erſtes Singen
Alles hab' ich Dir vertraut.

Und ich ließ die warme Sonne
Auch auf Deine Blätter ſcheinen,
Sang Dir zu vom Wellenzauber
Unſ'res Fluſſes,
Ließ Verzweiflung in Dir weinen,
Daß ich alle dem vertraut.

Daß ich Menſchen und dem Leben
Glaubte und dem Lied der Leier
Und der Sonne auf der Berge
Wald'gen Hängen,
Kleines Büchlein, Deiner Feier
Schlage ich die müden Saiten.

Mißton klingt! Die Flamme züngelt,
Gierig frißt ſie Deine Blätter
Und erſtickt die heil'gen Schläge
Meines Herzens.
Fahr' wohl, Atem meiner Seele,
Die entweiht durch freche Blicke
Harter Menſchen!

W. E. Vershofen.

Frühlingsnacht.

Aus grauen Nebelſchleiern
Webt ſich die Frühlingsnacht,
Und grau iſt auch geworden
Der Blümlein Farbenpracht.

Dort oben aber funkeln
Nun Sterne ohne Zahl,
Das ſind die Schlüſſelblumen
Am weiten Himmelsthal.

Chr. Rodeck.

Spruch.

Lenkteſt Du ſtolz durch Klippe und Riff
Zum ſichern Port Dein glückhaft Schiff,

So prüfe die Ankertaue gut:
Sturm im Hafen hat doppelte Wut!

Ewald Silveſter.

Digitized by Google

Ausfahrt.

Ich geh' nach dem Glück —
Zwar sagen alle,
Mit leeren Taschen
Käm' ich zurück.

Doch komm' ich zurück —
Die werden staunen!
All' meine Taschen
Stecken voll Glück!

„Wo fand'st Du das Glück?"
Werden sie fragen.
Werd' es nicht sagen —
Auf nach dem Glück!

Christoph Flaskamp.

Mexikanische Mondnacht.

Nah am Popocatepetl,
Dessen rauchend schneeiger Gipfel
Schimmernd durch das Dunkel leuchtet,
Liegt die Wunderstadt Cholula.

Unter reifenden Bananen,
Goldorangen und Limonen,
Ganz in Wohlgeruch begraben,
Schlummert sie in tiefer Stille.

Altertümlich sind die Häuser,
Eingehegt von Blumengärten,
Draus die Rosen und Granaten
Süßen Duft weithin verwehen.

Von dem Turm der Kathedrale
Schlägt die mitternächtige Stunde,
Und die Schritte der Serenos[1])
Hallen auf den Straßen wieder.

Und die zaub'rische Zenzontle[2])
Singt im nahen Palmenhaine
Ihre feurigwilden Weisen,
Daß mein Herz vor Sehnsucht schwillt . . .

Nun steigt hinter der Sierra
Klar hervor der goldne Vollmond
Und gießt ringsum auf die Gegend
Eine magischlichte Helle.

Auf des Teocalli hoher
Bröckelnd morscher Brüstung lehnt' ich
In die Rätselferne schauend,
Die ein Urwald schwarz begrenzte.

Manchmal strich ein lauer Nachtwind
Schauernd durch die Palmenwedel,
Und den müden Tropenwandrer
Traumesdämmerung umfing.

Drin sah ich ein seltsam Schauspiel;
Lautlos bog ein Zug von Fremden
Um den Fuß der Pyramide
Pomphaft, feierlich — erscheinend.

Sechs phantastisch kostümierte
Schlankgewachs'ne Mayakrieger
Schritten grimm im Waffenschmucke
Langsam wie in stummer Trauer.

Eskortierten eine stolze
Düsterschöne Tlascalekin,
Die in einer off'nen Sänfte
Von vier Sklaven ward getragen.

Reglos in dem reichgestickten
Weißen Büffellederkleide
Saß sie da, kaum merkbar regte
Sich ihr bronzefarbiger Busen.

Ihre glühenddunklen Augen
Hingen an dem Reiz der Landschaft,
Und sie atmete beseligt
Ringsum ein die Wohlgerüche.

's war Malinche, jene kluge,
Buhle des Hernando Cortez,
Die um des Hidalgo Liebe
Schnöd ihr Vaterland verriet.

Doch zur Zeit der Magneblüte
Findet sie nicht Ruh im Grabe,
Und dann zieht sie, still es segnend,
Durch das schönste Land der Erde . . .

Als ich jäh erwachend aufsah,
War der ganze Spuk verschwunden,
Um den Fuß der Pyramide
Woben scheue Mondenschimmer.

Immer noch quoll aus Cholulas
Mystischstillen Blumengärten
Von den Rosen und Granaten
Schwüler Dufthauch mir entgegen.

Und der zaub'rischen Zenzontle
Jubeltöniges Silberflöten
Klang wie in Aztekenzeiten
Durch die Mondnacht Mexikos.

Max Kiesewetter.

[1]) Nachtwächter. [2]) Aztekischer Name für den Spottvogel.

Digitized by Google

Eine Sorge.

Wie ist meine Kammer voll Glanz und Licht! . . . .
Doch sieh! an den Scheiben ein bleiches Gesicht —

Sah's mich nicht an unter wallendem Haar
Mit Augen tiefernst und sonderbar?

Und kommt es jetzt nicht in hastendem Lauf
Die bange stöhnenden Stiegen heraus?

Erklarrt jetzt leise nicht Angel und Thor?
Umhüllt die Ampel mir düsterer Flor?

Erblichen ist all' mein goldener Schein . . . .
Eine bange Sorge schlich zu mir herein.

Karl August Hückinghaus.

Der Verfluchte.

Bin in herrlichem Frühlingsprangen
Über die blühenden Wiesen gegangen — —
Da ließen die Blumen die Köpfchen hangen.

Ging durch den traulich rauschenden Wald,
Lieblich von Vogelstimmen durchhallt — —
Verstummte das Rauschen und Singen bald.

Sah in der Sonne goldglühend Gesicht,
Wenn sie versengend vom Himmel sticht —
Da ward sie fahl und verlor ihr Licht.

Hab' zwei Augen in Liebe gegrüßt,
Flammend zwei rote Lippen geküßt —
Sie haben's in thränendem Leide gebüßt.

Hab' in wilden Schmerzen gestöhnt,
Suchte den Tod, der alles versöhnt — —
Der hat mich verlacht und hat mich verhöhnt.

Jenny von Reuß.

Verunglückte Arbeiter.

Vier Särge schwankten im Sonnenlicht
Des Maientages an mir vorbei,
Vier braune Särge, einfach und schlicht,
Hinter einander in einer Reih. —
Arbeiter folgten im Sonntagsgewand
Mit Kränzen und Sträußen in der Hand
Durch Straßenlärm und Großstadtgewühl. —
Gleichgültige Menschen ohne Gefühl
Mit stumpfen Gesichtern blieben stehn
Und ließen den Zug vorübergehn.

Die Häuser standen in ernster Ruh
Und alle Fenster waren zu.
Ein heißer Brodem hing in der Luft,
Verwelkender Blumen seltsamer Duft. —
Vier Arbeitersärge, schmucklos und kahl
Zogen vorüber im Sonnenstrahl,
Blutrote Schleifen winkten mir stumm,
Dann schwand der Zug um die Ecke herum,
Und ich ging weiter, — man sah nichts mehr. —
Die Glocken klagten dumpf und schwer. — —

Edgar Reimerdes.

Wenn Du im Alter einst . .

Wenn Du im Alter einst wirst wiederlesen
Die armen Verse bei des Herdes Gluten,
Wird leise es durch Deine Seele fluten,
Wie lieb Du mir gewesen.

Dann wird bei der Erinnerung froher Stunden
Dein welkes Antlitz auf die Brust sich senken,
Und im geheimen wirst Du mein gedenken,
Den schon der Tod umwunden.

Und meine Stimme wird Dir dann ertönen
Im eis'gen Windhauch, den der Winter wechle,
Es ist, als ob ein wilder Spott Dich schrecke
Mit ungestümem Höhnen.

Und jene Stimme flüsterl: „Deutst Du nimmer
Des schönen blonden Haars, das Dich umflossen
Und über Deinen Busen sich ergossen
In seinem goldnen Schimmer?

Wie grausam ist die Zeit mit Dir verfahren!
Sie grub in Dein Gesicht die bleichen Zeichen,
Und all Dein stolzes Wesen mußte weichen
Mit Deinen blonden Haaren.

Einsam am Herde sitzt Du nun in Thränen,
Beklagst der jugendlichen Schönheit Scheiden,
In meinem Grabe muß ich weinend leiden,
Kommt endlich, still' mein Sehnen! —

Und durft ich früher nicht zu meinem Leide
An Deiner Seite froh und glücklich leben,
Das Grab soll endlich uns Vermählung geben,
Verwesung eint uns beide!" —

Aus dem Italienischen des **Lorenzo Stecchetti** von **Walter Kaehler.**

Digitized by Google

Weil ich es muß.

Und oft habt ihr's mir vorgesprochen:
„Entsage ganz der Liederkunst!
Sie hat die Treue Dir gebrochen,
Sie bringt nicht Gold, nicht Menschengunst."

Und oft hab' ich ihr abgeschworen,
Und hoffte still: für allezeit;
Die Stunden achtet' ich verloren,
Die ihrem Dienst mein Herz geweiht.

Und dennoch, dennoch! Kommt die Stunde,
Gehorch' ich nicht mehr fremdem Zwang.
Ich lausche, wie aus dunklem Grunde
Emporsteigt leis ein inn'ger Klang.

Erzitternd rauscht der Seele Schwinge
Entgegen dem geheimen Gruß,
Und, willig oder nicht: ich singe,
Weil ich es muß.

Eduard Fehre.

Frühlenz am Rhein.

Breit und metallglitzernd gleiten die Fluten
Und strahlen den Sonnglanz, mich blendend, zurück.
Grün überhaucht schon die Haselnußruten.
Weit in die Berge verliert sich mein Blick.

Weiß wehn, wie verflatterte Engelsflügel
Die Wölkchen am lachenden Himmelsdom.
Und der Wind tollt umher, wie ein Füllen ohne Zügel;
Tausend Wellchen lachen empor aus dem Strom.

Weil unten ein Segel taucht auf aus dem Blauen.
Über Strom und Gebirge ein azurner Hauch.
Licht, Sonne, Leben — wohin ich mag schauen!
Selbst drüben die Essen wehn silbernen Rauch.

In Ufergebüschen die Buchfinken schlagen
Und üben sich Lieder zur Lenzfeier ein.
Nun gehn wir entgegen gar herrlichen Tagen:
Dem sonnigen Frühling am sonnigen Rhein.

Alexander Pache.

Sehnsucht.

Heut kam die Sehnsucht über mich,
Im Dunkel einer Gasse,
Kam wie ein Traum und hüllte sich
In Deine Formen stolz und licht
Und sprach, wie Deine Seele spricht,
Wenn sich die Schatten senken
Und Wünsche wirr und wunderlich
Die müden Sinne lenken.
Heut kam die Sehnsucht über mich,
Im Dunkel einer Gasse,

Da war's, als ob ich plötzlich Dich
Mit meinen Armen fasse
Und was an unverbrauchter Lust
In mir gelegen unbewußt,
Das brach hervor und schäumte auf
Und trieb in ungehemmtem Lauf
In Liebe Dir entgegen . . .
Heut kam die Sehnsucht über mich,
Im Dunkel einer Gasse.

Leo Grünstein.

Nocturno.

Nun ist das Ave längst verklungen,
Nun kommt die Nacht mit leisem Schritt
Und trägt aus Duft und Dämmerungen
Im Mantel unsre Wünsche mit.

Ein Wunder soll sich heut vollenden.
Die letzte Sehnsucht wiegt sie ein
Und segnet uns mit dunkeln Händen
Und läßt uns still mit uns allein . . .

Karl Nowak.

Im Sturm.

Der Sturmwind heult, der Tann erkracht,
Ich wand're lustig weiter.
Der Regen wütet, mein Herze lacht,
Mein Herz ist sonnig und heiter.

Drin wohnt ja mein herzallerliebstes Kind
Wie Jubel und Lenzeswehen.
Nur lustig zu, Herr Brausewind!
Uns beiden kann nichts geschehen.

E. Dieckhöfer.

Spruch.

Nüchtern schüchtern, trunken dreist:
Schüler- ist's und Schreibergeist!
Nüchtern laut und trunken still
Auch nicht mir gefallen will.
Rechte Mannesart ist so:
Nüchtern tapfer, trunken froh.

Th. Vulpinus.

Digitized by Google

Die blonde Sphinx.

Von **Eduard Pfeifer.***)

Ich war tot. Daran war nicht zu zweifeln. Denn ich lag bleich, kalt und starr auf der Bahre und langweilte mich entsetzlich. Natürlich ist man tot, wenn man eine Kugel mitten in der Brust sitzen hat. Und das war bei mir der Fall. Ich selbst hatte das Erlösungswerk vollbracht. Vor die Wahl gestellt, mit langsam verblutendem Herzen durch das Leben zu schleichen oder meiner unsagbaren Seelenqual ein rasches Ende zu machen, hatte ich den kurzen Prozeß vorgezogen. Nun war ich erlöst. Aber wie seltsam: das Gefühl der Befreiung wollte sich nicht einstellen. Nicht von der süßen Ruhe des ewigen Friedens, von namenloser Sehnsucht war mein Herz erfüllt. Sollte also das alte Bibelwort doch recht haben, daß die Liebe stärker sei als der Tod?

Allmählig wurde es mir unbehaglich in der kalten, starren Masse, die mich umgab, und obwohl ich als hartgesottener Skeptiker es bei meinen Lebzeiten nicht zu dem frommen Glauben gebracht hatte, daß Körper und Seele zwei verschiedene Dinge seien und der Tod für die liebe Menschenseele lediglich ein Ereignis sei, das ihr die Gelegenheit giebt, sich von der lästigen Zwangsjacke des Körperlichen zu befreien, so beschloß ich doch, wenigstens den Versuch zu wagen, aus mir, d. h. aus meiner sterblichen Hülle herauszusteigen. Zu meiner Überraschung und, wie ich aufrichtig gestehen will, auch zu meiner Beschämung, gelang der Versuch vollkommen. In dem Augenblick, da ich den Entschluß faßte, meinen Leichnam, den treuen Sklaven meines Willens, zu verlassen, stand ich auch schon als körperloses Wesen vor meinem seelenlosen Körper.

Mit der Reise in das weite, unbekannte Land hatte ich es nicht eilig. Ich durfte ja noch nicht fort, wenn ich mir den grausamen Genuß der Erfüllung meiner letzten Hoffnung, meiner letzten heißen Sehnsucht nicht versagen wollte. Ich mußte warten, warten auf den Triumph, dem ich mein Leben zum Opfer gebracht hatte.

Geräuschlos, wie sich das bei meinem rein geistigen Zustande von selbst verstand, nahm ich auf dem rechten Seitenrande meines Totenbettes Platz, um der Stunde zu harren, die mir den großen Sieg, die unbarmherzige Vergeltung bringen sollte, die ich zu fordern hatte. Merkwürdigerweise sah und hörte ich alles, was um mich vorging. Durch das geöffnete Fenster lachte der helle Tag, und mit der flirrenden Lichtflut drang von der See her ein erfrischender Hauch in mein Gemach. Ich befand mich in demselben Hotelzimmer, in dem ich seit acht Wochen gehaust und mein irdisches Dasein beschlossen hatte. Auf dem Schreibtisch lag in friedlicher Nachbarschaft von Büchern und Cigarren die Pistole, die mir zu dem ersten und letzten Knalleffekt meines Lebens verholfen hatte. Auf ihrem blanken Lauf glitzerte kokett ein Sonnenstrahl.

Es war sehr freundlich von der Hoteldirektion, daß sie dem toten Gast noch Unterstand gewährte und mich nicht in die Leichenkammer hatte überführen lassen. Und wie ich jetzt, nicht gerade mit Wohlgefallen bemerkte, hatte sie mir sogar die Aufmerksamkeit erwiesen, mir in Gestalt des den Parterreräumen des Hotels — mein Zimmer lag im Erdgeschoß — zugeteilten Wichsers eine Totenwache beizustellen. Man hatte den Mann in eine schwarze Livree gesteckt, aber seine leuchtende Kupfernase und sein fettglänzendes drolliges Gesicht machten es ihm platterdings unmöglich, die traurige Rolle, die man ihm gewiß nicht auf seinen Wunsch übertragen hatte, mit entsprechender Traurigkeit zu spielen. Der Kerl sah beleidigend

*) Wir entnehmen auch diese Skizze dem Manuskript des unter der Presse befindlichen Buches: „Frau Eugenie“ von Eduard Pfeifer (Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt), um neben den Proben gemütvollen und satyrischen Humors, wie wir sie im letzten Hefte gebeten haben, auch die dem Autor eigentümliche Tonart des phantastischen Humors durch ein Beispiel vorzuführen. Die Red.

Digitized by Google

vernügt aus und liebängelte ununterbrochen mit meinen Cigarren. Wie gern hätte ich ihm zugerufen: „Bitte, bedienen Sie sich doch, aber sehen Sie zu, daß Sie rans kommen!“ Doch das ging nicht, rufen konnte ich nicht mehr, und das war auch gar nicht notwendig. Denn der Mann schien meine Gedanken sofort erraten zu haben. Mit einem verständnisvollen, pfiffigen Lächeln trat er vom Fußende meiner Bahre, wo er bisher gestanden hatte, an meinen Schreibtisch, griff mit beiden Händen in meine aufgestapelten Upmanns, füllte sich damit seine sämtlichen Taschen, warf mir einen dankbaren Blick zu und ging mit der sehr richtigen Bemerkung ab: „Warumm soll 'n Hauskuecht nich ooch mal wat Feines roochen?“

Mein Wunsch war erfüllt. Ich war mit mir allein, und meine Seele sah forschend auf das bleiche, müde Antlitz, das vor kurzem noch ihre Empfindungen wiedergespiegelt hatte. In den graumelierten Resten, die mir in den Herbsttagen meines Lebens von der einstigen Fülle meines Lockenhaares noch geblieben waren, spielte der feuchtkühle Lufthauch, der durch das Fenster strich. Melancholisch hing mein Schnurrbart herab und bemühte sich, das bittere Lächeln zu verdecken, das sich wohl im Augenblick meines Abschiedes von Welt und Leben an meinen Mundwinkeln festgesetzt hatte. Sonst sah ich sehr friedlich, aber, was ganz gegen meinen Geschmack war, auch sehr sentimental aus.

Je länger ich mich in den Anblick des armen Kerls versenkte, der vierzig Jahre lang die nicht immer leicht erträglichen Launen meiner Seele geduldig ertragen hatte und der nun, seines Dienstes ledig, stumm und regungslos vor mir dalag, um so trauriger wurde mir zu Mute. Ich fühlte, wie sich die Reue an mich heranschlich, aber sie sollte mich nicht niederringen, nicht irre machen. Was ich gethan hatte, mußte sein.

„Nein, das mußte nicht sein!“ schluchzte eine Stimme neben mir. Es war Heinz, mein alter Freund Heinz, der unbemerkt von mir eingetreten war und weinend an meiner Bahre stand. Die Thränen rannen über seine bärtigen Wangen herab, und immer wieder schüttelte er, wie das so seine Art war, wenn ihm etwas nicht paßte, sein blondes Germanenhaupt. Er ergriff meine Hand, drückte sie fest in der seinen, sah mich dabei lange und vorwurfsvoll an und sprach dann leise vor sich hin: „Das hast Du nicht gut gemacht, alter Junge! Das war kein geistvoller Schwabenstreich, das war dumm, lieber Freund, unglaublich dumm! Und das um dieses Weibes, um dieser Puppe willen! Du armer, armer Narr!“

Er drückte mir einen Kuß auf die Stirne und ging.

„Holla! Hier geblieben, mich anhören, für Deine Thränen, die Dir Gott vergelten möge, heißen Dank, aber höre mich, Du hast unrecht, lieber Heinz!“

Aber Freund Heinz hörte nicht, weil er mich nicht hören konnte. Unter der Thüre sandte er mir noch einen langen wehmutsvollen Blick zu, dann fuhr er sich mit der Hand über seine treuen Augen und wankte hinaus.

Also meine Selbsterlösung war eine unglaubliche Dummheit. Nein, alter Freund, Dein hartes Urteil trifft mich nicht! Hätte ich vielleicht mein Leben versenken, in den Fesseln verschmachten sollen, in die dieses rätselhafte Weib mein ganzes Fühlen und Denken geschlagen? Wäre das gescheidt und vernünftig gewesen? Wer war ich denn noch? Ein willenloser Sklave ihrer Launen. Und diese unwürdige Rolle hätte ich weiter spielen sollen? Nein und tausendmal Nein! An guten Ratschlägen hast Du es, mein lieber, treuer Heinz, allerdings nicht fehlen lassen. Du hast mich gewarnt vor dieser strahlenden Schönheit, die Dir kalt und seelenlos erschienen ist, hast mich gewarnt vor dem zaubervollen Aufleuchten dieser blauen Märchenaugen, deren berückender Reiz für Dich lediglich eine optische Erscheinung, ein interessanter, aber durchaus nicht ungewöhnlicher Lichteffekt einer hochgewölbten Iris gewesen ist, Du hast mich bestürmt, dem Banne dieser Täuschung zu entfliehen, aber Du weißt nicht, daß mein ganzes Leben nur noch von der einen Sehnsucht beherrscht war, in diese Augen zu sehen, an ihren Blicken mich zu berauschen. Und wenn ich bis ans Ende der Welt geflohen wäre, diese Augen würden mir auch dort meinen Seelenfrieden geraubt haben, wie sie mich jetzt noch im Banne halten, wo ich an der Pforte der Ewigkeit stehe. Ach, alter Freund, Du hattest gut raten, Du konntest leicht den Überlegenen, den Warner spielen, denn was wußtest Du von der grenzenlosen, wahnsinnigen Liebe, die mich mit tausend Armen zu dieser Frau hinriß. Du sahst in ihr ja nur die herzlose Kokette, die für jeden Mann, der sich von ihren Blicken berücken ließ und vor ihrer Schönheit das Knie beugte, dasselbe verheißungsvolle Lächeln, die gleiche Huld übrig hatte. Nun ja, der Schein gab Dir ja Recht.

Digitized by Google

Sie alle, die ihr tägliches Gefolge bildeten, wurden von ihr mit gleicher Liebenswürdigkeit behandelt, mit denselben Lockspeisen gefüttert: der lüsterne Faun mit dem schwermütigen Bariton, der naive, semmelblonde Berliner Millionär mit dem Kürbisschädel, der unwiderstehliche Gardeleutnant, dessen aufgezwirbelter Schnurrbart das einzig Bemerkenswerte an seiner Persönlichkeit war, der unvermeidliche Violinvirtuose, dem zur Berühmtheit nur die Kleinigkeit fehlte, daß sein mittelmäßiges Können mit seiner maßlosen Eitelkeit gleichen Schritt hielt, dann der Dekadent mit dem hohen Stehkragen und seinen Gedichten von rührender Form- und Gedankenlosigkeit und endlich ich — „unter Larven die einzig fühlende Brust.“ Ein wenig sonderbar war ja diese Eskorte ihrer Schönheit, und ihre Zusammenstellung verriet wahrhaftig nicht den besten Geschmack. Allein, mein lieber Heinz, ein Frauenkenner bist Du, dem die Rätsel der Frauenseele niemals eines Lösungsversuches wert erschienen sind, nie gewesen und just die Frau, die mir alles und Dir nichts war, hast Du vollständig verkannt. Gewiß der Schein war gegen sie, aber er machte diese Sphinx mit dem wunderbaren Goldhaar nur noch rätselhafter.

Eine Sphinx“, höre ich Dich höhnisch lachen, „ja wohl eine Sphinx, die in nichts zerfließt, vor deren Hohlheit man erschrickt, wenn man das Rätsel ihres Wesens gelöst hat.“

Nein, Heinz, Du irrst, Du thust ihr bitter unrecht, Dein kurzsichtiges Auge reichte nicht in die Tiefen ihrer Seele. Ich wußte, was sie gelitten hat, und wenn sie auch nie darüber gesprochen, was sie von ihrem Manne getrennt hat, ich ahnte es, mir sagte es die stille Wehmut, die so oft ihr heiteres Lächeln verscheuchte. Und ich war ihr mehr als die anderen, mich liebte sie, ja sie liebte mich so heiß und innig, wie ich sie liebte und sie würde mir das Geheimnis ihres Herzens, das mir ihre Blicke längst verraten hatten, eines Tages frei bekannt haben, wenn ich die Geduld gehabt hätte, noch zu warten, und die Kraft noch besessen hätte, die Folterqualen, die mir ihre Verschlossenheit und ihr Stolz bereiteten, länger noch zu ertragen.

Nun mag sie berenen, daß sie es nicht über sich gewann, sich für besiegt zu erklären, nun mag sie kommen und an meiner Bahre niedersinken und händeringend um Vergebung flehen. Ihre Thränen werden mir Labsal sein, an ihrem Schmerz will ich mich weiden, ihr Leid soll mein Triumph sein. Ja, Heinz, sie wird kommen, da sie kommen muß!

Doch horch! Ein silberhelles Lachen! War das nicht ihre Stimme, die da kichernd zum Fenster hereindrang? Mit einem Satze war ich, will sagen meine Seele, an der Fensterbrüstung und was ich von dort gewahrte, war das Grausamste, was mir auf dieser Welt noch begegnen konnte, war eine Enttäuschung so furchtbarer Art, wie ich sie im Leben nie erlitten.

Die Frau, die mich in den Tod getrieben, stand lachend wie der helle Morgen draußen im Hotelgarten dicht vor meinem Fenster und scherzte voll sprudelnden Übermutes mit ihren Trabanten.

„Ich bitte Sie, meine Herren,“ rief sie belustigt aus und warf dabei jedem ihrer Begleiter einen ihrer Flammenblicke zu, „ich bitte Sie, das ist ja die höchste Geschmacklosigkeit, mit vierzig Jahren — und so alt ist doch unser gemeinsamer Freund — spielt man doch keine Werter-Rolle mehr, das ist ja abscheulich sentimental, das ist ridicul, jawohl ridicul!“

Eine namenlose Wut erfaßte mich, ich stürzte mich auf meinen Leichnam, packte ihn an der Kehle — ja, ja, das sollte meine Rache sein — ich wollte mir den Kopf abdrehen und ihr meinen Schädel vor die Füße werfen.

Da plötzlich, ein furchtbarer Schrei. Donner und Doria! was ging da vor? Das war ja meine eigene Stimme, die diesen gellenden Schreckensruf ausstieß. — Und wie kam denn das? Mit beiden Händen hielt ich krampfhaft meinen Hals umspannt und sah mit einem Male mit klaren Augen in das helle Sonnenlicht, das mein ganzes Gemach erfüllte. Ich schüttelte und rüttelte mich, setzte mich in meinem Bett auf und mußte zu meinem Erstaunen feststellen, daß ich lebte. Vorsichtshalber warf ich noch einen Blick auf den Schreibtisch, aber von der Pistole, die dort hätte liegen sollen, war keine Spur vorhanden. Natürlich, wie wäre sie auch dahin gekommen, ich besaß ja gar keine Schußwaffe.

Also alles nur ein Traum. Ich rieb mir die Augen und atmete erleichtert auf. „Aber zum Kuckuck!“ redete ich mich selber an und sprang mit gleichen Beinen aus dem Bett heraus, „wie kannst Du, alter Junge, nur so dummes Zeug träumen?“ Sollte am Ende die blonde Hexe — Na, war ich denn wirklich schon so weit? Ich lachte, daß die Wände zitterten. Dann nahm ich mich aber doch bei der Nasenspitze und ging mit mir ins Gebet.

Digitized by Google

Als ich mit meiner Toilette fertig war, den letzten Rest meiner Theeschale geleert und meine Morgencigarette ausgeraucht hatte, war ich auch mit der Erforschung meines Gewissens zu Ende und das Ergebnis war leider die Feststellung, daß ich alle Ursache hatte, auf mich aufzupassen. Ja wohl, ich mußte mir offen und ehrlich eingestehen, daß ich auf dem besten Wege war, mich über beide Ohren zu verlieben. Frau Kitty war ein reizendes Geschöpf. Mochte mein alter Freund Heinz ihre Koketterie und ihre Eitelkeit auch unverzeihlich finden, sie war darum doch von bezaubernder Schönheit und ihre blauen Märchenaugen hatten mir's angethan. Das stand fest.

Mir wurde bei dieser unheimlichen Entdeckung ganz seltsam zu Mute, und nicht in der rosigsten Laune trat ich meinen Morgenspaziergang auf der Strandpromenade an. Als ich in die Nähe des Musikpavillons kam, erblickte ich Frau Kitty mit ihrem Cortege. Ich hatte gute Lust umzukehren, aber sie hatte mich bereits bemerkt und winkte mir mit ihrem Sonnenschirm. Mich überkam ein eigenartiges Gefühl, als ich ihre Hand ergriff und sie küßte. Sie sah in ihrem weißen Musselinkleide entzückend aus, und ihre Augen leuchteten wie der junge Tag; aber merkwürdig, ihre Flammenblicke, die mich noch gestern bezaubert hatten, schienen über Nacht ihre berückende Wirkung verloren zu haben. Ich mußte fortwährend an meinen Traum denken. Ohne daß ich es wollte, begann ich nun Frau Kitty zu studieren, ihr Wesen zu analysieren, und noch ehe eine Woche verstrichen, war der Zauber, den sie auf mich ausgeübt hatte, in nichts zerronnen. Das Rätsel dieser blonden Sphinx war für mich in dem Augenblicke gelöst, da ich die Erkenntnis gewann, daß die tiefempfindende Seele, die aus den Augen dieser Frau zu mir sprach, nur eine Illusion, nur ein Geschöpf meiner Phantasie war. Mein unglückseliger Idealismus, der diese seelenlose Schönheit so wunderbar beseelte, diese eitle Puppe zu einer träumerischen Madonna umgestaltet hatte, war wieder einmal schiffbrüchig geworden. Aber auch ein Schiffbruch kann zuweilen eine Errettung sein.

Als ich wieder mein Winterquartier bezogen und das schöne Meerweib längst vergessen hatte, erhielt ich die Nachricht, daß Frau Kitty den semmelblonden Berliner Millionär, den Mann mit dem Kürbiskopf, mit ihrer Hand „beglückt" habe. Er war der reichste und der naivste ihrer Verehrer. Der Faun mit dem schwermütigen Bariton und der Gardeleutnant mit dem aufgewirbelten Schnurrbart wurden ihre Hausfreunde.

In meinem Herzen habe ich dem Gott der Träume einen Altar errichtet — aere perennius.

Aphorismen.

Von Hans Roeder.

Nur aus dunkeln Wetterwolken quillt der Segen für die Saat;
Nur in sturmgegrüften Herzen keimt die wahre Edeltat.

•

Ideen lassen sich nicht kommandieren,
Sie kommen ungerufen und revoltieren.

•

Wer den Hering will, muß auch die Gräten mit in den Kauf nehmen.

•

Und zaust auch der Zweifel das Glück an den Ohren;
Der Zweifel allein hat die Wahrheit geboren.

•

Der Glaube ist der Engerling,
Der sich zur Puppe verspinnt,
Bis daß daraus als Schmetterling
Das Wissen zum Licht entrinnt.

•

Man lebt, um sich das Leben abzugewöhnen.

•

Ein schwankender, watschelnder Gang ist auch ein sicheres Anzeichen für einen Charakter, der zum Wackeln neigt.

Den Trost und Hoffnung Entblößten
Mag fromme Demut trösten;
Doch wenn es mangelt an Brot,
Dann hilft sie nicht aus der Not.

•

Und wenn sich auch die Wolken türmen,
Wutschnaubende Orkane stürmen;
Es scheint doch in dies Jammerthal
Die Kunst als lichter Sonnenstrahl.

•

Leider ist in dieser Welt ein krummer Buckel gewöhnlich ein in jedem Sinne des Wortes hervorragendes Talent.

•

Es wird sich Dein Herz verhärten wie spröder Marmorstein,
Fällt nie aus den Rosengärten der Liebe ein Strahl hinein.

•

Das Lachen entflammt dem Teufel,
Vielleicht auch den Engelein;
Die Thränen jedoch ohne Zweifel,
Die sind von Gott allein.

Digitized by Google

Der Scheik.

Von Alfred Klaar.

Tief unten wo im Prieul,
Wo man Kultur und Recht nicht kennt,
Begegnet mir ein Beduine,
Dem Leid geprägt iſt in die Miene.

„Mit Euch der Frieden alle Tage!
Doch ſcheint es, Freund, Ihr habt ihn nicht.
Giebt Euer Scheik Euch Grund zur Klage?“

Da zuckt's ihm ſchmerzlich durchs Geſicht:

„O Herr, bei allen unſeren Tolen,
Das iſt der härtſte der Despoten.
Vernichtung ſchwor er einſt uns Allen.
Was nur im Lande lebt, muß fallen,
Und völlig fehlt dabei die Form,
Die doch ſo ſehr den Menſchen frommt,
Gerichtet wird ganz ohne Form,
Gelötet wird, wie's eben kommt.“

„Um Gott, wie mögt Ihr das ertragen?“
„Wir ſind wie vor den Kopf geſchlagen,
Wie Fieber wühlt's uns im Gebein,
Auf Borg iſt unſer ganzes Sein,
Zum Tod verurteilt ſind wir Alle,
Nur, daß dem Herrſcher nicht beliebt,
Daß er uns je Gewißheit giebt,
Wann der, wann jener kommt zu Falle.“

„Denkt Ihr nicht dran, Euch zu erheben?
Wird nicht geklagt, gekämpft, gelobt?“ — —
„Ach nein, wir haben uns ergeben
Und ſeufzen: Allah ſei gelobt!“

Am Iberg.

Von Hans M. Grüninger.

Die Rappler Berge ſtehn in grüner Tracht;
Im Achertal verblühten ſchon die Kirſchen,
Und an den Halden lockt die warme Sonne
Schon Sauen aus den Reben, voller Hoffnung.
Die Hornisgrinde liegen klar und rein;
Nur eine weiße Stelle zeigt noch Schnee;
Dort hält der Winter einzig Stand dem Frühling,
Nachdem er ſeine Zelte abgebrochen —
Weitum im Lande hat er ſich verſchanzt
Am ſchatt'gen Hang, geſchützt vom Mummelſee.
Dicht lang' mehr und er giebt ſein Spiel verloren
Und zieht mit Ehren ab, ſchon ſinnt er drauf,
Und nimmt Quartier im dunklen Mummelſee
Den Tannen dicht umſchatten, wo kein Fiſchlein
Gedeiht, doch Bixen wohnen auf dem Grunde.
Der Wäldler heißt ſie Mummelu; in den Bächten,
Wenn hoch am Sommerhimmel glänzt der Mond,
Entſteigen ſie den Waſſern und am Ufer
Beginnen ſie zu tanzen, wild und ſchön.
Kein Menſchenauge ſah ſie ungeſtraft;
Erblinden muß das Aug', das ſie geſehen.
Bei dieſen hält der Winter Sommerfriſche,
Um neugeſtärkt zu ſeiner Zeit zu kommen.

So war es Frühling denn im weiten Schwarzwald;
Doch traurig tönten Rappels alte Glocken.
Vom ſtolzen Hof am Iberg oben wallte
Ein Zug zu Thale, größer ging noch keiner
Zum Friedhof, ſeit es Jemand iſt gedenk.
Von allen Höfen, allen Zinken, Thälern,
Von Ettenhöfen, Furſchenbach und Rappel,
Ja ſelbſt der Amtsſtadt, Achern, waren ſie
Gekommen, Freunde, Sippen, Bauern, Herren,
Sogar der Amtmann ſchritt im Zuge mit
Und gab die letzte Ehr' dem Iberghauern.
Und Salv' um Salve, Böllerſchuß um Schuß
Erſchallte, Trommelſchlag und Grabmuſik,
Als trüg' man einen General hinaus.
Denn auch den Feldzug hat der Iberghauer,
Den ſieb'ger mitgemacht und brav gefochten
Bei Buits und Belfort, an der Liſaine Ufer,
Wo Badens junger Herr ſich hohen Ruhm
Erworben, hinderud Frankreichs Einbruch. Wilhelm,
Ihr Herzog, holte ſich die Ehrenwunde,
Und Degenfeld und Werder führten ſie.
Der Iberghauer aber kam geſund
Und heil nach Haus, trotz aller Fährlichkeiten.
Dankbaren Sinnes ſtillt' er ein Kreuz
Am Weg, der führt zu ſeinem Hofe aus
Dem Thale, wo die wilde Acher rauſcht,
Und der ſeit undenklichen Zeiten ſeinem
Geſchlechte angehörte, ſtets vererbt.
Nun horch, was ihm beſchieden war daheim.

Mit ihm war aufgewachſen auf dem Hofe,
Dem reichen, eines armen Knechtes Kind;

Digitized by Google

's Mariele, brav und schaffig, ungleich völlig
Dem Vater, einem übeln Müßiggänger,
Dem Schnaps ergeben mehr als jeder Arbeit,
Und der sein Weib zu Tod genäkt mit Roheit.
Wie kann vom Schlehstrauch eine Birsche kommen,
Die süße Frucht vom sauren, schwarzen Dorne?

Sei wie ihm wolle, die Marie war brav
Und lieb, daß auch die rohsten Knecht' und Mägde
Es lieb gewannen und ihm nicht mißgönnten,
Daß es der junge Bauer als sein Ehweib
Heimführte, als er aus dem Krieg zurückkam.
Sein Vater war gestorben unterdessen;
Die Mutter liebte sie als eignes Kind
Und war dem Wunsch des Sohnes nicht entgegen.
„Gottlob", sprach sie, „Du hast ja nicht zu schauen
Auf Geld und Gut, uns hat ja reich gesegnet
Der Himmel; unser Hof ist schöner als
Nur einer und das Waidle fromm und brav;
Nimm sie und halte sie in Ehren allweg."

Ihr Vater aber, den das Glück der Tochter
Nicht besser machte, nahm sich mehr und mehr
Heraus und spielte fast den Herrn im Hofe.
Nicht zwei Herrn aber kann ein Hof gebrauchen;
Ein Wille muß gebieten, soll der Hof
Bestehen, soll gedeihen all' die Arbeit,
Die hart und unbeugsam der Tag begehrt,
Und die gelhan sein muß zu ihrer Zeit.
Nicht steht ja still die Zeit; verstumm ist auch
Verloren immer, also muß ein Herr
Gebieten und die Arbeit weisen jedem:
Gesind' und Ehe halten und sich selber.

An einem Junimorgen, als das Heu
Schon eingeheimst, und auf die hahlen Stoppeln
Des Bergbachs Wasser flossen, die der Bauer
An Gräben faßte und die Matten tränkte,
Damit sie Nahrung zögen für das Ohmd,
Beging der Ibergbauer seine Wiesen,
Die, weithin ausgebreitet, seinen Hof
Umgaben. Seine junge Frau war bei ihm;
Denn ihre Zeit war bald und ungern ließ sie
Ihn von sich, froh mit ihm zu gehen und
An seiner Seite hinzuschreiten; glücklich,
Bei ihm zu sein, zufrieden, ihn zu sehen.
So lehnte sie sich glücklich an das Kreuz,
Das er, vom Kriege heimgekehrt, errichtet,
Und dankte Gott und bat den Sohn Erlöser,
Der kunstvoll ausgehauen niedersah
Auf sie, wie sterbend einst auf seine Mutter,
Daß er ihr beisteh' in der schweren Stunde.
Und sah beglückt dann wieder auf den Mann,
Der durch die Wiesen ging, die Gräben öffnend,

Als plötzlich rief des Vaters Stimm', mißtönig,
Der schon am frühen Morgen sich in Schnaps
Berauschte. „Du! He! Du! Dein Vater ruft!
Kennst Du ihn nicht mehr, seit Du Bäurin worden
Im Iberghof und gar so stolz einhergehst?
Was wär' der Pflug dagegen in der Mühle!
Und lieber ganz vergäßest, wo Du her bist.
Geh heim und koche Deinem alten Vater
Die Morgensuppe, soviel hat er doch
Um Dich verdient, was hockst Du müßig hier
Und schaust dem ehrlen Bauern nach? Steh auf,
Geh heim! mach schnell! steh auf! mach schnell! geh heim!"
Und mürend, sich im Rausch erbitternd, riß er
An ihrer Schulter. Schwach und hilflos saß sie
Und konnte sich nicht regen, wie gelähmt,
Und keine Antwort geben, wie verstummt.
Und wieder schrie der Unhold: „Auf! geh heim!"
Und schlug mit roher Faust auf sie, die Arme,
Und ließ nicht ab von ihr, trotz ihrem Wimmern,
Und ließ nicht ab von ihr, als drüneud nahte
Ihr Mann. Da hob der junge Ibergbauer
Die Hand, und sie traf nur allzugut
Den Alten an die linke Schläfe. Licht war
Der Schlag geführt mit Absicht, nur zur Abwehr.
Der Alte aber sank darnieder, tot . . .
Des eignen Weibes Vater schlug er tot.

Vier Wochen drauf kam er von Offenburg,
Vom Schwurgerichte freigesprochen, heim.
Doch nicht kam ihm sein liebes Weib entgegen;
Sie ruht' im Gottesacker lang schon aus,
Mit ihrem Leben zahlte sie des Vaters
Unthat und eines Söhnleins frühes Leben.
O reicher Ibergbauer, armer Mann!
Was soll das Leben fürder noch für Dich?

Nach dreißig Jahren trägt man ihn zu Grabe
Und läuten ihm die Sterbeglocken heute,
Die er so oft ersehnt. Doch treuen Herzens
Hat er dem Kind gelebt und seinem Hofe.
Die Nachbarn halten ihm den Stab vertraut,
Stabhalter war er, keiner war je besser.
Mit Ernst und Fleiß hat er sein Amt versehen,
Hat weitum Eintracht unter den Genossen
Befördert, jeden Streit hintangehalten,
Und seines Wirkens, seines Waltens war
Kein Ende. Armen Witwen schaffte er
Und ihren Kindern Arbeit, daß sie Brot
Nicht kennen lernten, wohlverdienten Lohnes
Sich freuen konnten, nicht Geschenke brauchten.
Wie folgen sie dem Sarge weinend nach;
Wie beten sie für ihn, als ihren Vater!
Mit stiller Freude ist er hingegangen
Des Wiedersehn's gewiß mit seinem Weibe.

Waldesrauschen.

Oft erwache ich des Nachts
Von des Waldes Rauschen,
Und dann sehe ich Dich still
Aus dem Fenster lauschen.

Leise zieh' ich Dich an mich,
Dir mein Glück zu sagen —
Alle Stimmen schweigen nun
Nur die Herzen schlagen.

Kurt Münzer.

Digitized by Google

Das Liedel.

Heut hab' ich Dir im Gehn geklagt,
Daß ſich kein Liedel zu mir mehr wagt.

Warm fühlt' ich Deinen Mund mir nah,
Nun iſt das Liedel auf einmal da.

Das Liedel iſt gar nicht feierlich,
Das Liedel iſt ſo wie Du und ich.

Es trägt ein buntes Werktaggewand
Und hält eine Blume in der Hand.

Und was das kleine Liedel mir ſpricht
Von Dir, von mir; iſt wahr und ſchlicht:

. . „Sie iſt Dein lieber Sonnenſchein
Und leuchtet Dir Deine Tage rein.

Sie webt um Dich die ganze Nacht
Und iſt bei Dir, wenn Du erwacht . . .

Dir iſt ſie, weiß ich, wohlgeſinnt;
Dich liebt ſie wie der Strauch den Wind —

Der ſtreichelnd um die Stirn ihm greift
Und ſeine goldnen Blüten ſtreift.

Die Welt iſt lieber Dinge voll.
Wer weiß, was der Lenz Euch bringen ſoll . ."

So lachte das Liedel und lief übers Feld;
Hätt' gern einen Gruß noch mitbeſtellt!

Paul Wertheimer.

Erinnerung.

's war ein ſtilles Glück an ſtillem Tage,
's war ein Glück wie eine frohe Sage
Aus entſchwundner Zeit.

Und Du hielteſt traulich mich umſchlungen.
Wußten nichts noch von Erinnerungen
Wußten nichts von Leid.

Und wir tranken, ſtatt aus Goldpokalen
Unſere liebesroten Lippenſchalen
Überſelig leer.

Langſam ſchritten wie zurück ins Leben,
Wollten alles uns noch einmal geben,
Bahnten immer mehr.

Über uns und um uns tiefes Schweigen
Nur die Beeke brannte in den Zweigen
Unſerer Heimlichkeit.

's war ein ſtilles Glück an ſtillem Tage,
's war ein Glück wie eine frohe Sage
Aus entſchwundner Zeit.

Maja Matthey.

Juni.

Leis' über Nacht der Südwind kam,
Die Roſen zu erwecken.
Nun blühen ſie ſo wunderſam
Im Garten an den Hecken.

Weiß, gelb, ſcharlach- und purpurrot
Glänzt es an allen Wegen
Aus dunkelgrünen Blättern loht
Ihr Feuer mir entgegen.

Ein ſüßes Düften füllt die Luft
Und küßt mir Stirn und Wangen. —
Vom Roſenhang die Amſel ruft —
Mich faßt ein leiſes Bangen. . .

Du roſenreiche Herrlichkeit!
Wie bald wirſt Du vergehen.
Und ſorgengraues Winterkleid
Wird vor der Thüre ſtehen. . .

Heinrich Becker.

Verſäumt.

Der Frühling jauchzte zum Fenſter herein,
Ich ſaß in meinem Kämmerlein
Und weint' um meine Toten.

Ich klomm den ſteilen Pfad der Pflicht
Und pflückte des Sommers Roſen nicht,
Des Sommers Roſen, die roten.

Ich leerte den bitteren Kelch der Pein,
Traub nicht von des Herbſtes berauſchendem Wein,
Der in goldenem Becher ſchäumte.

Nun ſtarrt der Winter in Schnee und Eis,
Nun da es zu ſpät iſt, weiß ich es, weiß,
Daß ich das Leben verſäumte.

Giſela Horn.

Digitized by Google

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von **Wilhelm von Humboldt, J. F. Castelli, J. L. Deinhardstein, Friedrich Rückert, Karl Immermann, Josef Freiherr von Auffenberg, Karl von Holtei, A. A. Graf von Auersperg (Anastasius Grün), Robert Blum, Ferdinand Freiligrath und Theodor Storm.**

I.

Bei aller Stetigkeit des Programms, die ihr gewiß in einem Maße nachzusagen ist, wie nicht vielen litterarischen Zeitschriften Deutschlands, hat die „Deutsche Dichtung“ doch im Laufe der Jahre mancherlei Wandlungen im Einzelnen erfahren. Zu dem Wenigen, was sich in der Form wie im Wesen völlig gleich geblieben ist, gehören die Publikationen wie die vorliegende: „kleine Illustrationen zur Litteraturgeschichte der neueren und neuesten Zeit“, wie einst kein Geringerer als Friedrich Theodor Vischer diese Veröffentlichungen ungedruckter Briefe der „Deutschen Dichtung“ charakterisiert hat. Innere wie äußere Gründe lassen uns im Wechsel der Zeiten an diesen Veröffentlichungen in der dem Leser gewohnten Form festhalten: im Zufluß an Stoff kann naturgemäß kaum je eine Ebbe eintreten und der freundlichen Zustimmung der Leser sind wir immer gewiß. So haben wir zuletzt vor Monatsfrist an dieser Stelle eine „Bunte Reihe“ von Dichtern und Gelehrten, Großen und Kleinen, ewig lebenden und bereits Verschollenen geformt und lassen heute eine andere folgen.

Wie zuletzt Alexander von Humboldt, so mag diesmal sein älterer Bruder Wilhelm, geb. 1767, die auch nun chronologisch geordnete Reihe eröffnen. In einem Stil, der lebhaft an den der huldvollen Handbillets erinnert, die der Olympier von Weimar an bittstellende Redakteure ergehen ließ, abweisend, aber verbindlich, versagend, aber nicht grausam jede Hoffnung abschneidend, schreibt der berühmte Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft an Johann Ludwig Deinhardstein, den Redakteur der „Wiener Jahrbücher für Litteratur“ auf dessen Einladung:

> Die „Wiener Jahrbücher der Litteratur“ sind seit ihrem Entstehen auf eine so vortheilhafte Weise bekannt, daß mir Ew. Hochwohlgeboren gütiges Anerbieten, eine Arbeit von mir darin aufnehmen zu wollen, überaus schmeichelhaft gewesen ist. Leider aber bin ich mit den litterarischen Plänen, die ich auszuführen wünschte, noch so sehr zurück, daß ich es mir durchaus versagen muß, mich durch Nebenarbeiten zu stören. Ew. Hochwohlgeboren werden mir daher verzeihen, daß es mir unmöglich ist, mich zu einem Beitrage für die Jahrbücher bestimmt anheischig zu machen. Sollte mich aber ein günstiger Zufall zu einer Arbeit führen, welche ich der Aufnahme in die Jahrbücher würdig achten könnte, so darf ich mir wohl die Erlaubniß vorbehalten, Ihnen dieselbe anzubieten.
>
> Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.
>
> Humboldt.
>
> Tegel, den 23. März 1831.

Humboldt blieb den „Wiener Jahrbüchern“ ferne; minder spröde erwies sich bekanntlich Goethe gegenüber den Bitten des Wiener Censors und Hofbeamten.

Im behaglichen Verkehr mit demselben Adressaten zeigen uns die folgenden Gedichte und Briefe den allzeit liebenswürdigen und begabten, aber leichtfertigen und von keiner Sorge, am wenigsten den Anfechtungen eines kritischen Gewissens angefochtenen Ignaz Franz Castelli. Deinhardstein war um dreizehn Jahre jünger als Castelli, gleich diesem Wiener und guter Leute Kind, gleich diesem Jurist und Beamter, gleich Castelli seiner Gesinnung nach von erdrückender Loyalität, aber im Übrigen durch keinerlei schwerfällige ethische Grundsätze eingeengt, also gleichsam von der Natur zum engen Anschluß an den älteren Genossen bestimmt. Auch ein gewisses Gleichmaß der Begabung vermochte ihre Beziehung zu einer dauernden zu machen; Beide waren ihrem dichterischen Naturell nach echte Sprossen ihres sangfreudigen Stammes, allerdings nicht eben besonders hervorragend und noch weniger zu ernstem, arbeitsvollem Streben geneigt, und es bedeutete im Grunde keinen allzu großen Unterschied des litterarischen Temperaments, wenn der Ältere, der Hauptsache nach, Dialekt-Dichter wurde und blieb, während der Jüngere sich immer entschiedener der Kunstdichtung zuneigte. Aber einen gewissen Gegensatz bedeutete dies naturgemäß doch und dieser prägt sich scharfhaft in den folgenden, bisher ungedruckten, aus Deinhardsteins Nachlaß stammenden Sonetten aus, die gegen Ende 1824 entstanden sind.

Castelli richtet an den jüngeren Freund den folgenden, nicht eben von erhabener Gesinnung zeugenden Sang:

Digitized by Google

An Deinhardstein
als Dank für die mir gegebenen Sonette unter dem Haupt- oder Kopftitel: Passion.

Fernando! bist von falschem Licht umflossen
Kniest am Parnaß, — da leuchten Dir die Strahlen
Die Wesen, wie sie nicht erscheinen, mahlen,
Und schnell hast Du die Tinte ausgegossen.

Doch Ferdl! Deine Lieder bringen Qualen
Und liest sie auch ein Gläub'ger unverdrossen
Der ew'ge Will' hat anders es beschlossen
Wer sie geschaut, wird keinen Sclam zahlen.

Drum flehe Freund! Dann steigt ein Engel nieder
Und wahre Poesie weht sein Gefieder
Und einen Wieland hält er in den Händen.

Da nimm ihn hin, er endet Deine Leiden
Fernando dann erkennt die wahren Freuden
Erkennt den wahren Dichter, — wird vollenden.

Auf gut Deutsch: Du bist auf einem falschen Berg, mein lieber Ferdl, steig herab.

J. F. Castelli.

Warum Castelli den jungen Freund „Fernando" oder dann gut wienerisch „Ferdl" nennt, wissen wir nicht, vielleicht geschieht es in Anspielung an die in der Überschrift genannten Sonette, die uns unbekannt geblieben sind. Durchaus klar aber ist auch ohne die Nachschrift in Prosa, was das Sonett dem jungen Dichter rät: vom himmelstürmenden Idealismus zu lassen und sich zur heiteren Muse eines Wieland zu bekehren.

Deinhardstein schrieb seine Antwort flugs auf dasselbe Blatt; sie lautet:

An Franz Ignaz Castelli
Grobes Sonett,
Über ein grobes, gegen ein feines.

Franziskus war von heil'gem Licht umflossen
Ihm goß der Herr in's Herz die Wunderstrahlen,
Doch Du, mein Franz, kannst nur Gemeines mahlen
Und weh! wenn Du Dich unrein ausgegossen!

Ignatius! wie kommen diese Qualen,
Bild' lang für manch Gemeinen unverdrossen,
Die bess're Meng' hat länger es beschlossen
Solch' Sudelwerk mit Gähnen zu bezahlen.

Ignatius! wie stehst Du gar so nieder
Dich reizt nicht des Fasanes Goldgefieder,
Du willst ihn nur gebraten in den Händen.

Mein Franz! mein Franz! wie groß sind Deine Leiden!
Ein Huhn, ein Schuldbuch, das sind Deine Freuden; —
Ich bin Dir gut — wie! könntest Du vollenden!!

Mit anderen Worten (da man es nicht besser deutsch sagen kann), herab- ist leichter, als hinaufsteigen.

J. L. Deinhardstein
am 6ten Nov. 1824.

Das Sonett ist der Form nach, wie man sieht, nicht eben mustergültig, aber was seinen Sinn betrifft so klar, daß sich jeder Kommentar erübrigt.

Noch zwei andere Zeichen des freundschaftlichen Verkehrs zwischen Castelli und Deinhardstein haben sich in Deinhardsteins Nachlaß erhalten. Zunächst sei das folgende, von Beiden gemeinsam verfaßte Sonett mitgeteilt, welches nicht durch seinen poetischen Wert seinen Platz an dieser Stelle verteidigen kann, wohl aber als charakteristisches Beispiel jener Reimspielereien, wie sie in der Zeit unserer Groß- und Urgroßväter im Schwange waren. Das Sonett, an dem abwechselnd der Eine und der Andere je eine Zeile schrieb, lautet:

An Zwei
von Zweien.
Siegreich Sonett auf einem Spaziergange gedichtet
von Castelli und Deinhardstein.

D.: Es will ihr Auge mir den Himmel zeigen,
C.: In ihnen gatten Feuer sich und Nacht,
D.: Ihr Lächeln gleicht dem Tag, wenn er erwacht,
C.: Das ihre ist der Mittagsglut nur eigen.

D.: Sie blüht wie Lilien in beschneid'ner Pracht,
C.: Wer kann mir solche Purpurrosen zeigen?
D.: Es spricht ihr Mund so lieblich selbst im Schweigen,
C.: Es schrein ihr M—l den Sieg in jeder Schlacht.

D.: Sie siegt und ist sich nie des Siegs bewußt,
C.: Sie lodert eine Flamm' in Schmerz und Lust,
D.: Ihr treues Herz schlägt mir in Lust und Schmerzen,

C.: Ich Unbesonnener! mit Glut zu scherzen!
D.: Ein ew'ger Frühling wärmt an ihrem Herzen,
C.: Ein ew'ger Sommer glüht an ihrer Brust.

Das Sonett ist von Deinhardsteins Hand geschrieben, weist aber die eigenhändigen Unterschriften beider Dichter auf, ein Beweis, wie stolz Jeder auf seinen Anteil an dem Opus war.

Aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammt das folgende Schreiben Castellis an Deinhardstein:

Lieber Bruder!

Du hast durch Deinen Aufsatz über mein Taschenbuch mir Deine Freundschaft öffentlich bewiesen, und ich danke Dir herzinnig dafür. Auf Revanche bei jeder sich darbiethenden Gelegenheit! Laß uns fest zusammenhalten, es ist bei dieser Zeit der Zersplitterung einzelner Kräfte sehr noth wendig.

Komm' doch Samstags in die Concordia. Man erwartet Dich dort, und ich bin überzeugt, Du wirst Dich unterhalten. — Auch ein Mittel zur Vereinigung!

Dein

J. F. Castelli.

Digitized by Google

Die „Concordia“ war im Vormärz eine zwanglose Vereinigung von Wiener Schriftstellern, die sich trotz vielfacher Behelligungen seitens der Polizei, wenn auch unter wechselnden Formen, bis in das Jahr 1848 hinein behauptete.

Es liegt im Wesen der bunten Reihe, ungeheure Gegensätze neben einander zu stellen: Auf den erzfrivolen Castelli, der stolz von sich zu sagen pflegte, daß er, wenn auch nicht als Dichter, so doch als Zotenreißer unsterblich sei, folgt der ernste, priesterliche Friedrich Rückert (geb. 1788). Es liegen uns zwei bisher ungedruckte Briefe von ihm vor, der erste, an sich ganz unbedeutend, ist nur insofern von Wert, als er auf einen bisher kaum beachteten Fundort zahlreicher und wertvoller Arbeiten Rückerts hinweist: er war, solange Deinhardstein die Redaktion der „Wiener Jahrbücher für Litteratur“ führte, ein eifriger Mitarbeiter dieser Zeitschrift. An Deinhardstein ist auch das nachstehende Billet gerichtet:

Erlangen, d. 18. Febr. 1832.

Euer Wohlgeboren

melde ich mit schönstem Danke, daß ich beide Sendungen Honorar für meine Anzeige v. Schlegels Ramayana, einmal 12 und einmal 11 Duk. erhalten habe, auch die erste Hälfte des Abdrucks, aber durch Desinfektionsstiche gänzlich verdorben. Dürfte ich Sie bitten, wann Sie mir durch Buchhandlungsgelegenheit die zweite Hälfte zukommen lassen, die erste noch einmal beizufügen?

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Rückert.

Die Desinfektionsstiche waren natürlich ein Zeichen der damals über Europa schwebenden Cholera.

Der zweite Brief ist in Inhalt und Form für den Dichter-Gelehrten sehr bezeichnend und an seinen Verleger J. D. Sauerlaender in Frankfurt a. M. gerichtet. Er lautet:

Erlangen, den 8. März 1842.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich melde zuerst den richtigen Empfang des Wechsels zu 800 fl. rheinisch auf Nürnberg, der aber noch nicht fällig ist, wie man meiner Frau sagte, als sie, um ihn zu erheben, nach Nürnberg fuhr. Es rent mich nur, daß ich mich auf diese Dinge, wovon ich nichts verstehe, eingelassen habe. Doch hoffentlich wird das Haus in Nürnberg nicht in den nächsten 8 Tagen fallieren, und ein dortiger Freund hat versprochen, Alles ordentlich zu besorgen.

Daß Sie Barths Manuskript so gering anschlagen, thut mir sehr leid, da ich es sehr hoch halte. Vielleicht haben Sie's noch nicht recht erwogen. Zeigen Sie's doch Herrn Veit, daß er Ihnen sage, was darin für Kunstgeschichte allein steht, abgesehen von der Geschichte der Zeit und des Menschen. Diese Sachen haben unter einer rauheren, doch keineswegs abstoßenden und unschönen Hülle nicht weniger Kern als z. B. Göthes „Aus meinem Leben“, was, von mir gesagt, viel sagen will. Barth wird Ihnen inzwischen selbst geschrieben haben, und ich wünschte, daß Sie sich mit ihm so verständigten, daß er auf den Fleck etwas erkleckliches bekäme, etwas aber, und zwar das meiste, vom Erfolg abhängig gemacht würde, der, wenn das Publikum kein ganzer Ochs ist, sondern nur ein halber, nicht fehlen kann. Wenn es aber bei Ihnen gar nicht Gnade findet, so will ich's Cotta'n antragen. —

Das ausführliche Register zu meinen Gedichten widerrathe ich, ja verbitte es. Es ist ganz gegen meine Ansicht und schad' um's Papier.

In Eile der Ihrige

Rückert.

Bekanntlich war unser Dichter in Geldsachen unbehülflich wie ein Kind, so daß ihn seine Freunde im Lauf der Zeiten, als er sich in immer schwerere Verwickelungen gebracht hatte, unter eine Art wohl wollender Kuratel setzen mußten. Auch die Eingangszeilen dieses Briefes deuten auf seine Ungeschicklichkeit in Geschäften. Statt sich den Wechsel Sauerlaenders auf ein Nürnberger Haus bei einem Erlanger Bankier diskontieren zu lassen, was mit geringen Kosten für die Diskontierung und dem Zinsenersatz bis zum Fälligkeitstermine verbunden gewesen wäre, läßt er seine Frau zu dem Zwecke eigens nach Nürnberg reisen, von wo sie, da der Wechsel noch nicht fällig ist, gänzlich unverrichteter Dinge hätte heimkehren müssen, wenn nicht ein Nürnberger Freund des Dichters auf den glorioſen Einfall gekommen wäre, den Wechsel bis zum Fälligkeitstermin aufzubewahren.

Der zweite Teil des Briefes erinnert an eine merkwürdige Persönlichkeit aus dem nächsten Kreise unseres Dichters. Karl Barth, Rückerts „Lieber Freund und Kupferstecher“, 1787 in Thüringen geboren, zunächst Goldschmiedgeselle, dann Zeichner und Kupferstecher, hatte die Bekanntschaft Rückerts in Rom gemacht, der ihn dann auch als Dichter einführte. Ebenso blieb er in der Folge mit dem Künstler, der sich in Hildburghausen niedergelassen hatte, in freundschaftlicher Verbindung. Wie aus diesem Briefe ersichtlich, hatte Barth auch eine Art Selbstbiographie geschrieben, zu deren Verlags-Übernahme nun Rückert den ihm befreundeten Frankfurter Verleger zu bestimmen suchte. Daß er dabei an Lob nicht sparte, ja sich sogar durch das Werk des wackeren Kupferstechers an Goethes Meisterwerk erinnert fühlte, erklärt sich wohl ebenso durch seine Freundschaft für den Verfasser wie durch seinen Mangel an Kritik; weder im Schaffen anderer noch in seinem eigenen wußte der Dichter Gutes von minder Gutem zu unterscheiden. Was aus dem hier erwähnten Manuskript Barths geworden ist, wissen

Digitized by Google

wir nicht zu sagen; gewiß ist, daß ein derartiges Werk weder bei Sauerländer, noch bei Cotta erschienen ist. Es findet sich aber auch in den bibliographischen Hilfswerken, die Verzeichnisse von Barths Schriften bringen, überhaupt nicht erwähnt, scheint also Manuskript geblieben zu sein. Der Münstler starb 1853 in geistiger Umnachtung.

Für Rückert sehr charakteristisch ist auch der Schluß des Schreibens. Die Ausgabe seiner Gedichte, die Sauerländers Verlag war, war allmählich, durch immer neue Zuthaten, die nicht immer auch poetische Goldkörner waren, zu einem gewaltigen Umfang gediehen, und der Inhalt wurde auch durch den Mangel an Unter-Abteilungen immer schwerer übersehbar. Darum wollte der Verleger ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Vers-Anfänge beifügen, um die leichtere Benutzung des Buches zu ermöglichen. Obwohl dies im Interesse des Buches lag und dem Dichter keinerlei Bemühung auferlegte, verbot Rückert, wie wir sehen, die Beigabe auf das Entschiedenste. Über die Gründe sprach er sich nicht aus, vielleicht wäre es ihm schwer gewesen, sie zu formulieren. Wenn irgend einer, so war er ein Stimmungsmensch und in kleinen Entschließungen von der Gunst oder Ungunst der Stunde geleitet.

Von Karl Immermann (geb. 1796) liegen uns vier Briefe vor, sämtlich auf seine Mitarbeit an den „Wiener Jahrbüchern für Litteratur“ bezüglich und an Deinhardtstein gerichtet. Der erste lautet:

Beifolgend übersende ich ganz ergebenst, infolge früherer Verabredung die Kritik der Beerschen Tragödien für die Jahrbücher mit der Bitte, den Abdruck baldgefälligst veranlassen zu wollen. Sehr angenehm ist mir die Aufforderung des Herrn Professors Deinhardstein vom 1. December v. J. auch ferner Beiträge für die Jahrbücher zu liefern, gewesen. Ich werde gern hin und wieder Arbeiten für das Institut, welches sich durch Gründlichkeit, Würde und Anstand so sehr auszeichnet, liefern. Zunächst erbiete ich mich

1.) zu einer Kritik von L. Uhlands Gedichten, wenn die zu erwartende neue Ausgabe derselben erschienen seyn wird,

2.) zu einem vergleichenden Aufsatze über die neuerdings publicirten Briefsammlungen von Forster, J. H. Voß, Schiller und Goethe, sobald die letzteren Werke herausgekommen seyn werden. Diese Arbeit würde insbesondere den Zweck haben, die Kultur- und Geistesverhältnisse, welche aus den drei Sammlungen sich ergeben, nach ihren Verschiedenheiten, und nach den doch stattfindenden Übereinstimmungs-Punkten darzustellen.

Mit mannigfachen Planen und Arbeiten beschäftigt, würde ich zwar keine Ablieferungszeit ganz bestimmt angeben können. Doch glaube ich, daß es mir möglich seyn wird, beide Aufsätze im Laufe des Jahres 1830 einzusenden.

Einer gefälligen Entscheidung über diese Anträge entgegensehend, unterzeichne ich mich

ganz ergebenst

Düsseldorf Immermann.

den 1. Januar 1830.

(Die Anonymität muß ich mir vorbehalten).

Der Brief bedarf keines Kommentars; erwähnt sei nur, daß Immermann bereits von dem Vorgänger Deinhardsteins in der Redaktion der „Jahrbücher“, dem Slavisten Kopitar, zur Mitarbeit herangezogen worden war.

Deinhardstein war, wie auch aus zahlreichen früher an dieser Stelle veröffentlichten Briefen an ihn hervorgeht, nicht eben ein Muster von Exaktheit in der Erfüllung seiner allerdings zahlreichen Pflichten. Daraus erklärt sich, daß auch Immermann als zweites Schreiben das nachstehende an ihn richten mußte:

P. P.

Durch gefälliges Schreiben Einer Hochlöblichen Redaction vom 1. December 1829 zur Theilnahme an den Jahrbüchern eingeladen, übersandte ich vor länger als Jahresfrist eine Kritik von M. Beers Dramatischen Arbeiten; deren Aufnahme vom früheren Redacteur, Herrn Professor Kopitar mittelst Schreiben vom 11. November 1829 versprochen worden war.

Indessen ist der Abdruck bis jetzt nicht erfolgt. Ich beehre mich deßhalb, ganz ergebenst anzufragen, ob etwa jene Arbeit dort nicht eingegangen sei? und im Fall, daß der Eingang erfolgt ist; wann nun der Abdruck geschehen werde?

Über beides bin ich so frei mir gütige Antwort zu erbitten.

Einer Hochlöblichen Redaction

ergebenster

Düsseldorf Karl Immermann.

d. 7. Februar 1831. Landes-Gerichts-Rath.

Nachdem die Rezension über Beers Tragödien erschienen war, ließ Immermann das nachstehende neue Anerbieten folgen:

Ew. Wohlgeboren

befrage ich ganz ergebenst, ob Dieselben eine Kritik über W. Alexis Novellen 4 Bände von mir in den Wiener Jahrbüchern aufzunehmen die Güte haben würden?

Der Artikel würde zwar umfassend seyn müssen, jedoch Einen Bogen nicht überschreiten. Im Fall Ew. Wohlgeboren beifallend antworten, werde ich denselben bis Ostern einsenden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

Düsseldorf K. Immermann.

den 2. Februar 1832.

Diesmal war es Immermann, der zögerte, während Deinhardstein mahnen mußte, wie aus dem

Digitized by Google

folgenden vierten und letzten Schreiben Immermanns an Deinhardstein, das sich in Deinhardsteins Nachlaß vorgefunden hat, hervorgeht:

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich durch Herrn Professor Breuer an die Rezension von Willibald Alexis Novellen erinnern lassen. Ich muß allerdings wegen meiner Säumniß sehr um Verzeihung, zugleich aber nun auch noch bitten, daß Sie mir gefälligst noch etwas Zeit lassen wollen, da ich den so eben erschienenen Roman: Cabanis, desselben Verfassers in den Aufsatz mit aufzunehmen wünsche. Der Aufsatz wird dadurch um so umfassender. Hoffentlich ist die Erweiterung desselben in dieser Art Ew. Hochwohlgeboren nicht ungelegen.

Zugleich beehre ich mich, Ew. Hochwohlgeboren meine letzten beiden Arbeiten als Zeichen aufrichtiger Hochachtung beifolgend zu übersenden.

ganz ergebenst

Düsseldorf Immermann.

d. 8. November 1832.

Bemerkenswert ist immerhin, daß der liberale Immermann die Verbindung mit dem reaktionären Organ des Fürsten Metternich aufrecht hielt; die Hochachtung, die er als Kritiker wie als Politiker dem Censor und Dramatiker Deinhardstein entgegenbrachte, darf nicht zu ängstlich auf die Wagschale gelegt sein.

Gleichfalls an Deinhardstein gerichtet ist das nachstehende Schreiben des Freiherrn Josef von Auffenberg (geb. 1798), des Verfassers zahlreicher, einst viel aufgeführter Dramen, der damals nach mancherlei Irrungen und Wirrungen einen gedeihlichen Wirkungskreis als Leiter des Karlsruher Hoftheaters gefunden hatte. Der Brief lautet:

Carlsruhe 12. December 1830.

Hochzuverehrender Freund!

Erlauben Sie mir daß ich Sie so nenne, nachdem mir das Glück zu theil worden Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und mit Ihnen einige, (leider diesmal so wenige) vergnügte Stunden zu durchleben! Ich benutze die Gelegenheit wo durch die Oekonomie-Verwaltung Ihnen das Honorar für Maximilians Brautzug überseindet wird, mich Ihnen wieder in Ihr freundliches Gedächtnis zurückzurufen.

Ihr schönes Schauspiel wurde nach Kräften ausgestattet, und mit großem verdienten Beifall aufgenommen!

Jezt ist gottlob meine Alhambra ganz heraus; sammt dem Renegaten, letzterer bei Sauerländer in Frankfurt a. M. Ich will nun abwarten was darüber gesagt wird — ehe ich wieder an etwas gehe.

Um Ihre fernere freundliche Gewogenheit und Zuneigung bittend — bin ich mit großer Hochachtung und Verehrung

Ihr gehorsamster Freund
und Diener v. Auffenberg.

Deinhardsteins romantisches Drama „Erzherzog Maximilians Brautzug" ging damals über die meisten deutschen Bühnen. Später hat Gustav Freytag in seiner „Brautfahrt" annähernd denselben Stoff behandelt. Die beiden Arbeiten v. Auffenbergs, deren der Brief gedenkt, waren Dramen und beide 1830 in Buchform erschienen.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte Karl von Holtei (geb. 1798) bekanntlich in Begleitung seiner zweiten Gattin, Julie Holzbecher, ausgedehnte Kunstreisen, die ihn wiederholt auch nach Wien führten. Er gastierte das eine Mal am Josefstädter, dann einige Jahre später am Wiedener Theater und inszenierte vornehmlich seine eigenen Stücke, namentlich das schon damals berühmt gewordene „Vorbeerbaum und Bettelstab". Allzu schön und reichlich waren die Requisiten nicht, die ihm da bei zu Gebote standen, wie auch aus dem folgenden, während seines zweiten Wiener Gastspiels geschriebenen, an Deinhardstein, als den damaligen Leiter des Burgtheaters, gerichteten Briefe hervorgeht:

Hochverehrter Herr und Gönner!

„Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir!" — so beginnt ein altes Kirchenlied.

Ist es möglich, daß Sie den Garderobebeamten des Kaiserl. Burgtheaters, mit dem Befehle, oder mit der Erlaubniß ausrüsten, daß er uns zur Vorstellung von Vorbeerbaum ein gesticktes Staatskleid für einen vornehmen Beamten, leihen dürfte?

Ich erinnere mich aus meiner Josefstädt. Zeit, daß derlei großmüthige Hülfsleistungen häufig statt fanden — vielleicht heimlich u. per nefas! — Ich wende mich heute an die rechte Behörde; würde dies aber nicht wagen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein Protektor des Stückes sind, welches wir heut geben und daß Sie meine Dreistigkeit entschuldigen und freundlich verzeihen werden, auch wenn Sie nicht ja sagen können, noch wollen.

Hochachtungsvoll

Ew. Hochwohlgeb.

Dienstag. ganz gehorsamster Diener
C. E. v. Holtei.

Auf der Bühne geschrieben, und bitte der Kritzelei wegen um Verzeihung.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Wir werden um Aufnahme nachstehenden Aufrufs ersucht:

„Um die Freiheit aller Weltanschauung grundsätzlich bemüht, hat der Berliner „Giordano Bruno-Bund für einheitliche Weltanschauung" diesen Aufruf verfaßt und eine Reihe von Forschern, Schriftstellern, Künstlern und Verlegern zur Mitunterzeichnung eingeladen.

Im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen Leo Tolstois sämtliche Werke herausgegeben von Raphael Loewenfeld. Ein Bändchen ist betitelt „Der Sinn des Lebens" und enthält unter anderem auch die „Antwort an den Synod", die Tolstoi auf seine Excommunication aus der griechischen Kirche folgen ließ. Geschmäht und angefeindet, er habe „in der Verblendung seines hoffärtigen Geistes sich frech erhoben gegen den Herrn und seinen Christ", setzt Tolstoi auseinander, welche Lehren und Gebräuche der griechischen Kirche er in der That für verwerflich halte. Nun hat ein deutscher Leser (ein katholischer Justizrat) diese Schrift bei einer Leipziger Staatsanwaltschaft denunziert, worauf sie von der Behörde konfisziert wurde. Die Beschlagnahme wurde zwar vom Leipziger Amtsgericht nicht bestätigt, indessen vom dortigen Landgericht angerufen. Ueberdies geht nun eine Anklage wegen „Gotteslästerung" und „Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen" Herausgeber und Verleger vor den Richter.

Wir halten es für unsere Pflicht, die öffentliche Kritik auf diesen Fall hinzulenken. Mag man über die Richtigkeit der Gedanken Tolstois verschieden urteilen, so ist doch der heilige Ernst seines religiösen und sittlichen Suchens über jeden Zweifel erhaben. Aber das tiefer Ueberzeugung erklärt, er lebe allein Sinn des Lebens nur in der Erfüllung von Gottes Willen, wie er in der christlichen Lehre seinen Ausdruck gefunden", kann kein Gotteslästerer sein. Die russische Regierung scheint das auch anzuerkennen; wenigstens ist sie nicht gegen Tolstoi vorgegangen. Ebenso wenig haben die anderen europäischen Kulturstaaten — denn die Schrift wurde in alle Sprachen übersetzt — etwas einzuwenden gehabt. Was aber Tolstoi selbst in Rußland erlitt blieb, soll jetzt in Deutschland Übersetzer und Verleger treffen, die, ohne die Möglichkeit einer Verteidigung zu ahnen, den richtigen Gedanken bethätigen: Tolstois Werke gehören mit Einschluß dieser bedenklichen Verteidigung seiner Religion entschieden der Weltlitteratur an und dürfen als Quellen idealen Lebens, ja schon als geschichtliche Dokumente dem deutschen Volke nicht vorenthalten bleiben. Was das Vorgehen des Leipziger Staatsanwalts und Landgerichts noch seltsamer macht, ist die Art, wie eine Beschimpfung deutsch-kirchlicher Einrichtungen konstruiert werden soll. Offenbar hat der § 166 des Reichsstrafgesetzbuches nicht die Mission, die russische Kirche vor kritischen Anfechtungen zu bewahren. Indessen meint die Anklage, was Tolstoi gegen die griechische Kirche vorbringe, raffe auch auf Dogmen und Sakramente des deutschen Katholizismus und Protestantismus und stelle folglich eine „mittelbare" Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen und Gebräuche dar.

Dies Vorgehen von Organen eines deutschen Bundesstaates beunruhigt, wenn auch unabsichtlich, unser religiös-sittliches Leben und Forschen. Wenn zwischen den Heilsuder und die Quellen seiner Erkenntnis oder Anregung hindernd starre Polizeigewalt tritt, so müssen die Gewissen sich auflehnen und eifrig darum bemühen, daß die Zirkulation des Ideenblutes im Volkskörper und der geistige Stoffwechsel vor solchen Einschnürungen bewahrt werden. So wünschen wir denn nicht allein, die berufenen Beamten möchten den Leipziger Tolstoi-Fall in unserem Sinne beilegen; die Art suchen wir auf jene Wurzel zu lenken, der immer neue Übel derselben Art entsprießen; wir fordern demnach von unsern Gesetzgebern, daß sie den veralteten Gotteslästerungs-Paragraphen endlich beseitigen."

Unterzeichnet ist der Aufruf u. A. von:

Dr. Bruno Wille. — Wilhelm Bölsche. — Prof. Max Liebermann. — Gerhart Hauptmann. — W. Kulemann, Landgerichtsrat. — Prof. Max Klein, Bildhauer. — Paul Schultze-Naumburg. — Wilh. von Polenz — Dr. L. Luidde. — Dr. Max Dreyer. — Lily Braun. — Dr. Heinrich Braun. — Hermann Sudermann. — Georg Wasner. — Prof. Franz Stuck. — Otto Ernst. — Ernst Freiherr von Wiedermann. — Dr. Ludwig Fulda. — Prof. Dr. Siegmund Günther. — Dr. Georg Hirth. — Fritz von Ostini. — Dr. S. Steinheimer. — Albert Matthäi. — Franz Langheinrich. — Otto Julius Bierbaum. — Eduard Grisebach. — Richard Dehmel. — Willy Pastor. — Dr. Hermann Türck. — Dr. Max Halbe. — Prof. Dr. Hans Meyer, Herausgeber von Meyers Konversationslexikon. — Dr. Hans Zimmer. — Richard Schmidt-Cabanis. — Arthur Jarp. — Dr. Mathias Schwann. — Fritz Mauthner. — Franz Evers. — Geh. Justizrat Blad-Swinton, Erster Staatsanwalt a. D. — Carl Jentsch. — Dr. Otto Brahm. — Prof. Rich. Weltrich. — Otto Borchert (Werrowede). — Heinrich Vogeler (Werrowede). — Prof. Dr. Ferdinand Tönnies. — Carl Hauptmann (Schreiberhau). — Ernst Haeckel.

— „Lodernde Gluten. Lieder der Liebe. Von Artur Landen. Berlin, Meusser und Messer. — Alle „Lieder" sind talentlos, einige sind arge Schweinereien, aber selbst die nur ebenso langweilig wie widrig. K. B.

— Hätte man uns einige der „Gedichte" von Ernst von Doemming vorgelesen und gefragt, in welchem Verlage sie erschienen sein mögen, wir hätten geantwortet: „Vermutlich bei E. Pierson in Dresden. Sollten sie aber anderwärts erschienen sein, so hätten sie es doch verdient, von dieser Firma verlegt zu werden." Denn es ist wirkliche, echte, wahrhaftige „Pierson-Lyrik". Zeug, das nicht bloß schlecht, sondern erbärmlich schlecht ist, das aber dort erscheinen kann, wenn die Druck- und Kommissionskosten bezahlt werden. Übrigens ist Herr von Doemming nie origineller Dichter, nicht in dem Inhalt, aber in der Druckweise seiner Verse. Hier eine Probe:

Wie froh und stolz die große Sonne
Auch ihre Strahlen schickt hinab,
Sie senkt sich doch samt ihrer Venne
Hinab —
ins
weite
Wassergrab.

Wie sinnreich ist da das Herabsinken durch die Verteilung des Verses auf vier Zeilen gekennzeichnet! Aufsteigende Verse aber giebt es in dem Büchlein nicht. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Gesetze über das Urheberrecht in allen Ländern nebst den darauf bezüglichen internationalen Verträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. 2. Aufl. Durchgesehen von Prof. Ernst Rothlieberger-Bern. Leipzig. G. Hedeler. 1902.

Landen, Artur. Lodernde Gluten. Lieder der Liebe. Berlin. Meusser und Messer. o. J.

Schnabl, Jenny. Verstummter Frühling. Gedichte. Berlin. Hugo Steinitz. 1902.

Liebeslieder moderner Frauen. Eine Sammlung von Paul Grabein. Berlin. Hermann Costenoble. 1902.

Morgentau, Christian. Und aber ründet sich ein Kranz. Berlin. S. Fischer. 1902.

Stauf von der March, Ottokar. Der tolle Stuart. Lustspiel in vier Aufzügen. Neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Wien. Selbstverlag. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kissling & Kröger, Berlin N.

Digitized by Google

Verpaßte Gelegenheit.

Italienische Volksballade. Übersetzt von **Paul Heyse.**

Schönes Mägdelein im Wald hat verloren ihre Straße,
Setzt sich unter einen Busch, weint und seufzet aus der Maßen.

Kommt ein schmucker Bursch daher: — „Was geschah dem schönen Kinde?"
„Weinen muß ich, schöner Herr, weil ich meinen Weg nicht finde."

— „Steigt, o Schöne, auf mein Pferd, will den rechten Weg Euch zeigen."
„Nein, betrogen würd' ich sein, wollt' ich Euer Pferd besteigen."

— „Steigt nur, Schöne, munter auf, will wie's eigne Kind Euch ehren."
Als sie mitten sind im Wald, fragt er, wer die Eltern wären.

„Vater ist ein armer Mann, liegt schon sieben Jahr' im Sterben.
Wer mich einmal angerührt, muß dieselbe Krankheit erben."

— „Steigt vom Pferde, steigt nur ab, denn Ihr sollt nicht krank mich machen."
Als sie kamen vor den Wald, fängt die Schöne an zu lachen.

„Vater ist ein großer Herr, diese Stadt hier ist sein eigen."
— „Steigt, o Schöne, steigt aufs Pferd, muß den Weg Euch weiter zeigen."

„Euer Pferd besteig' ich nicht, weil zum Wald Ihr's wieder lenktet.
Seid bedankt, mein schöner Herr, weil Ihr das Geleit mir schenktet."

Mädchenschicksal.

Von **Wilhelm Jensen.**

I.

Ist das Leben eines Morgens
Schnell verblaßter Sonnenstrahl?
Und den Mittag dunklen Sorgens
Und des Herzens bittre Qual,
Hell den langen Wolkenzug
Die Erinn'rung licht genug?

Ach, ich weiß es nicht zu sagen,
Was der Schlag des Herzens spricht;
Wider Dich will heiß er klagen,
Doch er lockt und kann es nicht,
Wider das nicht stark genug,
Was er einmal jubelnd schlug.

Könnt' ich wählen noch, was wählt' ich?
Ohne Dich ohn' Leid wär' ich,
Ohne Thränen — doch auch selig
Wie gewesen ohne Dich.
Warst Du heller Morgentrug
Sonne für den Tag genug?

II.

Bis hin zum Tag hab' ich gewacht:
Der Kuckuck rief um Mitternacht.

Wir gab der Arzt wohl ein Gebot,
Das sei mir mehr denn alles not:

Ich sollte schlafen in der Stund',
Sonst würd' ich nimmerdar gesund.

Wie folgt ich ihm so gern und schlief
Bis an den Morgen schwer und tief.

Digitized by Google

Und läge wie in Todesruh' —
Der schlimme Vogel läßt's nicht zu.

Er kommt und kreist ums Bett mir rund
Und ruft wie in der Mittagsstund'.

Er ruft, und seine Stimme schallt
Zur Nacht, wie um den grünen Wald.

Da fängt mein Herz zu klopfen an,
Wie's in der Mittagsstund' gethan.

Bei jedem Ruf ein heißer Schlag,
Und schlaflos läßt's mich bis zum Tag.

Wohl heißt der Arzt mich wahndelhört,
Daß mich bei Nacht der Kuckuck stört.

Ihn hört mein Herz, ums Bett mir schallt
Sein Ruf wie um den grünen Wald.

III.

In mir von Dir trag' ich ein werdend Leben
Und sinne, ob's ein Knabe, ob ein Mädchen.
Wär' es ein Knabe, wollt' ich ruhig schlafen,
Denn sorgenloses Leben gäb' ich ihm.
Ein hübsches Spielzeug wird er für sich suchen,
Ans Knie sich setzen, wiegen, streicheln, küssen
Und lachen und verlassen, so wie Du.
Wär' es ein Mädchen, käm' kein Schlaf ins Aug' mir,
In Gram und Not nur gäb' ich ihm das Leben.
Bethören ließ' es sich von süßen Worten,
An süßen, falschen Lippen würd' es hängen
Und seinen Tag durchweinen, so wie ich.

IV.

Lange Dämmerschatten wallen
Nun im herbstlich öden Land,
Und die welken Blätter fallen,
Wo der Wald verzaubert stand.
Fahl und frostig überdeckt ihm
Erdel nun sein grünes Moos,
Wo der Frühling hold geweckt ihm
Lebenstrieb aus warmem Schoß.

Doch noch seh' ich's um mich glänzen
Seidenweiß und meines Haars
Dunkle Flechten überkränzen
Blütenhell — mein Brautkleid war's:
Wie von Elfenhand gesponnen,
Die ein Märchenglück verheißt,
Und wie Spinneweb zerronnen,
Die ein Hauch am Dorn zerreißt.

V.

Dunkles Haar — vorm Auge schimmert
Mir in ihm ein weißer Streif,
Wie nach Frostnacht überflimmert
Liegt die Flur vom ersten Reif.

Und er blinkt mir: Ich nur wende
Eines Herzens heißes Weh,
Ruh' nur bringt ihm, was ich sende,
Ruh allein der Winterschnee.

Komm mit Deinem weißen Kleide,
Stiller Hochzeitsführer Du,
Kommt, ihr Flocken, deckt uns beide
In derselben Stunde zu!

VI.

Der Schnee hat's wohl mit ihr gemeint,
Der Schnee ist gut, so kühl er scheint.

Er hat ihr Bitten freundlich erhört,
Daß nicht mehr der Kuckuck im Schlaf sie stört.

Er nahm sie still in seinen Arm
Und deckte zu sie weich und warm.

Er hat mit ihrem Kinde zugleich
Sie eingebettet warm und weich.

Nicht galt's mehr, wem sie Leben gab,
In Ruh mit sich nahm sie's hinab.

Doch draußen in der Sonne lacht
Der Frühling stets in neuer Pracht.

Und von des Kuckucks Stimme schallt
Rundkreisend nun den grünen Wald.

Das Leben keimt aus warmem Schoß,
Umkränzt von Blüten grünt das Moos.

Es wirkt und webt mit Elfenhand
An einem neuen Brautgewand,

Das eine Stunde zauberisch gleißt
Und das ein Hauch am Dorn zerreißt.

Digitized by Google

Sonett.

Prolog meines neuen Gedichtbuchs.

Von **Hugo Salus.**

Sonett, verläſtert oft und arg verpönt,
Den jungen Dichtern Du ein Spott und Graus,
Sei mir Prolog, lad' Gäſte in dies Haus
Und mehr den Eintritt jedem, der Dich höhnt.

Du kunſtreich biſt Du ihnen, zu verſchönt!
Die ſchlanken Säulen Deines Wunderbaus
Säh'n allzu rokoko-verſchnörkelt aus;
Des Menuettſchritts ſei ihr Fuß entwöhnt.

Wir biſt Du mehr; faſt wie mein Meiſterſtück,
Dem Rat der großen Dichter vorgetragen;
Sie hören's gnädig an. O Stolz, o Glück!

Nun nennt kein Zwang mehr meiner Verſe Fluß!
Und vor der Phantaſie Elaswagen
Spann' ich euch lachend noch den Pegaſus.

Tragödie.

Von **Georg Edward.**

Es dunkelt rings. Das Abendrot
Verglüht mit ſeiner reichen Pracht.
Mit leichtem Ruderſchlag ein Boot
Zieht einſam durch die Sommernacht.

Eintönig rauſcht die Flut am Strand
Und murrt und treibt ein wirres Spiel,
Und mit geſpenſtiſch weißer Hand
Pocht leiſ' die Welle an den Kiel.

Sie hören's nicht, ſie ſehen's nicht.
Sie gleiten fort auf dunklem Meer —
Vom Ufer drüben glänzt ein Licht
Und tanzt im Schaume um ſie her.

Sie aber preßt aufs Herz die Hand
Und neigt voll Scham das ſchöne Haupt:
„Dort liegt ſein Haus am hohen Strand,
Dort wohnt er, dem Du mich geraubt!

Nun ſteht er wohl und harrt am Chor
Und harrt vergeblich Stund' um Stund' —"
Der Mann am Ruder ſchaut empor:
„Ihn tröſtet bald ein andrer Mund."

Sie nickt mit glühendem Geſicht:
„Und keine Mutter hat mein Kind!"
Der Mann am Ruder hört ſie nicht:
„Wie ſtill die Nacht, wie weich, wie lind!

Wie traut die Welle uns umrauſcht,
Als wüßte ſie von unſrem Glück!" —
Die Welle bebt, die Welle lauſcht,
Und pocht und droht und ſinkt zurück.

Sie hören's nicht, ſie ſehen's nicht,
Sie gleiten fort auf dunklem Meer —
Das junge Weib erblaßt und ſpricht:
„Wie ward das Scheiden mir ſo ſchwer!

Vergeſſen kann ich's nie und nie,
Daß ich betrog, die mich geliebt . . ."
Mit raſchem Arm umfängt er ſie:
„Was zagſt Du bang? Dein Leid zerſtiebt.

Daß wir gefehlt, mir gilt es gleich!
Gott und der Hölle bied' ich Hohn!
Ich ſchaff' mir ſelbſt mein Himmelreich
Und hebe Dich auf Gottes Thron!"

Und wie er ſie ſo wild umſchlingt
— Ein leiſes Weinen tönt am Strand —
Und wie ſie zitternd mit ihm ringt,
Da hebt ſich jäh die weiße Hand —

Da hebt ſich jäh die weiße Hand
Geſpenſtiſch aus dem dunklen Meer,
Und legt ſich auf des Baches Rand
Gewaltig, ungeſtüm und ſchwer.

Kein Ohr vernahm den bangen Schrei,
Den letzten Schrei aus blaſſem Mund —
Die Welle ziſcht und huſcht vorbei
Und lautlos ſinkt das Boot zu Grund.

Digitized by Google

Moralische Geschichten.

Von Karl Emil Franzos.

Nachdruck verboten.

Friedele.

Die Niederschrift der Geschichte meines Friedele wird mir nicht viel Kopfzerbrechens kosten. Denn wie er war, so gut und so eckig, so rührend und so lächerlich zugleich, und wie er sein Leben verbrachte: als armer Kämpfer in einem abgelegenen Winkel der Erde, um schließlich still und bescheiden aus der Welt zu gehen, wie er gekommen war, dies lebt mir im Hirn und im Herzen, und ich brauche nur aufzuzeichnen, was sie mir vorsprechen. Freilich wird das Herz dabei mit stärkerer Stimme reden, das weiß ich wohl. Und vielleicht flüstert sogar das Hirn dazwischen: „Du, daß Du Dein Friedele lieb behalten hast wie Deine eigene Jugend, ist ja Deine Sache. Aber geistreich war er nicht, und schön und stark und berühmt auch nicht, und erlebt hat er doch eigentlich nichts Merkwürdiges — was willst du also mit Deinem zerknitterten Männlein in der Zeit der Übermenschen?! Oh, daß Du nicht klug werden kannst!“ Aber darauf würde ich antworten: „Klug! — jetzt noch klug werden?! ... Und was ich mit meinem Friedele will?! Nur das Eine: von ihm erzählen, weil's mich dazu drängt! Alles Übrige muß sich finden!“ Und darauf hilft wohl das Hirn dem Herzen, weil es einsieht, daß doch nichts dagegen zu machen ist, und wir drei bringen die Geschichte dann auch schon zu Stande ...

Aber die Überschrift! — über die habe ich lange gesonnen, und bin auch mit dem, was ich endlich da oben hingeschrieben habe, nicht recht zufrieden. Sein Name muß es sein, natürlich, und nur dieser — aber welcher von ihnen? Er hat ihrer so viele gehabt, wie sonst kein Mensch meiner Bekanntschaft. Gottfried Süpple hieß er eigentlich, aber wer hätt' ihn je so genannt?! Nur sein Taufschein und sein Grabstein, aber kein Mensch. „Friedele“, wurde er immer gerufen, aber nie bloß so; wir wenigstens, seine Mitschüler am Gymnasium zu Czernowitz in der Bukowina, fügten immer ein epitheton ornans bei, und das wechselte im währenden Zeitenlauf. Ich selbst weiß ihrer einen ganzen Haufen, doch wohl so ein halbes Dutzend. Zählen wir einmal: „Friedele das Wasserſüpple“ oder „das Mammutle“ oder „die Perle von Tereblesti“ — da war er noch im Untergymnasium. Dann in den oberen Klassen: „Friedele Das-nicht-so“ oder „der Belehrende“; hierauf, als wir anderen auf der Universität waren: „Friedele der Zukünftige“ oder „der ewige Mulus“ oder „das Stunden-Süpple“. Und schließlich, als wir von der Universität heimkamen, er aber der erhabensten aller Hochschulen entgegenging, deren Pforten einst uns alle aufnehmen und wo wir alle gleich weise sein werden, da nannten wir ihn, vielleicht der und jener feuchten Blicks und doch jeder lächelnd, wieder mit einem Spitznamen „Friedele das Pelikäule“ ... Neun Namen sind also mir allein haften geblieben, und einige habe ich gewiß vergessen, und fragen kann ich hier niemand. Das Land meiner Jugend liegt mir so fern wie die Jugend selber; ich habe in dieser Millionenstadt auch nicht einen Menschen, mit dem ich von den alten Zeiten und vom Friedele reden könnte. Hätte ich einen, etwa den Xaver, der in Innsbruck doziert, oder den Wilhelm, der den Czernowitzern ihre Prozesse führt, sie würden gewiß auch sagen: „Du, das geht nicht! Nur Friedele — Friedele ohne Beinamen, darüber wundert er selbst sich noch im Grabe ...“

Ich fühl's also, etwas muß noch hinzu. Und nun dämmert mir auch auf, was ich beifügen könnte. Es würde dem Verlaufe dieses braven, kampfreichen Lebens nicht widersprechen, und für das Ende vollends würde es passen .... Ja, jetzt hab' ich's. Nur traue ich mich noch nicht, es zu sagen. Erst müßt Ihr mehr von meinem Friedele wissen.

Wann ich ihn kennen lernte und wie er damals aussah, weiß ich noch ganz genau, und doch

Digitized by Google

sind's nun an vierzig — was sag' ich — über zweiundvierzig Jahre her. Es ist ein seltsam Ding um die graue Masse hinter der Schädeldecke — was alles läßt sie fahren, wovon man meinen möchte, daß man es nie vergessen könnte, und was hält sie dafür fest! — Der Junge steht noch vor mir, klein, nicht dick, aber plump, Gestalt und Gesicht wie mit einem stumpfen Messer aus weichem Holz geschnitten; lauter Rundungen: Nase, Augen, Mund, Backen und Kinn; nur die Arme hält er im Winkel vom Körper abgespreizt, den rechten im spitzen, den linken im stumpfen Winkel, denn mit seiner linken Hand hält er die seines Vaters umklammert. Unbeweglich, wie zwei Puppen aus derselben Werkstatt stehen sie da, die eine doppelt so groß als die andere, aber sonst ganz gleich, sogar in der Kleidung: lange, schwarze Kaputröcke, Schaftstiefel, auf dem Kopf der Alte einen hohen, der Junge einen niedrigen Zylinder. Wir aber, meine Mutter und ich, stehen hinter ihnen, und vor ihnen und hinter uns lange Reihen von je zwei Menschen, ein Mann und ein Knabe; in einem langen Korridor stehen wir und rücken langsam vor, einer Thüre zu, über der unter einem zweiköpfigen Adler mit schwarzen Buchstaben auf gelbem Grunde geschrieben steht: „K. K. Gymnasial-Direktion". Es ist der 1. September 1859, der Einschreibetag des Czernowitzer Gymnasiums. Dem Süpple Vater wird die Zeit zu lang, er wendet sich zu meiner Mutter um. „Sie wolle" beginnt er, „Ihr Söhnle wohl auch dieser wohlrenommierte Anstalt zuführe? Dem treffliche Rufe derselben entsprechend isicht aber auch der Andrang ein beträchtlicher." Meine Mutter nickt lächelnd: „Wie alt ist Ihr Junge, Herr Schullehrer?" — „Sollte ich die Ehre habbe . . . ?" fragt er, aber sie hat es nur aus seiner Tracht und Sprache errathen, daß er Schullehrer in einer der Schwaben-Kolonien um Czernowitz ist; so ist's auch; ans Terebleşti ist er. Das Friedele hat sich gleichfalls umgedreht und glotzt uns, den Finger im Mund, aus seinen wasserblauen Augen an. Zwischen den Großen geht das Gespräch fort, und es erweist sich, daß der Friedele und ich zehn Jahre und zehn Monate alt sind. „Dieses isicht eine höchscht seltsame Fügung", sagt Herr Süpple, „dann isicht Ihr Söhnle wohl auch merkwürdigerweise im Oktober 1848 gebore?" — „Ja, am 25." — „Dunnerskräutle! Mein Friedele auch!" — Und nun glotzen wir Jungen uns erst recht an, ich freilich — meine Mutter hat für derlei Fälle eine recht deutliche Handschrift bereit — nicht mit dem Finger im Mund. Da thut aber auch der Friedele den seinen weg und fragt: „Warum bischt denn net mit Dein' Pappa da?" Mein Vater ist schon über ein Jahr tot, aber wenn ich dran erinnert werde, thut's mir noch weh. „Dummer Kerl!" sag' ich, „der ist ja tot!" Da sieht mich der Friedele an und drängt sich an mich und streicht mir schluchzend über den Ärmel. „Und ich hab' kein Mamma mehr . . . Aber drei Schwesterle hab ich: 's Mariele, 's Fränzle und 's Rickele!" Ich aber habe nur zwei, und die seinen sind jünger als er, und er kann noch mit ihnen spielen, die meinen aber sind schon junge Damen. Da ist also er besser dran als ich, aber dafür fürchtet er sich vor der Schule mehr. „Glaubscht, daß sie haue?" fragt er. Dafür habe ich nur ein Lächeln, denn ich komme aus der Klosterschule zu Barnow, und wer die hinter sich hat, fühlt sich an Herz und Hinterbacken für alle Schrecknisse der Zukunft unempfindlich. Dann werden wir gemeinsam beim Direktor Stefan Wolf, dem Mann mit dem weichsten Herzen und dem grimmigsten Schnurrbart in Mitteleuropa, für die unterste Klasse, dort „Prima" genannt, eingeschrieben.

Das war die Stunde, wo unsere Freundschaft begann, um nimmer zu enden. Nicht blos der gemeinsame Geburtstag hielt uns zusammen und daß wir neben einander saßen, sondern auch die vielen, vielen Prügel, die wir gemeinsam empfingen und austeilten. Ich war der wildeste Bub, der mit jedem anband, da half er mir — und er der sanfteste, mit dem jeder anband; da sprang ich ihm bei. Er hatte es lange sehr schwer, weil ihn alle für dumm hielten, die Lehrer, die Schüler. Kein Wunder, er sah so aus. Wenn er so da stand, die Gestalt plump und linkisch, auf dem großen runden Kopf mit den Glotzaugen den mächtigen Schopf borstigen, fahlblonden Haars, der diesen Kopf noch größer und uniformlicher machte, und langsam nach rechts und links sah, da kam ihm der Spitzname, „das Maumutle" gleichsam von selber angeflogen.

Auch wahrhaftig war er, viel zu wahrhaftig für diese schnöde Welt, und so wurde er zuerst für unseren Professor Neubauer und dann für uns die „Perle von Terebleşti". Das ist ein armseliges Heidedorf nahe der rumänischen Grenze, rings sitzen Rumänen und Ruthenen, denen das Elend bis an den Hals geht, und den Schwaben von Terebleşti geht's, weil sie arbeiten, bis an die Kniee. Rings keine Schönheit der

Digitized by Google

Natur und keine Freude im Menschenherzen, weil die Sorge sie totschlägt; vergnügt sind nur die Säue im Dorfbach und die sind zugleich der einzige Reichtum von Terebleſti. Aber dort lebte dem Friedele ſein Pappa und 's Mariele, 's Fränzle und 's Rickele, darum lief er, ſo oft er konnte, die paar Meilen hin und zurück. Nun war aber Herr Neubauer auch ein Schöngeiſt und gab uns als deutſche Schulaufgabe in der dritten Klaſſe auf, die ſchönſte Gegend des Landes als „Perle der Bukowina“ zu beſchreiben. Dem einen war's Czernowitz, dem andern das Gebirge, dem dritten das wilde Putnatal, dem Friedele aber war's ſein Terebleſti. Da nun Herr Neubauer auch ein munterer Mann war, ſo las er dieſen Aufſatz als Muſter vor, und wir lachten und lachten, und an der Stelle: „Mit Vergnügen verweilet auch mein Auge auf den drei Säuen vor dem Hauſe meines Vaters, welche nützliche Tiergattung man wieder wohl die Perle von Terebleſti nennen könnte“, wälzten wir uns vor Wonne, und der neue Spitzname war fertig. Sehr blaß war mein Friedele während dieſer Vorleſung, aber als wir heimgingen, blieb er plötzlich ſtehen und große Thränen liefen ihm über die plumpen Backen. „Friedele“, ſagt' ich, „wie konnteſt Du aber auch das von den Säuen ſchreiben?“ — „Aber die Säule gehöre ja mein' Pappa!“ ſtieß er ſchluchzend hervor, „und wir ſind ſonſtſchten ſo arm!“

Ja, ſehr arm waren ſie, und ſommers und winters trug das Friedele noch immer zum Gaudium aller denſelben niedrigen Zylinder wie die anderen Schwabenbuben von Terebleſti und denſelben ſchwarzen Kaputrock, und weil auch andere Menſchen in Czernowitz munter veranlagt waren, nicht blos der Profeſſor Neubauer, ſo waren das gewiß die meiſt berufenen Kleidungsſtücke der Stadt. So arm war das Friedele, daß es ſich nicht einmal bei unſerem Maiſeſt im Wäldchen von Horecza ein Glas Bier kaufen konnte, obwohl es nur vier Kreuzer koſtete, und deshalb und weil er die „Waſſerſüpple“ bei der Frau Hilgers rühmte, bekam er den dritten Spitznamen. Die Frau Hilgers war eine arme Lehrerswittwe in der Türkengaſſe, die für fünf Gulden monatlichen Koſtgelds den Friedele und andere Jungen verpflegte, und wie ſie alleſamt dabei nicht verhungert ſind, iſt mir noch heute ein Rätiel. Aber das Friedele duldete doch nicht, daß ihm ein anderer ein Glas Bier kaufe, und ſelbſt die Butterbrote meiner Mutter nahm er nur zögernd, und ruhte ſogar nicht eher, bis er der Frau Hilgers die fünf Gulden Koſtgeld ſelbſt zahlen konnte. Da war er vierzehn Jahre alt und gab zwei Lektionen, die ſo viel trugen; er unterrichtete gleich armer Leute Kinder im Leſen und Schreiben. Auch dafür hatte er Zeit, obwohl es ihm anfangs hart im Gymnaſium wurde, denn er faßte ſchwer. Aber was er gefaßt hatte, das wußte er und war bald ein brauchbarer Schüler. Die Spitznamen verſtummten nicht, und die Lehrer lächelten auch noch zuweilen, aber ſie mochten ihn doch ſchließlich alle und hatten Achtung vor dieſem armen Jungen, der noch zäher als er plump, und noch fleißiger als er beſchränkt war.

Und im Ober-Gymnaſium machte er ſich nun gar heraus. Des Sommers um vier, des Winters um fünf ſtand das Friedele auf und arbeitete bis zehn Uhr abends, aber dafür ſaß es nun auch auf der erſten Bank und bekam vom guten Direktor Wolf mit dem grimmigen Schnurrbart Schüler aus den Lateinklaſſen zugewieſen. Sechzehn Gulden monatlich verdiente er nun und verbrauchte davon die Hälfte für ſich und vier Gulden gab er an den Vater und vier trug er auf die ſtädtiſche Sparkaſſe im Rathaus. Ich wußte warum, nur ich allein. Was das Friedele werden wollte, ſagte es keinem: „ſonſchten lache ſie wieder, ich wär' zu dumm dazu“ — Gymnaſiallehrer wollte es werden für die klaſſiſchen Sprachen, und da galt es für den Aufenthalt in Wien zu ſparen „ſchon 1867 im September gehe wir ja zuſammne hin!“ Und jetzt war's 1864! Ja, das Friedele war ein fürſorgliches Männle, und auch die vier Gulden für Terebleſti waren gut angelegt, denn 's Mariele, 's Fränzle und 's Rickele brauchten ja nun mehr Stoff für Kleider, weil ſie größer wurden, und der Pappa verdiente nicht mehr, ſondern weniger, weil er einen ſchlimmen Huſten bekam, der gar nicht enden wollte; auch ging einmal das Mutterſchwein ein.

An dies Mutterſchwein knüpft ſich eine Geſchichte, die ich hier erzählen muß, weil ſie beweiſt, wie hinterliſtig mein Friedele zuweilen ſein konnte. Nämlich, ſonſt war er wirklich die ehrlichſte Haut von der Welt, ſo ehrlich, daß er niemals das Penſum ſeines Nachbars abſchrieb, niemals einem beim Prüfen einſagte oder ſich einſagen ließ, ja ſogar — ein weißer Rabe — nie einen „Freund“, das blau gebeſtete, gedruckte Präparationsheft, deſſen Verfaſſer ſo hieß, benützte. „Weiſcht“, ſagte er mir zur Erklärung, „es ſicht nun einmal net in der

Digitized by Google

Ordnung, und ich will ja selbscht Professor werde." Dieser zukünftige Beruf warf auch sonst seine Schatten voraus. „Friedele der Belehrende" war eine wohlverdiente Bezeichnung, er teilte gern mit, was er sich selber mühselig eingeteilt hatte: sehr umständlich, nicht eben geistreich, aber gründlich und klar. „Das sicht so", begann er, mochte es sich nun um die Affixer, den Quid, oder die Gleichung mit zwei Unbekannten handeln, und legte dann los; nur durch Fragen und Einwendungen durfte man ihn nicht unterbrechen, dann verlor er den Faden und begann zu stottern. Kurz, in allem die Gradheit selber war das Friedele, und doch hat er mir einmal einen geradezu tückischen Streich gespielt, ich sagte schon, es hängt mit der eingegangenen Perle von Terebleschi zusammen. Zur Zeit, da ihn dieser Schicksalsschlag traf, hatte er drei, ich aber erst zwei Lektionen und suchte eine dritte; denn ich war auch ein armer Junge, der sich selbst forthelfen mußte. Nun hatte Wolf, der uns beide immer empfahl, wo er konnte, gerade eine gute Lektion zu vergeben — acht Gulden monatlich! — beim Wundarzt Guttmann in der Lemberger Gasse. Er zitierte uns beide und überließ uns die Entscheidung; ich war der Meinung, der Ersatz für das Mutterichwein gehe vor und Friedele wieder: „Er wuesch drei Lektioue habbe, Herr Direktor!" bis Wolf uns mit rotem Kopf andonnerte: „Morgen um zwölf seid Ihr bei Guttmann und stellt Euch beide vor! Wen er nimmt, der hat's!" Am nächsten Tage stehe ich um zwölf vor dem Haus in der Lemberger Gasse und warte auf mein Friedele und warte, es schlägt viertel, es schlägt halb eins und er kommt nicht. Natürlich renne ich endlich zornig zu ihm, da sitzt er gerade bei seinem Wassersüpple bei der Frau Hilgers und glotzt mich scheinbar erstaunt an: das hab' er wahrhaftig vergessen, aber nun sei wohl ich mit Guttmann im Reinen. . . Natürlich sagte ich ihm nun gründlich meine Meinung, aber in Ordnung kam die Sache erst, als Wolf schon am nächsten Tage noch eine zweite Lektion zu vergeben hatte.

(Schluß folgt.)

Der Getreue.

Von Eugen Eirsch.

Der König gefallen, sein stolzer Thron
Rächer Eroberer Beute,
Mit dem letzten des Stamm's, mit dem Königssohn,
Floh der treuste Vasall in die Weite.

Er trug das Kind aus dem brennenden Schloß
In schirmendem Mantel gebettet,
Bis er's vor dem Brand und dem Feindesgeschoß
Fernhin in den Wald gerettet.

Dort lag eine Hütte, in Dickicht und Moor
Und verworrenem Schlingwerk vergraben,
Kaum lugte das morsche Dach hervor,
Dort barg er sich und den Knaben.

Um die Hütte brauste und heulte der Wind,
Irrlichter kamen gesprungen,
Es hielt das zitternde Königskind
Den Retter ängstlich umschlungen.

Und aus des Treuen Auge brach
Eine Thräne in bitterem Kummer,
Er weinte sie seinem König nach
Und wiegte den Kleinen in Schlummer.

„Schlaf ein, schlaf ein, mein Königssohn,
Du Einziges, was mir geblieben.
Um Deinetwill'n bin ich geflohn'n,
Das erste Mal vor Feindesdrohn
Und blanken Schwerterhieben.

Die Argen spähen durch den Gau
Und wollen Dich verderben,
Sie folgen einer bösen Frau,
Die schlug Dein Reich in Scherben.
Zu klein war ihr das rigue Land,
Ihre Gier ist ohnegleichen,
Sie streckte ihre blutige Hand
Verlangend nach Deinen Reichen.
Nun sitzt sie auf Deines Vaters Platz
Unter gleißender Krone,
Und birgt ihren halben Schatz,
Sie zu befrei'n von dem Sohne.
Ich aber heg' Dich, Du Königssproß,
Bewahr' Dich vor ihrem Morden,
Und führ' Dich zurück in Dein Reich und Schloß,
Wenn Gott uns gnädig worden.
Ich bin Dein Herr, Dein Unterthan,
Dein Marschall und Dein Gesinde,
Und wache bei Dir, laß die Schlimmen nicht nah'n
Meinem Königskinde.
Hier liegst Du süß schlummernd: auf meinem Schoß,
Fern allen bösen Gewalten,
Schlaf sanft, ohn' Angst, werde stark und groß,
Ich will Dir Treue halten!"

Und wie er so saß und treulich sang
In tiefen Waldes Mitten,
Kamen das finstere Moor entlang
Die argen Häscher geritten.

Digitized by Google

Es ward von der düstern, gewappneten Schar
Eine herrliche Frau geleitet,
Die trug im nächtlich schwarzen Haar
Die Krone, die sie erbeutet.
Im Sattel hob sich die stolze Frau
Und hallte drohend die Rechte:
„Wir haben das Wild; dorl sitzt es im Bau.
Frisch auf, meine raschen Knechte!“

Drin in der Hütte das Knäblein schlief,
Ihm stand die Treu zur Seite,
Die hörte, was die Königin rief,
Und rüstete sich zum Streite.

Durchs Moor auf schmalem Fußsteig ging's,
Auf schmanken, schlüpfrigen Wegen,
Die tückische Tiefe rechts und links,
Vor der Hütte ein kampffroher Degen.

Es rückten die Knechte der Königin
Wehmutig durch die Enge,
Er hob den Arm, ein Speer flog hin,
Brach in die dichte Menge.
Der Erste fiel, riß den zweiten mit,
Hinab in das tiefe Schweigen,
Es stockte bangend der andern Schritt,
Doch sie mußten hinüber; mit ihnen glitt
Übers Moor der Irrlichtreigen.
Groß war der dräuenden Feinde Zahl,
Und Gold war heut' zu gewinnen,
Doch der Weg war furchtbar glatt und schmal,
Und mancher mußte von hinnen.

Vor der Hütte stand der treue Vasall,
Mit frohem Schwerlesschwingen,
Wie höflich klang seiner Klinge Schall
Auf blutigen Panzerringen.

Die Königin sah in wildem Zorn
Ihrer Knechte schmählich Sterben.
Da gab sie gewaltig dem Roß den Sporn:
„Soll all mein Volk verderben?“

Neben ihr ritt der junge Seneschall,
Ihn' den Blick von ihr zu wenden:
„Frau Königin, ich räche der Knechte Fall,
Wägt mich in Huld entsenden.“

„Bringt mir das Kind, den Ritter schlagt,
Fürwahr, Euch soll's nicht verdrießen,
Was Ihr nur heimlich zu denken wagt,
Dann sollt Ihr's in Wonne genießen!“

Da flog er hin in trunkenem Mut,
Um den herrlichen Preis zu fechten,
Des Recken Schwert traf allzu gut,
Und der Seneschall folgte den Knechten.

Die Königin sah es, und sie erblich,
Doch ihr Aug' begann zu funkeln.
Ein kleines Häuflein drängte sich
Verzagt in Waldes Dunkeln.

Nur einer, ein erprobter Mann,
Wollte neuen Streit beginnen,
Den winkte die Königin heran:
„Licht sollen uns die Beiden entrinnen!“
Sie flüsterte ihm ins lauschende Ohr,
Und er nickte mit grausem Behagen,
Dann ritt sie aus dem Wald hervor
Und stieg vom Roß und schritt durchs Moor,
Das Edelwild zu jagen.
Wie ein Irrlicht, das leuchtend dem Sumpf entflieht,
Des Wanderers Sinn zu bethören,
So kam sie heran, der letzte Sieg,
Er sollte ihr gehören.

Der Recke stand, auf sein Schwert gestützt,
Aufatmend als froher Sieger.
„Was ist's, was näher und näher blitzt,
Schickt die Königin neue Krieger?“

Da kam's hervor aus dem dunkeln Wald,
Doch nicht in Waffen gerüsten,
Nein, gleich einer höllischen Spukgestalt
Kam's übers Moor geglitten.

Ein herrliches, dunkellockiges Weib
Sah er gleißend näher schweben,
Ihm wogte entgegen ein lockender Leib,
Verlangend und preisgegeben.

Ein Kreuz zu schlagen, hob er die Hand,
Den Teufelstrug wollt' er enden,
Doch wie sie prangend vor ihm stand,
Konnt' er den Blick nicht wenden.
Der Arm, der trotzig die Feinde gefällt,
Umschlang in wildem Verlangen
Die Königin, der getreuste Held
War kläglich ins Netz gegangen.

Er sah nicht die Krone in ihrem Haar,
Die einst seinen König schmückte,
Er sah nur ihr brennendes Augenpaar,
Das seinen Sinn berückte.

Wie verzaubert war sein wachsamer Blick
Und schwelgte in trunkenem Wute,
Nicht sah er nach der Hütte zurück,
Nach seinem köstlichsten Gute.

Nicht hörte er, wie an ihm vorbei
Es tückisch schlich in die Hütte,
Da mit einem Mal ein entsetzlicher Schrei,
Eines Kindermunds qualvolle Bitte.

Übers Moor hin brauste das Windesweh'n
Wie ein gewaltiges Klagen!
Die grünelvolle Thal war geschehn,
Der Königssohn erschlagen!

Digitized by Google

Auf höchstem Gipfel.

Von **Walter Susmann.**

Am Vormittage, als die Sonne eben anfing stärker zu brennen, erreichte ich die höchste Spitze des Berges. Hier nahm der Weg ein Ende, welcher bisher immer vor mir hinaufgelaufen war und mich weiter und weiter lockte. Auf der letzten, obersten Strecke war er so dünn geworden, daß ich ihn kaum erkennen konnte und hing so steil über mir, daß es unmöglich schien, ihm nachzuklettern. Aber ich zwang ihn doch mit Hand und Fuß und blickte nur von Zeit zu Zeit verstohlen und schaudernd in den Abgrund, aus dem ich heraustauchte.

Nun turnte ich über den letzten Block hinüber und sah nichts mehr über und neben mir als eine gewaltige Flut blendenden Lichtes, welche über mich hinstürmte, als hätte sie darauf gelauert, mich zu verschlingen.

Augenblicklich versank ich darin als in den Wirbeln eines tollen Meeres und schloß besinnungslos taumelnd die Lider. Aber während meine Augen erschrocken zurückfuhren, schämte die vorwärtsdrängende Kraft, welche sich dagegen sträubte, daß nun alles ein Ende haben sollte, immer noch weiter in die Höhe. Sie grollte und bettelte und flehte: Nur noch ein wenig laß mich hinauf; Du weckest mich, und nun soll ich still werden und mich müßig hinlegen! Warum grade hier? warum nicht erst ein Stück weiter oben? Aber der Weg in den Himmel war wirklich zu Ende wie immer grade dann, wenn wir bereit sind, noch den letzten entscheidenden Sprung zu thun, der uns ganz hinaufführen soll.

Nun, allmählich wurde meine Erregung geringer, mein Atem ruhiger und ich öffnete wieder die Augen.

Zu meinen Füßen bäumten sich die steilen Grate wild empor, sie türmten sich zu abenteuerlichen Zacken und Nadeln auf. Man sah es ihrer übertriebenen und gewaltsamen Haltung an, daß sie nur mit Mühe sich hier oben aufrechtgestellt hatten und bald wieder hinabsinken mußten in die trübe Tiefe. Sie waren ein letzter vergeblicher Versuch der Erde, in den Himmel hineinzufliegen.

Aber tief, tief unter ihnen wie in einem andern Reiche trauerte schwermütig ein schwarzgrüner See mit punktgroßen Häusern daran und sammetdunkeln Wäldern, welche schüchtern an den rauhen Felsen emporlecken.

Sonst war alles um mich bis zu den fernsten Horizonten verschwimmend ein wildes Gewirre von unzählbaren Bergspitzen, von Felsen, die rot und gelb und blau leuchteten oder tiefschwarz drohten, wechselnd wie das Meer in den Strahlen des Tages. Dazwischen lagerte Schnee, in der Nähe grell wie weiß glühendes Eisen und weiterhin in einem milden Duftrosa leuchtend, danach sich alle Frauenhaut vergeblich sehnt.

Über all das eilte hinweg ein unersättlich blauer Himmel ununterbrochen von einem Ende der Welt zum andern. Mit seiner klaren Tiefe trank er das Jubeln und Jauchzen dieser unerhört lichten Farben auf. Als ein gewaltig brausendes Lied stieg von all diesen Berggipfeln der Lobgesang der hinabsinkenden Erde empor zu dem unerreichbar hohen Himmel.

Aber meine Ohren wunderten sich in der lautlosen Stille, darin sie eingetaucht waren, daß sie nichts von dem mächtigen Singen vernahmen, das die Augen ihnen zuraunten. Sie hörten nur das tolle Rauschen meines Blutes, darin all meine Gedanken hülflos schwammen.

Da geschah es, daß dieses vielfältige Tönen einer jähen Sehnsucht, welche von den Spitzen der Erde emporschnellte, auch meine Seele von mir loslöste und mit sich hinaufwirbelte in den hohen Himmel hinein. Als mein großes, unsterbliches Auge flammte sie jetzt über mir und sah hinab auf dies wilde Meer von Bergen und sah als Mittelpunkt all dieser Unermeßlichkeit

Digitized by Google

mich selber auf einer Zacke hängend, einen Wurm klein und häßlich, der hier hinaufgekrochen war, wo er nicht hingehörte, der wieder hinunter mußte, weil er hier oben ja nicht leben konnte.

Und als sie mich so liegen sah von Zufalls Gnaden, weil irgend ein erbärmlicher Stein mich verschont hatte, der vorhin beim Aufstieg ein paar Schritt vor mir hinuntergestolpert war, da brach sie in ein gewaltiges Lachen aus und alle Himmel und Berge lachten mit, von allen Seiten hallte es mir entgegen und schrie in meine verborgensten Winkel hinein, daß meine Gedanken verstört aufflatterten wie erschreckte Fledermäuse im Licht. Und ich fühlte, daß ich nackt und bloß lag vor diesem entsetzlichen Lachen, das all meine Tiefen zerriß. Ich wollte Einhalt gebieten; aber meine Seele, die sonst so folgsame, schüttelte sich in ihrer wilden Freude, daß ich vor Scham vergehen wollte.

Da schwur ich, es sollten lieber Nacht und Finsternis herrschen, als solch ein Licht. Und ich kletterte eilends hinunter verhüllten Hauptes und an beiden Seiten schossen die Steine in langen Kolonnen höhnend an mir vorbei; aber ich durfte mich nicht umschauen, bis ich unten im Thal war, wo ich mich vor dem Licht verbergen konnte. Doch immer noch zuckt das große, harte Lachen in die Nacht meiner Träume, ein letzter greller Blitz im Auge des Geblendeten.

Neues Leben.

Seele, welch ein süßes Gleiten
Mit dem letzten Abendweh'n! . . .
Still hinein in stille Weiten,
Wo die Sterne golden steh'n!

Jedes Licht ein neues Leben!
Jeder Hauch ein neues Glück!
Und Du schaust mit leisem Beben
In die dunkle Nacht zurück!

Bruno Salmer.

Nachtstille.

Still ist's, totenstill ringsum;
Sanft der Lampe Schimmer:
Und die Welt um mich ist stumm —
Schweigen schwebt im Zimmer.

Leise, leise hör' ich nur
In der tiefen Stille

Ticken, ticken meine Uhr
In der gold'nen Hülle.

Horche tief und horche lang —
Hör' die Zeit verrauschen —
Und es pocht, es pocht so bang
Mir das Herz beim Lauschen. —

A. v. d. Tr.

Und keiner von uns dachte dran.

Du brachtest mir als Morgengruß
Drei weiße, weiße Nelken,
Und keiner von uns dachte dran
Wie bald die Blumen welken.

Ich küßte Dich und hielt Dein Haupt
In meinen beiden Händen,
Und keiner von uns dachte dran
Die Liebe könne enden.

Hans Winand.

Ich weiß einen Bronnen . . .

Ich weiß einen Bronnen — gar wundersam
Klingt seiner Wellen Rauschen.
Und mancher aus weiter Ferne kam,
Dem trauten Geflüster zu lauschen.

Es stehen die Kinder rings um den Rand
Und schauen hinab in die Tiefe
Und strecken verlangend die kleine Hand,
Als ob sie's von unten riefe.

Die silberne Flut giebt ihr Angesicht
Mit seligem Lächeln wieder,

Und zitternd gleitet das Sonnenlicht
Im Wellenschlag auf und nieder.

Die Engel gleiten vorüber sacht
Und lächeln dem kindlichen Spiele,
Und halten darüber treulich Wacht,
Daß kein's in die Fluten siele —

Denn ob auch keines der silbernen Flut
Je einen Tropfen getrunken,
Ist doch schon manches voll wilder Glut
Im Märchenbronnen versunken . . .

Heinrich Becker.

Digitized by Google

Gedichte

von

Robert Haaß.

Abendgang.

Endlose Mauer
Kriecht übers Feld,
Hinter ihr, weitgedehnt,
Schläft, an den Wald gelehnt,
Im Regenschauer
Die Cokenwelt.

Einsam und dämm'rig ward's,
Es rieselt leis,
Über den Mauerrand
Hebt von der Regenwand
Sich der Cypressen Schwarz,
Der Kreuze Weiß.

Fern auf den Wegen
Unsichtbar klingt
Hoch eines Pferdes Huf,
Hoch eines Menschen Ruf,
Der in dem Regen
Wieder ertrinkt. —

Nun versank ohne Spur
Ringsum die Welt,
Nur noch die Mauer steigt
Düster empor und schweigt,
Nichts als der Regen nur
Rauscht in das Feld.

Und wie ein Weinen
Geht's durch die Bachl:
Menschenglück, Menschenlos,
Menschenleid, noch so groß —
— — Dort unter Steinen
Ist es vollbracht!

Am Fenster.

Der Herbstwind fegt
Und der Regen schlägt
An die zerfließenden Scheiben.
Da drüben mein Wald
Mit verwischter Gestalt
Ertrinkt in dem wäss'rigen Treiben.

Ein grämliches Licht
Kommt schwer und dicht
Aus dämmernden Höhen geflossen,
Graustreifig erhellt
Jagt's über das Feld
Auf fahlen Regenrossen.

Es rüttelt und zaust
Mit wilder Faust
Die zahmen Straßenbäume,
Verstaltertes Laub
Durch den Wasserstaub
Wirbelt in alle Räume.

In Stößen klirrt,
Wie von Flügeln umschwirrt,
Am Straßenrand die Laterne,
Wie Johlen klingt's,
Wie Wimmern dringt's
Aus grauer Höhe und Ferne.

Und doch ist's schön,
Bei dem Windgedröhn'
In den jagenden Aufruhr zu schauen,
Und zu wissen genau
Hinter all' dem Grau
Den Himmel, den sonnigen, blauen!

Digitized by Google

Im Winterbann.

Die Wintersonne, die rote,
Hängt trüb am Himmelszelt,
Es schimmert das weiße, tote
Schneelinnen auf dem Feld.

Und über meinem Walde,
Verschleiert und verschneit,
Liegt eine sterbenshalte
Starre Verlassenheit.

Fernher von der Friedhofskapelle
Trägt manchmal dumpf und bang
Der Wind auf verflogener Welle
Eines Trauermarsches Klang,

Als werde jetzt begraben
Die abgestorbene Welt, —
Es flattern die schwarzen Raben
Schwerfällig im weißen Feld.

Und Dämm'rung spinnt am Fenster
Mit nebelblassem Schein,
Und bleiche Schneegespenster
Stieren ins Zimmer herein.

Ein kaltes Winterschauern
Durchfröstelt nur den Sinn — —
— Wie lange mag es dauern,
Bis auch ich dort drunten bin?

Modus vivendi.

Mein Sohn, willt Du auf Erden sein
Ein Pilgrim ohne Wanken,
So lasse Dich ja zu sehr nicht ein
Auf Gefühle oder Gedanken!

Denn Gefühle — sie sind aus der Mode heut'
Und Gedanken — das kennt man schon lange!
Sie nützen Dir beide keinen Deut
Auf Deinem Lebensgange!

Nach Lebensklugheit strebe Du nun
Und hüte Dich beileibe,
Einen tieferen Blick in die Welt zu thun
Und in der Menschen Getreibe!

Denn es könnte Dir bei solchanem Blick
Leicht seekrank werden Dein Magen,
Drum brauch' Deine Augen mit Schonung und Schick,
Dann läßt sich's schon eher ertragen!

Und wund're Dich über nichts, mein Sohn,
Was geschehen auf dieser Kugel
Erbärmliches, Dummes und Scheußliches schon,
Sonst faßt Dich ein Höllengrugel!

Betrachte alles, ob's noch so verdreht,
Mit ehrfurchtsvollem Gesichte,
Denn das Krabbeln auf diesem wirr'gen Planet:
Man nennt es ja — „Weltgeschichte"!

Sei immer mäßig, sowohl im Wein,
Wie in der Gemütsbewegung,
Und enthalte Dich, willt Du behaglich gedeih'n,
Auch schädlicher Hirnerregung.

Und gräme Dich nicht, und hümm're Dich nicht
Um das, was And're leiden,
Sonst leidest Du selber, Du dummer Wicht,
Und das sollt Du möglichst vermeiden!

Und hänge an niemand zu sehr Dein Herz,
Denn es kommt das Abschiednehmen,
Und das Schauen der Schönheit, es bringt nur Schmerz,
Nur Leid um entschwindende Schemen!

D'rum bewundere nichts und hasse nichts,
Sei wie lauwarmes Wasser,
Entrüste Dich niemals heißen Gesichts,
Sei ein Allesgeltenlasser!

Ein verständiger Mann — was ist denn dabei? —
Muß sich mit manchem versöhnen
Und an Dünkel, an Heuchel- und Schusterei
Sich heutzutage gewöhnen. —

Und achte auch auf Dein Knopfloch genau,
Und strebe, was d'ran zu henken,
Eine ruhige Würde trage zur Schau —
— — Du brauchst dabei nichts zu denken!

Eine Seelentrauer, Dir zugesellt,
Hast Du dann nicht zu verwinden,
Und länft auch ein Schauer über die Welt:
Den brauchst Du nicht zu empfinden!

So kannst Du glücklich und ehrbar, mein Sohn,
Auf dieser Erde wallen,
In Frieden und ohne Alteration
Und — den Menschen ein Wohlgefallen! — —

Und doch, mein Sohn, wenn Du wandern gehst
Diese Weisheit im Hirntornister:
Dann bist Du — daß Du auch recht mich verstehst —
— — Ein ganz gemeiner Philister!

Digitized by Google

Nachdruck verboten.

Der Mimosa-Walzer.

Von Maria Schade.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Herr Regierungsassessor von Kreutz tanzt.

Er tanzt mit dem Chic und der Gewandtheit eines vollendeten Kavaliers. Die Dame in seinem Arm schwebt.

Plötzlich merkt diese, daß der Arm, in dem sie so sicher zu ruhen glaubt, zittert. Der Assessor kommt aus dem Takt. Ein vorübertanzendes Paar stößt ihn an, ebenso ein zweites, ein drittes. Er taumelt. Er will sich an der schwebenden Dame festhalten. Die tritt ihm auf den Fuß — — sehr energisch. Sie stottert eine Entschuldigung. Er desgleichen. Herr von Kreutz kommt nicht mehr in den Takt. Immer unsicherer wird er. Schließlich weiß er sich nicht anders zu helfen, als seine Tänzerin wieder an ihren Platz zu führen.

„Gnädigste werden entschuldigen — — aber die Hitze — — die ungewohnte Bewegung. . . . ."

Der Assessor wischt mit dem seidenen Taschentuche über seine Stirn.

Mitten im Tanzen war es ihm auf einmal gewesen, als höre er einen Schrei. Der Schrei gellte ihm noch in den Ohren. Er kam von unten. Es war, als habe er sich durch das Parkett gebohrt, um zu ihm zu gelangen. Und nun glüht das Parkett. Und auch jetzt — — überall wo er den Fuß hinsetzt — — Feuer. Die Geigen, die Flöten — — alles schreit. In jedem Instrument derselbe fürchterliche Laut.

Er kann es nicht mehr aushalten. Das seidene Taschentuch macht ein Zeichen hinauf nach der Loge der Musikanten. Die schweigen.

Plötzliche Stille. Die Füße, die eben noch im Schwung der Melodie das Parkett streiften, bleiben stehen — — mitten im Takt. Die Tanzenden sehen sich an. Was war das? — — So auf einmal. . . . . Lautloses Schweigen.

Der dicke Kommerzienrat steht in der Thür zum Ballsaal wie ein zu Stein gewordener Faun.

Seine Frau und der Porträtmaler sind hinter dem Ofenschirm im Boudoir emporgeschnellt — — mitten in einem seligen Augenblick.

Alles schaut auf den Assessor, der vor der Loge der Musikanten steht. Das Taschentuch schwebt noch in der Luft.

Herr von Kreutz hört die inaugesprochene Frage, die sich auf jede Lippe drängt.

„Meine Herrschaften!" Seine Stimme zittert, aber nur einen Moment. Dann hat der glatte Weltmann wieder seine Fassung. „Verzeihen Sie meinen despotischen Eingriff in Ihr Vergnügen! Aber ich glaubte in Ihrem Interesse zu handeln und im Interesse der angestrengten Musikanten, wenn ich Sie auf allerdings administrativem Wege von dem herrschsüchtigen Zauber dieses Mimosa-Walzers befreite."

Bewegung. Gelächter. Beifall.

„Bravo! — — Famos! — — Großartig!"

Alles fühlt jetzt erst, wie lange dieser Mimosa-Walzer gedauert hat, wie angreifend das rasche Tempo gewesen, wie echauffiert man ist. Jeder sieht im Assessor den Befreier.

Die Diener, die mit Erfrischungen vergebens an der Thüre auf eine Tanzpause lauerten, stürzen herbei. Alles greift nach den gefüllten Gläsern.

Das war's, was man brauchte. — — Die Hitze. — — Der Staub. — — Die Gaumen sind wie ausgedörrt.

Der Husarenoffizier, der vor lauter Erregung vergessen hat, den Arm von der Taille seiner entfernten Cousine zu nehmen, die ihm in diesem Augenblick allerdings sehr nahe steht, ruft mit schriller, näselnder Stimme in das Gewühl:

„Der Regierungsassessor von Kreutz — — Kolossal schneidiger Herr! — — Unvergleichlicher Wohlthäter der Menschheit! — — Er lebe — — hoch!"

Digitized by Google

„Hoch! — — Hoch!“ braust es durch den Saal.

Die Musikanten, die noch ganz gerührt sind und benommen von der Güte des vornehmen Herrn, der für alle — — auch für die tief unter ihm Stehenden — — ein so warmes Herz hat, setzen ohne Befehl ihre Instrumente an.

„Hoch soll er leben! . . . .“ tönt es aus ihrer Loge.

„Hoch soll er leben! . . . .“ stimmt die ganze Gesellschaft ein.

Der tadellose Assessor steht da — — umringt — — gefeiert.

Er versucht zu lächeln.

* * *

Der Ball bei Kommerzienrats ist zu Ende. Man hat fein gegessen, fein getrunken, getanzt und sich amüsiert: davon ist jeder durchdrungen.

In den Garderoben werden weiße Schultern mit mehr oder weniger Fleisch in schützende Pelze gehüllt.

Im Treppenhause lehnen in müden, gelangweilten Gruppen die wartenden Herren. Etwas abseits steht Regierungsassessor von Kreutz. Er sieht blaß und angegriffen aus. Er gähnt. Aber da keine Standesperson in der Nähe ist, so hält er es nicht für nötig, den aristokratischen Mund mit der Hand zu verdecken. Der Schatten an der Wand gähnt auch.

Die Damen kommen aus den Garderoben zu zweien, zu dreien, immerfort plaudernd, als ob sie sich eine Ewigkeit nicht gesehen hätten.

„Endlich!“ sagen die Herren und ziehen die Pelzkragen noch mehr in die Höhe.

Man geht die Treppen hinab. Die Herren vorsichtig, damit sie nicht auf die Schleppen der Mäntel treten, die vor ihnen die Stufen hinabgleiten.

Herr von Kreutz geht auch. Er weiß nicht warum, aber er geht, obgleich seine Frau noch nicht erschienen ist, die mit einer unnachahmlichen Beharrlichkeit bei jedem Diner und Souper die Letzte in der Garderobe ist. Und dabei läßt sie doch jedesmal einen Spitzenshawl liegen.

Der Assessor sieht alle fortgehen. Jeden Wagen hört er abfahren. Nur er allein bleibt in der unteren Halle des Treppenhauses stehen. Der Einzige, der ihm noch Gesellschaft leistet, ist der sorgfältig frisierte Lohndiener mit den frischen Rotweinflecken auf dem Frack, der jedem Fortgehenden die schwere eiserne Hausthür öffnet.

Der Assessor wartet auf seine Frau, nicht grade mit der Sehnsucht eines Liebenden, aber dafür mit der Resignation des Ehemannes.

Gewiß ist sie noch immer damit beschäftigt, den Spitzenshawl liegen zu lassen, denkt er und geht dabei auf den Marmorfliesen hin und her, denn trotz der mit Krimmer besetzten Gummischuhe fangen ihm an die Füße zu frieren.

Plötzlich bleibt er vor der kleinen Thür stehen, zu der seitwärts ein paar Stufen hinabführen. Ohne zu wissen warum, starrt er dorthin.

Der Lohndiener mit den frischen Rotweinflecken auf dem Frack räuspert sich. Immer gewohnt, sich in feiner Gesellschaft zu bewegen, liebt er es, mit vornehmen Herren ein Gespräch anzuknüpfen.

„Da unten, Herr Assessor, ist die Portier wohnung. Der Herr Kommerzienrat hatte früher immer einen Portier. Aber es gab so viel Ärger. Diese gewöhnlichen Männer saufen alle. Jetzt hat der Herr Kommerzienrat nur eine Frau genommen. Nun scheint's besser zu sein. Mit der Arbeit wird sie schließlich auch fertig.“

Herr von Kreutz hält das Monocle vor das Auge. Er studiert die halbverwischten Buchstaben des Schildes.

„Marquardt“ . . . . sagt er leise, wie zu sich selbst.

„Das ist der Name der jetzigen Portiersfrau, Herr Assessor.“

Der Herr Assessor wendet sich ab, so daß der gesprächige Lohndiener Gelegenheit hat, den tadellosen Rückenschnitt seines Paletots zu bewundern.

„Diese Frau — -- hat sie — — eine Tochter?“

„Jawohl, Herr Assessor. Sie ging ins Geschäft. Die Kreten, die ins Geschäft laufen, tangen alle nich viel was, obgleich die noch eine von den Besseren gewesen sein soll. Aber ein Kind hat sie doch gehabt. Ohne das machen sie's heutzutage gar nich mehr. Na, die Frauen haben sich ehrlich abgerackert, das muß ich sagen. Und schließlich ist das Wurm doch gestorben. Vielleicht ist's auch am besten so. Dergleichen Kinder haben nun mal nich viel Glück in der Welt.“

„Und die Mutter? — — Ich meine — — die Tochter.“

„Versteh schon, Herr Assessor! — — Das arme Ding! — — Die hat sich die Geschichte ordentlich zu Herzen genommen. Kann's der

Digitized by Google

Mutter nicht verdenken, wenn sie ganz außer sich war. Denn es sind ehrliche Leute. Den Mann habe ich auch noch gekannt. Der war Schuhmacher. Und wenn sie wenigstens was Ordentliches von der Geschichte gehabt hätten! — — Aber das muß einer gewesen sein! Pfui Teufel!" Der Erregte vergißt fast die vornehme Gesellschaft, in der er die Ehre hat, sich zu befinden. — — „Die Alte sagt zwar, ein feiner Herr wär's gewesen. Aber ich hab gesagt, die feinen Herren, die kenn ich genau, die sind anders. Und nun hat das arme Ding arbeiten müssen Tag und Nacht. Und die Schande hat sie obendrein. Jetzt liegt sie schon Wochen. Aus Aufkommen ist nicht zu denken. Die Alte ist schon ganz dumm geworden von all dem Elend. Vorhin war ich unten und wollte der Kranken eine Flasche Wein bringen, denn sie hat ja nichts zu ihrer Stärkung. Aber sie nahmen's nicht an. Die Leute haben so ihren Stolz."

Ein unterdrücktes Gekicher. — — Das Rauschen eines schweren Seidenkleides. — — Das Klirren von Sporen.

Frau von Kreutz kommt die Treppe hinunter. Dicht hinter ihr der galante Husarenoffizier, der den Fächer und die Boa seiner Cousine trägt.

„Du hast wohl lange auf uns warten müssen — — was, Willy?"

Der Assessor hebt langsam den Kopf, der tief auf die Brust herabgesunken ist. Teilnahmslos blickt er auf seine Frau wie auf eine Fremde.

„Geht nur, geht!" Seine Stimme klingt merkwürdig heiser. „Ich komme gleich nach."

Die beiden huschen an ihm vorüber, froh, noch ein paar Augenblicke allein sein zu können, vorüber an dem Diener, der respektvoll die schwere Haustür öffnet — — hinaus in die lautlose Winternacht.

„Habt Ihr keinen Wagen?" fragt der Husarenoffizier.

„Gott sei Dank nein," erwidert die in Pelz Gehüllte an seiner Seite. „Ist es denn nicht schön so durch den Schnee zu gehen im Mondschein . . . .?"

„Ja, im Mondschein zu zweien wenn . . ."

Die schwere Tür fällt ins Schloß.

Der Assessor ist die Stufen zu der Portierwohnung hinabgestiegen.

Er klopft.

Die Frau öffnet.

Langsam fast zögernd tritt er in den düsteren feuchtkalten Raum. Seine Glieder, die noch heiß sind von der üppigen Wärme des Ballsaals, schaudern.

Die kleine Lampe verbreitet nur ein spärliches Licht, aber Licht genug, um der Alten, in deren Hand sie schwankt, zu zeigen, wer der Eintretende ist. Sie kennt ihn, der vor ihr steht, wenn sie ihn auch nur vor Jahren ein paarmal gesehen hat ganz flüchtig, vor ihrer Tür lauernd, an ihren Fenstern vorüberhuschend. Er ist es, er, der über sie und ihr Kind die Schande gebracht hat, das Elend — — den Tod.

„Verzeihen Sie . . . ." Der Assessor spricht ganz leise, als fürchte er sich vor seiner eigenen Stimme. „Eben hörte ich, daß Ihre Tochter krank ist. Da wollte ich nur einmal fragen, wie es geht und Sie bitten . . . ."

Seine Hand, in der ein Goldstück blitzt, sucht nach der Hand der Frau.

Die tritt zurück, ausweichend vor einer Berührung.

„Meine Tochter braucht nichts mehr — — gar nichts."

Sie schaut hinüber nach dem Hintergrunde des Zimmers, wo das schmale Bett steht.

Der Assessor folgt ihrem Blick. Er sieht nichts. Aber er fühlt die feierliche Nähe des Todes.

Von der Stirn nimmt er den Cylinder.

„Sie werden jetzt mancherlei brauchen. . . . . Nehmen Sie doch . . . . Vorläufig . . . . Bitte. . . ."

Die Frau schüttelt den Kopf.

„Es hat niemand nach uns gefragt, als das Kind kam und als es ging — — auf den Kirchhof. — — Ich werde meine Tochter auch noch unter die Erde kriegen — — allein."

Sie öffnet die Tür.

Der Assessor schleicht hinaus, den Cylinder in der Hand.

Auf der letzten Stufe stolpert er.

Der Lohndiener springt hinzu.

„Um Gotteswillen, Herr Assessor! Das Treppchen ist so unbequem."

Zwischen den aristokratischen Fingern brennt das verschmähte Goldstück — — wie Feuer.

Herr von Kreutz legt es in die Hand des Lohndieners.

Der reißt die Haustür auf — — so weit es geht.

Der Herr Regierungsassessor von Kreutz ist der nobelste, der wohlthätigste aller Menschen, denkt der mit den frischen Rotweinflecken auf

Digitized by Google

dem Frack und will in Gedanken den Schlüssel schon zum dritten Mal herumdrehn. —

Da steht er nun, der noblste, der wohlthätigste aller Menschen, den man in dem glänzenden Prunksaale des Reichtums bejubelt und gefeiert hat, und der aus der düsteren Kellerwohnung der Armut hinausgewiesen ist — ein Verachteter.

Vor ihm liegt die Winternacht — — still, weiß.

Die Straßen, die Häuser, die Paläste: alles zugedeckt mit einem ungeheuren Leichentuche.

Und unter diesem Leichentuche Schande, Elend, Betrug.

Und er denkt, wie er solch stille, weiße Nächte entweiht hat durch verführerische Worte. — —

„Kurt . . . . Nicht jetzt . . . . Du wirst zu kühn . . . ."

Das ist die kichernde Stimme seiner Frau.

Er geht dem Schalle nach — langsam — schwankend, dorthin, wo der Betrug erwartet — den Betrüger. —

Die Sonne.

Über Bergesrücken schreit' ich dahin,
Ohne Bahn, ohne Weg, ohne Steg.
Du sinkende, blinkende Sonne nur,
Du nur, Du zeigst mir den Weg!

Es stemmt der Sturm seine breite Brust
Gar trotzig gegen mich.
Licht soll er, Du blinkende, sinkende Sonn',
Uns trennen, mich und Dich!

Du strahlst mir Kraft und Wärme ins Herz
Und frischen, lebendigen Mut,
Und heißes Begehren und Sehnsucht nach Dir,
Du sinkende, blinkende Glut.

Du giebst mir Feuer und Farbe und Licht —
Und nun fällst Du sterbend zurück. —
Wie zur sterbenden Mutter eile ich,
Zu seh'n ihren letzten Blick.

Arnold Hahn.

Im Wechsel der Zeiten.

Einst glänzte am Himmel ein heller Stern
In zauberhaft reinem Licht,
Und in mein Leben strahlte hinein
Ein süßes Frauengesicht.

Ich habe nur in die Blüte geseh'n,
So weiß, wie ein Schwanenkleid.
Die hab' ich an das Reine gerührt,
Das Göttliche nie entweiht!

Der Stern fiel vom Himmel und versank,
Sein leuchtender Glanz erstarb,
Und die darunter gewandelt, das Weib,
Ging unter in Schmach und verdarb! — —

Edgar Reimerdes.

Nächtliche Fahrt.

Das Dampfroß zog durchs nächtliche Gefild —
Wie stürmt' es vorwärts ungestüm und wild,
Indes die Funken durch die Fluren flogen!
Nur selten hielt es an zu kurzer Rast —
Und weiter schnob's in ruheloser Hast,
Von unsichtbarer Arme Kraft gezogen.

Da wollt' es dünken mich: Dem Dampfroß gleicht
Mein eignes Leben, wie es rollt und keucht, —
Gebannt zu freudlos-nichtigem Gethue.
Nur selten macht es Halt und schaut sich um,
Hält Einkehr bei sich selbst — und wiederum
Durchs Dunkel geht es ohne Rast und Ruhe.

Eduard Fehre.

„So bitter war der Trank . . ."

So bitter war der Trank, den ich gekostet,
Daß ich des Lebens Herbe und die Süße
Des Lebens nicht mehr fühle. Tot ist mir
Die Welt. Ich sehe wohl, daß Blüten prangen
Und höre Menschen weinen; doch es wandelt
Mein Schatten nur umher in meiner Hülle,
Denn meine Seele hat erschreckt die Flügel
Gebreitet und ist zitternd heimgekehrt
In jenes dunkle Land, woher sie kam.

Gisela Horn.

Digitized by Google

Junge Stimmen.

Chriſtus und die Danaide.

Ein Schauer weht wie Segen durch die Lüfte,
Ein Lilienzeigen reinſter Liebeshuld
Beglänzt den lichtenkwöhnten Tartaros,
Und teilt die Nebel ſeiner Todesklüfte.
Der dreigeköpfte Hund weicht von der Pforte,
Durch deren aufgeſprengte Felſenflügel
Ein Mann in ſtrahlenweißer Glorie ſchreitet;
Ein Mann mit traurigmildem Angeſicht,
So traurig und ſo mild, daß ſelbſt die Schauer
Der Unterwelt vor ihm in Luſt verquellen.

. . . Des Danaos verruchte Tochter ſteht
In wilder Pein ſich windend vor dem Faſſe,
An das ſie ſeit Jahrtauſenden geſeſſelt, —
Und ſchöpft und ſchöpft die Eimer immer neu
Ins Bodenloſe, ohne es zu füllen.
Und Chriſtus tritt zu ihr, und blickt hernieder:
Ihn ſchaudert . . . . ſtöhnend birgt er das Geſicht,
Und eine Thräne hängt an ſeinen Wimpern
Und bebt und rollt zur Tiefe ſtill hinab.
Und horch, ein Klingen ſchallt ganz deutlich aufwärts,
Als wäre ſie auf einen Grund gefallen, —
Und ſchon ertönt ein unterirdiſch Brauſen:
Ein Wogenbranden ſchwillt und drängt empor,
Die Waſſer quellen endlos aus dem Leeren —
Und Chriſtus ſelbſt gewahrt in tiefem Staunen,
Voll Weihe, Rührung, und in heiliger Andacht,
Wie raſch die Flut bis an die Borde ſteigt
Und ſegensmild die ſchwarze Tiefe anfüllt.

Die Danaide aber ſteht und ſtarrt
Aufs unbegreifliche Erlöſerwunder,
So hoch und räſſelhaft und liebebang;
Ein Krampf lähmt ihre wonnekrunknen Glieder —
Und tot fällt ſie im nächſten Augenblick
Wie blitzgefällt vor ihrem Heiland nieder.

Hermann Beſſemer.

Es war einmal.

Ein Saal voll Licht und Lachen,
Und Deine Augen voll Glanz.
Und rührend klang von den Saiten
Ein Lied zum Tanz.

Ein Kuß auf Deine Stirne —
„Bei mein, ich laſſe Dich nie!“ . . .
Und weiter wogte die ſüße
Verträumte Melodie.

Ach, über den blauen Tagen
Liegt längſt das Abendrot.
Ich hab das Lied vergeſſen,
Und Du biſt lange tot.

Georg Rothe.

Regentag.

Rings an der Wand ein ſpukhaft Treiben
Von Schatten, die ſich haſchend fliehn . . .
Der Regen praſſelt an die Scheiben . . .
Verlöſchend aufzuckt's im Kamin.

Da laſſen tolen Leids Geſpenſter
Des Glücks verfallnes Aſchenhaus —
Der Regen praſſelt an die Fenſter . . .
Und langſam glüht die Flamme aus.

Ach Lächeln nur und Dornen bleiben,
Und jedes Glück verhüllt ein Leid! — —
Der Regen praſſelt an die Scheiben,
Und draußen wächſt die Dunkelheit.

Kein Glück wird bauen die Geſpenſter,
Weil mir nie reine Freude lacht! — —
Der Regen praſſelt an die Fenſter . . .
Wie fürcht' ich mich vor dieſer Nacht . . .

Alexander Pache.

Digitized by Google

Der Sieger.

Und als ich dann zum letztenmale
Mit fliegendem Atem durchs Ziel gestürmt,
Als rings von den Sitzen die Menge sich hob
Und in gewaltigem Chor es „Sieg"
Mich umbrauste und „Heil",
Als auf der glühenden Stirn
Den heiligen Lorbeer ich fühlte,
Da schritt ich gesenkten Hauptes
Und stumm durch die Menge
Und trug meines Namens ewigen Ruhm
Zum Altar Apolls.

Doch seit in Deinem Arm ich geruht,
Seit auf meinem Mund' Deine Lippen geglüht
Und Du meinen Namen flammend genannt
In heiliger Stunde der Nacht,
Trag ich stolz und erhoben das Haupt,
Der Welt zu verkünden, daß nun der Sieger
Zum Manne gereift.

W. E. Vershofen.

So sind wir.

So sind wir —: Wir wollen die Kraft nicht missen,
Wir wollen kämpfen und siegen! — und wissen
Doch nicht das Ziel und den Zweck unsres Wandelns,
Doch nicht den Urgrund unseres Handelns!

Da bin ich heut durch den Wald gekommen
Und habe die Stimme der Gottheit vernommen:
Wie Bäume sollen im Lichte wir ragen,
Blätter, Blüten und Früchte tragen. —

Früchte tragen — und dann, dann sterben —
Aber nicht elend im Staube verderben:
Unser leidüberjauchzendes Leben
Wird segnend über der Nachwelt schweben.

Christoph Flaskamp.

O komm!

Die Rosen blüh'n,
Es duftet der Jasmin.
Im Waldthal rauscht der Mühlenbach,
Die Wolken zieh'n der Sonne nach.
Schon längstens ging der Hahn zur Ruh,
Wo weilest Du?
O komm!

Der matte Schein
Verlor'ner Sterne spinnt mich ein
Und leise rauschet, wie verträumt,
Das Riedgras, das die Ufer säumt.
Aus stillen Wassern grüßt und winkt
Die Elfenschar. Der Tag versinkt.
O komm!

Im Flüstersang
Die Geister zieh'n den See entlang,
Und alles lebt und webt ein Lied,
Das zitternd durch die Seele zieht
Berauschend süß, im Dämmerschein,
Der Mond geht auf — ich bin allein —
O komm!

Franziska Simon.

Dämmerstunde.

Laßt mich hier still in meiner Ecke sitzen.
Die Hände hinterm Kopf, so träumt sich's gut,
Wenn helle Linien durch das Dunkel blitzen,
Und matter Glanz auf alten Möbeln ruht.
Wie ist, als gingen leise, stumme Tritte,
Als knisterte ganz nah ein Frauenkleid.

Ich höre Flüstern fast wie eine Bitte,
Und eine helle Stimme giebt Bescheid.
Ein weher Duft schwebt von Lavendelblüten.
Das weiße Mondlicht spielt auf dem Kamin,
In dem noch eben rote Funken sprühten —
Da kommt die Lampe, und die Schatten fliehn.

Richard Schark.

Abend.

Ein Brunnen springt in weißem Marmorbecken.
Daraus im Abendschein die Rehe trinken.
Der Nachtwind läßt die welken Blätter sinken
Und füllt die Flut mit bunten Farben decken.

An dunkle Fenster schlagen schwarze Zweige,
Als wollten sie an schnelles Sterben mahnen,
Es schwebt heran auf abendlichen Bahnen,
Und leise tönt das Locken einer Geige . . .

Kurt Münzer.

Digitized by Google

Das Krüppelheim in Rio de Janeiro.

War einst ein Herrscher, dem's am Herzen saß,
Sah er den Krüppel, der am Wege saß,
Sah er die Not an Krücken hinkend gehn,
Sah barhaupt er das Elend bettelnd stehn.

„Laßt uns erbauen eine Zufluchtsstatt,
Auf daß der Ärmste eine Heimat hat!"
Sein Aufruf klang hinaus ins weite Land,
Doch Spenderhände er nur spärlich fand.

Nur ein'ge Groschen hatte man dafür,
Die kaum gelangt zu des Spitales Thür,
Da rief aufs neue er ins Land hinaus
Und setzte Preise für die Gutthat aus.

„Wer Fünfzigtausend giebt, erhält ein ‚von'
Und wer sie doppelt giebt, der wird Baron!"
Das kitzelte so manchen reichen Mann,
Ein Wald von Edelleuten wuchs heran.

Und durch der edlen Spender reiche Zahl
Erstand gar bald ein stattliches Spital.
Und als der Weihe Tag gekommen war,
Harrt vor dem Neubau eine große Schar.

Zum Giebel sieht sie auf erwartungsvoll,
Was der Verhüllte ihr noch zeigen soll;
Und seines Edelmuts sich vollbewußt,
Wirft mancher Herr gar stolz sich in die Brust.

Da fällt die Hülle, und der Giebel spricht
Mit gold'nen Lettern blank im Sonnenlicht
(Drum wohl manch Auge blinzelt, das es schaut):
„Dem Elend von der Eitelkeit erbaut!"

Rudolf Gärtner.

Aus Galizien.

I.

Nun aber scheint die warme Sonne wieder,
Nach langem, kalten Regen gießt sie nieder
Die Strahlen auf das laubenehte Grün.
Die weite, trübe Fläche hüllt sie ein
In ein Gewebe, hell, voll gold'nem Schein.
Die weißen Störche schweben drüber hin.

Die letzte Hütte und das ärmste Dach
Küßt warmes Licht von trüber Trauer wach,
Das graue Stroh flammt auf im Abendglanz.
Am Horizonte recht ein hoher Baum
Die nackten Äste in den hellen Raum,
Die Schwalben schwingen zwitschernd ihren Tanz.

II.

Die bangen Ströme gießt der Himmel nieder,
Die graue Wölbung schließt die Hoffnung wieder,
Die sich ergoß in sonnenhelles Blau.
Die Schwalbe hält sich tief im Nest verborgen.
Und tief im Herzen wachen alte Sorgen,
Dieweil das Auge weilt am düstern Grau — —

Das sehnt und drängt nach sonnigem Vergessen . . . .
Im Garten schlüpfen nieder die Cypressen
Den Perlenregen auf das satte Gras — —
Und wieder will das Auge matt verträumen,
Da — bei den fernen, jungbelaubten Bäumen
Hebt sich ein Streif, die Sonne kündend — blaß . . . .

III.

Sengende Glut liegt auf der armen Weide.
Und auf der Straße, dicht im Wolkenkleide
Des leicht gerührten, weißen Staubs verhüllt,
Rollt aus der Stadt ein schwerbeladn'er Wagen.
Sonst schweigt die Welt in brütendem Verzagen.
Die Luft nur zittert sonnengtuterfüllt. — —

Dann aber kommt die Nacht: Aus schwerem Schweigen
Erwacht das Leben. Ihren Liebesreigen
Schwirren die Käfer um den alten Baum.
Im Garten zittern leise Blatt und Blüten
Empor aus schwerem, glutberauschten Brüten
Und hauchen Düfte in den Frühlingstraum.

E. G. Kolbenheyer.

Der Kanonier.

Er fährt im Galopp in die brüllende Schlacht,
Der Kanonier. Da wird ihm so dumm:
Er weiß, daß der Tod von drüben kracht,
Und er weiß nicht, warum.

Jetzt hilft er, Verderben hinüberspei'n,
Der Kanonier — zu Vaterlands Ruhm.
Er feuert in ehrliche Leute hinein,
Und er weiß nicht, warum.

In Ende ist die brüllende Schlacht.
Der Kanonier liegt still und stumm.
Ein Toter, vom toten Mond bewacht;
Und er weiß nicht, warum.

Hans Rudorff.

Digitized by Google

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von **Wilhelm von Humboldt, J. F. Castelli, J. L. Deinhardstein, Friedrich Rückert, Karl Immermann, Josef Freiherr von Auffenberg, Karl von Holtei, A. A. Graf von Auersperg (Anastasius Grün), Robert Blum, Ferdinand Freiligrath und Theodor Storm.**

II.

Von Alexander Graf von Auersperg (Anastasius Grün, geb. 1806) liegen uns einige Briefe an seinen Jugendfreund und Mitstrebenden Johann Gabriel Seidl, damals Gymnasiallehrer in Cilli, vor, die das herzliche Verhältnis Beider beleuchten und zugleich als Ergänzung einer früher an dieser Stelle veröffentlichten Serie von Briefen des Dichter-Grafen an denselben Freund hier mitgeteilt seien. Zur Erläuterung des ersten Schreibens sei vorangeschickt, daß unter dem Spitznamen David, nach der Meinung zweier, seither auch abgeschiedenen Freunde Grüns: Ludwig August Frankl und Constantin von Wurzbach, deren Ansicht wir seinerzeit einholten, der österreichische Lyriker Franz von Hermannsthal zu verstehen ist. Damian war ein Wiener Buchhändler (in Firma Damian und Sorge), der Grün mit Büchern und Zeitungen versorgte. Thurn am Hart, das Stammschloß der Auersperge, liegt in Krain, jedoch nicht allzuweit von dem Hauptort der südlichen Steiermark, dem nun besonders viel genannten Cilli, wo Seidl lebte, entfernt. Der Brief lautet:

Thurn am Hart d. 2ten Aug. 1831.

Lieber theurer Freund!

Hoffentlich werden Sie meine beiden letzten Briefchen erhalten haben. Seither war ich in Laibach und über eine Woche von Hause abwesend. Sie werden inzwischen wohl nähere Nachrichten über Davids Ankunft erhalten haben. Ich bitte Sie mich nur in einigen Zeilen zu benachrichtigen, wann er kommt und wie lange er bleibt. Zugleich könnten Sie mir einen Tag bestimmen, wann ich Sie von Cilli könnte abholen lassen. Ich würde Ihnen ein leichtes Wäglein mit flinken Pferden entgegenschicken, welche Sie dann schnell in die Arme meiner Sehnsucht bringen müßten.

Sollte Damian wieder etwas für mich gesendet haben, so ersuche ich um die Zusendung dessen durch gegenwärtigen Bothen!

Alles Schöne den Ihrigen!

Herzlichen Gruß u. Kuß

von Ihrem aufrichtigen Freunde

Auersperg.

Das zweite Schreiben zeigt drastisch, in welcher Art der junge Dichter und Landwirt seine Zeit gewissenhaft zwischen Praktischem und Erhabenem teilte:

Lieber theurer Freund! Haben Sie nicht vielleicht irgendwo eine Lieferung mit Goethes Nachlaß 10 Bde (roh) und Rohls Vieharzneybuch verlegt? Damian will mir diese Dinge durchaus geschickt haben und ich habe bis zur Stunde nicht ein Blättchen gesehen und erhalten.

Tausend herzliche Grüße von Ihrem

Auersperg.

Thurn am Hart d. 31 März 34.

Grün war seit 1830 durch den Chamisso-Schwabschen Musenalmanach mit der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig in Verbindung getreten und wandte ihr von da ab den Verlag seiner Schriften zu. Das Nähere hierüber hat die „Deutsche Dichtung" Bnd. IV. S. 204 ff. gebracht. Wie aus der a. O. wiedergegebenen Korrespondenz ersichtlich, suchte er seine Verbindung mit dem berühmten Hause auch für seine Freunde nutzbringend zu gestalten, doch blieben seine Versuche zumeist vergeblich, so auch in dem Falle, dessen der nachstehende Brief gedenkt:

Liebster, theuerster Freund!

Im Einschlusse übersende ich Ihnen den Betrag von 5 fr. 4 cm., welchen Sie für mich an Porto auszulegen die Gefälligkeit hatten. Des Bothen wegen bitte ich Sie, mir den Empfang mit ein paar Zeilen zu bestätigen.

Von der Weidmann'schen Buchhandlung fand ich eine ablehnende Antwort in Betreff der Hermannsthal'schen Gedichtsammlung, und zwar aus dem Grunde, weil sein Name außer Östreich nicht genug gekannt sey.

Könnten Sie mir durch den Ueberbringer dieses den heurigen Jahrgang der Vesta auf einige Tage zur Durchsicht zumitteln, so würden Sie mir einen großen Gefallen erweisen.

Mit herzlichem Gruße Ihr unveränderlicher Freund

Thurn am Hart A. Auersperg.

18 $\frac{a}{VI}$ 35.

Digitized by Google

Einige andere Briefe, die uns vorliegen, erweisen nur die gute Nachbarschaft, die Grün mit Seidl hielt und seien daher an dieser Stelle nicht mitgetheilt.

Es mag dahingestellt bleiben, ob uns der Name Robert Blum heute auch nur mit halb so vollem Klang aus Ohr schlüge, wenn nicht Fürst Windischgrätz beschränkt und brutal genug gewesen wäre, den kaum einundvierzigjährigen Mann am 9. November 1848 wider alles Völkerrecht erschießen zu lassen. Der arme Kölner Goldschmiedgeselle, der sich in harter Arbeit und eiserner Selbstzucht zum Leipziger Journalisten, Buchhändler und Volksführer emporarbeitete, gehört unzweifelhaft zu den reinsten und achtungswertesten unter den Männern von 1848, aber ebenso zweifellos nicht zu den geistig bedeutendsten. Immerhin wahrt sein trauriges und unverschuldetes Ende seinem Namen einen Schimmer des Ruhms und seinem Entwickelungsgang ein Maß von Teilnahme, daß man gern gelegentlich eine Probe seiner belletristischen Meinungen wie seines Gebahrens als harmloser, unpolitischer Journalist kennen lernen wird. Wie man weiß, beschäftigte sich Blum in Leipzig in den Stunden, die ihm sein gewissenhaft geübtes Amt als Theater-Sekretär frei ließ, mit Beiträgen für verschiedene Zeitschriften, denen er Theater- und Bücherkritiken lieferte. In dieser Weise war er auch für die „Dresdener Abendzeitung" thätig, an deren Redakteur, Hofrat Winkler (Theodor Hell) das nachstehende, hier im Auszug wiedergegebene Schreiben, Leipzig, 23. Oktober 1835 gerichtet ist. Weggelassen sind Anfang und Schluß, die rein formalen Inhalts sind, sowie ein Passus, dessen Weglassung wir weiter unten motivieren werden. Das Schreiben lautet in seinen Hauptstellen:

Tiecks Novelle „Eigensinn und Laune" liegt mir zu sehr im Kopfe, als daß ich sie zulezt besprechen könnte; daher Verzeihung dem unpaßenden Anfange. Wahrlich nach der „Vogelscheuche" war ich auf manches gefaßt, aber das habe ich nicht erwartet, diese Novelle ist, denk' ich, das Extrem. Ich will von der Ausführung und ihren Mängeln nicht reden, sie sind zu unwesentlich neben der scandalösen Vermischung der größesten Immoralität mit den geselligen Formen und Sitten, dieser völligen Aufhebung des Conflictes der sinnlichen Begierde mit den Gefühlen der reinen Liebe, diesem großen Spotte gegen jedes Gefühl, mit Ausnahme der seelenlosen Wollust. Die fleischlichen Lüste — nein, das ist zu milde — die vor ihrem Erwachen schon unersättliche Geilheit weist das ganze Wesen und den Charakter seiner Heldin aus und ist um so widerlicher, weil sie mit riesiger Unverschämtheit im Gewande des Gefühls einhergeht. Originell aber ist die Sache: eine Romanheldin, die ihre Liebhaber nach . . . . . wählt und sie verabschiedet, sobald sie glauben muß, daß der Mensch nicht aufhören könne, nur „Thier" zu sein, das ist neu. — Und nun wieder dieses herrliche Zeiturtheil! Dieser Gassenbuben-Aufstand! Wie der Verfasser sich gefällt in dem Treiben dieser verwandten Seelen! Es ist himmlisch! Mag man doch einer Meinung anhängen, welcher man will, mag man die andere anfeinden, vernichten, zerreten, ich habe nichts dagegen; aber wenn man seinen Feind nicht kennt, wenn er unerschüttert und unbesiegt uns gegenübersteht, so ist es erbärmlich, wenn man seine Verachtung affektiert. Wer die Leiden seiner Zeit verspottet, verspottet die Menschheit, die sie trägt, und das ist schlecht. Und nun der Hund! nein, es geht nichts über den Hund. Ein Königreich für den Hund. Der Schluß ist sehr gut; daß die Moral kommt und das Kind der Unzucht als Adoptivtochter annimmt ist ein neidenswerther Einfall, der durch nichts übertroffen wird, als daß die Moral selbst aus dem Schlamme der Unzucht hervorgeht. Nein, da lobe ich mir doch Gutzkows „Nero"; der zerrirt doch nur die Menschheit im Object und übertüncht sie nicht mit subjectiver Verderbtheit. Emmeline und der Verfasser hoch! Ein treffliches Paar. Ich möchte das Buch gern beurtheilen, aber freilich in der Abendzeitung geht das nicht; Dr. Kühne ist anderer Ansicht und hat das Urtheil in der „eleganten" selbst geschrieben und im „Planeten" mag ich nicht. Also mags denn bleiben.

Die moralische Entrüstung des jungen Kritikers verführt ihn zu einer so saftigen Ausmalung der angeblichen Immoralitäten des von ihm befehdeten Dichters, daß wir die ungekürzte Wiedergabe dieser Briefstelle nicht wagen konnten. Im Übrigen stellt uns das Urtheil Blums nur vor die Wahl, ihn entweder für einen unverständigen oder bewußt ungerechten Beurteiler zu halten; wir wollen das erstere annehmen. „Eigensinn und Laune" (1835 erschienen) verfolgt in allerdings sehr realistischer Schilderung die Tendenz, nachzuweisen, wohin nach des Verfassers Auffassung die Bethätigung schrankenloser, weiblicher Emanzipations-Ideen führen muß. Die Tendenz des Dichters ist also eine durchaus sittliche und von seinem Standpunkt berechtigte. Wie gesagt, wir nehmen an, daß Robert Blum, der sich ja damals eben erst seine Bildung mühselig und stückweise zu erwerben begann, den auf ragender, geistiger Höhe stehenden Ironiker glattweg nicht verstanden hat; daneben wird aber trotzdem und obwohl wir Blum für einen braven Charakter halten, Raum für die Vermutung sein, daß er dem hochmögenden Herrn Hofrat gern durch die Schärfe, mit der er Tieck traf, eine kleine Freude bereitete. Gerade der Hinweis auf die phantastische Märchennovelle „Die Vogelscheuche" lenkt uns auf diese Spur, da ja diese Arbeit eine überaus witzige und treffende Satyre auf die Dresdener Dichter-Clique, die kleinen Lente um Winkler war, und von dem Kreise begreiflicher Weise schmerzhaft empfunden wurde. — Der

Digitized by Google

Hinweis auf Gutzkows „Nero“ und dessen Charakteristik ist dem Kundigen ein Grund mehr, von dem damaligen Bildungsgrade und kritischen Blick Robert Blums nicht allzuviel zu halten.

Gegen Ende 1866 begründete eine Kölner Verlagshandlung ein politisch-humoristisches Wochenblatt, das sie mit einem durch das Kölner Karnevalstreiben berühmten Schlagwort „Funken“ betitelte, und der mit Freiligrath befreundete Verleger hat den noch in seinem Londoner Exil verweilenden damals sechsundfünfzigjährigen Dichter (geb. 1810) um das einleitende Gedicht der Zeitschrift. Liebenswürdig und schlagfertig wie immer, entsprach Freiligrath ungesäumt diesem Wunsche und sandte dann einige Tage später dem Gedicht das hier folgende Schreiben nach:

11 Portland Place Lawn Clapton
10. Dec. 66.

Lieber Herr!

Ihren freundlichen Brief vom 30. v. M. (mit Poststempel vom 1. Dec.) erhielt ich bei dem schlechten winterlichen Postenlauf erst am 3. d. M. spät am Abend, gerieth aber gleich am folgenden Tage in den furor poeticus, und war, nachdem letzterer die gewöhnlichen Londoner Unterbrechungen erlitten, dennoch zu meiner Freude vorigen Freitag im Stande, Ihnen das Gewünschte zu übersenden. Jedenfalls haben die Verse Ihnen meinen guten Willen und mein Interesse an Ihrem Unternehmen dargethan — ob solche Ihren Zwecken angemessen sind, ist freilich eine andere Frage, die Sie und die Ihnen verbundenen Freunde beantworten müssen, nicht ich.

Ehrlich gestanden: ich glaube, daß ich den Dingen drüben (nicht mit dem Herzen, aber mit den Beinen) zu fern stehe, um gerade in diesem Genre etwas Schlagendes, Packendes hervorzubringen. Ich entbehre des täglichen Redens, Hörens, Mich-Ereifernes und was sonst Alles dazu gehört! Man packt eben nur, wenn man selbst gepackt wird!

Aus diesem Grunde, und nicht aus falscher Bescheidenheit u. dgl., wäre es mir wirklich lieber gewesen, wenn Sie mich nicht in Verbindung geführt, sondern Jemanden an Ort und Stelle — ich denke namentlich an die frische rüstige Kraft meines Rittershaus — mit der Trompete aus Thor gestellt hätten. Inzwischen, da Sie mich einmal mit Ihrem Vertrauen geehrt haben, ist es mir natürlich eine Freude, demselben zu entsprechen, so gut ich kann. Man wäre nicht Patriot, wenn man sich auch nicht einmal pro patria zu blamiren die Courage hätte.

Auf alle Fälle bitte ich Sie, mein Poem ungenirt in den Papierkorb zu werfen, wenn Sie etwas Besseres an jener Stelle haben. Behalten Sie es aber, so hoffe ich, daß Sie meine am Freitag ins Couvert geschriebene Bitte um Einsendung der letzten Correctur freundlich erfüllen werden. Es ist hin und wieder noch das Eine und Andere zu raspeln und zu feilen, und das geht bei der Revision in Einem hin.

Dies für heute. Für alles Andere bleibe ich noch im Rückstande, namentlich für Ihren liebenswürdigen, lustigen, warmen und witzigen Brief zum 20. Mai! Tausend Dank auch noch für alle meiner Frau und meiner Tochter erwiesenen Freundlichkeiten! Räthe gedenkt namentlich der Besteigung des Doms unter Ihrer kundigen und beherzten Führung noch immer mit Entzücken. Die Tage in Köln sind beiden Frauen durch Ihrer Aller Güte zu wahrhaft schönen und unvergeßlichen geworden. Sie lassen sich Ihnen und Ihrer lieben Frau aufs Wärmste und Freundlichste empfehlen, und ich schließe mich ihren Grüßen aufs Herzlichste an.

Sehr habe ich, und sehr haben meine Frau und Tochter bedauert, daß sie Freund Bürgers in Düsseldorf nicht begrüßt haben. Es war ihr Wunsch und ihre Absicht, und daß es nicht geschehen ist, muß an einem zufälligen Mißverständniß Seitens der Düsseldorfer Freunde gelegen haben. Die Zeit war eben überall sehr knapp zugemessen. Grüßen Sie Bürgers recht freundschaftlich von mir!

Und ebenso unsern Freund Classen und die Seinigen, den thenern Hellwig und seine treffliche Gattin, Ihren Freund Herrn Schön (den Funkengeneral) und wer meiner sonst freundlich gedenk sein mag!

Ihnen aber drücke ich herzlich die Hand!

Aufrichtig der Ihrige

Ferd. Freiligrath.

NB. Die „Funken“ gerade wie „Punch“ und „Kladderadatsch“ bringen doch auch wohl nur anonyme Beiträge? Ist dies der Fall, so versteht es sich von selbst, daß eventuell auch mein Poem ohne meinen Namen erscheint. Ich füge mich in allen Stücken dem von dem Blatte zu adoptirenden Usus.

Die persönlichen Beziehungen, deren der Brief gedenkt, vermöchten wir zum geringsten Teil aufzuklären und angenommen, daß wir dies durchweg könnten, so wären doch Erläuterungen dieser Art von keinem beträchtlichen allgemeinen Interesse. Indes liegt ja nicht darauf das Hauptgewicht des Briefes, sondern auf dem Urteil, das Freiligrath hier über sich selbst als politischen Gelegenheitsdichter im Allgemeinen und über das in Rede stehende Poem im Besonderen ausspricht. Wie Unrecht er sich in seiner Bescheidenheit thut, erweist das Gedicht, das auch in der, nach Freiligraths Tode erschienenen Gesamt-Ausgabe seiner Werke (Band 2, Seite 264 ff.) seinen Platz gefunden hat. Wir setzen die Hauptstellen hierher. Der Dichter beginnt:

Digitized by Google

Zum Ehrengruß am Thore
Heraus nun, alle Mann!
Das Jahr der Meteore
Schickt sich zum Abzug an!
Auf Erden und am Himmel,
Hui, wie's in brand'ger Spur,
Hui, wie's mit Schlachtgetümmel,
Hui, wie's mit Sterngewimmel,
Blitzgleich an uns vorüberfuhr!

In Franken und in Böhmen,
Da praffelte die Gluth!
Da sprang, da schoß in Strömen
Das tapfere deutsche Blut!
Da rasten die Trompeten
Die Trommeln rollten: Sieg!
Tod und Verderben sprühten
Die Bomben, die Raketen. —
Es war der große Bruderkrieg!

Der Dichter gedenkt dann der Zeichen am Himmel, die in dem Schicksalsjahr dem erstaunten Auge sichtbar wurden und faßt es als Aufgabe der neuen Zeitschrift auf, die Zeit der Meteore geistig auch in Zukunft fortwähren zu lassen:

Da plötzlich sieh ein Leuchten,
Ein Glüh'n wie Wetterschein,
Ein Flackern in den Feuchten
Spätnebeln über'm Rhein!
Und aus dem dunk'gen Flore
Herschallt es frisch und frei,
Herschallt's im lauten Chore:
„Es bleiben die Meteore
Dem Jahre Sechs und Sechzig treu!

„Wir, wir die Kölner Funken" sollen nun auch das neue Jahr leuchtend und blitzend geleiten,

Das neue, das die Hülle
Und Fülle bringen mag,
Was mit der Schlacht Gebrülle
Das alte grimm versprach:
Ein rechtes Jahr der Freiheit,
Anstrebend klar und licht
Die Einheit, nicht die Treiheit,
Die Einheit durch die Freiheit
Die Einheit durch die Willkür nicht!

Die Schlußstrophen, die von gleicher patriotischer Glut erfüllt sind, möge man in den „Säntlichen Dichtungen" nachlesen. Die hier mitgeteilten Proben werden genügen, um zu erweisen, wie sehr Freiligrath in seiner Bescheidenheit sein opusculum unterschätzte, wenn er allen Ernstes der Meinung war, daß — Rittershaus besseres geleistet hätte. . .

Von Theodor Storm (geb. 1817) liegen uns zwei Briefe vor, die beide keineswegs bedeutend aber doch durch die Tonart für die feine, stille, dabei weltkluge Art des Dichters bezeichnend sind. Der erste ist an den Wiener Schriftsteller Dr. Ludwig Foglar gerichtet und lautet:

Husum, 31. Januar 1873.

Beifolgend, geehrter Herr, meine „Zerstreuten Kapitel". Es ist ein buntes Büchlein; die „Neuen Fiedellieder" greifen in der Vortragsweise auf meine Studenten-, auf die poetische Lehrzeit zurück, wo ich den eigenen Ton noch nicht gefunden hatte, und die (alten) Fiedellieder so einigermaßen auf Eichendorffs Schalmaiblies. Der Cyclus hat sich mir unter der Hand zu einem kleinen Roman gebildet; Ludwig Scharff, mein Vetter, dem sie gewidmet sind, ist seit Kurzem in Wien.

Wenn Sie Zeit und Gelegenheit hätten, das Büchlein mit ein paar Worten anzuzeigen, so würde mir das sehr erwünscht sein. Es ist lange her, daß ich mit einem Buche aus eigener Feder auf den Markt gekommen bin. Das letzte war „In St. Jürgen".

Mit freundlichem Gruß zum neuen Jahr
Ihr ergebenster
Th. Storm.

„In St. Jürgen" war 1868, also fünf Jahre zuvor erschienen.

Wenige Wochen später sandte unser Dichter gleichfalls nach Wien, an die Dichterin Ada Christen (Christine von Breden) das nachstehende Schreiben:

Husum, 21. Febr. 73.

Liebe Frau Christine!

Das war recht herzlich von Ihnen, daß Sie mir so gleich frisch vom Herzen weg schrieben. Etwas von Ihrer Begeisterung wollen wir nun auf das freundliche Wohlwollen rechnen, das Sie für mich hegen; mit dem, was dann übrig bleibt, bin ich dann auch noch wohl zufrieden.

Von Frau Elise Polko, mit der ich seit Jahren außer Beziehung war, erhielt ich auch plötzlich einen Brief wieder. Sie war durch das erste der Gedichte — was auch wohl das Beste ist — gepackt worden. Dabei schrieb sie, sie sei durch einen „unerhört schmutzigen Angriff eines Wiener Literaten der dort berüchtigten Presse" auf's Krankenlager geworfen. — Könnten Sie mir den Artikel verschaffen, so würden Sie mir einen Gefallen erzeigen. Die Frau hat allerdings dieß und jenes, womit man nicht sympathisiren kann. Vor vielen andern Schriftstellerinnen hatte sie — wenigstens früher — das voraus, daß sie schön und elegant war, und sehr schön sang.

Grüßen Sie Breden und danken Sie ihm für seine freundlichen Zeilen und sein Bild; doch spreche ich zugleich die Hoffnung aus, daß er mir in persona ein etwas freundlicheres Gesicht machen werde.

Nun aber noch Eins! Sie haben mir zwar Ihr letztes Büchlein halb dedicirt; aber das Buch selbst habe ich noch nicht erhalten. Ich erlaube mir also, ganz bescheiden darum zu bitten.

Neben mir sitzt strickend meine dreizehnjährige Tochter Lucie, und bittet mich, Sie von ihr zu grüßen, was denn hiermit geschieht.

Mit freundlichen Grüßen an Sie beide
Th. Storm.

Das begeisterte Lob der Dichterin galt, wie man sieht, demselben Buche Storms, dessen der erste Brief

Digitized by Google

gedenkt, den „Zerstreuten Kapiteln“. Als Zeichen ihrer Verehrung, hatte sie Storm ihr damals eben erscheinendes Buch: „Vom Wege, Novellen und Skizzen“ gewidmet.

Welche Bewandnis es mit dem Wiener Zeitungsartikel gegen Elise Polko hatte, wissen wir nicht zu sagen. Lehrreich aber ist Storms Brief immerhin dafür, welchen Effekt der Mißhandelte damit erzielt, wenn er selbst feinen und gerecht gestimmten Naturen von derartiger Unbill, die ihm widerfahren, berichtet; auch Storm wurde nur eben neugierig und ließ sich den Artikel kommen. Unseres Wissens war übrigens nur gegen die Dichterin, nicht aber gegen die Frau Elise Polko Ernstliches einzuwenden.

Aphorismen.

Von Hans Roeder.

Es sind die giftigen Reptile,
Der Tiger und die Krokodile,
Der Bielfraß und die Hyänen,
Hungrige Tiere mit scharfen Zähnen.
Doch über allen diesen Bestien steht
Des Menschen Raubtiermajestät.

*

Den geistigen Reichtum eines Zeitalters erkennt man an seinem Reichtum an Irrtümern d. h. an Idealen.

*

Wahre Liebe ist verwandt
Dem echten Diamant,
Der umso lichter funkelt,
Je mehr es dunkelt.

*

Niemand steht unserem Glücke mehr im Wege, als wir selbst es thun.

*

Wohl klopfte das Glück auch an meine Thür,
Um Einlaß zu verlangen;
Doch immer, wenn ich rief: Herein!
War es schon fortgegangen.

*

Alle wahrhaft großen Menschenhaken waren stets unsittlich; denn sie bedeuteten immer nichts anderes als einen radikalen Bruch mit den jeweilig herrschenden Sitten und Anschauungen.

*

Wie wunderbar — vom Affen zum Menschen es ist ein Weg über Jahrhunderttausende; aber vom Menschen zum Affen ist es oft nur ein Schritt!

Maien.

Und wiederum sich helle Lichter wirken
In der verträumten Tannen Wintergrün,
Die Buche wölbt sich, Land umspielt die Birken,
Im Büfterausch viel tausend Kräuter blühn,
Und ringsumher auf sanften Bodenwellen
Der Raps in Gold steht und die Saaten schwellen.

Es drängt sich aufwärts in der alten Erde
Die junge Kraft, zur Sonne strebt sie auf
Aus dunkler Nacht, auf daß erfüllet werde
Des Schöpfers alter Bund im Jahreslauf.
Die Ackerkrume brach des Keimes Drängen,
Auch Deiner Seele Fesseln wird er sprengen. —

Sie läuten Pfingsten ein, die wonnereichen, —
Nun zieht im Frührot in den Wald hinaus,
Den Maienstrauß, der Jugend heiliges Zeichen,
Frohlockend tragt ihn heim in Euer Haus. —
Die frohste und die schönste von den Schönen,
Die wollen wir zur Königin uns krönen.

Umzäunt das Haus mit Birkenzweiggehegen,
Daß Ihr den Frühlingszauber recht bewahrt,
Der aus der Muttererde strömt als Segen,
Da Freude mit der Jugendkraft sich paart;
Und in der Pfingsten heilige Glockenklänge
Singt froh der Erde Eure Lobgesänge.

Otto Kindt.

Ziehung.

Auf der Straße schallt Gesang.
Und ein Wagen rast entlang.
Birkenzweige, Tannenreis
Schmücken ihn mit Grün und Weiß.

Rohe Bretter, Bänke zwei.
Drauf mit Hurra! und Juchhei!
Recht sich eine Burschenschar,
Rühn den Hut auf krausem Haar.

Bänder flattern, bunter Tand!
Hei! so fährt es durch das Land.
Saust es in das Dorf hinein;
Der Rekrut muß lustig sein,

Der Rekrut muß trinken viel;
Der Rekrut war heut beim Spiel.
Mutter weint und lächelt schier . . .
„Du, mein Sohn wird Grenadier!“

Hans. M. Grüninger.

Digitized by Google

Aus fremden Zungen.

Gedichte von Feodor Tjutschew.

Letzter Stern.

Noch hörte ich nicht auf zu streiten;
Doch sucht die Seele zitternd wild
In der Erinnerung Nebelweiten
Nach Deinem süßen, lieben Bild.

Und wie ich hadernd mit mir rechte,
Bricht milder Glanz durch leichten Flor,
Und segnend steigst Du, meiner Nächte
Geweihter, letzter Stern, empor.

Wetterleuchten.

Heiß in schwülem Duft versunken
Hat die Julinacht gewittert,
Und der Himmel, blitzestrunken,
Hat von tausend glühen Funken
Wetterleuchtend stumm gezittert . . .

Wie ein Blick, der schlaftrig, mühend
Droben aufgeschlagen werde,
Draus ein furchtbar Auge, glühend,
Flammen durch die Wimpern sprühend,
Wiederblinzele zu der Erde.

Aus dem Russischen übersetzt von **Hans Gerschmann.**

Gedichte von Bret Harte.

Der Erdbeerbaum.

Herrscher in des Westens Wald,
Äffst Du Robin Hoods Gestalt!
Grün auf Deine Scharlachhof'
Fällt Dein Sammetmantel los';
Auf der Lichtung weit und breit
Trägt kein Baum solch Stutzerkleid!

Wenn des Sommers heiße Glut
Alles dörrt, worauf sie ruht,
Und der Balsam von der Fichte
Tropft auf Stamm und Ästen licht,
Überschattet hängt sie matt —
Unverändert prangt Dein Blatt!

Wenn des Herbstlichts gelbe Flut
Alles trübt, worauf sie ruht,
Hügelauf ihr Florluch schlingt,
Asche in die Rillen dringt,
Wirfst Du ab die Scharlachtracht,
Und der Äste braune Pracht
Fordert Lichtung dann und Pfad
Auf zur Waldesmaskerad'!

Wo, ach! wo ich nur beginn'
Dich zu schildern, Harlekin?
Mit dem glänzend wächsern Blatt,
Mit der Zweige rötlich Matt,
Mit der vielgefärbten Frucht
In der Lenz'- und Herbstes-Flucht, —
Wo beginn', wo end' ich gar, —
All Dein Reiz ist wunderbar!

Schicksal.

„Trüb ist der Himmel, die Felsen sind kahl;
Ein Sturm ist im Anzug, die Luft steht fahl;
Die Winde bekämpfen der Wogen Braus,
Drum fahr' ich heut' nicht auf die See hinaus."

„Der Wald ist dunkel und eng ist der Steig,
Der Panther duckt sich auf schwankendem Zweig,
Und der Puma schleicht mit geräuschlosem Tritt,
Drum zieh' ich heut' nimmer zum Jagen mit." —

Das Schiff leitt sicher den Wogenbraus,
Und der Jäger kommt froh von der Jagd nach Haus;
Doch die Stadt, die erbaut war am Felsenhang,
Ein heftiger Erdstoß jäh verschlang.

Aus dem Englischen übersetzt von **Max Kiesewetter.**

Digitized by Google

Chacun à son tour.

Nach meinem Gebrauche,
Wie oft ich gethan,
Die Feder ich tauche
Und rufe Dich an:
Sei gnädig und lalle,
Apollo, mich nur
Gradaus zum Parnasse:
Chacun à son tour!

Wenn schmetternd im Maien
Die Nachtigall schlägt,
Und alles im Freien
Freudröhlich sich regt,
Manch Liebespaar schreitet
Auf grünender Flur,
Von Amor geleitet:
Chacun à son tour!

Ihr Herz, ach, versteigern
Die Schönen der Stadt!
Sie werden's verweigern,
Wenn Gold man nicht hat!
Hier erntet Belohnung
Der Dauer kein Schwur;
Lieb' wechselt die Wohnung:
Chacun à son tour!

Jüngst trat bei Jsmene
Ich abendlich ein.
Da sprach die Sirene:
„Ihr rühmt mich als fein
Für männliche Leiden!
So mach' mir die Cour,
Doch bleib hübsch beschreiden:
Chacun à son tour!

Traut nicht den Adepten
Des Herrn Äskulap,
Mit falschen Rezepten
Uns fördernd ins Grab!
Im Zorn hat geschaffen
Gott darum sie nur,
Hinweg uns zu raffen:
Chacun à son tour!

Dem Himmel steht näher
— Sei hoch er gepreist! —
Ein Epikuräer,
Der kunstgerecht speist.
Fein Tafeln, flott Tanzen
— Verschreibt Epikur —
Frommt Weibsen und Mannsen:
Chacun à son tour!

Aus dem Französischen des **Casimir Menestrier** übersetzt von **Th. Vulpinus.**

Einst war ich gläubig . . .

Einst war ich gläubig, nun bin ich's nicht mehr
(Ich gab mich wieder ganz dem Weibe hin)
Doch meine Seele sehnt sich heimlich sehr
Zum Glauben, dem ich abgefallen bin.
Ich gab mich wieder ganz dem Weibe hin!

Ich hatte heim zum Kindheilsgott gefunden
(Und heute bete ich nur Dich mehr an)
Dem Sünder war in reinen Gnadenstunden
Der Himmelshoffnung Güte aufgethan.
Doch heute bete ich nur Dich mehr an!

Durch falschen Schein, mir Alles gern zu geben,
Ward wieder, ehe ich es noch gewahr,
Das Weib durch Dich der Herrscher für mein Leben,
Ein Herr allmächtig, doch des Mitleids bar . . .
O reiche Zeit, da ich noch gläubig war!

Aus dem Französischen des **Paul Verlaine** übersetzt von **Stefan Zweig.**

„Es schmerzt mein Haupt . . ."

Es schmerzt mein Haupt, ich fühle mich so krank,
Das wilde Fieber kreist in meinen Adern,
Gelb bin ich, mager und von schwankem Gang,
Doch denk' ich Dein, will ich nicht weiter hadern.

Doch denk' ich Dein, so endet jede Pein,
Das Herz hat neuen Hoffnungsmut gefunden,
Um nicht zu leiden, möchte tot ich sein,
Doch denk' ich Dein, dann möchte ich gesunden.

Aus dem Italienischen des **Lorenzo Stecchetti** übersetzt von **Walter Kaehler.**

Das gute Seelchen.

Tschechisches Volkslied.

Schlägt die Hradschiner Uhr,
Schlägt die heut' schön,
Weil alle Burschen heut'
Fort müssen geh'n.

Geht da mein Liebster mit,
Dann geh' ich auch,
Was er im Ränzlein trägt,
Eß' ich ihm auf.

Übersetzt von **Wilhelm Freund.**

Digitized by Google

Eine „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung".

Wir werden um Veröffentlichung des folgenden Aufrufs ersucht:

„Fast täglich lesen wir in den Zeitungen von der Enthüllung neuer Denkmäler. Kaiser und Fürsten, Feldherren und Staatsmänner, Dichter und Künstler erhalten Standbilder, die das Andenken der Nachwelt an ihre Verdienste in eine besonders wirksame Form kleiden und für alle Zeiten befestigen sollen.

Gewiß ist das an sich ein lobenswertes Thun; aber daneben muß doch auch dafür gesorgt werden, daß dem äußeren Bild ein inneres Gedenken entspricht — daß nicht nur bei einigen wenigen Auserlesenen, sondern in den weitesten Kreisen des Volkes Verständnis dafür vorhanden ist, was der Gefeierte für sein Volk geleistet hat. Ganz besonders aber müssen unsere großen Dichter in der Seele ihres ganzen Volkes weiterleben, sollen ihre Standbilder nicht ein leerer Prunk bleiben.

Schon oft ist von deutschen Dichtern der Gedanke ausgesprochen worden, daß aller Ruhm und alle Ehre, mit denen Mit- und Nachwelt sie schmücken können, ihnen nichts ist gegen die frohe Hoffnung, im Herzen ihres Volkes eine bleibende Stätte zu finden.

Gustav Freytag war es, der zum ersten Male klar und bestimmt darauf hinwies, daß man einen großen Dichter so gut wie durch ein Denkmal durch die Begründung einer Stiftung ehren könne, die seine Schriften auch nach seinem Tode im Volke verbreite. Als es sich im Jahre 1874 um die Errichtung eines Denkmals für den eben verstorbenen Fritz Reuter handelte, machte er den Vorschlag, man möge kein gewöhnliches Denkmal setzen, sondern lieber die Volksbibliotheken fortgesetzt mit den Schriften Reuters versehen. — Und in jüngster Zeit ist derselbe Grundgedanke u. a. in anspruchendster Form von Rosegger verfochten worden: „Die Denkmäler erstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken . . . . Wenn das Kapital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht werden, auf Zinsen angelegt würde und aus denselben jährlich Hunderte von Werken des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig verteilt werden möchten — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergleichliches Denkmal!"

Ist dieser Gedanke nicht so erhebend und von einer so mächtig werbenden Kraft, daß er in die That umgesetzt werden muß? Das Verlangen unseres Volkes, seine großen Dichter kennen zu lernen, ist mehr und mehr gestiegen, die Befriedigung dieses Verlangens aber leider noch oft genug aus Geldmangel unmöglich. So giebt es denn in Deutschland, Österreich und der Schweiz weite Volksschichten in Stadt und Land, in denen kaum etwas von Schiller, von Goethe, von Grillparzer, geschweige denn von Reuter, von Freytag, von Keller, von Anzengruber gelesen worden ist.

Sicherlich wird deshalb die Begründung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit Freuden begrüßt werden. Sie will unseren großen Dichtern das unvergänglichste Denkmal dadurch setzen, daß sie Jahr für Jahr unsere Volksbibliotheken (insbesondere auf dem Lande und in kleineren Städten) mit den Meisterwerken der Litteratur versorgt und auch deren fernere Verbreitung durch Herstellung gut ausgestatteter billiger Ausgaben, so weit solche noch nicht vorhanden sind, fördert.

Allerdings: die Mittel, die zusammenkommen müssen, um die Stiftung auf eine der Bedeutung der deutschen Litteratur würdige Summe zu bringen, sind sehr erhebliche; solange jährlich weniger als 10 000 Mark (denen ein Kapital von etwa 300 000 Mark entsprechen würde) an Zinsen zur Verfügung stehen, kann ihre Thätigkeit dem vorhandenen Bedürfnis nur ungenügend Rechnung tragen. Aber wir vertrauen auf den idealen Sinn des Volkes der Dichter und Denker, das ja Jahr für Jahr ein Mehrfaches dieses Betrages für seine Dichterdenkmäler zusammenbringt! Jeder, der es an sich selbst erfahren hat, welche glücklichen Augenblicke die Werke unserer großen Dichter auch in unsere trübsten Stunden bringen können, jeder, der ihnen so manche Anregung, so manche stille Erhebung dankt, wird nach seinen Verhältnissen zu einer Stiftung beitragen wollen, die ein leuchtendes Beispiel der Verehrung des deutschen Volkes für seine unsterblichen Dichter und ein ewig fortwirkender Hort deutschen Geisteslebens werden soll.

Die Stiftung soll sich, wie erwähnt, nicht auf das Deutsche Reich beschränken: soweit die deutsche Zunge klingt, soll sie ihre Wirksamkeit — und ihre Werben — entfalten. Alles, was zu der großen Einheit des deutschen Kulturkreises gehört, soll teilhaben an ihren Segnungen und beitragen können, sie zur Blüte und Kraft zu bringen: unseren großen Dichtern zum unvergänglichen Denkmal!

Wir erbitten einmalige wie auch jährliche Beiträge; letztere sollen nicht zum Kapital geschlagen, sondern fortlaufend mit den Kapitalzinsen ausgegeben werden. Die Beiträge werden in jeder Höhe entgegengenommen von der Deutschen Bank, Berlin, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen, der k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto Nr. 859,112, der Schweizerischen Volksbank, Bern, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen, dem Kassenwart der Stiftung, Dr. Ernst Schulze, Hamburg. Alle Briefe, Anfragen u. s. w. werden an den genannten Herrn oder mit der Aufschrift „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg" erbeten."

Von dem Gesamtvorstand, der den Aufruf unterzeichnet, seien genannt: Dr. Hans Hoffmann-Wernigerode, Otto Ernst, und Dr. Ernst Schulze-Hamburg, Geh. Oberregierungsrat Schmidt, Vortragender Rat im Kultusministerium in Berlin, und die Vertreter mehrerer Schriftsteller- und Volksbildungsvereine. Außerdem aber wird der Aufruf von einer großen Zahl hervorragender Persönlichkeiten der verschiedensten Berufskreise in Deutschland, Österreich und der Schweiz unterstützt. An ihrer Spitze stehen der Reichskanzler Graf v. Bülow, der preußische und der österreichische Kultusminister, Exz. Dr. Studt und Exz. Dr. W. v. Hartel. Von Dichtern der Gegenwart haben u. A. unterzeichnet Falke, Franzos, Fulda, Halbe, Jensen, Liliencron, Ompteda, Rosegger, Saar, Seidel, Voß, Wildenbruch, Wilbrandt; Helene Böhlau, Marie von Ebner-

Digitized by Google

Eichenbach, Gabriele Reuter. Dann eine Anzahl von Universitätsprofessoren, Theaterdirektoren, Schauspielern und Schulmännern.

Die Thätigkeit der Stiftung ist so gedacht, daß neben der Unterstützung der ärmeren Volksbibliotheken mit unseren besten Dichterwerken vor allen Dingen die Herausgabe hervorragender Dichtungen in Poesie und Prosa soweit sie verlagsfrei sind) in guter Ausstattung und zu billigem Preise in Angriff genommen werden soll. Diese Ausgaben sollen ebenfalls zur Verteilung an jene Bibliotheken dienen, aber auch in allen Buchhandlungen für jedermann käuflich sein.

Der Plan ist vortrefflich; mögen die nötigen Mittel recht bald beschaffen sein!

Litterarische Notizen.

— Es war lediglich ein Spiel des Zufalls, daß das letzte Heft dieser Zeitschrift unter den litterarischen Notizen eine auf Leo Tolstoi bezügliche Erklärung enthielt, während an der Spitze des Heftes eine Ausweahl aus der Lyrik seines entfernten Verwandten Alexis Tolstoi gebeten wurde. Und in der That haben beide innerlich wenig mit einander gemein, obwohl sie Zierden derselben Litteratur und sehr bedeutende Dichter sind. Grundverschieden ist auch das Schicksal, das ihren Werken zugefallen ist. Alexis Tolstoi, einst als einer der begabtesten Lyriker und vollends als der bedeutendste Dramatiker der Russen anerkannt, ist in den siebenundzwanzig Jahren, die seit seinem Tode verstrichen sind — er starb am 28. September 1875 — selbst in seiner Heimat allmählich, wenn auch nicht vergessen, so doch von neueren Erscheinungen in den Hintergrund gedrängt worden, während Leo Tolstoi in derselben Zeit zu seiner ungeheuren Popularität emporgediehen ist. Selbst von tausend Gebildeten in Deutschland, die Leo Tolstoi genau kennen, dürfte kaum einer über Alexis Tolstoi Bescheid wissen, obwohl sogar das Konversations-Lexikon Jurgenjews Urteil über ihn anführt: „Tolstoi war ein großer, originaler Dichter, eine tief humane Natur“ und, obwohl es gerade den Deutschen leicht gemacht ist, ihn näher kennen zu lernen. Denn mehrere seiner Hauptwerke liegen in, wenn auch nicht mustergültigen, so doch lesbaren Übersetzungen vor. Von seinen Dramen hat Katarina Pawlowden „Zar Iwan des Schrecklichen“ verdeutscht. Sein Roman „Fürst Serebrjanyi“ hat in Wilhelm Lange einen gewiß nicht mustergültigen, aber immerhin gewandten Übersetzer gefunden, und seine Lyrik ist durch Jessen, dann durch Fiedler den Deutschen vermittelt worden. Wer nach diesen Werken greift, wird erkennen, wie sehr Alexis Tolstoi es verdient, gekannt zu sein und ein Lebendiger zu bleiben; will man seine Richtung kurz und mit einem landläufigen Schlagwort bezeichnen, so wird man ihn, seinen Kunstprinzipien nach, einen Idealisten nennen, aber einen, der in den Ausdrucksmitteln seiner Kunst der realistischen Kraft nicht entbehrt; „omne simile claudicat“ und man soll gerade die größten Namen nicht eitel nennen, aber Alexis Tolstoi ist ein Idealist in annähernd demselben Sinne wie es Schiller in seiner letzten Lebensperiode, namentlich im „Demetrius“ war. Dies gilt auch von seiner Lyrik, die bei allem Schwung im Volksliede wurzelt und durch Anschaulichkeit der Schilderung und Schärfe der Beobachtung des eigenen Herzens wie der Außenwelt kaum minder ausgezeichnet ist, als durch Tiefe des Gemüts. Es ist eine reine und starke, derbe und würzige Luft, die er uns atmen läßt, und in diesem Sinne ist auch seine Selbstcharakteristik zutreffend: „Fast alle meine Gedichte sind im Dur-Ton gehalten, während meine Landsleute zumeist in der Moll-Tonart sangen.“ Eine kurze Selbstbiographie findet sich der Ausgabe vorgedruckt, die Friedrich Fiedler in Philipp Reclams Verlag veröffentlicht hat. Man mag immerhin, um zum mindesten ein annäherndes Bild von Alexis Tolstois Art und Bedeutung zu gewinnen, nach dem Büchlein greifen; freilich, ein künstlerischer Nachdichter wie Hans Gerschmann, der Verfasser der kleinen Auswahl im letzten Hefte, ist Fiedler nicht. Dies erweisen diejenigen Stücke, welche von beiden Dichtern übersetzt verliegen. Man vergleiche die nachstehende Eingangsstrophe Fiedlers zu dem berühmten Gedicht „Die Wahrheit“ mit Gerschmanns Nachdichtung und wird unser Urteil bestätigt finden. Bei Fiedler lautet diese Strophe:

Ruhm und Preis sei Dir, Wahrheit, Mütterchen!
Wie, o Wahrheit, siehst hoch und breit Du da!
Du erhebst als Gebirg Dich zum Himmelsdom
Und dehnst als Steppe weitbin Dich aus;
Du ergießest Dich als ein Ocean,
Du wächst als mächtiger Urwald auf
Und schmückst oft Dich als belebte Stadt.

Nicht umreitet man Dich in hundert Jahren wohl
Und es schwindelt der Kopf, will der Blick Dich umfahn!

Eben darum haben wir Gerschmanns Nachdichtung so gern veröffentlicht. Da sie jedoch nur einige wenige Stücke umfaßt, so seien bei dieser Gelegenheit diejenigen Leser, die etwas mehr von Alexis Tolstoi erfahren wollen, auf Fiedlers leicht zugängliches Büchlein verwiesen. —nz—

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bayer, Carl. Gedichte. Berlin. Carl Dunker. 1902.

Schafheitlin, Adolf. Die Titanen. Eine Phantasie. 2. Aufl. Berlin. S. Rosenbaum. 1902.

Schafheitlin, Adolf. Johannes Hus. Ein Trauerspiel. Berlin. S. Rosenbaum. 1902.

Ausgewählte deutsche Dichtungen. Erläutert von Carl L. Leimbach. 13. Band, 1. Lief. (Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. 9. Band, 1. Lief.) Leipzig. Kesselringsche Hofbuchh. o. J.

Strinberg, August. Ostern. Ein Passionsspiel. Dresden. E. Pierson. 1901.

Grund, Otto. Braucht das Volk die Kunst? Dresden. E. Pierson. 1902.

Sutermeister, Eugen. Klänge aus stiller Welt. Gedichte. Zürich. Caesar Schmidt. 1901.

Brandli, Rudolf. Vom Wildbag. Leichte Strophen. 2. Auflage. Zürich. Caesar Schmidt. 1901.

Sander, P. Gedichte. Dresden. E. Pierson. 1902.

Bechler, Anna. Erzählungen aus der Heimat. Dresden. E. Pierson. 1902.

Salzen, H. von. Märchen der Liebe. Roman. Dresden. E. Pierson. 1902.

Ilg, Paul. Skizzen und Gedichte. Dresden. E. Pierson. 1902.

Verzweifelt. Geschichte eines Theologie — Studierenden. R. von Grumbow. Dresden-Blasewitz. 1902.

Haaß, Robert. Im Zeichen Bismarcks. Zeitgedichte und politische Stimmungsbilder. Wilhelm Zahrang. Karlsruhe. 1891.

Hoffmann, Emanuel. Maria Traum. Ein Gedicht. Berlin. Karl Siegismund. 1902.

Fuchs-Nordhoff, Felix von. Ringendes Leben. Dichtungen. Hamburg. Alfred Janssen. 1902.

Dukmeyer, Friedrich. Die Deutschen in Tolstois Schilderung. München. Staegmeyer'sche Verlagsbuchhandlung. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kisling & Krüger, Berlin N.

Digitized by Google

Moralische Geschichten.

Von **Karl Emil Franzos.**

Nachdruck verboten.

Friedele.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Jahre kamen und gingen, wir wuchsen heran und wurden grundverschiedene Menschen und blieben doch Freunde. Das Friedele hatte viele Sorgen um mich. Mit fünfzehn Jahren verliebte ich mich zum ersten Male — Toni hieß sie und wohnte am Rathausplatz — und noch früher begann ich Gedichte zu machen. Beides bekümmerte ihn sehr. „Mit dene Weibschlent," meinte er, „darf man sich net einlasse und wenn die Toni dich wiederliebt, muescht Du sie doch heirate — 's ischt zu früh!" Und was meine Verse betrifft: „Das ischt so! Erschtens ischt es nit leicht. Inschpiration muß man habbe und Schenie muß man habbe und Zeit muß man habbe, denn jeder Versch akkrat so viel Füß wie der annere — das ischt ja eine Viechsarbeit. Zweitens habbe ich eigens Deinetwege nachgelese und kann Dir für gewiß sage: zu esse giebt's da net viel. Selbscht der Schiller hat wenig zu beiße g'hatt und ob Du 'sch so weit bringscht, ischt doch d'Frag'." Nun, die Toni liebte mich nicht wieder, schon weil sie mich gar nicht kannte, zu heiraten brauchte ich sie also auch nicht, und trotz der „Viechsarbeit" gab ich meine Lektionen weiter, aber aus der Sorge um mich kam er doch nicht heraus. Nach der Toni verliebte ich mich in ihre Kousine Amalie, die ihr gegenüber wohnte und besang nun sie und sie kannte mich auch nicht. Er aber vernahm es bekümmert. „Karl Emil," sagte er warnend — der einzige Mensch auf dieser Gotteswelt, der mich je mit meinen beiden Vornamen genannt hat, aber er war sehr korrekt und gönnte sich keinerlei Erleichterung — „das ischt ein arge Weg; z' ersht d' Toni, dann d' Amalia und dann gar noch 'ne Annere, Karl Emil, Du wirscht ein Wüschtling!" Er vermied diesen Weg, sein Herz schlug nur für's Mariele, 's Fränzle und 's Riekele und sonst für kein irdisch Weib. Das Versemachen freilich, das ist so ansteckend, daß auch er nicht widerstand. An unserem gemeinsamen Geburtstage pflegte er immer bei uns zu essen. Und zum letzten, den wir mit einander verbracht haben, stiftete er mir ein schön eingerandetes Albumblatt, auf dem in kalligraphischer Schrift geschrieben war:

„Das Leben ist ein Prüfungsstand,
Wir wollen geben Hand in Hand.

Für meinen Freund Karl Emil zu unserem gemeinsamen 18. Geburtstage gedichtet und demselben gewidmet von Gottfried Süpple, Schüler der VIII. Klasse am k. k. Gymnasium. Czernowitz, Herzogtum Bukowina, Kaisertum Österreich. Am 25. Oktober 1866." Ganz genau habe ich das Blatt kopiert, es liegt vor mir und ich lächle und lächle, während ich es lese, bis ich die Buchstaben nicht mehr genau unterscheiden kann.

Es sollte anders kommen. Gute Freundschaft haben wir noch neun Jahre gehalten — und während ich dies schreibe, habe ich die Empfindung, als hielten wir sie eigentlich noch heute — aber „Hand in Hand" sind wir nur noch ein Jahr gegangen, bis zur Maturitätsprüfung im Juli 1867. Daß das Friedele ein anständiges Zeugnis bekam, war selbstverständlich, denn er war immer brav und fleißig gewesen, aber auf Grund seiner Arbeiten und Antworten bei der Prüfung bekam er es nicht, denn da war er schon so betrübt und wirr vor Kummer, daß er kaum wußte, was er sagte und schrieb. Mit seinem Vater, dem Schulmeister, ging's zu Ende; es war die Schwindsucht. Im August starb er, und als es mir mein Friedele schrieb, kam ich zum Begräbnis nach Terebleschi. Da lernte ichs Mariele, 's Fränzle und 's Riekele kennen, und nach einer Stunde war's mir, als hätt' ich sie immer gekannt, so sehr sahen sie dem Friedele ähnlich von innen und außen, just so plump und mit strohgelbem Schöpfle, nur daß es bei ihnen glatt angekämmt war, und just so brav und fleißig und jetzt so sehr, so recht zum sterben betrübt. Außer

Digitized by Google

dem dürftigen Hausrat und den drei Säuen besaßen sie zusammen die zweihundert Gulden, die sich das Friedele fürs Studieren erspart hatte, und die Pension von neunzig Gulden jährlich, die ihnen das Kaisertum Österreich als den Kindern eines Lehrers, der dreißig Jahre gedient hatte, bis zu erreichter Volljährigkeit zu zahlen verpflichtet war, jedem ganze zweiundzwanzig Gulden und fünfzig Kreuzer jährlich — jawohl! Da saßen wir nach dem Begräbnis im dürftigen Stüblein beisammen und berieten; auch der gute Pastor Jenkner aus Czernowitz, der den Toten begraben hatte, that mit — aber da war guter Rat teuer. Hier konnten die Mädchen nicht bleiben, nach Czernowitz mußten sie, aber wie sollten sie in der fremden Stadt von neunzig Gulden jährlich leben! Freilich konnten und wollten sie arbeiten, aber die Arbeit mußte doch erst gefunden sein. . . Und wie wir so beisammen saßen, und jeder sagte was und keiner was Rechtes, da erhob sich plötzlich mein Friedele: „'s ischt net so arg! Mei Zeugnis hab' ich, ein Jährche früher oder schpäter auf die Universität komme ischt gleichgiltig. Ich geh mit dene Mädle nach Czernowitz, bleib ein Jahr dort, geb' acht Lektione täglich, schaff' sechzig Gulde monatlich, davon lege wir noch reichlich zurück und ich geh' im nächschte Herbscht nach Wien. Da bin ich zwanzig, das ischt noch net zu alt!" Ganz tapfer sagte er es, und erst als ich auf dem Bahnhöflein von Hliboka von ihm Abschied nahm, schossen ihm plötzlich die Thränen in die wasserblauen Augen. Aber er sagte auch nun nichts, und ich schwieg gleichfalls.

Als wir anderen ein Jahr später zu den Ferien aus Wien heimkamen, war mit dem Friedele fast Alles programmmäßig gegangen. Er hatte wirklich acht Lektionen täglich gegeben und brav Geld geschafft, und die drei Mädchen nähten und schneiderten tüchtig, aber so weit, um sich selbst durchzubringen, auch mit der Pension, waren sie noch nicht, und dem Friedele bangte es um so mehr um sie, als er ja nicht wußte, ob er selbst in Wien werde etwas erwerben können. Ich redete ihm zu, es zu riskieren, aber er nur: „'s ischt ja mei Pflicht!" Und so ließ er sich denn von uns die Herrlichkeiten des Studentenlebens schildern, kneipte auch wohl ein wenig mit und stieg als Mulus gehorsam in die Kanne. Damals hieß er „Friedele der Zukünftige", was er sich auch lächelnd gefallen ließ. Nur ich wußte, wie sehr er nach seinem Ziel dürstete . . .

Im Juli 1869 erhielt ich in Graz, wo ich nun studierte, eine gedruckte Anzeige: „Johann Vollert, Tischlermeister. Maria Vollert, geb. Süpple Vermählte." Ich gratulierte ihr und Friedele, worauf er schrieb: er sei sehr glücklich, seine älteste Schwester so gut versorgt zu sehen, aber zur Universität könne er nun erst im nächsten Jahre. Den Grund erfuhr ich, als ich kurz darauf heimkam. Der Vollert war ein braver junger Mann, aber Geld zur Etablierung hatte er haben müssen, ehe er 's Mariele heiraten konnte, und da hatte ihm Friedele alles Gesparte hingegeben und begann von neuem. Er hieß nun der „ewige Mulus", aber auf eine Ferienkneipe konnte ich ihn nur noch einmal bringen, weil es ihm zu wehe that.

Im Sommer 1870 blieb ich in Graz. Zuerst hielt mich dort die Begeisterung für die große Zeit fest und dann die österreichische Regierung, indem sie mir in Anerkennung eines Aufrufs an die reichsdeutschen Studenten, den ich namens meiner Grazer Kollegen gezeichnet hatte, ihre freundliche Fürsorge zuwandte. Damals erreichte mich ein Brief meines Friedele, in dem er mir die Verlobung seiner Schwester Franziska mit einem Magistratsbeamten mitteilte. Ein Jahr später, im Juli 1871, kam ich in Czernowitz gerade noch rechtzeitig an, um auf der Hochzeit mitzutanzen. Frendigen Herzens konnte ich dies nicht; auch der zweite Schwager war ein Mensch, gegen den sich nichts einwenden ließ, aber wieder hatte Friedele alles Gesparte hingegeben. Er war nun dreiundzwanzig Jahre alt und hieß nicht mehr „der Zukünftige", nicht einmal mehr der „ewige Mulus", sondern nur noch in der ganzen Stadt „das Stunden Süpple". Und die Gefahr, daß er's bleiben würde, lag nahe genug; ich hielt mich für verpflichtet, ihm eine lange Rede zu halten. Er aber: „Was ischt denn's größere Unglück: daß 's Mariele und 's Fränzle unversorgt geblieben wäre, oder daß ich erscht mit vier- oder fünfundzwanzig Jahre zu schtudiere anfange", und da schwieg ich.

Wie's weiter kam? Schriebe ich eine Novelle, ich würde das Friedele gewiß nicht abermals zwei Jahre später, 1873, auch seine jüngste Schwester, 's Riekele, mit einem ordentlichen Menschen verheiraten und dabei zum dritten Mal alles Ersparte dahingeben lassen. Nein, ich thät's nicht und keiner. Aber ich zeichne hier nur die Umrisse eines Lebens nach, wie es sich wirklich begeben hat und habe dabei die Em

Digitized by Google

pfindung, als dürfte ich nicht das Geringste ausschmücken oder verändern. Ich hab's bisher nicht gethan und thu's auch nun nicht. Also, ja, im Herbst 1873 verheiratete unser Friedele seine dritte Schwester, zog zur ältesten, der Maria Vollert, und fing wieder von neuem zu arbeiten an.

Mir ahnte dies, als ich die Anzeige tief im Orient, irgendwo in Klein-Asien erhielt; im nächsten Frühling erst bestätigte es mir ein Brief unseres gemeinsamen Freundes Wilhelm. Er schrieb mir von dem neuesten Spitznamen: „'s Pelikäule" und fügte bei, er fürchte, der Ärmste werde nie wieder eigenes Blut für sich gewinnen. Das Friedele sehe übel aus und werde wohl schwindsüchtig werden — kein Wunder nach sieben Jahren solcher Arbeit. Dann kam im Sommer 1874 ein Brief Friedeles. Er bitte mich um Auskunft in einer für ihn sehr wichtigen Sache. „Wie Du weißt", schrieb er, „ist es mein einziges Ziel eine Universität zu beziehen, und dortselbst, nach Absolvierung des vorgeschriebenen Triennii, die Befähigung zum Lehramte an einem k. k. Gymnasium zu erwerben. Die Umstände, welche mich bisher davon abhielten, sind nun beseitiget, respektive unter Gottes gütigem Beistande in Ordnung gebracht. Nun leide ich aber seit dem Frühling dieses Jahres in Folge einer Erkältung an etwas Husten, welcher zwar nach Ansicht meines Arztes, des auch Dir wohlbekannten Herrn k. k. Medizinalrats Dr. Zalozieckі, keinerlei ernstliche Bedeutung hat, mich jedoch gleichwohl in der Ausübung meiner Thätigkeit als Privatlehrer, namentlich auch als Instruktor der Söhne Seiner Exzellenz des k. k. kommandierenden Generals hierselbst, ein wenig behindert, und auf Rat des obengenannten Herrn Medizinalrats eine zeitweilige Unterbrechung dieser Thätigkeit behufs gänzlicher Herstellung meiner Gesundheit erfordert. Da ich jedoch, wie Dir als dem mit mir am selben Tage geborenen Freunde bekannt ist, bereits im 26. Lebensjahre stehe, also den Beginn meiner Universitätsstudien nicht länger mehr aufschieben möchte, so habe ich diesem Rate bisher nicht entsprechen können. Nun ist aber neuerdings in weiten Kreisen der hiesigen Bevölkerung teils aus den öffentlichen Zeitungen, teils aus Mitteilungen der k. k. Regierungsorgane die hier allgemein beglückende Kunde verbreitet worden, daß die hohe Regierung in der hiesigen Landeshauptstadt eine Universität zu begründen gedenke, und zwar schon zum Winter 1875. Hierauf gestützt, hat der Herr Medizinalrat seinen Rat dringend erneuert, und ich würde demselben auch entsprechen, wenn wirklich die Eröffnung im Oktober 1875 beschlossene Sache wäre, weil ich dann nicht so großer Mittel bedürfte, als wenn ich mich nach der so weitaus größeren und teureren Residenzstadt Wien begeben müßte. Demzufolge bitte ich Dich als einen in Wien lebenden Schriftsteller und Journalisten, dem gewiß, wenn nicht einer der Herren Minister selbst, so doch wohl ein Herr Sektionsrat bekannt sein dürfte, diesen Termin mit Sicherheit in Erfahrung zu bringen, weil diese Angelegenheit, wie Du am besten weißt, die wichtigste meines Lebens ist."

Was ich nach Empfang dieses Briefes that, kann man denken: ich telegraphierte ihm sofort, die Universität Czernowitz werde ganz gewiß zum Oktober 1875 eröffnet. Denn ich hatte die Empfindung, als ob hier Gefahr im Verzug sei. Und einen Minister fragen — ich kannte wirklich einen — war jedenfalls nutzlos. Um mit Sicherheit zu erfahren, wann etwas, das in Österreich beschlossene Sache ist, durchgeführt sein wird, müßte man Audienz beim lieben Gott nehmen; die Minister wissen es dort wirklich weniger, als gewöhnliche Sterbliche.

Nun, unser Österreich heißt nicht umsonst das „Land der Unwahrscheinlichkeiten," auch diesmal geschah das Unerwartete und der Termin wurde eingehalten. Mitte September 1875 kam ich nach Czernowitz. Ich war bis dahin in vielen Herren Ländern gewesen und hatte seit jenem Brief nicht wieder vom Friedele gehört. Das fiel mir schon während der Fahrt schwer aufs Herz, und als mich im Bahnhof der treue Wilhelm empfing, war meine erste Frage: „Lebt unser Friedele noch?"

Er nickte. „Ja, er liegt im Sterben. Es ist rätselhaft, daß es so lange gedauert hat. Auch der Arzt meint, hier helfe die Seele dem Körper. Er will den Tag seiner Inskription erleben und vielleicht wird er es wirklich. Übrigens weiß er nicht, wie es um ihn steht."

Ich war noch selben Tags bei ihm. Schwer ist mir oft im Leben eine lächelnde Miene geworden, nie schwerer, als da ich mich über mein Friedele beugte. Nur das große, strohgelbe Schöpfle war noch dasselbe . . .

„Du," flüsterte er lächelnd, „ischt das net merkwürdig?! Zur Universität hab' ich net komme könne, jetzt kommt sie zu mir . . . Am 21. fange die Inschkripzione an; der Wilhelm thut's für mich. Denn bisch dahin bin ich selbscht noch net

Digitized by Google

so weit, aber die Collegia fange erſcht um den 10. Oktober an; da bin ich längſcht wieder auf."

Dann fragte er noch ängſtlich, ob es vielleicht Schwierigkeiten haben könnte, weil das Maturitätszeugnis ſo alt ſei. Ich beruhigte ihn, verſprach aber auf ſeinen Wunſch, mit dem Wilhelm hinzugehen.

Am 21. September 1875 ließen wir, der Wilhelm und ich, den Gottfried Süpple auf Grund ſeines Maturitätszeugniſſes vom 15. Juli 1867 als Hörer der philoſophiſchen Fakultät an der Franz Joſephs-Univerſität in Czernowitz inſkribieren und brachten ihm den Immatrikulationsſchein.

Seine Schweſtern und Schwäger waren bei ihm. Es ging mit ihm zu Ende. Aber den Schein hat er noch bei klarer Beſinnung geleſen. „Jetzt iſcht's guet," flüſterte er und lächelte ſelig und durfte ſich noch den ganzen Tag daran freuen.

Am Abend verfiel er in Phantaſien. „Maecenas atavis edite regibus . . .", murmelte er. „Überſetze Sie . . ." Er gab ſeine erſte Stunde als Gymnaſiallehrer . . . Horaz! — alſo in der oberſten Klaſſe . . .

In dieſen Träumen iſt er nach einigen Stunden hinübergegangen.

Und nun, mein Friedele, nun will ich Dir den Beinamen geben, der am beſten für Dich paßt. Du biſt ein armer Menſch geweſen, der für andere alles Erreichbare, für ſich nichts erlangt hat. Und dennoch, und eben darum erſcheint mir Dein Leben ſtolz und ſchön, und mit bewegtem Herzen, aber mit feſter Hand ſchreibe ich es hin:

Friedele der Sieger.

Requiem.

Alle, die Ihr atmet,
Öffnet Eure Herzen!
Laßt leben die Toten,
Vergeßt ſie nicht!

Sie ſind, wo unſer Fuß nicht Boden findet.
Es zittert in ihren Herzen,
Den unverglühten, ein Wunſch:
Mit Liebe uns zu umfaſſen,
Zu raten, zu ſorgen, zu helfen wie einſt.

Ihr Lebendigen ſitzt an dem goldenen Quell.
Über Eure Füße rauſchen die Waſſer des Lebens.
Doch rollt der Faden,
Doch trinkt Ihr das ewige Licht.
Fern iſt die Nacht.

Auf Pfaden geht Ihr, die ihr Fuß gebahnt.

Das Werk ihrer Hände hebt Euch empor.
Ihrer Nächte Sorgen, ihrer Tage Schweiß
Sind Eures Seins Unterpfand.
Und ihre ſeligſten Stunden
Zu ſeligſten Tagen werden ſie Euch.
Ihr erntet, was ſie geſät unter Mühen,
Und pflückt der Früchte leuchtende Menge.

Doch einſt ſinkt zerſchnitten das goldene Band.
Ihr ſeid wie ſie
Und müht Euch wie ſie:
Zu umfaſſen, die noch wandeln im Licht.
Da iſt Eure Nacht dann.

Alle, die Ihr atmet,
Öffnet Eure Herzen!
Laßt leben die Toten,
Vergeßt ſie nicht!

Paul Rüthning.

Erlöſung.

Der Tag verſank, und aus den Wolkenzügen
Weht grau die Nacht.
Und ihrer Übermacht
Wird grollend ſich das laute Leben fügen.

Ich aber harre ſehnend ihr entgegen,
Und mir wird frei und leicht,

Wenn rings auf allen Wegen
Die Farben ſterben und die Dämm'rung ſteigt.

Ins Dunkel weht mein Leid, und Flügel heben
Mich himmelhin.
Ich bin nun wieder, der ich bin,
Und ſchwebe lächelnd über Tod und Leben.

Georg Rothe.

Frühlingswolken.

Ein Lüftchen fährt mir warm an die Wangen,
Ihm nach ins Blaue meinen Blick zu tragen.
Denn oben harrt auf mich mein Märchenwagen
Auf wunderhohen, gold'nen Räderſpangen.

Ein Rappenpaar an leichten, weißen Zäumen
Will in die Luft die Feuerhufe ſtrecken. —
Schon lieg' ich in den dunkelblauen Decken,
Der untergeh'nden Sonne nachzuträumen.

Wilhelm Freund.

Digitized by Google

Heliand.

Der Biſchof Liudger ſinnt ins Abendrot,
Das über'm weiten Sachſenlande loht:
„Noch raucht das Blut, das in den Furchen rinnt, —
Wir warben heiß um Dich, Held Wittekind,
Bis unſres Gottes Strahlenherrlichkeit
Dein Herz bezwang, Dein trutzig Haupt gebeugt!
Doch, — ob er ſeinen beſten Sohn verlor,
Des Wodans Völke heulen wir zuvor,
Noch reißt das Volk ſich um den Opferſtein
In Waldesſchluchten und im Eichenhain. —
Ach, könnte ich in ihre Seelen gießen
Den Liebestrom, dem ſie ſich noch verſchließen;
Iſt doch der Chriſtenvolksſchaft fremder Laut
Germanenohre kund nicht und vertraut.
O Gnadenſonne, ſegne Du das Land,
Und ich will von Dir zeugen, Heliand!“ —

Von Münſters Biſchofsſpfalz drei Tage weit
Lag eine tiefe Waldeseinſamkeit
Auf einem Wert, von lichter Flut umzogen,
Umhegt von brauner Felſen ſteilem Bogen.
Dies Eiland, das nur Prieſterfuß betrat,
In ſcheuem Schaudern floh, wer ihm genaht. —

Verunke Eichen ſtiegen da empor,
Wie Pfeiler in geweihtem Tempelchor,
Von Stamm zu Stamm flocht breit ſich das Geäſt,
Wie Sparren hielt es ſich umklammernd feſt
Und drüber wölbte ſich der grüne Saal;
Sein Blattgewirr durchbrach kein Sonnenſtrahl.
Ein Dämmer lauſchte düſter allezeit
In dieſer atemloſen Schweigſamkeit. —
Ein Raunen nur, ein flüſternd Murmeln klang,
Wie abgeſchiedener Geiſter Klagelang,
Durch dieſe Welt: aus Wodans heiliger Quelle
Durch Dickicht und Gerölk rann leis die Welle. —

Da trat der Biſchof in die Dämmernacht. —
Sein Auge glühte: „Hier ſei es vollbracht!
Aus dieſer Nacht ſoll ſich ein Licht entzünden,
Das Evangelium dem Volk zu künden;
Ein Kloſter ſoll erſtehen, weltgefeit,
Ich grüß' dich, fromme Waldeseinſamkeit!“ —

Da funkelte die Axt im erſten Hieb,
Den in den Stamm der Biſchof ſelber trieb;
Es ſplitterten die heiligen Runenzeichen. —
Die blonden Recken ſah man rings erbleichen.

Doch Hieb auf Hieb fraß in der Bäume Saft,
Von Stamm zu Stamm, bis Hand und Arm erſchlafft.
Allein, wer ſchöpft das Meer wohl aus zum Grund?
Von Wald ein Meer umzog das weite Rund, —
„Du rodeſt frevelnd, Biſchof, ſieh nur, dort:
Die Götter ſchirmen dieſen heiligen Ort.
Siehſt du nicht Wodan durch die Wipfel ziehn,
Auf weißem Roß? Donar begleitet ihn.
Sein Rotbart flammt, ſein finſtres Grollen dröhnt,
Weh uns, die wir den alten Gott verhöhnt!“ —
Doch Liudger ringt in brünſtigem Gebet,
Das Silberhaar um ſeine Schläfe weht:
„Hilf du, o Heiland, daß das Werk gelingt!“
Und nieder auf die Knie ſein Antlitz ſinkt. —

Da brauſt es her aus finſtern Wolkenklüften,
Das Weltgericht erzittert in den Lüften,
Und knatternd bricht ein Wirbelwind herein; —
Wie Halme knicken, ſank der Eichenhain.
Der Oſt, der jauchzend um die Stämme pfiff,
Verdrehte ſie mit ſeiner Fäuſte Griff,
Die Wurzel er im Spiel dem Grund entzog,
Daraus ſie ihre zähe Jugend ſog;
Ein Klirren, Krachen, Splittern ohne Ruh, —

Die Wahlſtatt deckten Blätter ſchweigend zu,
Da es geſchehn; da ſank der Morgenſtern
Hernieder leuchtete, ein Gruß des Herrn.
Der Biſchof ſah empor aus Not und Tod:
„Ich ahne dich, du heiliges Morgenrot!
Der Herr, mein Gott, iſt mir im Sturm genaht,
Er hat erfüllt, darum ich brünſtig bat.
Sein Zeichen ſiegt; der Boden iſt bereit,
Nun ſteigt empor zu Gottes Herrlichkeit,
Ihr Mauernquadern; hier aus dieſem Haus
Soll Segen ſtrahlen in die Welt hinaus!“ —

Ein Kloſter liegt in fernen Einſamkeiten,
Daran die Wellen ſanft vorübergleiten,
In ernſter Arbeit ſchafft der Brüder Schar.
Den Abt bekümmert nicht ſein greiſes Haar,
Sein Auge ſtrahlt ſo hell und klar, und jung
In ſeiner Seele brennt Begeiſterung. — —

Ein fromm Geſchlecht zieht er aller Wegen;
Aus ſeinem Pergament entflieg ihm Segen,
Das dort er ſchrieb: das Lied von Heliand. —
Noch klingt ſein Ruhm durchs weite deutſche Land.

Otto Kindt.

Maientag.

In den jungen Maientag,
In das friſche Grün
Wirbelte ein Lerchenſchlag
Und verklang dann nach und nach
So ins Blaue hin.

Und wie ich am Wege lag,
Still und froh im Sinn,
Klang es mir im Herzen nach,
Und ich warf dem Maientag
Drum dies Liedchen hin.

Max Federer.

Digitized by Google

Traum der Zukunft.

Wenn einst den Stimmen unsrer Tage
Die Welt der Zukunft sinnend lauscht
Als einer traumhaft dunklen Sage;
Wenn manch' Jahrtausend einst verrauscht:
O wär's mir dann vergönnt zu steigen
Aus meines Grabes engem Schoß,
Zu schau'n des Lebens bunten Reigen,
Zu schau'n des Erdgeschlechtes Los.

Ich ahn' es wohl: ich schritte trunken,
Geblendet von dem Glanz daher,
Denn es ergösse goldner Funken
Durch meine Seele sich ein Meer,
Wenn ich gebrochen sähe Schranken,
Die einst der Menschheit Gang beengt,
Und siegreich fluten Lichtgedanken,
Nicht mehr in Fesseln eingezwängt.

Sich selber Haß und Groll vernichtet
Mit brudermörderischem Streich.
In ew'ger Glorie steht errichtet
Des Friedens und der Liebe Reich.
Es eilt, als Herren zu begrüßen
Den Menschen froh die Kreatur,
Und seinem Willen liegt zu Füßen,
Dem Wink gehorsam die Natur. . .

So wandelt' ich — und spürt' ein Wehen
Des Geistes, der sich kühn und klar
Erhebt zu unermeßnen Höhen,
Voll Stolz, daß Mensch auch ich einst war.
Wir würd' es sein: wie Klang der Sphären,
So rauscht' es lind auf mich herab —
Und selig würd' ich heimwärts kehren
Und stille steigen in mein Grab.

Eduard Fehre.

Der Wirtin Töchterlein.

Der Abendsonne rote Glut
Lag schimmernd auf des Neckars Flut,
Der wanderfroh vorüberrollt
An Rebenhöh'n und Saatengold.

Vom Ufergrün, den Fluß entlang,
Scholl Becherklirren und froher Sang:
Und unter der fröhlichen, singenden Schar
Saß eine Greisin mit weißem Haar.

Ihr Antlitz zeigte, ihr Witwenkleid
Vergangenes Glück und vergessenes Leid;
Ihn, dessen sie nur wie im Traum noch gedenkt,
Ihn hat man längst in die Erde gesenkt;

Ein Dichter war er am Neckarstrand,
Den nimmer vergißt sein Schwabenland,
Und der, ob längst auch sein Geist entschwebt,
In seinen Liedern doch ewig lebt.

Ihr aber war entschwunden weit
In dunkle Ferne die alte Zeit.
Blumm neigte das Haupt sie wie im Traum
Und hörte das Lachen, das Singen kaum.

Doch wieder erklang zum Saitenspiel
Die Weise, die jedem daß gefiel,
Und fröhliche Stimmen scholl'n darein:
„Es zogen drei Burschе wohl über den Rhein. . ."

Es war sein Lied, es klang ihr ins Ohr,
Sie lauschte, sie hob das Haupt empor
Und fragte, mit leisem mit bebendem Ton:
„Das Lied, ich hört' es wohl einmal schon?"

Und plötzlich verstummte der frohe Sang,
Und allen war es so eigen, so bang,
Als schwebe im sinkenden Dämmerschein
Ein ernster Schatten durch ihre Reih'n,

Ein Schemen, der in die Luft zerrann. —
Die Greisin aber sann und sann
Und schüttelte leise, da niemand sprach,
Das Haupt und sann dem Liede nach.*)

P. G. Föhr.

*) Die dargestellte Begebenheit hat sich vor mehreren Jahren in Tübingen zugetragen.

„Die Sonne ist gegangen. . ."

Die Sonne ist gegangen . . .
Die dunkle Nacht geht um
Und tiefgeheimes Bangen
Macht alle Räume stumm.

Der Lüfte schwüles Wehen
Drückt mir die Augen zu;
Ich mag nicht schlafen gehen,
Ich fürcht' mich vor der Ruh.

Als stiege, wenn ich schliefe,
Ein Weh geheimnisvoll
Aus dunklen Traumes Tiefe,
Damit ich weinen soll. . .

Christoph Flaskamp.

Digitized by Google

Gedichte

von

Alexander Pache.

Mondschwärmer.

Wie zauberhell die Nacht im Vollmond leuchtet! —
Ich kann nicht schlafen, wenn des Mondes Scheibe
So voll und sanft am Sommerhimmel zieht — —
Ich lösch' das Licht und öffne weil das Fenster
Und leg' mich rücklings in den Sorgenstuhl.
Jetzt noch 'ne Cigarelle — ah! das schmeckt!
Ich seh' durch blaues, schweres Rauchgekräusel
Nun sanft und voll sein Licht. So will ich träumen —
Träumen — — indes ich in den Himmel starre,
Kommt mir ein Schwarm von thörichten Gefühlen
Und schleicht sich schmeichelnd in mein Träumerherz — —
Wie lieb' ich diese stillen, hellen Nächte,
Darin der Bäume sell'nes Rauschen klingt
Wie das verschlaf'ne Lallen holder Kinder.
Im Hofe plätschert schlummermüd der Born . . .
Dann wieder still — ich höre, wie im Garten,
Nur ab und an, die welken Blätter fallen —
Wie schön mag's sein, in solcher Nacht zu sterben! — —
Du lieber Mond, ich bin der Alte noch,
Den Du so oft als knab'schen Knaben sahst
Durch seiner Heimat nächt'ge Heide streifen!
Ein leises Lächeln kommt mir auf die Lippen,
Wenn ich an dieser Jahre Stürme denke. — — —
Einmal als ich des Nachts viel volle Stunden,
Im Herzen Zweifelsqual, durch Tann und Dickicht
Mich wild geschlagen und dann unvermutet
Auf einer Wiese weite Lichtung trat,
Die ganz von Deinem Glanze übergossen
Und silberzart von Nebeln überspunnen,
Vor mir lag wie der Garten Avalun —
Da sank ich bebend auf die Knie' und schauernd
Erkannt' ich ihn, den meine Seele suchte,
Erkannt' ich Gott in seiner Hände Werk! — —
Seit jener Nacht liebt' ich Dein süßes Licht
Mehr als der Tagessonne grelles Blitzen.
In Deinem Glanz fühlt' ich sich leise lösen,
Was mich bedrückte, alle Unreinheit,
Bis der des Alltags Staub mein Herz befudelt,
Sank von mir ab in Deinem keuschen Schimmer. — —
Doch denk' ich einer Nacht — ich war so müd,
Von all dem Schmutz der Welt so angeekelt,
So zweifelkrüb, ich hatte viel gesucht
Und nie gefunden, was mein Herz begehrte,
Und überall sah ich nur Häßlichkeit,
Nur Unreinheit und Schmutz — ich war so müd! . . .
Da schritt ich wandernd durch des Waldes Dunkel
Zum Ufer; aus der Eichen mildem Dämmer
Trat ich heraus — weil lag das Meer vor mir;
Noch dunkel lag's, doch schon ein fernes Leuchten
Glomm auf am Horizont und wuchs und wuchs
Und baute tausend lichte Strahlenbrücken
Zu mir heran — und langsam stiegst Du auf;
Dein Glanz nahm stetig zu an milder Kraft,
Und alle Wellen wachten auf und tanzten
In Deinem Schimmer wie zerfloss'nes Silber;
Des Himmels Lichtblau und des Meeres Glühern
Floß ineinander, Deiner Fülle Glanz
Goß immer neue Silberströme nieder —
Ich riß in stürm'schem Jubel und wie trunken
Die Kleider mir vom Leib — in reiner Nacktheit
Trat ich ins Meer; um meine Füße strömte
Die lichte Welle, die des Himmels Klarheit
In sich getrunken, und mein ganzer Leib
Ward überflutet von dem Zauberlicht
Und war getauchi in diesen keuschen Glanz.
Und meine Seele trank dies milde Glänzen,
Den ganzen Märchenduft der Vollmondnacht.
Wir war's, als hält' ich mit den Kleidern auch,
Was irdisch ist und unrein, abgelegt,
Und frei und nackt und rein war Leib und Seele! — — —
Wie lieb' ich diese stillen, hellen Nächte . . .
So still ist's, daß ich höre, wie im Garten,
Nur ab und an, die müden Blätter fallen.
Wie schön mag's sein, in solcher Nacht zu sterben,
Wo frei und nackt und rein so Leib als Seele! . . .

Der Verschmähte.

Ah! vom Beete steigt ein Düften
Wie ein Kuß der Nacht empor — —
Faß er Dich berauschte, komm doch,
Eh' die Seele er verlor! . . .
Ah! vom Beete steigt ein Düften,
Wie ein Kuß der Nacht empor . . .

Sieh! der Himmel blüht von Sternen,
Die wie güldne Thränen glüh'n,
Weil der Sehnsucht rote Rosen,
Ohne daß Du's merkst, verblüh'n! — —
Sieh! der Himmel blüht von Sternen,
Die wie güldne Thränen glüh'n! . . .

Digitized by Google

Horch! der Wind weht Klänge nieder,
Die wie stilles Schluchzen sind,
Weil die Stunde, da ich harre,
Ohne daß Du kommst, verrinnt! —
Horch! der Wind weht Klänge nieder,
Die wie leises Schluchzen sind! . . .

Rauschend rings die Flieder klagen
Und mein Herz weint still sich tot,
Und der Himmel glüht von Thränen,
Blaß wird selbst der Rose Rot. —
Rauschend rings die Flieder klagen,
Und mein Herz weint still sich tot! . . .

Rheingold.

Es hat ein Gott mit weitem Schwung
Den Sonnendiskus sausen lassen,
Schon gleitet er zur Biederung;
Der Farben Fließspiel um mich her
Seh ich verschwimmen und verblassen.

Die ferne Burg — ein Föhrenwald
Steht purpurn noch von Glanz umflossen.
Vom Strom ein kühles Rauschen schallt
Und Well' auf Welle, Well' auf Well'
Kommt kräuselnd weiß herangeschossen.

Vor mir — o diese Pracht! — ein Baum.
Kein grünes Blättchen — eitel Weiße!
Sein Blüh'n wie Baldurs keuscher Traum.
Auf Abendgoldgrund hingehaucht —
Und unten Flutgeräusch, ganz leise . . .

Die Sonne tropft geflossn'es Gold
In breitem Guß zum Fluß hernieder.
Tiefgoldig Well' auf Welle rollt —
Das ist der rote Märchensold,
Der glüht durch hundert alte Lieder!

Und jede Woge leuchtet auf —
Nur kurze Zeit — und sinkt ins Graue —
Nach flücht'gem Glanz ein öder Lauf —
Ins Dunkel hin, ins Ungewisse —
O Aventiure! falsche Fraue!

Nur kurze Zeit ein flücht'ger Glanz,
Ein schnelles Schimmern — und Versinken —
Und fortgeschwemmt vom Wassertanz —
Nur flücht'ger Glanz — dann grausamhart
Vergessenheit und Dunkel winken! . . .

Juninächte.

Nun in schwülen Juninächten
Blüht mir all die Sehnsucht wieder
Nach genoss'ner Liebe Prächten!

Hundert einst gesung'ne Lieder
Aus den Blütenkelchen steigen,
Längst verklung'ne klingen wieder.

Mondbeglänzt im Elfenreigen
Tanzen holden Glückes Stunden,
Die sich lockend zu mir neigen.

Längst verharschte Seelenwunden
Fangen wieder an zu glühen —
Soll ich nimmer denn gesunden?

Zu mir dringt ein Duft von Nelken,
Fliederatem, Rosenblühen —
Ach, in diesen Juninächten
Soll allein mein armes Herze
Einsam glühen, einsam welken? . . .

Winteraussicht.

Wie die Wintersonne zur Erde lacht
In reifstarrer Wälder schimmernde Pracht!
Kein Wölkchen am stahlblauen Himmelszelt.
Von Silberjuwelen funkelt das Feld.

Und so demanthell die frostklare Luft.
Nur in weitesten Fernen ein dämmernder Duft.
Wie gleißt und glitzert der Berge Kranz!
Ich schließe die Augen vor all dem Glanz.

„Aus Liebe!"

Heut' ist so frühlingswarm die Luft
Und ist doch erster Weihnachtstag.
Ich glaube sogar, vom Aferduft
Klingt mir's herab wie Lerchenschlag.

Auf weißen Schäfchenwölkchen läßt
Die Abendsonne Rosen blüh'n.
So lauschig ist's im warmen Nest;
Hell im Kamin die Scheite glüh'n.

Vor mir ein Pfefferkuchenherz,
Schön zuckrig steht „Aus Liebe!" drauf.
Warum ich nur so fröhlich bin?
Aus lauter Liebe freß' ich's auf!

Digitized by Google

Aus dem Diakonissen-Hause.

Von **Ludmilla von Rehren.**

Regina.

Draußen war es Winterabend. Zwischen dem flackernden, gelblichen Lichte der Laternen schimmerten die weißen Dächer hindurch, ganz bedeckt mit blendendem, blitzendem Schnee und immer neue weiche, weiße Flocken fielen nieder.

Drinnen in dem hübschen, kleinen Wohnzimmer, das den „Schulschwestern" gehörte, war es gemütlich und warm. Die beiden Fenster waren dicht verhängt, damit kein neugieriger Blick hineindringen konnte. An dem großen, runden Tische, der vor dem niedrigen, grün bezogenen Sopha stand, saßen drei Schwestern. Sie waren alle drei noch ganz jung: vielleicht zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren. Die blasse Marie Schubert, die zum Unterschiede von den zwei anderen Marien — der großen und der kleinen — die zur Schwesterschaft des Diakonissen-Hauses gehörten, immer mit ihrem Familiennamen gerufen wurde, saß unthätig und müde in einem großen Lehnstuhle und hatte die Füße auf eine „Bank gestellt. Den Kopf lehnte sie zurück und die Augen hatte sie geschlossen. Ihr Gesicht war fast so weiß wie die Haube, die es umschloß und die kleinen Hände, die gefaltet im Schoße lagen, sahen aus, als wären sie aus Wachs geformt. Sie war schon seit längerer Zeit brustleidend und wurde deshalb möglichst geschont, aber es wurde trotzdem nicht besser mit ihr, sondern von Tag zu Tag schlimmer. Die beiden anderen Schwestern dagegen arbeiteten eifrig; denn Weihnachten stand vor der Thür und all die kleinen Besucher des Kindergartens wollten beschenkt werden. Schwester Anna, ein dickes, etwas gewöhnlich, aber gutmütig aussehendes Mädchen, stichelte an einem roten Kleide, das für eine blondlockige Puppendame bestimmt war, die noch im tiefsten Negligé mit weit ausgerissenen Blauaugen vor ihr lag. Schwester Olga strickte an einem Kinderhandschuh; die blanken Nadeln flogen nur so hin und her und auf dem hübschen, frischen Gesichte der Schwester lag ein tiefernster Zug. Ihre Gedanken waren gewiß weit fort. —

Stille herrschte. — Die Kleinkinderschule lag ganz isoliert, ganz für sich, durch einen langen Korridor von den übrigen Räumen der Diakonissen-Anstalt getrennt. Hier hörte man nichts von den Seufzern der Kranken, hier war kein Karbolgeruch zu verspüren. Wenn die vielen kleinen Füße, die bis fünf Uhr nachmittags in den Schulzimmern herumtrippelten, fort waren, herrschte hier vollkommene Ruhe.

Im Ofen brannte ein Feuer und davor lag eine große, graue Katze. Sie schnurrte laut, sich behaglich in der Wärme dehnend; die Uhr an der Wand tickte dazu und Schwester Olgas Stricknadeln klapperten.

— — Die Thür wurde jetzt ganz leise geöffnet und eine helle, frische Stimme rief hinein! „Na, seid Ihr aber still! Keiner muckt auch nur! Ich stehe schon eine ganze Weile draußen und denke — entweder ist kein Mensch drinnen, oder Schwester Regina ist schon wieder zurückgekommen und deshalb wagt keine von Euch ein Wort zu sprechen."

Die kranke Marie fuhr ein wenig erschrocken aus einem leichten Halbschlummer empor und die beiden anderen legten für einen Augenblick ihre Arbeit hin.

„Ach, Schwester Lucy, Sie sind es," sagte Marie mit ihrer sanften, müden Stimme. „Sie bringen doch wieder ein wenig Leben mit sich. Wir waren alle drei schon eingeschlafen, glaube ich."

Schwester Lucy war an den Tisch herangekommen. Sie war ein kleines, rundes Persönchen mit lustigen, schwarzen Augen und einem runden Bubengesichte, das gar nicht in die feierliche weiße Haube hineinpassen wollte. Die Haube schien ebenfalls der Ansicht zu sein; denn sie war ganz weit nach hinten zurückgefallen, so daß sie kaum noch auf dem Kopfe saß.

Digitized by Google

„Ja, nicht wahr, ich bin wenigstens noch lustig?“ sagte Lucy mit Genugthuung und fing an, in den bunten Flicken, die auf dem Tische lagen, herumzuwühlen, was ihr einen leichten, ärgerlichen Klaps von der ordnungsliebenden Anna eintrug. Sie erwiderte ihn lachend, drehte sich ein paar mal auf den Hacken im Zimmer herum und rief dabei: „Ach Gott, Kinder, wenn ich hier wäre, bei euch Schulschwestern, wie lustig wollte ich da erst sein! Aber wer weiß, wann dies Glück erst kommt. Ich glaube, Frau Oberin wagt es noch nicht, mich aus höchsthren Augen zu lassen. Zanken thun sie nämlich immer noch drüben mit mir. Gott sei Dank, ein bischen konnte ich mich wenigstens jetzt freimachen — aber nur auf ganz kurze Zeit. Ich sollte Wäsche flicken und habe alles ganz schnell fertig gemacht und dann — fort war ich.“

„Na, schön wird's geworden sein!“ bemerkte Anna trocken, ohne von ihrem Puppenkleide aufzusehen.

„Doch — — nähen kann ich — das ist aber auch das einzige, was ich kann.“ Sie öffnete, immer fortschwatzend, die Thür zum Nebenraum und rief: „Gott, wie süß! Da sitzen all die kleinen Bubis und Mädels immer. Rücken Sie etwas weiter, Olga, damit etwas Licht hereinkommt. Es sieht so nett aus und so klein — ganz wie bei den sieben Zwergen. Nein, nächstens quäle ich Frau Oberin — wenn ich mit meiner Männerstation durch bin, will ich hierher. Ich sollte schon heute fort — wissen Sie, da ist nämlich solch ein furchtbar netter Mensch, bei dem war ich heut ein wenig länger, als ich gerade mußte und da habe ich Zanke bekommen. Als ob man gleich was Schlimmes thäte, wenn man mit einem spricht!“

„Machen Sie doch die Thür zu,“ bat Marie. „Es ist kalt drin und es zieht — mir frieren die Füße. Spielen Sie uns doch lieber etwas vor.“

Lucy setzte sich sofort an das etwas altersschwache Klavier, das dicht an der Thür stand und auf dem die Schwestern die Lieder der Kinder zu begleiten pflegten und spielte mit großer Geläufigkeit einen Marsch herunter. „Ach, das thut ordentlich wohl,“ sagte sie dann wieder aufstehend und sich behaglich reckend. „Hier kann man doch wieder einmal Mensch sein; hier ist doch keiner, der auf einen aufpaßt. Gott sei Dank, Schwester Regina ist auch nicht da. — Drüben ist so wie so Frau Oberin alle Augenblicke hinter einem her, oder Schwester Christine und dann — das ewige Beten und Hosiannah singen — — gar nichts Nettes, Lustiges — lauter Sauertöpferei.“ Sie verzog ihr niedliches Gesicht.

„Na, warten Sie mal — — warum sind Sie denn eigentlich Diakonissin geworden, wenn Sie es so schrecklich finden?“ fragte Schwester Olga lächelnd.

„Warum?“ Lucy setzte sich an den Tisch und sah melancholisch aus. „Aus unglücklicher Liebe natürlich!“

Die Anderen lachten laut auf. Selbst Schwester Marie mußte lachen, bis sie heftig zu husten anfing.

„Nun ja, was ist denn dabei zu lachen?“ Lucy machte ein ganz beleidigtes Gesicht. „Warum sollte denn gerade ich nicht unglücklich lieben können?“

„Nehmen Sie es nicht übel — der Gedanke ist zu komisch, wenn man Sie ansieht.“ Schwester Olga lachte noch immer. „Wer war's denn?“ Sie nahm eine Masche auf und fing an wieder gemütlich weiter zu stricken.

„Er war mein Lehrer — — und er hat sich plötzlich verlobt. Er hat mir ja nie gesagt, daß er mich liebe, aber angesehen hat er mich immer, so . . . . . .“ Lucy verdrehte die Augen auf eine fürchterliche Weise. „Aber dann verlobte er sich! Anfangs glaubte ich, ich würde es nicht überleben und dachte ernstlich daran, in's Wasser zu gehen. Aber dann fiel mir ein, daß es fast dasselbe wäre, wenn ich in's Kloster ginge und Nonne würde. Na, und da ich nicht katholisch bin, wurde ich eben Diakonissin. Ziemlich egal ist's ja doch. Hier betet man und da betet man, hier darf man so gut wie niemals vergnügt sein und da auch nicht. Ich kann also in aller Ruhe meinen Gram pflegen. Meine Eltern wollten es anfangs gar nicht — weil ich doch erst 18 Jahre alt bin — aber ich gab nicht nach. Na ja, und so hat man doch wenigstens das Bewußtsein, zu etwas nütze zu sein, wenn man auch ein gebrochenes Herz hat,“ schloß sie düster.

Anna und Olga kicherten vor sich hin und Schwester Marie meinte: „Das ist ja sehr schön von Ihnen, liebe Lucy, daß Sie gern nützen wollen. Bleiben Sie nur bei dem Gedanken. Sie sind nur manchmal etwas zu ungeduldig.“

Schwester Lucy seufzte aus Herzensgrunde und wirbelte ein Nöllchen Garn hin und her. „Da soll man nicht ungeduldig werden,“ grollte sie. „Ihr habt gut reden, Ihr seid schon fein heraus, aber solch ein armer Diakonissenfuchs, wie ich noch einer bin — — ja, jetzt lacht Ihr

Digitized by Google

wieder, aber es ist doch wahr! Überallhin muß man laufen, wohin die Anderen nicht gern gehen und alles muß man thun, was die Anderen nicht gern thun mögen. Und dazu schilt und zankt noch alles und wenn etwas nicht recht ist, heißt es gleich: „Ach, das hat gewiß Lucy gethan!“ auch wenn's gar nicht wahr ist. Ja, so ist es!“

„Nehmen Sie sich eben ein bischen zusammen,“ meinte Anna überlegen.

Lucy sah sie ordentlich beleidigt an. „Zusammennehmen? Sie haben gut reden! Als ich noch in meinen gewöhnlichen Kleidern herumlief, sehnte ich mich so nach eurer Uniform der christlichen Nächstenliebe. Aber jetzt, da ich sie glücklich habe, huh . . .“ Sie zog ihre Haube mit einer komischen Bewegung ganz über die Ohren — — „wie das raschelt und knistert, das steife Ding. Gar nichts hören kann man! Und da soll einer sich noch zusammennehmen und aufpassen, wenn man gerufen wird!“ Ganz trostlos sah sie aus.

„Dann hätten Sie eben nicht Schwester werden sollen,“ bemerkte Anna in weisem und belehrendem Tone.

„Ach — Annakind — — thun Sie doch nicht so klug . . . . Sie sind's ja gar nicht! Weshalb sind Sie es denn eigentlich geworden?“

„Ich — na einfach . . . . . .“ Die dicke Anna fädelte sich einen neuen Faden ein und stichelte gemütsruhig an ihrem Puppenkleide weiter. „Ich habe eben eine Stiefmutter, mit der ich mich nicht vertragen kann. Da wollte ich denn durchaus aus dem Hause. Eine Stellung durfte ich nicht annehmen, das wollte mein Vater nicht, aber dagegen hatte er nichts weiter einzuwenden, daß ich Schwester wurde. Na und es gefällt mir ja auch soweit ganz gut; besser wie zu Hause ist es jedenfalls.“

„Bah, das ist also alles?“ machte Schwester Lucy ganz enttäuscht. „Ich meinte immer, Schwester würde man nur aus idealen Gründen, wenn man mit dem Leben abgeschlossen hat . . . . .“

„Wie Sie zum Beispiel“, neckte Olga.

„Ja, wie ich,“ antwortete Lucy todernst. „Ich glaube aber doch, daß die meisten irgend etwas Interessantes hinter sich haben — so was, was man Vergangenheit nennt . . . . . So profaisch wie Anna ist eben selten jemand.“

„Wenn Sie sich nur da nicht täuschen,“ meinte die praktische Anna kaltblütig.

„Ich möchte gar zu gern alle mal darnach fragen, aber die Wahrheit müßten sie sagen. Weshalb sind Sie denn Schwester geworden, Olga?“ Lucy machte ein neugieriges Gesicht.

„Ach Gott, das ging auch sehr einfach zu . . . . .“ Olga lachte. „Eins, zwei, drei — sieben“, zählte sie. „Da ist mir eine Masche heruntergefallen — so, jetzt habe ich sie schon wieder. Also, weshalb ich Schwester wurde? Sehen Sie, ich war einmal sehr krank und wurde von einer Schwester gepflegt. Die gefiel mir nun ganz besonders gut und so kam ich auch her. Schwester Martha war es übrigens.“

„Ja, wenn man die ansieht, glaubt man freilich, hier müßte das Himmelreich sein und die Schwestern wären die Engel darin,“ sagte Lucy nachdenklich vor sich hin. „Aber der Grund ist mir auch noch nicht interessant genug. — Schwester Marie — Sie mit Ihrem blassen Duldergesichtchen haben aber doch bestimmt etwas ganz Besonderes erlebt. Ach bitte, sagen Sie jetzt auch, weshalb Sie Schwester wurden?“

Schwester Marie blickte müde auf. Sie hatte die ganze Zeit über ganz apathisch dagesessen und kaum auf das Gespräch der Anderen hingehört.

„Warum?“ wiederholte sie matt. „Ich wollte mich eben nützlich machen und zu Hause war keine rechte Gelegenheit dazu.“

„Gott, seid Ihr alle aber nüchterne Leute,“ meinte Lucy und sah enttäuscht aus. Plötzlich klatschte sie in die Hände. „Aber wißt Ihr — eine giebt es doch hier, die hat sicher etwas ganz Wunderbares, einen ganzen Roman hinter sich. Wißt Ihr wohl, wen ich meine?“

„Schwester Regina,“ sagten Olga und Anna wie aus einem Munde.

„Seht Ihr, das findet Ihr also doch auch,“ triumphierte Lucy. „Ja, warum mag die wohl Diakonissin geworden sein — sie ist doch so schön . . .“

„Als wenn nur die Häßlichen dazu gut genug wären,“ bemerkte Anna, die sich ein wenig getroffen fühlte, gekränkt.

„Ach, Annchen, so meinte ich das doch nicht — — ich meinte ja nur — so schön, wie Schwester Regina ist eben keine von uns. Und wenn man so schön ist, da ist doch das Leben in der Welt doppelt interessant. Sie hat es ja hier auch ganz gut — Gott, wenn sie so angeschwebt kommt, vergehen wir ja alle vor Respekt — — und Vorsteherin der Schule möchte ich auch schon ganz gern sein. Sie kann ja thun, was sie will und Frau Oberin thut ja alles,

Digitized by Google

was ihre liebe Regina wünscht, aber dennoch .... Vielleicht war sie aber sehr arm? Wissen Sie nichts weiter von ihr, Schwester Marie — Sie sind ja beide so gute Freundinnen?"

„Schwester Regina ist aus sehr reichem und vornehmem Hause — sie ist eines Grafen Tochter," antwortete Marie mit Nachdruck.

Lucy riß ihre runden Vogelaugen vor Erstaunen ganz weit auf. „Oh — " machte sie, — „da geht man nun ein halbes Jahr so neben einander her und weiß gar nicht, wer und was die einzelnen sind. Man sagt Schwester Emma und Schwester Olga und Schwester Regina und nachher .... Na, mein Onkel war wenigstens doch Kanzleirat, aber weiter haben wir es in unserer Familie noch nicht gebracht. Heiliger Bimbam! Wer weiß, was da noch alles unter der Flagge „Schwester" einhersegelt. Am Ende entpuppen Sie sich noch gar als Prinzessin, Annakind."

„Seien Sie ruhig und ulken Sie mich nicht," brummte Anna.

„Aber nein, wie werde ich ..... Da begreife ich aber noch weniger, warum Schwester Regina Schwester geworden ist." Lucy war ganz nachdenklich geworden. — „Wissen Sie es nicht, Schwester Marie? Mit Ihnen steht sie ja noch am besten — von uns Anderen schließt sie sich ja immer so ab."

„Nein, ich weiß es auch nicht." Marie hüstelte und zog die warme Decke, die über ihren Knieen lag, höher hinauf.

„Aber sie ist doch wirklich, wie man sich eine Schwester vorstellt," sagte Olga. „Wenn sie mal bei den Kranken ist, scheint es wirklich, als ob sie weniger Schmerzen hätten wie sonst. Und wie die Kinder sie lieben ....."

„Ja, sie ist reizend", stimmte Lucy enthusiastisch bei. „Wie ein Engel sieht sie aus, oder wie eine Elfe. Aber wie kann man nur hierherkommen, wenn man so schön ist? Ich hätte es dann ganz gewiß nicht gethan."

„Fragen Sie sie doch mal selbst," riet Anna.

„Nein, nein, ich traue mich nicht! Man wagt sich doch eigentlich gar nicht recht an sie heran, obgleich sie so freundlich ist. Ich bin heute z. B. nur hergekommen, weil ich sah, daß sie fortging. Und ich schwärme doch für sie! Aber wenn man mal etwas Unsinn angiebt, und sie sieht einen dann so an — dann möchte man sich am liebsten gleich irgendwohin verkriechen. Nicht wahr?"

„Ja, die Kinder haben vor ihr auch einen großen Respekt", erzählte Olga. „Und doch ist sie nie böse. — Aber heute passierte etwas Drolliges — das muß ich doch mal erzählen! Also Schwester Regina erzählte den Kindern aus der biblischen Geschichte, daß es Sitte war, daß die Juden die kleinen Kinder in den Tempel brachten und dann dort opferten und beteten. Und wie nun Schwester Regina nachher die kleine Claire — Sie wissen, die mit den blonden Locken — fragte, was die Juden gethan hätten, antwortete die Kleine ganz stolz: „Sie brachten die kleinen Kinder in den Tempel und opferten sie dort."

Lucy lachte hellauf und die anderen stimmten mit ein. —

„Guten Abend — hier geht es ja lustig zu," sagte jemand plötzlich hinter ihnen. Die Thür hatte sich lautlos geöffnet und eine Schwester war eingetreten. Sie war im Straßenanzuge. Auf dem schwarzen Schleier, der zurückgeschlagen über ihrem blonden Haar lag, schimmerten einzelne weiße Schneeflocken, die in der Wärme des Zimmers langsam zu zergehen anfingen. Sie trug eine ganze Anzahl Pakete in der Hand und legte sie näher tretend auf den Tisch.

Das Lachen war verstummt. Es schien, als wäre etwas Erkältendes plötzlich ins Zimmer gedrungen. Es war nicht die Frische der Winterluft, die noch in den Kleidern Schwester Reginas war, es war etwas Anderes, etwas Unsichtbares, Unfaßbares, das auf die Mädchen wirkte, so daß sie plötzlich still wurden.

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Die lustige Lucy stand hastig auf und Anna und Olga sahen vor sich hin. Es war ihnen peinlich, daß gerade jetzt Schwester Regina zurückkommen mußte, wo sie von ihr gesprochen hatten. Und doch hatte niemand ein schlechtes Wort gesagt; trotzdem sahen sie alle aus, als wären sie auf einem Unrecht ertappt worden. Nur Marie richtete sich erfreut auf und streckte der Eingetretenen die Hand entgegen.

„Du bist lange fortgewesen, Regina," sagte sie. „Hast Du viel Schönes gefunden?"

„O ja, recht vieles, das wir brauchen können zur Bescheerung und das hoffentlich auch Freude machen wird." Schwester Regina nahm den nassen Schleier vom Kopfe und streifte den weiten, losen Mantel ab.

„Was für ein Leben jetzt in den Straßen herrscht," erzählte sie dabei — „wenn man, so wie wir, an die größte Ruhe gewöhnt ist, wird man förmlich betäubt davon."

Digitized by Google

In der Ferne ließ sich eine Glocke hören. Man hörte es nur schwach bis hierher.

„Ich glaube, es läutet zum Abendessen," sagte Lucy halblaut. — Anna und Olga standen auf und legten ihre Arbeiten zusammen.

„Ich möchte nicht in den Speisesaal kommen —" Schwester Marie hustete leicht. „Bittet Frau Oberin, daß man mir das Essen herbringt. Ich fühle mich sehr unwohl."

„Ja, und für mich auch." Schwester Regina trat an die Kranke heran und streichelte ihr zärtlich die schmalen, blassen Wangen. „Ich möchte Schwester Marie Gesellschaft leisten." Sie nickte den drei Anderen freundlich zu, aber es lag doch etwas, wie ungewollte Herablassung in dieser Freundlichkeit.

„Wir werden es ausrichten," erwiderte Anna und die drei gingen. —

Regina blieb vor Marie stehen. Die Kranke hatte ihre kühlen, schlanken Hände erfaßt und hielt sie fest. Den Kopf zurückgeneigt, sah sie ihr lange Zeit schweigend ins Gesicht. Regina blickte lächelnd zu ihr herab, aber dann, ganz auf einmal, gingen ihre Augen über den Kopf Mariens fort; es war plötzlich etwas Starres, Unbewegliches über sie gekommen. Halb vorgebeugt stand sie da, mit einem gespannten Ausdrucke im Gesichte. Es sah fast aus, als lausche sie einem fernen Liede.

„Woran denkst Du wieder?" fragte Marie endlich mit ganz leiser Stimme. Schwester Regina schrak leicht zusammen und zog ihre Hände zurück.

„Ach, es ist nichts weiter — verzeih . . ." In ihr zartes Gesicht war eine leise Röte getreten. Langsam wich der starre Ausdruck ihres Blickes. Es war, als kehrte sie aus einer anderen Welt wieder zurück. „Du weißt, dieses Träumen überkommt mich manchmal ganz unvermittelt. Aber wie geht es Dir denn jetzt? Hast Du noch Stiche wie am Vormittage?" Sie zog einen Stuhl herbei und setzte sich neben die Kranke.

„Nein — mir ist besser, aber ganz gut noch lange nicht." Die Kranke lächelte schwach und traurig. „Aber weißt Du auch — so sehr wie heute Abend ist es mir noch niemals aufgefallen, wie seltsam Du doch eigentlich bist — ganz anders wie wir alle. Aber ich liebe Dich so, wie Du bist. Als Du kamst, sprachen wir gerade von Dir und die kleine Lucy zerbrach sich den Kopf darüber, weshalb du wohl Diakonissin geworden bist."

„So?" Schwester Regina lächelte belustigt und stand auf. Sie löste die Schnüre der Pakete und schob allerhand niedliche Sächelchen vor die Kranke hin. „Sieh doch — ist das nicht hübsch?"

Marie blickte flüchtig darauf. „Ja, aber . . . . . so entkommst Du mir nicht. Sage mir doch mal zuerst — wie kommt es eigentlich, daß Du gerade an mir Gefallen gefunden hast? Ich bin doch so schwach und krank und so uninteressant. Ich weiß von nichts Anderem zu erzählen, als daß ich krank bin. Und doch scheint es, als ob Du mich lieb hättest, lieber als die Anderen. Das mußt Du mir heute sagen, warum?"

Regina lachte ganz leise auf. Sie setzte sich wieder neben die Kranke und nahm ihre Hand.

„Warum? Nun siehst Du — die Anderen, die sind alle so gesund und meist auch etwas derb. Sie sprechen so laut und über Dinge, die ich nicht mag. Aber Du — Du bist so lieblich, so leise. Und in Deinen Augen liegt es wie Sehnsucht. Wenn Du sprichst, klingt es wie der Ton einer Silberglocke und stört mich nicht in meinen Träumen, wie die Stimmen der Anderen. Und Deine Seele ist so zart . . . . . Man braucht nicht viele Worte zu machen — Du verstehst alles gleich. Darum liebe ich Dich." Sie umfaßte die Kranke und diese lehnte den Kopf an ihre Brust.

„Ich habe Dich so lieb," sagte Marie leise, halb vor sich hin. „und doch glaube ich, verstehe ich Dich so selten. Du hast so ganz andere Worte und eine so ganz andere Art zu denken wie wir Anderen. Ich habe es immer empfunden, aber niemals ist es mir so zum Bewußtsein gekommen wie heute Abend. Und wir sind doch schon, so lange ich krank bin, immer zusammen gewesen. Ich habe Dich immer genommen, wie Du bist, ohne darüber nachzudenken, warum Du so bist. Aber sage mir doch — ich bin jetzt fast so neugierig geworden wie die kleine Lucy — warum bist Du gerade Schwester geworden? Du hattest doch alles, was einem das Leben in der Welt angenehm machen kann und Du warst doch berufen, eine große Rolle in ihr zu spielen?"

Sie drückte sanft die Hand Reginas und sah forschend in ihr schönes Gesicht, das jetzt ganz ernst geworden war. „Sei mir nicht böse," bat sie dann, als die Andere schwieg, — „wenn Du es mir nicht sagen willst, laß es nur. Ich will nicht neugierig sein . . ."

Regina schüttelte leicht den Kopf. „Ich bin nicht böse", antwortete sie ruhig, — „ich dachte

Digitized by Google

nur darüber nach, wie ich es in Worte fassen könnte, was ich Dir sagen soll. Das ist schwer; denn ich habe ganz impulsiv gehandelt, als ich aus der Welt ging, in der ich, wie Du meinst, eine führende Rolle hätte spielen können. Es war ganz selbstverständlich, daß ich ging und ich habe nie gewünscht, daß es anders hätte kommen sollen. Hier kann ich mich mehr in mein Innenleben versenken, was da draußen nicht möglich war. — Sieh, Marie," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, — „ich war immer ein seltsames Wesen; wenigstens fanden es die Anderen. Ich wandelte früher nachts umher und auch am Tage überkam mich öfters ein eigentümlicher Schlaf. Ich hörte, ich sah, und doch war, als träumte ich. Ich hörte ferne Laute, Stimmen, die wie aus einer anderen Welt zu mir drangen und Gestalten neigten sich über mich, die niemand sah als ich. Man fürchtete für mich und deshalb versuchte man es, mich zu einem anderen Wesen zu machen, zu einem Wesen, wie die anderen Mädchen es sind. Man versuchte, mich zu zerstreuen, man verschaffte mir Vergnügungen, die für mich keine waren; denn ich sah überall etwas Häßliches, Niedriges hindurchblicken."

Sie schwieg und sah ernst vor sich nieder. Das matte Licht der Lampe fiel auf ihr Gesicht. Sie sah blaß aus und ihre Augen waren groß und weit. Langsam kam die Katze vom Ofen heran und drängte sich schmeichelnd an ihr Kleid. Ihre Hand glitt mechanisch über das glänzende Fell des Tieres.

„Du bist gar nicht wie ein Mensch", sagte Marie und bog sich fast ängstlich zurück. „Du bist ein Wesen, das auf der Grenze steht zwischen diesseits und jenseits. Ammutig und ruhig bist Du immer, aber ohne Thränen und ohne Lachen; kaum hast Du für etwas eine gleichgültige Aufmerksamkeit und doch bist Du gut — aber Du brauchst niemand und nichts. Du bist schön — aber Du scheinst es nicht zu wissen und es scheint Dir gleichgültig zu sein, ob Andere es sehen. Aber sage mir — hast Du nie etwas empfunden, was Dich aufwühlte, Dich erschütterte im Innersten? Hast Du — nie einen Mann geliebt?"

„Man nennt vieles Liebe, was ich nicht so nenne", antworte Regina ruhig. Ihre Stimme erfüllte das Zimmer wie der Ton einer hellen Glocke — so silbern und auch so kalt. — „Doch ja — auch auf meine Weise habe ich geliebt. Siehst Du, ich war nicht immer so ruhig wie jetzt. Eine Zeit lang war ich irre an mir selbst geworden und an allem Anderen; denn ich sollte ja durchaus anders werden, und konnte es nicht. Das nahm mir den Frieden der Seele. Noch sah ich nicht klar meinen Weg vor mir, noch lag der Schleier der Unbewußtheit über mir; ich war wie der Träumer, der Bilder träumt, gute und böse, schöne und häßliche und der nichts dazu thun kann zum Kommen und Gehen dieser Bilder. Und in mir war eine riesengroße Sehnsucht nach Glück, die wuchs und wuchs. Und endlich glaubte ich auch, mein Glück gefunden zu haben. Man wollte mich verheiraten. Ich liebte ihn auch, den Mann, dem man mich geben wollte. Ich glaubte, er wäre einer von den Großen, Freigewordenen und würde mich hinaufführen zur Höhe seiner Erkenntnis. Und meine Liebe zu ihm war so groß und so rein, sie war wie ein Gebet in einer stillen Kirche und strebte auf weißen Flügeln hinauf.

„Aber dann wußte ich eines Tages, daß er nicht so war, wie ich es mir gedacht hatte, daß seine Liebe anders war wie meine, daß sie auf der Erde hinkroch und sich niemals erheben würde. — Er ahnte nichts von der Andacht meiner Liebe.

„Und da ward es mir, als könnte ich nicht mehr leben in dieser Welt, ich wachte auf aus meinen Träumen. Und da wußte ich, daß ich nicht dazu geschaffen war, das Weib irgend eines Mannes zu werden. Und so kam ich her. — Alle, die meine Freunde waren, verstanden mich nicht. Aber das schadet nichts. Hier fand ich Ruhe. — Hier ist auch viel Häßliches, aber es tritt nicht an mich heran, es greift nicht an meine Seele. Und ich weiß jetzt, daß das Ziel meines Lebens ist, meine Seele rein zu halten und sie immer reiner zu machen. Sie ruhig werden zu lassen, immer ruhiger, bis weder Leid noch Freude sie berührt. Das ist der Wunsch meiner Sehnsucht."

Sie war aufgestanden und breitete weit die Arme aus. Ihre Augen leuchteten. Schweigend und fast scheu sah Marie sie an. Sie verstand sie nicht, aber ihr ward seltsam zu Mute, fast feierlich. Ihr war, als wehe es sie an wie ein Hauch aus einer anderen Welt, an deren Grenze sie stand, vor der sie aber noch schaudernd zurückbebte. Regina schien vergessen zu haben, daß sie nicht allein war. — Langsam stand sie auf, glitt auf das Fenster zu und zog die Vorhänge zurück. Die Flocken wirbelten draußen umher, schlugen an die Scheiben und blieben dort hängen — kalt und rein, wie ihr Herz. —

Digitized by Google

So wandeln drüben in jenem Lande lichte Gestalten einher in klagloser, leidloser Ruhe, die Brust von keinem Wunsche bewegt.

Der Abend.

Still, langsam, gleichförmig vergehen die Tage in einem Diakonissen-Hause.

Manchmal giebt es eine kleine Abwechslung: eine neue Schwester tritt ein, oder es stirbt jemand, oder eine von den älteren Schwestern, die schon jahrelang im Hause sind, wird eingesegnet. Das ist alles. Und wenn das vorbei ist, geht alles wieder seinen ruhigen Gang weiter — äußerlich.

Denn unter der ruhigen Außenseite toben oft Stürme, von denen niemand etwas weiß, die niemand sieht. Heiße, leidenschaftliche Wünsche bekämpft die Einzelne oft verzweifelt und muß an die Schmerzen anderer denken, während sie selbst vergehen will vor Leid; Zwistigkeiten giebt es und Eifersüchteleien und ungeduldige Patienten, die die schweren Pflichten noch mehr erschweren.

Doch auch warme Freundschaft giebt es, wahres Mitleid und nach vollbrachtem Tagewerk das Bewußtsein erfüllter Pflicht. —

Aber wenn der Abend kommt, sehnt sich alles seufzend nach Ruhe, sehnt sich darnach zu vergessen, was der Tag gebracht, in den wenigen Stunden, die zu der Ruhe bestimmt sind; denn schon früh läutet die Glocke zum Aufstehen.

Doch bevor die Einzelnen ihre Zellen aufsuchen dürfen, geht es erst noch ganz leise — husch — husch, durch die stillen Korridore an den wachenden Schwestern und den Krankenzimmern vorüber in den Betsaal.

Einige Zimmer sind geöffnet; das Nachtlämpchen brennt trübe und in den weißen Kissen des Bettes sieht man ein gelblich blasses Gesicht liegen.

Im Betsaal ist es schaurig zur Abendzeit. Ganz dunkel ist es darin und die Schritte hallen dumpf wieder, als ginge noch jemand mit. Eine Schwester zündet die beiden Armleuchter vor der kleinen Orgel an. Sie brennen ziemlich hell, aber noch lange nicht hell genug, um den ganzen großen Raum zu erhellen. Flüsternd nehmen die Schwestern auf den nächsten Bänken dicht vor der Orgel Platz. Sie sitzen da in einem angenehmen, gruseligen Halbdunkel und die Jüngsten sehen aus wie Kinder, denen man eine Gespenstergeschichte erzählt. Sie drängen sich zusammen und sprechen leise mit einander; manchmal lacht eine halblaut, oder spricht ein wenig lauter, aber sie verstummt sofort erschrocken, denn jedes laut gesprochene Wort klingt so seltsam schaurig wieder.

Dann kommt die Oberin und setzt sich an die Orgel. Sie ist eine kleine, alte Frau mit einem etwas strengen, aber nicht unfreundlichen Gesichte, das von einer weißen Tüllhaube umrahmt wird. —

Sie schlägt ein großes Buch auf und fängt an, das Abendgebet zu sprechen. Und all die dunkelgekleideten Mädchengestalten gleiten auf die Kniee nieder. Die Hände falten sich und die ernsten, größtenteils noch jungen Gesichter unter den unförmlichen Hauben sind tief geneigt. — —

Die Andacht ist zu Ende, die Schwestern erheben sich. Raschelnd bringen sie ihre Kleider wieder in Ordnung und rücken hin und her, bis sie sich zurechtgesetzt. Hier und da hustet eine. Die Oberin schlägt einige Accorde an und dann erklingt es feierlich in dem hohen, gewölbten Raume, das Echo wachrufend:

„Großer Gott, wir loben Dich!“

Die Kerzen verbrennen mit leisem Knistern. Zuweilen flackern sie auf und werfen seltsame Lichter auf den Fußboden und im Hintergrunde steht der Altar mit seiner weißen Decke, wie ein regungsloses, schweigsames Gespenst.

Wanderlied.

Das ist meine Lust, durch Wald und Au,
Über Bächlein und bunte Wiesen,
Durchs moos'ge Gestein, der Zwerglein Bau,
Auf die Höh'n, wo gehaust die Riesen.
Stets weiter hinauf den Waldespfad,
Da pfeifet die Amsel so lust'gen Sang.
Ihr Sorgen hinweg, die gedrückt mich lang:
Juchhei, willkommen Jung-Frühling!

Das Ränzel zur Seit', ein Reis am Hut
In die Weite hinausgezogen!
Umspielt von der Sonn' weichgoldner Flut
Und im Herzen ein sel'ges Wogen.
Denn lieblicher als der Lenz so lind
Zieht mit mir ein herzig Menschenkind.
Drum jubl' ich hinaus in den Maienwind:
Juchhei, willkommen Jung-Frühling!

E. Dieckhöfer.

Digitized by Google

Genius.

Aus Licht mit ihm, der eine Welt erschuf!" —
Erneuter Beifall. — „Jetzt muß er erscheinen!" —
Der Dichter folgt verschämt dem Volksesruf;
Er dankt, verneigt, verbeugt sich vor den Seinen.

„Wie tintisch!" meint ein Fräulein im Parterre,
„Der große Mann! Wie soll sich das vereinen?"
„Fürwahr," bestätigt neben ihr ein Herr,
„Man merkt es gleich: Tanzmeister hatt' er keinen." —

Just hört ein Eingeweihter sie und ihn.
Sein Lächeln stirbt. Ihm ist es mehr zum Weinen.
Voll heiligen Leides spricht er vor sich hin:
„Sie haben Recht; Tanzmeister hall' er keinen."

Hans Rudorff.

Das Lied.

Als ich vor der Liebsten Fenster stand,
Sie gar hold zu mir herabgebogen,
Kam es leise durch die Luft geflogen,
Solch ein kleiner, leichtbeschwingter Fant.
's war ein Lied.

Wollt' es greifen; war so licht und bunt,
War so recht wie meine Seligkeiten,
Doch da neigte sich der Liebsten Mund,
Küssen mußte ich, und in die Weiten
Floh das Lied.

Heute war's, daß man mein Liebchen trug
Hin zum Rasen an der Kirchhofmauer.
Strich's heran mit wohlbekanntem Flug,
Her zu mir, und ich, in bitt'rer Trauer
Sang mein Lied.

Eugen Lirsch.

Sommerabend.

Mit leisen, zitternden Fingern streicht
Sanft durch die Gipfel der Abendwind.
Er wiegt die Blättchen in tiefen Schlaf,
Wie eine Mutter ihr krankes Kind.

Die Wasserrosen auf glattem Teich
Sie nicken sich freundlich zu im Traum. —
Ein Vogel huscht durchs Binsengewirr
Mit suchender Hast, man hört ihn kaum. —

Die schlanken Wasserviolen umschwirrt
Ein bunter Falter mit mattem Schlag.
Ermüdet schließt er die Flügel und träumt
Von der Rose, die er geküßt am Tag. —

Du bebende Sehnsucht geh' nun zur Ruh
Und träume von deinem Märchenland,
Das hier auf Erden Dein irrender Fuß
Vergebens suchte und niemals fand! . . . .

Edgar Reimérdes.

Stille Stunde.

Nun halte ein mit Deinen Küssen.
Auf Deinen Schoß will ich nun legen
Das müde Haupt und leise träumen.
Und nichts im Zimmer wird sich regen.

Du ahnest dann, daß keine Küsse
In diese Dämmerstunde taugen
Und schweigend trink ich Deine Seele
In Deinen abendstillen Augen.

Hans Winand.

Napoleon I. am Sarge Friedrichs des Großen.

(25. Oktober 1806.)

Ich bin am Ziel — man lasse mich allein!
An dieser Stätte will ich einsam weilen:
Hier ruht ein Geist, der meinem Geiste gleich.
Endlich ein Großer, den ich achten darf
In all der zwergenhaften Riedrigkeit,
Die diese lendenlahme Zeit gebar,
Endlich ein Mann voll Eigenheit und Kraft,
Unähnlich jenem schwachen Kleingewürm,
Das allzu leicht ein starker Fuß zertritt,
Der einz'ge, den ich fand — und der ist tot!

Es thut mir leid, daß ich zu spät gekommen:
Mit solchem Gegner hätt' ich gern gefochten;
Jetzfache Lust gewährte mir der Sieg,
Der ohne Müh' jetzt in den Schoß mir fällt,
Den schon mein Name zwingt an meine Fahnen.

Was soll der eitle Wunsch? Ich kam zu spät!
Und sehen muß ich, wie mir alles glückt,
Wie meine kühnsten Pläne sich erfüllen,
Eh' ich noch rechte Kraft darauf verwendet.

Digitized by Google

Ich habe Unerhörtes wahr gemacht:
In dieser schlaffen, formellarren Zeit,
Erfüllt vom Dunsthauch stumpfer Herdenweisheit,
In diesem Schwunsl von Gottesgnadentum,
Stieg ich, der kleine Advokatensohn,
Der Sproß der weltenfernen, fremden Insel,
Empor zum ersten Herrscherthron der Erde,
Und Kön'ge ehrt und Fürsten meine Gunst,
Und Kaiser buhlen um ein freundlich Wort.
Ich seh' erhöht mich wie ein Märchenheld,
Aus wildem Chaos formt' ich eine Welt,
Ich drückt' ihr meines Geistes Stempel auf,
Und ihre Bahnen weiß mein einer Wille —
Und kann mich des Erreichten doch nicht freuen,
Das mit zu leichter Mühe ich errang —
Mich ekelt meiner Siege Überzahl!
Denn nirgends hab' ich Widerstand gefunden,
Den nicht mein Hauch schon in Atome schlug.
Und Kraft kann nur an gleicher Kraft sich stählen:
Bicht freut der Sieg, wenn würd'ge Gegner fehlen!

Dich, großer Toter, den des Schicksals Fügung
Beriefl zum Throne, Deine Neigung nicht,
Dich hält' ich gern als Gegner mir erlesen —
Und lieber noch wär' ich Dein Freund gewesen —

Das Werk, das Deines Geistes Kraft erschaffen,
Es liegt zerschlagen nun von meiner Hand;
Und als ein Sieger trat' ich an die Stelle,
Die als Dein Feind ich nie gesehen hätte.
— Bang zog zum Kampfe ich mit Deinen Enkeln:
Von Deinem Geiß noch wähnt' ich sie beseelt,
Der meiner Siegeslaufbahn Einhalt thäte,
Und fand nur Morschheit unter rittem Schimmer,
Die schon der erste Stoß zerbrach in Trümmer.

Jetzt weiß ich nichts mehr in Europens Landen,
Das meinen Adlerflug noch hemmen mag!
Des Schicksals Tücke kann mich niederwerfen —
Doch unter Menschen ist mein Meister nicht;
Das Volk der Zwerge wird mich nicht bezwingen.
Mit keinem Friedrich kreuz' ich je die Klingen!
Laß mich den Degen Dir vom Sarge nehmen,
Daß eine würd'ge Hand er wieder ziert.
Und rauh' ich ihn auch einem Toten nur,
Mich däucht es Ehre — gönn' mir den Triumph.
– Bicht Dich schmäh' ich damit, die Zwerge nur,
Die gar so schlecht Dein hehres Erbe wahrten
Und nicht mehr würdig Deines Degens sind.
Sie sollen's bitter fühlen und verstehen:
Wenn Du noch lebtest, wär' dies nicht geschehen!

Schlaf wohl! — In ungewissen Zukunftsthaten
Treibt weiter mich mein ungestümer Geist.
Doch dient nicht ganz Europa meinem Willen,
Und fern bin ich von meiner Wünsche Ziel,
Doch neu ermutigt strebe ich ihm zu.
Mir ist noch, denk' ich, manch Triumph beschieden,
Und manche Ehre winkt mir noch hienieden —
Doch keine höh're kann die Welt mir spenden,
Als sie Dein Degen heut in meinen Händen!

Richard Hennig.

Abendgang.

Die Sonne taucht
In rote Wälder,
Der Nachtwind haucht
Über die Felder —

Starrende Stoppeln
Unter den Füßen —
Meine Thränen
Fließen.

Kurt Münzer.

Berglied.

Frau Holle hat die Betten
Zuletzt geschüttelt heut;
Verkrauert in den Städten
Ist nun die Winterszeit.
Durch saftig grüne Felder
Das Bächlein glänzt im Lauf;
Der Fink fliegt durch die Wälder
Hinauf! die Berge hinauf!

Die Lerche hoch in Lüften,
Das Fischlein tief im Grund,
Der Adler in den Klüften
Sind alle mit im Bund.
Der Frühling dort, der junge,
Schleicht hin am Buchenkraut
Und eilt, mit weitem Sprunge,
Hinauf! die Berge hinauf!

Da mag, wer will, versauern!
Reicht mir den Wanderstaus;
Ich ziehe aus den Mauern
Und ihren Sorgen aus.
Verkraut die Höh'n mir winken,
Der Waldpfad thut sich auf,
Nun will ich Bergluft trinken,
Hinauf! die Berge hinauf!

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Die Ballade von dem Emu.

Sag', hast Du geseh'n an den Weiden dort steh'n, —
So reizend und ländlich dazu, —
Den Vogel apart von so komischer Art,
Den sie nennen Australiens Emu;
Hast Du
Je gesehen Australiens Emu?

Es klappt in der Rund' seinen Kopf auf dem Grund,
Hebt manchmal ihn hoch auch in Ruh';
Und es jauchzen die Frau'n, sobald sie es schau'n,
Welch süßes, welch schönes Emu!
Ei! Du
Beguck' mal das liebe Emu!

Und einstens zur Stell', als das Wetter war hell,
Kam Matilda Hortense Fortescue;
Und zur Seite ihr ging ein edler Jüngling, —
Augustus Florell Montague:
Die „zwo"
Liebten beide das fremde Emu!

Sie machten es satt mit zwei Broten, anstatt
Mit dem Fleisch von dem Helmkakadu,
Der ihm Speise einst war beim wilden Nachbar,
Dem entzückenden Känguruh,
Hörst Du,
Mit ihm spielt' das famose Emu!

Manch Säge, manch Bohr seine Gier sich erkor,
Wie die Rinde, die stammt aus Peru:
Dichte war ihm zu scharf, das der Vogel verwarf,
Denn das Gräßlichste sagte ihm zu,
Das Du
Nur grobst dem langbein'gen Emu!

Und der Zeit schwand viel bei dem unschuld'gen Spiel,
Da erschien einst Herr Montague:
„Wo 's ist die Goldnadel hin, mein so prächtiger Gewinn
Beim Knobeln, ich steckt' ihn Dir zu,
Fortescue?"
Kein Wort sprach das schuld'ge Emu!

„Schnell, nenn' seinen Nam', der die Nadel bekam,
Eh' Dein Herzblut ich strömend vertha'!"
„Nein, Teurer", sie schrie, als sie sank in die Knie',
„Ich bin schuldlos wie das Emu!"
„Adieu!"
Rief er laut: „Miß M. H. Fortescue!"

Umsank sie vor Weh, ach, so weiß wie der Schnee,
Als er wild ihr entschwand im Nu:
Denn es ward ihm nicht klar, daß die Nadel war
Verschlungen vom holden Emu:
Siehst Du,
Aus Freßsucht von jenem Emu!

Nach dem Englischen des **Bret Harte** von **Max Kiesewetter.**

Hypochondrisches Frühlingslied.

Nun zwitschert es wieder,
Nun feilen sie Lieder
Und preisen den Lenz —
Die alte Geschichte
Vom neuen Lichte —
Ach ja! Man kennt's!

In endlosem Winter
Da kommt man dahinter,
Da lernt man und spürt
Die Launen der Sonne!
— Jetzt reimen sie „Wonne"
Und sind gerührt.

's ist immer dasselbe:
Das Grüne, das Gelbe,
Das Braun und das Weiß
Es folgt sich unfehlbar,
Es reiht sich unzählbar
Der Jahre Kreis.

In wenigen Wochen
Wird Hitze kochen,
Wie jedesmal;
Das Laub wird dann fallen,
Und in grünenden Hallen
Wird's wiederum kahl! —

Nur die Menschen sie bleiben
Beim alten Treiben
Zu jeglicher Zeit,
Sie schinden und trügen
Einander und lügen,
Ob's blüht oder schneit!

Ja! könnt' er sich senken
Den Menschen in's Denken,
Der Frühlingshauch,
Und könnt' sie erlösen
Vom Dummen und Bösen:
Dann pries' ich ihn auch!

Robert Haaß.

Verlassen.

Ich trete hinaus in die schweigende Nacht,
Da duften die Blüten so leise,
Da flüstern die Winde so sacht, so sacht
Die alte klagende Weise.

Ein Leuchten wehl durch den Sternenraum,
Um zitternd dann zu zerfließen,
Als wär' es von meinem goldenen Traum
Das letzte, traurige Grüßen.

Alexander v. Bernus.

Digitized by Google

Aus Goethes Schreibtisch.

Der neue XXIII. Band des von Ludwig Geiger herausgegebenen Goethe-Jahrbuchs bringt wie alljährlich neben zahlreichen Mitteilungen und Forschungen, die vornehmlich den Litterar-Historiker von Beruf interessieren, auch Mehreres, das weiteren Kreisen sehr willkommen sein muß, weil es wichtige und menschlich erwärmende Beiträge zur richtigen Kenntnis und Würdigung des großen Dichters und seines Kreises bietet. Von Beiträgen der ersteren Art seien Goethes Briefwechsel mit Preller, die zahlreichen Miscellen, die Einzelheiten aus Goethes Leben aufhellen, der geistvolle Aufsatz von Max Morris über Merkhsiterbeles (eine Fortführung der im letzten Bande gegebenen Arbeit), kleine Essays über Schubart und Goethe, Goethe und die Lotzing u. s. w. genannt; aus den Beiträgen zweiter Art hingegen sei hier einiges mitgeteilt, um seiner selbst willen wie zu dem Zwecke, dem Goethe-Jahrbuch, das mit Unrecht lediglich als Organ streng gelehrter Forschung gilt, unter unseren Lesern neue Freunde zu werben.

Während Goethe seine Korrespondenz (wenigstens seit 1797, wo das letzte große Autodafé stattfand) mit aller Sorgfalt in Aktenheften vereinigte, während die Konzepte der abgesendeten Briefe ebenso sorglich und sauber aufbewahrt wurden, barg er eine andere Gruppe von Briefen, welche, die ihm besonders teuer waren, in seinem Schreibtisch. Die Briefe dieser Art gingen nicht durch die Hauskanzlei, weil Goethe, wie Suphan sagt, „niemand Einblick in diesen traulichen Verkehr gestatten wollte," und wurden im Schreibtisch aufbewahrt, weil der Dichter gern „in Stunden stiller Einkehr und des Gedenkens vergangener solche Zeugnisse dessen, was gewesen, vor sich hinlegte und sich in süßes Erinnern vertiefte."

Eine Auswahl dieser Briefe ist es, die Karl Ruland, der Vorsteher des Goethe-National-Museums, im Jahrbuch mitteilt. „Bei der Sichtung von Goethes Arbeitszimmer", berichtet er, „fand sich in der mittleren Lade des großen Schreibtisches ein verschließbares Portefeuille aus grünem Saffian, Briefe und verschiedene Geschenke enthaltend: Briefe von der Hand Carl Augusts, der Großherzogin Luise, der Großherzogin Maria Paulowna, des Königs Ludwig von Bayern, der Herzogin Friederike von Cumberland, des Grafen Reinhard, der Frau Antonie Brentano ꝛc.; dabei einige Haarlocken (eine mit dem Namen Charlotte), ein zierlich bemaltes Briefmäppchen von der Hand der Frau Carlyle, eine Brieftasche in weißer Seide, mit den geschmackvollsten Stickereien, eine Ansicht des Heilungsfelsens bei Karlsbad und zwei Sträuße von Wald- und Feldblumen darstellend; die Geberin, die sich nicht nennt, hat Goethe in Karlsbad kennen gelernt und hofft, ihn im Frühjahr dort wieder zu sehen. Als dem Großherzog Carl Alexander von dem Funde Anzeige gemacht und die Frage angeregt wurde, ob diese Papiere nicht etwa an das Goethe-Archiv abzugeben wären, wünschte Seine Königliche Hoheit sie vor allem selbst zu prüfen.

Nach wenig Tagen brachte der Großherzog das Portefeuille zurück und legte es selbst an den alten Platz mit dem Befehl, es für immer dort aufzubewahren: „Es sind Briefe meiner Mutter, meiner Großeltern, anderer Freunde, die Goethe zusammen stets in seiner Nähe haben wollte, — ändern wir daran nichts." Das feine Empfinden des Großherzogs hatte auch hier das Richtige in Goethescheim Sinne getroffen; indem diese Briefe aber manchen und nur erfreulichen Einblick in die Beziehungen Goethes zu deren Schreibern geben, scheint es richtig, sie den Goethefreunden nicht vorzuenthalten.

Den Beginn mag ein überaus bezeichnendes Schreiben Carl Augusts an Goethe machen. Es giebt Nachricht von einer bisher völlig unbekannten Episode aus dem Leben des Dichters. Man weiß, wie sehr dem Großherzog das Gedeihen seiner Landesuniversität Jena am Herzen lag, und welche schweren Tage seit 1819 durch die Karlsbader Beschlüsse über die deutschen Hochschulen gekommen waren. Um gleichzeitig den Geist der Jenenser Universität vor jedem Eingriff zu wahren und sich andererseits vor etwaigen Reklamationen der reaktionären deutschen Großmächte, Preußen und Österreich, zu schützen, beschloß Carl August, Goethe zum Kurator der Universität zu ernennen. Wir werden diesen Wunsch ebenso begreiflich finden wie Goethes Abneigung, sin seinen sonstigen Lasten auch dieses schwere, peinliche und verantwortungsvolle Amt zu übernehmen und sich dadurch möglicherweise argen Konflikten zwischen seiner eigenen Überzeugung und den Anforderungen der Reaktion auszusetzen. Goethe, der am 28. September 1819 aus Karlsbad nach Jena zurückgekehrt war, verzeichnet in seinem Tagebuch am 10. und 11. Oktober Unterhandlungen mit dem Großherzog, als deren Gegenstand er vornehmlich die Glashäuser im botanischen Garten nennt. Verschwiegen ist, daß es sich dabei um weit Wichtigeres handelte, eben um den obenerwähnten Antrag. Am 19. Oktober verzeichnet er, daß er „Serenissimo Götzens Riß des neuen Glashauses" überlendet habe; auch hier ist verschwiegen, daß er gleichzeitig den Antrag, über den er sich vermutlich aus formalen Gründen Bedenkzeit erbeten, abgelehnt habe. Auch heute noch kennen wir diesen Brief Goethes leider nicht, doch ergiebt sich der Inhalt aus der folgenden, nun aufgefundenen Antwort Carl Augusts an Goethe:

23. October 1819.

Es ist mir leid, lieber Freund, daß der Wunsch Dich zum Curator der Universität zu ernennen, Dir einige unruhige Tage gemacht hat; daß Du recht haben magst die Stelle nicht anzunehmen, dagegen habe ich nichts einzuwenden, unvermeidlichen Verdruß wird sie gewiß demjenigen geben, der sie bekleiden wird, obgleich jetzt,

Digitized by Google

wo der Schreck so gewaltig in alle Universitäts-Männer gefahren ist, manches leichter geben wird, als wie dieses vor einem halben Jahr möglich gewesen wäre. Wir müssen uns jetzt nach jemanden anderem umsehen; einige die im Vorschlag waren haben keinen Lusten dazu.

Zu Belvedere blühen jetzt Strelizia Reg. humilis- und die Farsetia ist im aufbrechen, die Blüthen sind nicht sonderlich von einander verschieden.

Gegen Götzens Anschlag ist nichts einzuwenden, bey der Ausführung wird sichs ergeben ob nicht die und da etwas erspart werden könnte; das Gebäude kann auch, da eine Abtheilung darin ist, in zwey Epochen errichtet werden. Da käme auf jede zwischen 3—400 Thaler; ganz ohne Vergrößerung des verschlossenen Locals kommen wir schwerlich durch. Lebe recht wohl

Carl August.

Wie man sieht, hat Goethe den Brief mit Recht der Aufbewahrung an so bevorzugter Stelle für würdig erachtet. Er ist ein schönes Dokument der innigen Freundschaft, die den Fürsten mit dem Dichter verband. Ein Souverän kann eine Ablehnung, die ihm verdrießlich genug sein mußte, kaum gleichmütiger hinnehmen, als es Carl August hier thut, und zum Beweise, daß alles zwischen ihnen beim alten geblieben sei, erzählt er unbefangen von den seltenen Pflanzen in Belvedere und beurteilt den Riß des neuen Glashauses.

Zu diesem und einem anderen Briefe von Carl August, der jedoch bereits bekannt ist, hat Goethe in jener Mappe 15 Briefe und Billets von der Hand der Großherzogin Luise gefügt, von welchen Ruland 9 mitteilt; „die anderen sind nur kurze Mitteilungen oder Aufträge; gleich ist in allen der ruhig vornehme Ton festbegründeten Vertrauens.“ Hier einige Proben.

Aus Wilhelmsthal schreibt die Großherzogin als Dank für ein Wohnungs-Exemplar von Wilhelm Meisters Wanderjahre am 17. Juni 1821:

Es ist Ihnen, Herr Geheimerath, von jeher bekannt wie erfreulich mir jeder Beweis Ihres Andenkens ist, und so werden Sie auch überzeugt seyn daß das Geschenk von Wilhelms wanderjahre mir sehr angenehm ist. Ich bin mit Lesung dieses Buches beschäftigt, und habe viele Freude an seinen seltsamen Ereignissen und ganzen Inhalt. Das kalte unbeständige Wetter ist in diesen Wäldern und Bergen recht unangenehm fühlbar, und es muß den ganzen Tag eingeheizt werden. Dabey, wie gewöhnlich, fehlt es nicht an mancherlei Besuchen.

Unsere Jugend läßt sich jedoch durch nichts stören, und treibt sich tüchtig herum.

Behalten Sie mich immer in gutem Andenken, und leben so wohl als ich es Ihnen wünsche.

Lgbtz.

Zwei Jahre später schreibt ihm die Fürstin aus Weimar als Antwort auf den Bericht über seine Marienbader Reise:

Weimar d. 9. Aug. 1822.

Mit vieler Dankbarkeit und Interesse habe ich beide schrifftl. Mittheilungen ihrer Reise erhalten, und dem Großherzog gefendet, dem sie auch große Freude verursacht haben. Es ist eine schöne Eigentümlichkeit der Badeorte daß sie häufig Gelegenheit geben mit merkwürdigen Menschen zusammenzutreffen, die man außerdem nicht leicht kennen lernen würde. Daß Sie diesen Genuß hatten freut mich sehr, und ich hoffe, daß Sie die Güte haben werden, mündlich mir noch mancherlei darüber mitzutheilen. Mit des Oberzegs befinden will es leider noch nicht ganz gut gehen, hoffentlich wird aber der verlängerte Gebrauch der Bäder seine Gesundheit wieder herstellen, was in jeder Hinsicht recht wünschenswerth ist. Vielleicht wissen Sie schon daß Er den 18. hier eintreffen will. Mein Sohn und Schwiegertochter die sich Ihnen empfehlen, machen sich bereit und bald wieder zu verlaßen indem sie nach Verona zum Congres reisen wollen. Die Nachrichten Ihres Wohlbefindens freuen mich sehr; und mich recht angelegentlich ihrem freundschaftlichen Andenken empfehlend, wünsche ich ihnen recht wohl zu leben.

Lgbtz.

Am 15. Juni 1828 hatte Goethe die Nachricht vom Tode Carl Augusts erhalten, die ihn auf das schmerzlichste traf. Am 28. Juni kondolierte er der nun verwitweten Fürstin. Sie erwiderte aus Wilhelmsthal am 4. August 1828 wie folgt:

Was bleibt mir übrig über unsern unersetzlichen Verlust zu ähnern, das Sie sich nicht schon unendliche Male gesagt und empfunden haben. Jemehr darüber nachgedacht wird desto empfindlicher und tiefer wird das in jeder Hinsicht unersetzliche empfunden, denn alles, alles erinnert uns daran! Das Gegenwärtige ist höchst traurig und die Zukunft nicht tröstlich. Was dem Menschen auferlegt ist, muß er, soweit seine Kräfte reichen, ertragen. Und so gebe uns denn der Himmel Muth und Kraft dazu.

Es freut mich daß Sie Dornburg zu Ihrem Aufenthalt gewählt haben, denn der Anblick des schönen Thales ist wohlthuend.

Die ganze Zeit bin ich oft in Gedanken in Ihrer Nähe gewesen, konnte aber wegen häufiger Besuche nicht zum schreiben kommen.

Ihrem Andenken mich bestens empfehlend wünsche ich ihnen wohl zu leben.

Lgbtz.

Auch zu der Gemahlin des Sohnes seines Freundes, des Großherzogs Karl Friedrich, der Großfürstin Maria Paulowna stand Goethe, wie längst bekannt war, und seither durch die Veröffentlichung des Goethe-Schiller-Archives: „Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Paulowna,“ näher belegt wurde, in schöner, beide Teile ehrender Beziehung; die genannte Schrift legt als Kommentar zu den dort mitgeteilten Briefen eingehend „das gemeinsame Wirken beider zum Besten des Landes“ dar, „dessen segensreiche Wirkungen sich über ein halbes Jahrhundert, bis in die Tage des heutigen Weimar erstrecken und welche lange in Zukunft fühlbar sein werden. Wir erkennen, wie die Großfürstin ihre reichen Mittel in fortlaufendem Einvernehmen mit Goethe und von ihm beraten, jederzeit zu Gunsten des Gemeinwohls zur Verfügung stellte und bekend eintrat, wenn die Ausführung des für nützlich Erkannten an pekuniären Schwierigkeiten zu scheitern drohte.“ Einige Briefe, die Ruland nun aus der Mappe mitteilt, erweisen neuerdings die Innigkeit der Beziehung. Hier als Probe ein Brief der Großfürstin aus St. Petersburg 28. März / 9. April 1825:

Werthgeschätzter Herr Geheimer-Rat! — Sie werden sich hoffentlich nicht darüber wundern, wenn Sie nur heute eine Antwort auf Ihren mir so erfreulichen Brief vom 14. Februar erhalten und können zu gut meine bisherige Lage beurtheilen, um überlesen zu können daß

Digitized by Google

eins der nöthigsten Elemente im Leben, die Zeit, mir nicht eben im Ueberfluße beschieden wird. So glücklich ich hier auch bin, so fällt mir das Schreiben zuweilen so schwer, ja unmöglich, daß ich mich mit dem Gedanken tröste daß diejenigen die mich kennen, wohl nicht an meiner Beständigkeit zweifeln werden, auch alsdann nicht wann ich schweige. Und so hoffe ich auf Sie, bester Herr Geheimer-Rat, und beschwöre alle guten Geister, Sie in dem Zutrauen, das ich verdiene zu stärken. Zuvörderst muß ich ihnen danken für Ihre freundliche Erinnerung an meinem Geburtstage die mir so außerordentlich willkommen gewesen. An jenem Tage, wo ich so glücklich war, meinem Herzen so theuere Gegenstände zu erblicken, konnte ich keineswegs des fernern Bekannten vergessen, was undankbar gewesen wäre: auch liegt, wie Sie wissen, in meinem Charakter, daß ich gerne die Freude die ich genieße ausbreite und wenn auch nur im Geiste auf andre erstrecke. Daß ich hier die geliebten Meinigen mit Glück gesund sehe, daß ich gern bey ihnen bin, und auch die Catastrophe vom verwichenen November mit ihnen durchlebt, werden Sie begreifen: es war ruhrend anzusehen wie das Beispiel, welches von oben her gegeben wurde, mit Blitzesschnelle alles aufregte und zur Nachahmung begeisterte. Zu keiner lehrreicheren Zeit hätten meine Kinder hier sein können! überhaupt glaube ich daß diese Reise für sie von guten Folgen sein wird: daß sie hier ihre Zeit nicht verlieren, werden sie selbst bei unsrer Rückkehr bemerken können.

Meine Mutter hat mit besonderem Wohlwollen Ihre Erinnerung vernommen: Sie läßt Sie in ihrem Namen grüßen und frägt oft nach Ihnen. General Klinger, Herr von Unwerth und andere erkundigen sich fleißig nach Ihnen und sogar von einem Ihnen sonst unbekannten Greise habe ich den Auftrag erhalten Ihnen einiges von seiner Dichtung zu übersenden: hier liegt es bey, wie auch das Exemplar was für die Weimarische Bibliothek bestimmt ist. Mit vielem Bedauern haben wir das Unheil was über unserm Theater ergangen ist vernommen, und die Erinnerung an es ist zu den erfreulichsten zu rechnen; — es heißt Sie nehmen Antheil an der Schöpfung eines neuen, und so wird gewiß das Schöne wieder befördert. –

Über meinen Sohn haben Sie das Beste gesagt und vermeldet: Herrn Soret seine Ansichten bewähren sich gut und seine Sorgfalt ist zu rühmen. Besonders angenehm ist es mir wenn ich Sie mit dem Fortgange dieser Erziehung zufrieden sehe, da Sie sie so gut zu beurtheilen vermögen; über andere wichtige Einrichtungen in dieser Erziehung wird wohl Herr Soret nicht ermangeln sich mit Ihnen zu besprechen; unsern guten Meyer bitte ich Sie, von mir zu grüßen da ich nicht im stande bin an ihn zu schreiben. Eher als ich schließe, aber nachdem ich Ihnen alle Aufträge des Prinzen und unserer Kinder ausgerichtet habe, muß ich Sie ersuchen, beyfolgende Kleinigkeit hiesigem Gebrauch gemäß anzunehmen. Sie verleben die Stelle eines Oster-Eyes und gereichen zum fernern Andenken an diejenige, die sich stets mit den Gesinnungen der wahrsten Hochachtung und Zutrauens nennt

Ihre ergebene

Maria.

Zur Erläuterung der äußeren Details dieses Schreibens, an dem das beste, der herzliche und gemüthvolle Ton, freilich keiner Erklärung bedarf, sei mitgetheilt, daß die Großfürstin mit ihrem Gemahl, dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar vom Oktober 1824 bis September 1825 in St. Petersburg verweilte; die Katastrophe war eine Sturmflut, die am 17. November 1824 über St. Petersburg hereingebrochen war. Die schönen, die edle Frau charakterisierenden Äußerungen, die sich daran knüpfen, sollen nicht erst hervorgehoben sein. Die Mutter der Großfürstin, Maria Feodorowna, die Gemahlin des Kaisers Paul, war eine geborene Prinzessin von Württemberg. Auch sie hatte Goethe persönlich kennen gelernt und bei ihrer Anwesenheit hat er in Weimar 1818 den bekannten Maskenzug gedichtet. General Klinger war Goethes Freund, Landsmann und Genosse aus Jugendtagen, Friedrich Maximilian Klinger, der „Sturm- und Drang-Klinger", der bekanntlich seit 1780 als Offizier in russischen Diensten stand. Der „Goethe sonst unbekannte Greis", dessen das Schreiben erwähnt, war Graf D. J. Chwostow, der Gedichte zu Ehren der Großfürstin geschrieben hatte. Das Weimarische Hoftheater war am 22. März 1825 abgebrannt. Soret war der Erzieher des Sohnes der Großfürstin, des nachmaligen Großherzogs Carl Alexander. Welches Geschenk die „Kleinigkeit" war, ließ sich nicht mehr feststellen.

Auch die Briefe König Ludwigs von Bayern sind von Goethe der Aufnahme in sein kleines Geheim-Archiv gewürdigt worden, und man wird dies, wie immer man sonst über den König denken mag, gerechtfertigt finden, wenn man diese seine Briefe an den Dichter liest. Sie geben dem Andenken, was an dem seltsamen Manne das beste war, seinem lauteren, glühenden Idealismus, seiner Vaterlandsliebe und seiner Verehrung für Goethe. Nachdem er schon früher dem Dichter den Abguß einer antiken Medusa übersendet hatte und dafür durch den Kunstpriel-Dichter Franz von Gliebelz, als dieser durch Weimar kam, ein Kästchen mit Geschenken des Dichters erhalten hatte, schrieb er an Goethe wie folgt:

Herr Staatsminister, es verlangt mich sehr Göthe'n persönlich kennen zu lernen, auf den mein Teutsches Vaterland mit vollstem Rechte so stolz ist, wenn auf eines Andern Verdienst man stolz sein darf. Mit offenen Armen soll der Erbabene in München empfangen werden, wollte jedoch derselbe nicht in Bayerns Hauptstadt kommen so muß ich auf eine andere Weise Rath schaffen denn verzagen kann ich mir die hehe Freude nicht, seine mündliche Bekanntschaft zu machen. Empfangen Sie meinen Dank für das mir durch Gliebelz Ueberschickte, hat der Gegenstand schon vielen Werth nur an sich, wird derselbe durch seinen Geber mir noch sehr vermehrt. Uebertäglich wäre's meine Gesinnungen gegen Sie zu wiederholen der ich meine Heimath preise daß sie einen Göthe besitzt.

München 1 Februar 1826. Ludwig.

Zwei Jahre später sandte er seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um dort ein Bildnis Goethes anfertigen zu lassen. Das folgende Schreiben kündigt das Eintreffen des Künstlers an:

Herr Staatsminister, ein wohlgetroffenes Bildnis des Königs der Teutschen Dichter zu besitzen ist ein von mir lange gehegter Wunsch; darum, und darum allein schicke ich meinen Hofmaler Stieler nach Weimar. Kostbar für unser gemeinsames Vaterland sind Göthes Stunden, doch wird, ich darf es hoffen, demselben nicht gereuen einige zu Sitzungen gewidmet zu haben, denn

Digitized by Google

Stieler (wenn sich des Ausdrucks bedient werden darf) ist ein Seelenmaler zu nennen. Wie kurz! wie äußerst kurz nur! genoß ich Ihres lehrreichen Umgangs, aber Augenblicke mit Göthe zugebracht wiegen Tage, wiegen Monate auf. Die mit Ihnen verlebte Zeit ist keine Vergangenheit geworden, sie bleibt als ewig erfreuende Gegenwart. Einzig, unvergleichbar, erhaben über Alle ragt Göthe. Möchte derselbe noch lange unserm Teutschen Vaterlande zur Zierde zum Ruhme erhalten bleiben. Mit diesem lebhaften Wunsch nenne ich mich der Ihren Werth erkennende

München 16 May 1828. Ludwig.

Stieler verweilte in Weimar vom 25. Mai bis zum 6. Juli 1828. Des Lebes, das ihm sein Fürst spendet, hat er sich auch durch sein Porträt Goethes wert erwiesen, es gehört mit zu den besten Bildnissen des Dichters. Der Besuch des Königs in Weimar, dessen der Brief gedenkt, fällt in das Jahr zuvor. Am 27 August 1827 in Weimar eingetroffen, besuchte der König den Dichter am 28. August und hatte auch am folgenden Tage mit ihm eine längere Unterredung, bei der Carl August zugegen war.

Als König Ludwig im folgenden Jahre in Rom verweilte, gedachte er auch hier, und hier vornehmlich des Dichters. „Das Vergnügen kann ich mir nicht versagen", beginnt sein Brief aus der ewigen Stadt vom 26. März 1829, „aus unserm Rom Ihnen zu schreiben, wo ich immer an Sie denke. An dem Hause komme ich täglich vorüber, in welchem Teutschlands Dichterkönig geworbt hat" u. s. w. Der Brief schließt mit folgenden, höchst charakteristischen Worten:

. . . „kein zweytes Rom, kein zweyten Göthe wird es geben. Die vielen Ausgrabungen raubten malerische Ansichten, dennoch scheinen sie mir ein wichtiger Gewinn, die Phantasie kann sich das gewesene Rom richtiger vorstellen. Nach meinem ersten Aufenthalte, zwölf Jahre lang, sehnte ich mich, wie nach einer Geliebten, nach Roma, jetzo freue ich mich hierher zu kommen, wie es freut eine Freundin wieder zu sehen. Der Zauber ist verschwunden, einheimisch bin ich, genieße mit Ruhe. Von des Thrones Kette habe ich mich für einige Zeit befreyt, lebe als Privatmann glücklich. Künstler sind meine Tischgäste. Ich hoffe Sie werden die Copie Ihres sprechenden Bildnisses, welche ich für Sie bestimmt, empfangen haben. Mit den Ihnen bekannten Gesinnungen gegen Teutschlands größten Dichter bin ich, Herr Staatsminister, der Ihren Werth erkennende

Rom 26 März 1829. Ludwig.

Andere Briefe des Königs begleiten Geschenke an den Dichter oder danken für Briefe von ihm. Sie sind alle der gleichen innigsten Verehrung voll.

Eine Reihe von Briefen anderer Persönlichkeiten, die Goethe teuer waren, so der Herzogin Friederike von Cumberland, einer Schwester der Königin Luise von Preußen, der Frau Antonie Brentano, der bekannten Frankfurter Freundin des Dichters, seien hier nur eben erwähnt. Hingegen können wir es uns nicht versagen, hier zwei Schriftstücke neuesten Datums mitzuteilen, die nun gleichfalls in der grünen Saffianmappe in Goethes Schreibtisch ruhen und diesen Platz vollauf verdienen.

Sie rühren von dem kürzlich dahingeschiedenen greisen Großherzog Carl Alexander her, der ja Goethe noch persönlich gekannt hatte und anläßlich des 150. Geburtstages des Dichters 1899 den Wunsch einiger Verehrer Goethes erfüllt hatte, seine Erinnerungen aufzuzeichnen. Die erste Aufzeichnung diktierte der greise Fürst auf der Wartburg Anfang August 1899. Sie lautet:

„Am 28. August d. J. sind 150 Jahre verflossen seit Goethes Geburt. Ich will gern an diesen Gedenktag diejenigen Erinnerungen anknüpfen, die ich von jenem größten unserer deutschen Dichter habe und die für mich so theuere Bilder der Vergangenheit sind.

Sie sind nur Erinnerungen wie ein Kind sie haben kann, denn ich war noch ein Knabe, als Goethe starb. Sein ältester Enkel, Walter von Goethe, war mir mein liebster Spielgefährte, ihn sah ich am meisten, und der Verkehr mit ihm und seinem Bruder vermittelte von Zeit zu Zeit meine Begegnung mit ihrem Großvater, dem Staatsminister und Geheimrath von Goethe.

So sehr ich ihn noch deutlich vor mir, als er mit meinem Erzieher, Herrn Seret, in dem Zimmer aufrechtstehend sprach, wo die altbrandenitzische Hochzeit hängt, während ich mit seinen Enkeln an einem Tisch in dem Urbino-Zimmer daneben spielte. Ein anderes Mal sah ich Goethe in den Gemächern meiner Mutter in dem Cedernzimmer, neben der großen Vase von violettem Jaspis stehen, die sich damals vor dem mittelsten Fenster dieses Raumes befand.

Es war das erste Mal, glaube ich, daß mir sein Anblick einen tiefen Eindruck machte. Er war aber auch dazu angethan, um in der Erinnerung aller derer zu bleiben die ihn gesehen haben. Etwas über Mittelgröße, schien er größer als er war, weil er sich sehr gerade hielt. Seine Bewegungen waren gemessen, seine Haltung sehr vornehm, aber nicht steif, die Züge bis in's hohe Alter sehr edel, der Mund sehr schön geschnitten, die Augen merkwürdig groß, die Pupillen braun. Sie schienen Blitze zu strahlen, wenn er sprach, nie habe ich bei einem menschlichen Wesen, welchen Geschlechtes es auch war, solche Augen wieder gesehen. Sein Organ war sehr angenehm. So sehr ich ihn noch, so glaube ich ihn noch zu hören, jene Vase herumdrehend, im schwarzen Frack, den Stern des Falkenordens auf der Brust, was ihm sehr gut stand.

Meine Kindheitserinnerungen führen mich ein andermal, ich glaube in Begleitung meiner Frau Mutter oder meiner Frau Großmutter, in's Empfangszimmer des Goethe'schen Hauses. Ich spielte mit den Enkeln, und da alle Zimmer offen waren, so trieben unsere Spiele uns bis in's Allerheiligste. Und so an diesem Tage eine Menge Bilder an den Wänden angelehnt waren, unter anderen ein Bildniß der heiligen Elisabeth, das jetzt im Urbinezimmer hängt. Daß wir jenen Raum in die Arena unserer Spiele zogen, schien Goethe zu incommodiren, denn er eilte von Zeit zu Zeit in den Raum, um nachzusehen, daß wir die vorhandenen Schätze nicht berührten. Einer späteren Zeit gehört ein Besuch an, den ich mit meinen Schwestern im Goethe'schen Hause machte. Es war die Zeit, wo in England jene Bücher Mode waren, die den Titel Keepsake trugen und vortreffliche Stahlstiche brachten. Einer derselben, eine Landschaft vorstellend, wurde von meiner jüngsten Schwester, der Kaiserin, sehr bewundert, und Goethe bemerkte, daß man in dieser Landschaft spazieren gehen könne. In jener Zeit mag es gewesen sein, daß mein Erzieher Seret

Digitized by Google

mich eines Tages zu Goethe führte, der uns in seinem Arbeitszimmer empfing. Sehr gleichmäßig freundlich und gütig war Goethe unausgesetzt für mich; er bewies es auch heute, indem er aus dem neben dem Ofen stehenden Schreibtisch zwei Bücher herausholte, die er mir zeigte, das eine in ein indisches Tuch eingeschlagen. Es war „Sardanapal", den Goethe kurz vorher von seinem Verfasser, Lord Byron, erhalten haben mochte und der die demüthigstolze Widmung enthält:

„To his liege-lord".

Das andere Buch war das Manuscript zu Götz von Berlichingen. Soret machte mich darauf aufmerksam, daß es keine Correctur enthalte, so umfangreich es auch sei.

Einen anderen Besuch machte ich mit Soret an Goethe in seinem Gartenhause im Park. Er empfing uns in den Räumen des Erdgeschosses. Er sagte mir damals, daß im Park zu Weimar Bäume seien, an denen ein Maler sein Meisterstück machen könne.

Nach dem Tode meines Großvaters, des Großherzogs Carl August, verbrachte Goethe einen Sommer in Dornburg. Dort habe ich ihn abermals mit Soret besucht und bei ihm zu Mittag gespeist in dem Eckzimmer seiner Wohnung, die auf der Rückseite des sogenannten Stobmann'schen Schlosses, nach dem Garten zu, liegt. Ich erinnere mich, daß auf dem Eßtisch in der Mitte als Tischschmuck die jetzt im National-Museum befindliche Nachbildung des großen Goldklumpens stand, der in Sibirien gefunden worden war. Wer ihn Goethe geschenkt hat, weiß ich nicht. Am Ende seines Aufenthaltes in Dornburg besuchte mich Goethe in Jena und aß bei mir zu Mittag in dem oberen Saale des meiner Frau Mutter gehörenden Hauses in dem Prinzessinnengarten, wo ich damals wohnte. Bei dieser Gelegenheit zeigte ich ihm ein Buch und er fragte mich sogleich in echt Frankfurter Sprechweise: Sind auch „Bilderchen" darin? Herr Soret zeigte ihm ein gemaltes Bildniß eines seiner Vettern, eines gewissen Ternin.

Das Bild war gut gemalt und ähnlich, gefiel aber Goethe nicht sonderlich, weil die Augen Brillen trugen. Das aber war ihm unangenehm, weil es nach seiner Ansicht den Blick verdeckte. Dies sind meine Erinnerungen an Goethe. Untrennbar von ihm ist und bleibt die Verehrung, die von meiner frühesten Kindheit an an die Erinnerung an ihn sich heftet. Sie wurde genährt durch alle, mit denen ich in Berührung kam, besonders durch meine Mutter, die ihn auf's höchste schätzte.

Ich war bei ihr in jenem Gedenk-Zimmer, als ihr die Nachricht von dem Hinscheiden Goethe's überbracht wurde. Sie brach in Thränen aus. Noch sehe ich sie in diesem Anblick. Soret brachte mich kurz darauf in das Sterbezimmer Goethe's. Er lag in seinem Bett, unverändert in seiner Schönheit, wie er unverändert bleibt und bleiben wird in dem Reiche der Bildung."

Daran fügte der Großherzog in Scheveningen am 21. August 1899 noch folgende Nachschrift:

Nachdem das Herannahen des 150ten Geburtstages Goethe's mich veranlaßte, meine Erinnerungen meiner persönlichen Beziehungen zu Goethe aufzuzeichnen, veranlaßte mich das geistige Datum — der 28. August — mit den Eindrücken das Gleiche zu thun die ich in meiner Kindheit und ersten Jugendzeit von Goethe's Thätigkeit und seinem Einfluße auf das Leben, dessen ich mir bewußt wurde, erhielt.

Wie die Sonne alles durchdringt was entsteht, lebt, wirkt, wie auf sie das Meiste sich bezieht, nach ihr das Meiste strebt, das da wirkt, wie jedes lebende, wirkende Element ihrer immer bedarf — so schildert sich am Wahrsten, also am Richtigsten, die Stellung, die Goethe — in dem Weimarer Lande einnahm. Er war der Mittelpunkt des geistigen Lebens. Sein Einfluß ließ sich überall fühlen wie die wohlthuenden Strahlen des leuchtenden Elementes — der Sonne. Wenn je seine ganze Thätigkeit ganz bekannt werden wird, wird sich dies klar und bestimmt beweisen. Der hohe und freie Geist Carl Augusts, meines Großvaters, hatte den Geist Goethe's nach Kenntnißnahme des Götz von Berlichingen und des Werther in früher Jugend geahnet. Gottes Fügung war es weiter, daß der Erstere den Verfasser kennen zu lernen wünschte, daß sie sich beide zusagten, als sie auf des Ersteren Reise nach Karlsruhe und Paris sich trafen, daß sie sich gar bald in Freundschaft verbanden und bald auch aus dieser Freundschaft ein Vertrauen, ein gegenseitiges, sich entwickelte, das nie eine Unterbrechung, nie einen Wechsel in dem mehr als einem halben Jahrhundert erlitt, das dieses Verhältniß dauerte. Dies erklärt die große Ausdehnung, die frühzeitig schon die Thätigkeit Goethes nahm, erklärt im besonderen seinen Einfluß auf alles, das Größte wie das Kleinste. Das Vertrauen Carl August's rief Goethen, den erst einige zwanzig Jahre zählenden, zum Ersten unter der Welt, zu Erschrecken der Minister, in das Ministerium. In dieser Stellung scheute Goethe nicht vor ihm selbst beteregensten Thätigkeit z. B. derjenigen der Militärcommission, die ihn nicht ablieft, in aller Freiheit seiner geistigen Freiheit treu zu bleiben. Knebel erzählt er habe ihn, als er ihn in Buttstedt besuchte, an einem Tisch sitzend gefunden, vor welchem die ausgehobenen Rekruten standen während das angefangene Manuscript der Ilbigenia aufgeschlagen, auf diesem Tische lag. Das finanzielle Interesse des Landes ließ Goethe die Leitung des Ilmenauer Bergbaues in die Hand nehmen; sein Hang die Natur zu beobachten und zu erforschen, begleitet von gleicher Neigung Carl August's, ließen den weimarischen Park entstehen; der Wiederaufbau des abgebrannten weimarischen Schloßes kam in Goethe den kunstsinnigen Leiter; endlich die Universität Jena an ihm den erleuchtetsten unermüdetsten Lenker und Förderer. Die Bühne wurde zur Arena seines nur Wahrheit und Schönheit athmenden Geistes. Die sich steigernde Bedeutung der politischen Ereignisse wie die Entwicklung der inneren Interessen des Hauses wie des Landes riefen Goethe durch das Vertrauen Carl Augusts an die verschiedenartigsten Einzelheiten heran. So erscheint Goethe als Geheimsecretair in den Angelegenheiten des Grafen von Görz, des Präsidenten von Kalb, des Fürstenbundes, des Prinzen Constantin, dabei selbst leitend wie ausführend. Letztere Angelegenheit ist ein Theil seines wohlthuend wirkenden Einflußes auf die innersten Angelegenheiten des Lebens Carl Augusts. Ich erinnere mich mehr als ein mal von meiner Frau Mutter mir erzählt gehört zu haben: daß als Goethe eines Tages, bei Hof, an einer Gruppe von Personen vorbei gegangen sei, Wieland sich zu diesen gewandt und gesagt habe: „Ihr wißt nicht was wir diesem Manu zu

Digitized by Google

verdanken haben, denn er ist derjenige gewesen der unsere Herrschaften wieder zusammengebracht hat". Dieser wohlthuende Einfluß Goethe's auf das regierende Haus fand denn auch zu allen Zeiten und bei allen Gliedern desselben das treuste Echo in dem dankbaren Vertrauen das sie ihm entgegenbrachten. Die Briefe der Herzogin Anna Amalia, die des Großherzogs Carl August, der Herzogin Luise, der Prinzessin Caroline, der Großfürstin, meiner Mutter, der Kaiserin, meiner Schwester, sind davon Zeugen. Die Aufzeichnungen Soret's, meines Erziehers, Eckermann's, meines Lehrers nicht zu vergessen. Alle bezeugen die Einwirkung Goethe's in das Leben und Werden von uns Allen. Und was seit Goethe's Emporsteigen zu neuer Thätigkeit, in dem Lande und Hause Weimar entstanden ist und wirkt, erzählt besser wie Worte, daß Gott den Geist Goethes fortleben läßt im Großen wie im Kleinen, den Geist der Wahrheit und Schönheit. Der Allmächtige wolle es so bleiben lassen.

Carl Alexander.

Die Worte des greisen, nun dahingeschiedenen Fürsten scheinen uns in mehr als einer Hinsicht bedeutungsreich und der weitesten Verbreitung würdig. Erstlich schon deshalb, weil sie ein gerechtes Urteil über ihn ermöglichen, als man es gemeiniglich über ihn fällen hört. Noch mehr aber, weil die schlichten und zugleich so innigen, dabei überall durch Thatsachen belegten Ausführungen des Fürsten die Bedeutung Goethes für Weimar klarer, bündiger, dankbarer zusammen fassen, als dies vielleicht je vorher aus anderem Munde geschehen ist. Am wichtigsten und zugleich am rührendsten aber erscheinen uns die Aufzeichnungen Carl Alexanders als Document der Denk- und Empfindungsweise aus der geistig größten Zeit, die bisher unserem deutschen Volke beschieden war. Wie hat dieser greise Mann bis zum letzten Hauch die Tradition einer herrlichen Zeit gewahrt, die auch wir nie ganz vergessen dürfen, wenn wir nicht mitten in Glanz und Macht an jenen Gütern ärmer werden wollen, die doch eigentlich unser bester Besitz sind!

Litterarische Notizen.

— Im Vorübergehen . . . Neue Gedichte und Skizzen von Georg Eyssein. Berlin. Verlag von Horn und Raasch. 1901. — Dem Büchlein ist ein Verzeichnis der fünf bisher erschienenen Werke des Dichters seine Novellensammlung, ein Roman in Versen, eine Sammlung Gedichte und Skizzen, eine Studie zur Geschichte der Philosophie und eine solche zur deutschen Litteraturgeschichte) vorgedruckt und im Anhang finden wir über diese Werke eine Reihe begeisterter Rezensionen aus der „Schlesischen Schulzeitung", dem „Breslauer General-Anzeiger", der „Rostocker Zeitung" u. s. w. mitgeteilt. Ohne diese Zutaten vorn und hinten wären wir der Meinung gewesen, daß es sich um das Erstlingswerk eines Jünglings handele, der sehr viel neueste Lyrik gelesen und seinen eigenen Ton noch nicht gefunden habe, dem aber eben seiner Jugend wegen kein allzu hartes Wort auf den Weg gegeben werden dürfe. Allzu hart soll unser Urteil auch jetzt nicht lauten, aber aussprechen müssen wir, daß wir anderer Meinung sind, als die „Schlesische Schulzeitung", die „Rostocker Zeitung" und der „Breslauer General-Anzeiger", dessen Rezensent Eysseins Dichtungen von „Heine'schem Geiste durchweht" nennt und allen „Freunden formvollendeter Lyrik und Poetik" (!) empfiehlt. Wir finden in diesen Aphorismen, Skizzen und Gedichten eine Blütenlese aller Unarten der allerneuesten Litteraturmoden, sehr viel Unreife und nur leider Talent nicht. Eine Skizze können wir ja zum Beweis nicht hierher setzen, wohl aber seien aus den Aphorismen und den Gedichten je zwei Proben mitgeteilt, die mit zu dem Kürzesten, aber auch noch zu dem relativ Besten im Buche gehören. „Wo die Not aufsteht, läßt sie das Thor meistens für die Verzweiflung offen." Was zu deutsch nur bedeutet, daß der Mensch, dessen Haus die Not verläßt, der Verzweiflung zur Beute fällt. Das kann Herr Eyssein aber doch wohl nicht auf gemeint haben — was jedoch sonst?! Im Grunde auf denselben Mangel lenkt das nachfolgende Gedicht „Ein Traum":

Heut' bin ich des Nachts entsetzlich erschreckt,
Mich hatte ein schwerer Traum geweckt.

Du standest weinend vor meiner Thür
Und flehtest leise: o, helfe mir!

Und sprachst ganz leise: wie suchte ich Dich!
Meine Mutter ist tot, und ich fürchte mich . . .

Der Imperativ von „helfen" heißt nicht „helfe", sondern „hilf"! — daran ist nicht zu rütteln. Mit anderen Worten, beide Proben weisen auf denselben Mangel hin: Die ungenügende Beherrschung der Sprache. Die beiden anderen, die wir auswählten, wieder je ein Aphorismus und ein Gedicht, lenken uns auf eine andere Schwäche hin: den Mangel an Originalität: „Das Gewicht des Körpers ist stärker als die Flügel der Seele, daher kommt es, daß so Viele im Staube wandeln, obwohl ihr Sinnen zu den Sternen geht." Das ist ja richtig, aber eben so unbestreitbar richtig, daß es schon jeder Mensch gedacht hat und Unzählige aussprechen haben. Ähnlich steht es um das folgende Gedicht: „Heimgekehrt":

Und als ich wieder in die Heimat kam,
Ward Du schon fort. Ward längst sein Weib.
Das traute Haus, darinnen Du gewohnt,
Ein andres schien's, ein fremdes mir zu sein.

Wohl standen Blumentöpfe an den Fenstern
Und zwischen ihnen grüßte mich ein blonder Mädchenkopf.
Die Blumen waren's nicht, die Du so treu gepflegt,
G'war nicht Dein Haupt, das mir so heilig war.

Ein altes Mütterchen saß an der Kellerthür.
Wie ich so stand, trat fragend sie zu mir:
„Sie suchen wen? Die vom Parterre wohl?
Ach, junger Herr, die sind schon lange fort!

Wir wohnen selber kurze Zeit erst hier,
Doch sprach die Nachbarin erst jüngst davon;
Die einz'ge Tochter trug gar jung den Myrthenkranz.
Sie war so blaß, als sie zur Kirche fuhr."

Die Situation an sich ist ja gewiß poetischer Behandlung würdig, aber wie oft ist ihr diese auch schon zu Teil geworden, und wie viel schöner und gelungener sind diese Vorläufer! Und darum können wir nur schließen: auch wir sind gleich dem Lessing des „Breslauer General-Anzeiger", den Herr Eyssein des Citierens würdig hält, „Freunde formvollendeter Lyrik und Poetik", aber an diesem Buche haben wir eben darum keine Freude haben können.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Doloroſa. Confirmo to chrysmate. Berlin. M. Lilienthal. 1902.

Greverz, Dr. Otto v. Albrecht Haller als Dichter. Öffentlicher Vortrag, gehalten in Bern zu Gunsten des zu errichtenden Haller-Denkmals. Bern. Eugen Sutermeister. Dresden. Hans Schultze. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch in Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Digitized by Google

Das Alter.

„Nun kommt's heran! Die Sommerfarben bleichen . . ."

(Auf einer Postkarte an Robert Haaß.)

Nun kommt's heran! Die Sommerfarben bleichen,
Zu kargem Abhub ward ihr Überfluß,
Nicht mehr erwärmt vom matten Sonnenkuß;
Am Himmel mehren sich die dunkeln Zeichen,

Und Wolken drängen auf, die nicht mehr weichen,
Es naht, was unabwendbar kommen muß:
Der Herbst verkündet winterlichen Schluß,
Das weiße Bahrtuch über stummen Leichen.

Nicht ist es Krankheit mehr, um zu gesunden,
Die schwere Sense harrt, geschärft zum Schnitte,
Des Glockenschlages harr'n die bösen Stunden.

Sie nah'n heran mit geisterhaftem Schritte,
Ihr Opfer wartet, wehrlos festgebunden —
— Ein bißchen Frist noch ist's, um was ich bitte.

Wilhelm Jensen.

„Nein, nein! Nun kommt erst recht die gold'ne Zeit . . ."

(Antwort an Wilhelm Jensen.)

Nein, nein! Nun kommt erst recht die gold'ne Zeit,
Kein „Abhub" nur verdorrter Sommerfreuden —
Nein, eine Zeit voll reifer Herrlichkeit,
Voll Klarheit und voll tieferem Bedeuten!

Mein feierlicher Herbst, sei mir gegrüßt,
Und sende Deiner Sonne hellste Strahlen
Dem Freund, der seine Sommerlust geküßt
Und schon sich plagt mit bangen Winterqualen.

Zeig' ihm Dein Antlitz! Ach, er kennt's ja gut!
Nur jetzt, am Regentag, will er's verhehlen —
Doch sieht er's wieder, wird ihm so zu Mut,
Als müßt' er in die braunen Wälder rennen.

Denn nur das Kleine ist verwelkt, verweht —
Der Falter und die bunte Blüte starben,
Doch eine hohe, herbe Schönheit geht
Durchs weite Land in wunderbaren Farben.

Der alten Erde liebes Angesicht
So ausdrucksvoll als wie in diesen Tagen
War es im Frühling und im Sommer nicht,
Und Berg und Wald hat uns viel mehr zu sagen.

Wie liegt sie da, nach all dem Überschwang,
Die müde Welt, von klarer Luft umronnen,
Als hätte die Natur in tiefer'm Drang
Beschaulich still sich auf sich selbst besonnen!

Nun feiert sie, die große Künstlerin, —
Ein weihevolles Ruh'n, ein sinnend Träumen —
Und wie ein Lächeln fliegt darüber hin
Der Sonnengoldhauch an den Waldessäumen.

So wird auch Dir des Lebens reicher Rest
Aufgeh'n in's Große! Deine Kunst erwähle
Den Höhenpfad! Doch treulich halte fest
Des Herbstes Sonnenschein in Deiner Seele!

Und dann —, laß ruhig Du den Winter nah'n,
Den friedevollen ernsten Schluß des Jahres, —
— Und weihnachtlich blickt Dich Dein Leben an:
„Voll Arbeit, aber schön und köstlich war es!"

Robert Haaß.

Digitized by Google

Aus dem Diakonissen-Hause.

Von Ludmilla von Rohren.

Der verzauberte Garten.

„ — — Und so wünsche ich denn, Schwester Jakoba, daß Sie noch recht, recht viele Jahre uns erhalten bleiben: Ihren jüngeren Mitschwestern ein Vorbild, den Kranken ein Trost und unserer Anstalt eine Schwester, wie wir sie selten gehabt haben. Das möge Gott Ihnen gnädig gewähren. — Und hiermit wollen wir die Gläser erheben und auf das Wohl unserer lieben Schwester Jakoba anstoßen!“

Damit schloß Pastor Brenner seine Rede, die mehrfach von gerührtem Schluchzen unterbrochen worden war. Er hatte aber auch zu schön gesprochen. Wie er die Worte zu wählen verstand und wie seine Stimme zum Herzen drang!

Alles war aufgestanden und drängte sich an Jakoba heran, um mit ihr anzustoßen. Und sie stand in der Mitte der anderen, ruhig wie immer, die Wangen nur vielleicht ein wenig mehr gerötet als gewöhnlich, und dankte für jedes freundliche Wort und jeden Händedruck mit einem matten Lächeln. Auf ihrer Brust funkelte das große, goldene Kreuz an schwerer, goldener Kette, das ihr die Oberin heute Morgen um den Hals gehängt hatte. Bis jetzt hatte sie wie die anderen eingesegneten Schwestern ein silbernes getragen, aber von heute an — — heute waren es genau 25 Jahre, seit Jakoba in den Verband der Marienschwestern eingetreten war.

Fünfundzwanzig Jahre — reich an Arbeit, an Entbehrungen und rastloser Pflichttreue.

Denn das mußte jeder von ihr sagen — pflichttreu war sie immer gewesen, immer.

Ihr Ehrentag war darum auch sehr festlich begangen worden. Zuerst hatte eine Feier im Betsaale stattgefunden, dann kam der Aufbau der reichen Geschenke, die für Schwester Jakoba von allen Seiten eingegangen waren: von Kranken, die sie gepflegt, von Gönnern und Freunden der Anstalt, von den Schwestern — fast von allen, die sie überhaupt kannten. Und zum Abend gab es eine Festtafel. — Schwester Jakoba saß neben der Oberin; dann folgten in langer Reihe eine Menge vornehmer Damen, die die Anstalt unterstützten, zwischen ihnen die Ärzte und Pastoren und weiter unten gruppierten sich bescheiden die Schwestern.

Viele Reden waren gehalten worden, alles Lobreden auf Jakoba. Und die Gefeierte saß da, merkwürdig still und apathisch und strich sich nur manchmal nervös über den schwarzen, glatten Scheitel, durch den sich schon viele weiße Fäden zogen. Sie hatte sich so gefreut auf diesen Tag, noch heute Morgen war sie mit einem stolzen und beglückten Gefühle aufgestanden, aber jetzt war ihr so merkwürdig beklommen zu Mute und gar keine rechte Freudigkeit wollte mehr in ihr aufkommen. Was war das nur? Bis zum Gottesdienste noch hatte sie dieses stolze Gefühl, dieses Gefühl der Genugthuung und des Zufriedenseins mit sich selbst in sich herumgetragen und dann, — ganz plötzlich war es von ihr gewichen. Ein paar Worte nur waren es, die ihr seltsam schwer und beunruhigend aufs Herz gefallen waren, die einzigen, die sie deutlich gehört hatte aus der ganzen, langen Rede am Morgen, während der sie dagesessen und nur daran gedacht hatte, daß sie es jetzt erreicht hätte, die bevorzugteste unter ihren Mitschwestern zu sein — nur die Worte: „Und hätte der Liebe nicht . . . . . .“

Diese Worte ließen sie nicht mehr los und am liebsten hätte sie in ihrem Zimmer gesessen und darüber nachgedacht. — Alles, was gesprochen wurde, summte an ihrem Ohre vorüber, ehe sie es noch recht begriffen hatte; sie mußte fortwährend anstoßen und der ungewohnte Wein stieg ihr heiß und lästig zu Kopfe. —

Endlich wurde die Tafel aufgehoben. Man stand eine Weile noch hier und da zusammen;

Digitized by Google

die Oberin setzte sich noch einmal ans Harmonium und die Schwestern sangen:

„So nimm denn meine Hände
Und führe mich
Bis an mein selig Ende
Und ewiglich.
Ich mag allein nicht gehen,
Nicht einen Schritt —
Wo du wirst geh'n und stehen,
Da nimm mich mit. —"

Bald darauf nahmen die Gäste Abschied; denn es war schon ziemlich spät geworden und die Schwestern mußten zeitig zur Ruhe gehen, um nicht am anderen Morgen zu sehr ermüdet zu sein für ihr schweres Tagewerk.

Noch einmal drängte sich alles um Jakoba. Und dann endlich — als all die Umarmungen und Küsse vorüber waren, als die Thür sich hinter dem letzten Gaste geschlossen hatte und sie selbst dankend der Frau Oberin die Hand geküßt hatte, konnte Jakoba nach unten gehen in ihr Zimmer. —

Es war schwül darin. Das Fenster war den ganzen Tag hindurch nicht geöffnet worden; sie war ja überhaupt nicht darin gewesen. Wie sie alles am Morgen gelassen hatte, so war es geblieben. Auf dem Tische lag noch ihre Alltagshaube, die sie in der Eile nicht hatte beiseite legen können, und dort auf der Erde der Kamm, den sie aus der Hand hatte fallen lassen, als sie rasch aus dem Zimmer gehen mußte. Sie war sonst so peinlich ordentlich, aber heute hatte sie sich doch ein wenig gehen lassen — nur heute; morgen mußte alles wieder seinen gewohnten Weg gehen. Mechanisch bückte sie sich und nahm den Kamm auf. Dann ging sie zum Fenster, öffnete es weit und lehnte sich hinaus. —

Ihr Zimmer ging auf den großen Garten hinaus, der zum Diakonissen-Hause gehörte. Sie war darum öfter beneidet worden, aber sie nahm das ruhig hin; es war selbstverständlich, daß sie immer das angenehmste und beste bekam, sie verdiente es ja auch.

Die Juninacht war lind und warm. Der Mond stand als blasse Sichel am Himmel und der ganze Garten lag in seinem matten, weißen Lichte. Die Wege sahen aus wie breite, helle Bänder, und die Bäume und Büsche hoben sich tiefschwarz dagegen ab. In starrer Ruhe standen sie da; kein Lufthauch ging und bewegte ihre Äste. Aber ein leiser Blumenduft wehte empor, zu Schwester Jakobas Fenster.

Ihr gegenüber, durch die ganze Breite des Gartens von ihr getrennt, lag die Leichenhalle, ein unscheinbares, steinernes Gebäude. Es schimmerte ebenfalls ganz weiß im Mondschein und das Kreuz über dem Eingange hob sich leuchtend ab vom schwarzblauen Nachthimmel.

Noch war es nicht ganz still geworden in der Anstalt. Hier und da huschten noch Lichter an den Fenstern vorüber; einzelne Stimmen wurden laut und rasche Schritte gingen hin und her. Aber es währte nicht mehr lange, dann wurde alles ruhig. —

Jakoba hatte sich in ihren bequemen, weichen Stuhl gesetzt, der am Fenster stand. Sie lehnte sich darin zurück und schloß die Augen. Und da tönte es wieder an ihr Ohr, in ihr, wie von leisen Geisterstimmen gehaucht: „Und hätte der Liebe nicht . . . . . ."

Fast ärgerlich wollte sie den Eindruck dieser Worte von sich abwehren, Liebe — was war Liebe? Liebe hieß doch recht handeln und niemand etwas zuleide thun. Und sie hatte niemand Böses gethan, nur Gutes, und daß sie nicht alles mit freudigem Herzen gethan hatte, konnte ihr doch niemand als Unrecht anrechnen; denn gethan hatte sie es doch, und daß sie sich überwunden hatte, war doch nur verdienstvoll. —

Und doch war ihr, als müßte sie heute, gerade heute noch über vieles, vieles nachdenken, das nicht so war, wie es hätte sein sollen, mit dem sie fertig werden mußte und das noch unausgeglichen in ihr lag. Es quälte sie förmlich, es peinigte sie. Der Kopf that ihr ein wenig wehe und ihr Puls jagte rascher wie sonst. Sie mochte etwas Fieber haben; aber das war nicht sonderbar nach den Aufregungen des Tages. —

Ja, heute lag ein Abschnitt ihres Lebens hinter ihr, ein fest eingeteilter, großer Abschnitt. Die besten ihrer Jugendjahre waren unter denen, die sie als pflichttreue Schwester verbracht hatte. Sie hatte sie hingegeben und was hatte sie dafür erhalten? Ihr war, als müßte sie ein Rechenexempel lösen — hier das, was sie gab — und hier das, was ihr dafür ward — — was blieb ihr? Aber die Rechnung wollte nicht zustande kommen; sie wollte nicht stimmen. Sie mußte von vorne anfangen, weiter zurückgehen, bis zum Anfange dieser 25 Jahre. —

Und Jakoba dachte zurück, wie sie als ganz junge Schwester in dieses Haus gekommen war — ganz einfach aus Not, weil sie einen Beruf ergreifen mußte, und weil dieser ihr als der annehmbarste erschienen war.

Digitized by Google

Damals hatte in ihr noch das Sehnen nach Welt und Glück gelebt. All die scheuen Leidenschaften, die verborgenen, schmerzlichen Sehnsuchtsgedanken des Weibes waren noch in ihr wach und dazu ein tief gefühlter Drang nach Schönheit und Liebe. Und im Stillen hatte sie sich danach gesehnt und immer darauf gewartet, daß einmal etwas kommen würde, das sie wieder hinausführte aus den grauen, stillen Mauern. Ja, damals war Schwester Jakoba noch nicht die pflichttreue Diakonissin gewesen, die sie heute war.

Aber das, worauf sie wartete, kam niemals. Und allmählich erlosch ihre Sehnsucht; denn sie wurde müde, hoffnungslos zu warten. Dann war eine tiefe, zornige Erbitterung über sie gekommen, aber auch diese schwand und machte der leidenschaftslosen, gleichgültigen Ruhe Platz, in der ihr fortan Tag auf Tag vergangen war — einer gleich dem anderen, entstehend und vergehend, wie schwere, langsam und träge herniederfallende Tropfen.

Und man sagte ihr, daß sie nur hier das einzig wahre Glück finden könnte und dieses Glück wäre die Pflicht; denn die führe zur Pforte des Himmels. Und sie glaubte es und fing an, lächelnd an ihr Träumen von einst zurück zu denken, dann mit Spott und endlich fand sie es sündhaft, daß sie das Schöne und die Ideale der Welt angebetet hatte und wandte sich voll Entsetzen davon ab.

Und dann kam es, daß sie so ganz ruhig wurde, ruhig und kalt. Aber es war nicht die Ruhe der Erkenntnis, sondern die der Selbstgenügsamkeit. Sie that, was sie mußte; sie betete mit den anderen, sie war die erste am Morgen an ihrem Platze und die letzte am Abend. Sie that es, weil sie es so für recht hielt und ward mit sich selbst immer zufriedener, weil man mit ihr zufrieden war und sie lobte. Und sie dachte, daß sie jetzt das einzig Rechte gefunden hätte, und daß sie dereinst bevorzugt werden würde vor vielen Tausenden, die nicht so wie sie waren und wie sie lebten. — Und willig ließ sie sich immer mehr Fesseln anlegen: Fesseln an ihre Gedanken, Fesseln an ihre Triebe und ihren Willen. Sie hielt still und schnürte sie nur immer fester, wenn sie sich lockern wollten; denn sie glaubte ja, es wäre gut so.

Aber heute war ihre selbstzufriedene Ruhe auf einmal von ihr gewichen. Sie war aus ihrem ruhigen Alltagsgeleise gekommen und da regte sich jetzt wieder etwas in ihrem Herzen, etwas, das sie schon längst tot geglaubt hatte — leise, ganz leise zwar, aber es war doch noch da, noch war es nicht ganz tot. . . . . .

Schwester Jakoba seufzte tief auf und öffnete die Augen wieder. Das Blut schoß ihr heftig durch die Adern und ganz versonnen starrte sie vor sich hin.

Der Mond stand hoch über dem Garten und schien gerade auf das Fenster. Gespenstisch bleich lag sein gläsern bläuliches Licht über ihr und floß kalt und starr an ihr vorüber, rann förmlich über ihre Hände, über die Lehne des Sessels, bis auf den Boden hinab.

Und sie starrte darauf hin. Eine seltsame Unruhe erfaßte sie und ein kalter Schauer ging durch ihren heißen Körper. Sie saß da wie gelähmt und konnte sich nicht rühren. Nur ihre Augen konnte sie bewegen und wandte sie, wie einer fremden Macht gehorchend, dem Garten zu.

Aber war das noch derselbe Garten? Er sah jetzt so ganz anders aus, wie noch eben vorher — so gespensterhaft, wie verzaubert. Das Licht, das über ihm lag, erschien düsterer und geisterhafter, die Bäume waren größer geworden; wie schwarze Riesen standen sie da und erhoben sich fast bis zu den Wolken. Hinter den Fenstern der Leichenhalle bewegte es sich wie ein bläuliches, flackerndes Licht hin und her und ein dumpfes, verworrenes Geräusch schien aus dem Innern zu kommen.

Und dann sprang die Thür auf und heraus kam ein unheimlicher geisterhafter Zug. Schwester Jakoba starrte hin — das waren alle die Toten, die sie dort hatte hineintragen sehen — wie viele waren es geworden in all den Jahren! In langschleppenden, weißen Gewändern, mit unhörbaren Schritten zogen sie vorüber. Ihre Gesichter waren ernst und ruhig und jeder einzelne von ihnen erhob im Vorübergehen den Kopf zu Jakobas Fenster und nickte ihr zu.

Und Jakoba starrte und starrte auf den düsteren Zug. Plötzlich durchfuhr es sie wie ein großer Schreck. Dort hinten, als letzte des Zuges, ging eine Gestalt, die ihr so seltsam bekannt vorkam. Sie kam ebenfalls in langem, weißen Gewande einher; das Haupt war tief, wie in Trauer gebeugt, der Gang müde, hilflos und schleppend.

Jakoba wollte aufstehen, aber sie konnte es nicht. Eiskalt rieselte es durch ihren Körper. — Die weiße Gestalt aber kam immer näher und

Digitized by Google

blieb vor ihrem Fenster stehen, während der Zug der anderen weiterging. Sie hob ihr Antlitz empor und Jakoba erkannte mit Beben ihre eigenen Züge. Aber wie elend waren sie, wie verzerrt vor Leid.

Und die Gestalt erhob die Arme zu ihr und flüsterte: „Jakoba, ich bin es, ich, deine Seele. Wie oft schon habe ich zu dir gesprochen, doch du hast nicht hören wollen. Fast bin ich dir fremd geworden; denn du — du lebst dein eigenes Leben, dein bewußtloses, hinvegetierendes Pflichtleben und ich — ich muß meines leben und klagend und suchend durch den Weltenraum irren, suchend, ob ich nicht etwas finde, das mir dein Inneres wieder erschließt, daß wir wieder eins werden. Denn du hast mich vertrieben, als dein Inneres so kalt wurde und die Fesseln, in die du mich zwängtest, immer drückender, als du mich zur Sklavin deines Leibes machtest und mich knechtetest, daß ich fast verging. Aber wir beide dürfen nicht sein ohne einander. O, ich bitte dich, laß mich wieder mit dir gehen, laß mich groß und schön werden und mit meinem Lichte dich erfüllen. Nütze die Zeit aus, die dir noch gegeben ist, damit deine Seele nicht einst umherirrt mit der großen Leere und der Kälte in sich, die du in ihr bereitet hast, seufzend und flehend vor den Pforten der Seligkeit, die jeder sich selbst erschließen muß und die nur die Liebe erschließen hilft."

Das Mondlicht leuchtete so fahl und Jakoba fragte bebend: „Was willst du, daß ich thun soll?"

Da wandte sich die weiße Gestalt und wies stumm auf das Kreuz, das über der Leichenhalle stand. Und Jakoba war es, als wüchse das Kreuz empor und würde immer leuchtender und größer, bis es alles andere verdeckte und als fielen von ihm herab flammendrote Tropfen, wie blutige Thränen. Sie waren fern und doch schienen sie ihr aufs Herz zu fallen und brannten dort — heiß, verzehrend.

Und ein unendliches Weh über sich selbst wachte in ihr auf. Sie fühlte, wie hart sie all die Jahre hindurch gewesen war, wie hart und wie so ganz ohne Demut und ohne Liebe.

Und sie streckte die Arme aus nach der weißen Gestalt, die vor ihr stand, und die sie selbst war, um sie zu umfangen.

Da war es, als erhielte sie einen heftigen Schlag und betäubt sank sie in ihren Sessel zurück. —

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag der Garten wieder ruhig und friedlich da wie früher, im weißen Lichte des Mondes. Aber ihr war so ganz anders zu Mute wie vorhin. Was war das nur gewesen? Vielleicht ein Fiebertraum, oder — —?

Noch fühlte sie die Thränen auf ihren Wangen, die heiß aus ihren Augen geflossen waren. Ein neues Sehnsuchtsgefühl war in ihrem Herzen — groß, stark und heiß, und doch so mild und beruhigend. Sie blickte zum Kreuze hinüber, das wieder weiß und leuchtend wie vorhin gegen den Himmel stand und während sie das Haupt zum Gebete neigte, flüsterte sie:

„So nimm denn meine Hände . . . . ."

Der Tod.

Es war noch früh — ganz früh am Morgen eines Frühlingstages. Ich saß am Fenster und wartete auf das Kommen der Sonne. Die ganze Nacht hindurch hatte ich gewacht, nur in diesem Zimmer; denn es war ein Sterbender, der dort hinter den weißen Vorhängen lag. Tag und Nacht war bei ihm gewacht worden, an keiner Pflege hatte es gemangelt, aber der Tod war ihm dennoch mit jedem Tage näher gekommen und heute Nacht war ich dazu bestimmt worden, bei dem Kranken zu sitzen, um den zu erwarten, der bald kommen sollte.

Aber er war noch nicht gekommen. Noch atmete der Kranke, kaum merkbar zwar, aber er atmete. Und ich saß da, durchrieselt von den Schauern, die dieses Warten auf das Ende eines Lebens mit sich brachte, und leise fiebernd und fröstelnd nach der durchwachten Nacht. Fester hüllte ich mich in mein Tuch und ganz leise zog ich die eine Seite des Vorhanges am Fenster beiseite, um hinauszusehen, ob denn die Sonne noch immer nicht kommen wollte.

Der Himmelsrand hatte sich noch nicht gerötet, noch lagen die Nebel der Nacht auf der Erde; kein Lüftchen regte sich und alles schwamm in einem matten, fahlen Grau. Aber schon konnte man ein baldiges Erwachen des Tages ahnen und im Osten zog sich bereits ein breiter, gelblich weißer Streifen den Himmelsrand entlang.

Ich war ganz müde geworden vom langen Sitzen. Vorsichtig stand ich auf und trat an das Fußende des Bettes heran. Schlief der Kranke noch, oder — —? Er war so still. Er lag auf dem Rücken, der Kopf war tief versunken in die Kissen, die sein gelblich blasses Gesicht umgaben. Es war ein angenehmes Gesicht; es mochte noch vor kurzer Zeit schön gewesen sein.

Digitized by Google

Jetzt war es aber entstellt durch die lange und schwere Krankheit.

Er schlief. Vielleicht hatte er aber das Gefühl, daß er angesehen wurde. Seine Lider bewegten sich blinzelnd und plötzlich schlug er die Augen auf und sah mich an, mit einem großen, dunklen, rätselvollen Blicke. Ich kannte diesen Blick wohl, diesen Blick des Auges, das bald brechen soll. Es war, als kehrte seine Seele noch einmal zurück, von der Grenze jenes Landes, dem sie sich bereits genähert.

„Schwester", bat er leise, — „ein wenig Wasser." Ich setzte ihm das Glas an die Lippen, aber er nahm es mit einer merkwürdigen Kraft aus meiner Hand, richtete sich auf und trank. Dann bat er, ich möchte das Fenster öffnen und ich that es.

Der scharfe, feuchte Duft des Morgens drang herein. Die Lampe, die die ganze Nacht hindurch gebrannt hatte, flackerte auf und erlosch. Das blasse Grau der Frühe breitete sich jetzt auch im Zimmer aus und ließ alles unheimlich schattenhaft und verschwommen aussehen. In der Ferne krähte ein Hahn in den Morgen hinein; seine Stimme war der erste Laut des erwachenden Tages.

Der Kranke lag still da und schien nur manchmal etwas tiefer zu atmen. Er lächelte — nein, alles lächelte in seinem Gesichte, das wie freudig verklärt aussah. Und ich stand und sah ihn an und fühlte, daß jetzt nur lichte Gedanken durch seine Seele zogen. Am Abend vorher war er anders gewesen; da hatte er gestöhnt und gefleht, nicht sterben zu müssen, da hatte er gerungen und gekämpft und gehadert, bis er ermattet einschlief.

„Nicht wahr, Schwester," sagte er plötzlich, „Sie wundern sich wohl, daß ich noch nicht gestorben bin? Aber es ist jetzt bald so weit; nur noch ein Weilchen müssen sie warten."

„Aber nein," sagte ich, „Sie . . . ." Ich hatte sagen wollen: „Sie werden doch nicht sterben," aber die Lüge kam nicht über meine Lippen. Ich schwieg

Er sah mich an, immer mit dem lächelnden, glücklichen Ausdrucke. „Es ist eine große Freudigkeit jetzt über mich gekommen," flüsterte er, „und ich bin glücklich, daß ich sterben werde." Erstaunt sah ich ihn an. Aber seine Augen gingen an mir vorüber; wie in weite Fernen schauten sie, und er sprach weiter, immer in demselben flüsternden Tone und ohne mich anzusehen, als spräche er zu einem unsichtbaren Dritten im Zimmer:

„Ich habe es gesehen im Traume, das Reich der Seligen, der Jugend und des Glückes. Weit und schimmernd, in Licht getaucht lag es vor mir und meine Seele strebte zitternd zu seinen Ufern hinüber. Ein Lachen schien beständig in der Luft zu schweben, wie das Lachen der Götter und irgendwoher erklangen süße Lieder.

Und Frauenstimmen klangen hindurch — lieblich und sanft und auch ihre Stimme hörte ich, die Stimme derjenigen, die ich immer gesucht und nicht gefunden, an die ich sehnend dachte, wenn mein Blick fragend die funkelnden Reihen der Welt entlang irrte. Licht und hold schwebte sie an mir vorüber, ich wollte ihr folgen, aber da stieß mich etwas zurück und ich erwachte.

Aber die Freudigkeit blieb in mir, die große Freudigkeit, die mir den Tod leicht machen wird.

Und ich weiß es jetzt, was es ist, nach dem ich all mein Leben hindurch gesucht, irrend, verzweifelnd, immer denkend: „Wo bleibt mein Glück?" Ich fühle es, daß ich es jetzt bald finden werde — nur noch Geduld, eine kurze Zeit."

Sein Blick glitt wieder zu mir hinüber, wie rufend sah er mich an. Ich trat näher. Er streckte die Hand nach mir aus, ich nahm sie und setzte mich neben ihn.

Lange sah er mich an und dann flüsterte er wieder: „Der Tod — er allein ist die große Sehnsucht, nach der unsere Seele schreit, das ganze Leben hindurch.

Ich habe es früher nicht gewußt, aber jetzt weiß ich es. Hinter der dunklen Wand, die wir nimmer im Leben durchbrechen können, liegt es, das Glück, und es heißt: die große Ruhe nach dem Sturme, das große Wissen von der Thorheit des Wesens der Welt.

Ich war einer der Reichen dieser Erde, Schwester, und ich lebte lange in stumpfer, bewußtloser Zufriedenheit. Bis dann, ganz plötzlich der große Schmerz am Leid der anderen kam, plötzlich wie aus den Tiefen emporsteigend, stand er vor mir und brachte mit sich das nagende Weh des Bewußtwerdens, der Erkenntnis.

Und fortan war mir, als trüge ich mit an all dem Jammer der Masse und damals, als die Ruhe meiner Unbewußtheit mir genommen ward, da war es mir, als schmeckte ich wirklich den Tod. Und nie, nie wieder ward ich ruhig wie vordem, immer peitschte er mich auf, der Gedanke an all das, das ich doch nicht ändern konnte.

Digitized by Google

Doch jetzt weiß ich, daß aller Jammer nichts ist, daß alles überwunden werden kann von dem, der sie fühlt, die Leere der Welt, die nur das Warten auf ein ewiges Ruhen ausfüllen kann.

Nur eines trübt meine Freude: Der Gedanke, daß ich jetzt zu niemand mehr von meiner Freudigkeit reden kann. Denn alles Leiden ist Thorheit und Erkenntnislosigkeit. — Sie wird viel gepredigt, diese Wahrheit; denn sie ist so alt wie die Welt. Aber keiner begreift sie, bevor sie durch ihn und in ihm selbst neu geworden, denn jeder muß sie selbst neu erleben. Aber sie kommen noch alle dahin, alle, über eine ganz kleine Weile bald, bald ... Dahin, wo alles Licht und Stille ist."

Er schloß die Augen wieder. Leise stand ich auf, ging zum Fenster zurück und setzte mich an meinen früheren Platz. Was er mir gesagt, hatte mich seltsam ergriffen. Sie sprachen öfter ähnliches zu mir, die Kranken und auch die Sterbenden, aber noch nie waren ihre Worte so an meiner eigenen Seele vorbeigegangen. — Ein tiefer Friede überkam auch mich, eine glückliche Ruhe. War der Tod wirklich Licht und Stille?

Ich stützte den Kopf in die Hand und ließ meine Gedanken wandern. Und in der Stille senkte sich ein sanftes Träumen auf mich nieder.

Plötzlich fuhr ich empor. Etwas eisig Kaltes hatte mich angeweht und wie ein zuckender Flügelschlag hatte es meine Stirn gestreift. Ein dunkler Schatten schien sich plötzlich über mich gelegt zu haben und über alle Gegenstände um mich her.

Hastig stand ich auf und näherte mich dem Bette des Kranken. Und da wich der Schatten von mir, er hob sich gleichsam in die Luft empor und ich sah jetzt erst, daß es schon viel heller geworden war. — —

Aber er, der noch eben zu mir gesprochen hatte, war gestorben, still und ohne zu kämpfen, wie die anderen fast alle.

Lange sah ich ihn an. Ich fühlte nichts von dem Grauen, das sonst der Tod mit sich bringt. Ich dachte nur: „Wo ist er nun und hat ihn sein Hoffen nicht betrogen?"

Draußen dämmerte das Morgenrot. Im Garten empfing eine Taube mit ihrem Girren den jungen Tag und am rosigen Himmelsrande schwebte ein Wölkchen, zart und duftig wie ein Hauch, der Sonne entgegen.

Traumbesitz.

Wir wandeln wie im Traume Hand in Hand,
Wir beide, durch das lenzgeschmückte Land;
Es singt die Nachtigall, es knospt im Ried,
Am duft'gen Raine bläst der Hirt sein Lied.

Die Wiesen blüh'n im warmen Sonnenlicht —
Wir aber seh'n den Glanz des Frühlings nicht,
Wir gehen uns'res Wegs so tief beglückt
Und ahnen's kaum, wie reich die Welt sich schmückt.

Die Welt mit ihrer wundervollen Pracht,
Uns blieb sie fremd, als ob geheime Macht
Die Fluren uns verdeckte! Wann, o sprich,
Wann werden wir erwachen, Du und ich?

Wann kommt die Stunde, da wir angstverwirrt
Erkennen, daß wir fern vom Weg verirrt
Und daß der Lenz verging und rauh und kalt
Der Herbstwind weht — und wir so alt, so alt?

Ach, daß sie kommen muß! Der Wahn zerstiebt,
Der Wahn, daß unser Lieben ewig liebt,
Und was uns jetzt so groß erscheint, so hehr,
Wird einst uns bitter dünken, schal und leer.

Wie hold die Täuschung täuscht! Laß Zug auf Zug
Den Wein uns schlürfen aus kristall'nem Krug:
Der Rausch, der uns versenkt in Traum und Nacht,
Ist besser, als der Wahrheit kühle Pracht.

Und eh' das Glück zerrinnt, das ich in Dir
Und Deiner Liebe fand und Du in mir,
Eh' Sturm und Frost entblättern Strauch und Baum,
Laß still uns weiterträumen uns'ren Traum.

Georg Edward.

Sommer-Abend.

Nun liegen in goldenem Glanze die Wipfel
Der Bäume. — Am fernen Horizont
Erglühen in Purpur der Berge Gipfel,
Auf denen die sinkende Sonne thront.

Voll majestätischer, tiefer Stille
Hat träumend der laute Tag sich geneigt.

Sein tosendes Lärmen, die brausende Fülle
Der Wünsche, die er geboren, schweigt. —

Rotkelchen flüstert in blühenden Zweigen —
Am Himmel der silberne Mond erwacht.
Und mählich eröffnet der Sterne Reigen
Mit schimmerndem Glanze die Sommernacht ...

Heinrich Becker.

Digitized by Google

Christoph der Kämpfer.

Von Helene Raff.

Von einem ritterlichen Mann
Sag' heut' ich gute Mär' Euch an!
So ritterlich in seinen Tagen
Hat Keiner Waffenschmuck getragen.
Das Beiwort zeigt, das ihm erlesen,
Wie all sein Leben Kampf gewesen —
Drum wo es Lieder giebt in Baiern,
Wird man im Lied den „Kämpfer" feiern!

•

In München einst, wie jetzt wohl auch,
War Abendtrunk ein Hauf'ger Brauch;
In einem Wirtshaus nah beim Zoll
Von Durst'gen war die Stube voll.
Da sah man starke Humpen kreisen
Und hörte heit're Schelmenweisen;
Und bei den Zechern auf der Bank,
Da saß ein Jüngling, stramm und schlank,
Der war zu Pferd' just angekommen,
Hatt' in der Herberg' Rast genommen.

Die Bürger, denen er gefiel,
Nach Namen forschten sie und Ziel.
Er sprach, nachdem sein Glas geleert:
„Gern kündt' ich Euch, was Ihr begehrt,
Und will der Kürze mich befleißen:
Konrad — vernehmt — bin ich geheißen,
Aus Nürenberg, der reichen, freien,
Wo Kunst und Handwerk hoch gedeihen.
Die Goldschmiedkunst ist mein Gewerbe —
Sie ließ der Vater mir als Erbe,
Der war ein Meister seiner Zunft.
Es harrt auf meine Wiederkunft
Daheim die Mutter lieb und traut,
Daß ich ihr bringe meine Braut;
Denn wißt, Ihr Herr'n: auf Freiersfüßen
Kam ich, mein künftig Weib zu grüßen."

Da thaten Alle froh Bescheid
Auf ihn und die erkor'ne Maid.
Zum zweiten ward er nun gefragt:

„So sagt auch, wie's Euch hier behagt?
Ihr scheint gewandt und kennt die Welt —
Sagt an, wie München Euch gefällt?"

Der Fremde zaudert — endlich spricht er:

„Ich bin, mich däucht, ein schlechter Richter,
Denn erst beim letzten Tagesschein
Ritt ich in diese Mauern ein.
So hab' ich wenig nur gesehen,
Doch was ich sah — ich muß gestehen —
Hat mich nicht allzu sehr verblüfft;
Was man an Haus und Kirche trifft
Bei uns: die künstlich reiche Zier,
Die, grad' heraus, vermiss' ich hier." —

Still grollend saß die Zecherrunde —
Doch einer rief mit zorn'gem Munde:

„Ei, lobt man denn ein Volk allein
Um rotes Gold, um Farb' und Stein?!
Ich weiß: Ihr Städler brachtet's weit
In solcher Kunst und Herrlichkeit —
Wir, statt auf Marbelstein und Holz,
Auf unsre Fürsten sind wir stolz!
In allen Landen hört Ihr preisen
Herrn Albrecht, den man nennt den Weisen,
Kein beff'rer Fürst ward je geseh'n. —
Und erst Herr Christoph — kennt Ihr den?
Des Herzogs Bruder, reich an Ruhm,
Der stärkste Mann im Herzogtum,
Der tapferste im ganzen Reich —
Wo wär' ein And'rer, der ihm gleich?!"

Der Sprecher nennt den Namen kaum,
Da scholl von Beifall rings der Raum,
Und von Herrn Christophs Wunderdingen
Hatt' Jeder etwas beizubringen.

Der Eine rief: „Gedenket Ihr,
Wie einst in Landshut beim Turnier
Der ries'ge Wojewod aus Polen
Den ersten Dank sich kam zu holen
Und alle Ritter machte wanken?
Da ritt Herr Christoph in die Schranken
Und für die Ehr' vom deutschen Land
Warf er den Goliath in den Sand! —"

„Ja, und in Ungarn? —" schrie ein Zweiter —
„War er nicht dort der stärkste Streiter,
Hat er in mancher Türkenschlacht
Dem Christenheer nicht Sieg gebracht?"

Ein Dritter sprach: „Er bog am Thor
Die Eisenspangen wie ein Rohr,
Als ihn, von Beidern aufgehetzt,
Der Herzog in den Turm gesetzt." — —

„Ei, laßt die alten Händel ruh'n —
Die hohen Herr'n sind einig nun" —
So sprach der Wirt — „und der den Ärger
Und Zwist geschürt, der Absensberger,
Er starb durch Christophs Rachethat." —

Digitized by Google

„Geerntet hat er eig'ne Saat.
Kein Mensch trug Leid bei seinem Falle —
Herr Christoph hoch!“ — so riefen Alle.

Sie stießen an mit Lärm und Toben
Und fuhren fort, den Herrn zu loben,
Wie seinem Arme nichts zu schwer,
Kein Sprung zu hoch noch weit ihm wär'.
Der fremde Jüngling war ganz Ohr:

„Dies Alles hört' ich nie zuvor —
Als etwa von der Urzeit Riesen. —
Wohl ward ich selbst um Kraft gepriesen:
Im Wettlauf einst gewann ich schon
Drei gold'ne Becher mir zum Lohn —
Doch gäb' ich gerne ihrer zehn,
Könnt' ich Herrn Christophs Stärke seh'n!“ —

Und schweigend saß er in Gedanken,
Dieweil die Andern weiter tranken.
Ob er wohl mehr in dieser Nacht
Des Herzogs als der Braut gedacht? —

Die Braut indes gedachte sein. —
Des Meister Heidloff Töchterlein,
Sie blieb noch spät in Sorgen wach
Bei ihrem Vater im Gemach.

Der alte Meister dehnte sich
Im Lehnstuhl schier unmutiglich,
Wo er bei Tage pflegt' zu sitzen,
Um seine Heil'gen anzuschmitzen.
Schön Gertraud, die sein einzig Kind,
Sie strich ihm Bart und Wange lind;
Mit Bitten und mit Händefalten
Drang sie geschäftig in den Alten.
Er rückt sein Käpplein auf dem Scheitel,
Des Mädchens Bitte scheint ihm eitel —

Dann fängt er an: „Ja, ja, so geht's!
Voll Eigenwillen warst Du stets —
Wenn Mädchen doch ihr Glück verstünden!
Soll ich vielleicht Dir nochmals künden,
Wie treue Freunde einst vor Jahren
Ich und des Konrad Vater waren,
Wie wir uns Wort und Handschlag gaben,
Mein Kind zu freien seinem Knaben?
Schlimm, wenn den Toten ich betrog,
Bloß weil ich fort von Bürnberg zog,
Und hier mein Kind sich flatterhaft
Gleich in den ersten Fang vergafft!“

Und kläglich sprach die Maid hinwieder:

„Doch Philipp ist so gut und bieder —
Steht er nicht in Herrn Christophs Sold,
Und ist ihm nicht der Herzog hold? —
Nein, wahrlich, Vater, wollt's betrachten;
Ihr dürft mir Philipp nicht verachten,
Und wenn Ihr sprecht: Ihr wollt mein Glück —
Weist meinen Liebsten nicht zurück!“

Der Vater, der den Bart sich streicht,
Versetzt, ein wenig schon erweicht:

„Ich weiß es wohl, ich bin zu gut —
Wer aber setzt mit leichtem Mut
Den reichen Eidam vor die Thüre,
Daß er dafür den ärmern küre?
Und obenein plagt mich die Scham,
Den Konrad, der die Mühl' sich nahm,
Nur deinethalb hierherzureisen,
Mit schlechtem Heimwort abzuspeisen.“

Schön Gertraud sah ihn an und sprach:
„Ei Vater, rennt Euch nur die Schmach,
Dem Fremdling einen Korb zu geben,
So will ich Euch der Furcht entheben;
Mich dünkt: just wen man richtig ehrt,
Den hält man auch der Wahrheit wert.“

Der Vater nickt und seufzt dazu —
Und beide gingen sie zur Ruh'. — —

*

Der Glocken feierlich Gelön
Scholl von den Thürmen klar und schön,
Als Herzog Christoph, wie er pflag,
Zur Messe ritt am nächsten Tag.
Der hohe Held zog stattlich her
Auf sichtem Roß, in blanker Wehr;
Ihm folgten seiner Diener drei,
Auch Philipp Springer war dabei,
Sein Jäger, ihm vor Allen lieb,
Weil dem er manche Kurzweil trieb. —

Doch ritt der Fürst nicht eben weil,
Da kam des Wegs ein ernst Geleit:
Es sprengte sonder Sang und Klang
Ein Reiterzug den Pfad entlang.
In Schwarz die Ritter wie die Knappen.
Mit ihnen ritt auf einem Rappen,
Von dunklen Schleiern ganz umwoben,
Ein Weib — verscheuert saß sie oben,
Das Antlitz kummerbleich und zart.
Als nun ihr Blick den Herrn gewahrt,
Schrak sie empor, und Thränen drangen
Ihr aus dem Auge — stumm befangen
Beigt sie sich auf des Zelters Bug —
Und rasch vorüber schwenkt der Zug.

Der Fürst, zum Jäger umgewandt,
Sprach: „Hast Du wohl die Frau erkannt?
Dort in der Ferne zieht sie hin —
Es war die Abensbergerin,
Die Bittid des, den ich erschlagen!
Welch Leid muß nun die Aermste tragen,
Wie war ihr Auge wund und naß!
Ich sah: sie hegt mir ew'gen Haß.“

Und Philipp drauf: „Wenn's schon so wär' —
Ihr seht sie heut und nimmermehr.
Ich hab' die Mär aus guter Hand:
Frau Martha zieht in's heil'ge Land;
Sie will fortan um Gottessegen
Auf Rhodus arme Pilger pflegen,
Denn dort vom Johanniterorden
Großmeister ist ihr Bruder worden.
Sie war nicht glücklich in der Eh' —

Digitized by Google

Denkt Ihr, sie schilt Euch um ihr Weh?
Je nun — wenn wahr ist, was man spricht,
So dächt mich, Herr, sie haß' Euch nicht." —

Doch Christoph hatte sein nicht acht;
Er sprach: „Hält' ich's doch nie vollbracht!
Wenn ich des Toten arger Ränke,
Die er mir spann, mit Ingrimm denke,
Wie er mir feindlich nachgespürt,
Des Bruders Groll auf mich geschürt,
Dann mein' ich oft: „Bei Gottes Wunden,
Er hat gerechten Lohn gefunden!"
Doch wenn mich vor mir selbst verdammt
Das Leid, das meiner Chat entflammt,
So scheint mir alles Andre Trug,
Als daß er starb — und ich ihn schlug." —

Kopfschüttelnd sprach der treue Knecht:
„Ihr quält Euch selbst, da Ihr so sprecht —
Es fiel der Graf in offner Fehde,
Und eine Kriegsthat war's wie jede!
Ihr, Herr, der Unterdrückten Rächer,
Wacht ungerecht Euch selbst zum Schächer?
Ihr habt's nicht recht bedacht — gewiß —
Wie kärn' Euch solche Kümmernis?!"

Da sah Herr Christoph ernst auf ihn:

„Du hörtest, wes ich mich gezieh'n —
Scheint eitler Wahn Dir meine Reu'? —
Doch immerhin — Du bist mir treu,
Du möchtest mich nicht traurig sehen,
Wag's denn nach Deinem Sinn geschehen! —
Von andern Dingen reden wir:
Von Jagdlust und von Frauenzier,
Vom Lieben, das Dein Herz gewann —
Ei, schau mich nicht so zaghaft an —
Wähnst Du, ich seh' und wüßt' es nicht?" —

„Ach Herr, verzeiht" — sprach jener schlicht —
„Ihr spracht: Euch hab' in Euren Tagen
Noch für kein Weib das Herz geschlagen —
So wißt Ihr nicht, wie Liebe thut!
Wohl bin ich einem Mägdlein gut
Und wird nicht die Herzliebste mein,
Bleib' ich auf immerdar allein." —

Zur Seite blickt der Herzog still.
Was ihm sein Jäger lehren will,
Das lernt' er jüngst schon beim Turnei:
Wie heiß ein erstes Lieben sei! —
Dort aus der Menge grüßt' ihn licht
Ein holdes Jungfrau'nangesicht,
Das lächelnd seinen Blick empfing;
Woher sie kam, wohin sie ging,
Des hatt' er Kunde nie besessen. —
Er kann dies Antlitz nicht vergessen,
Und tadelt sich, daß er entbrenne
Für eine Maid, die er nicht kenne. —

Zum Jäger wieder spricht er schnell:

„Sei guten Muts, mein Waidgesell;
Empfängt Dein Lieb von Dir den Ring,
So sorg' ich für das Leibgeding!
Was stehst Du trüb und zweifelnd drein —
Wird noch so fern die Hochzeit sein?" —

„Ja — weil sie auch ein Andrer minnt,
Dem ist der Vater wohlgesinnt,
Ein Franke, der — — Pox, Kreuz und Stern!
Wer sperrt den Weg da meinem Herrn?!"

Er springt vom Roß mit zorn'gem Rufen,
Denn eben vor der Pferde Hufen
Steht, eh' sich's Herr und Knecht versah,
Der Bürenberger Konrad da;
Der grüßt den Herrn mit tiefem Beigen
Und spricht, da beide staunend schweigen:

„Erschein' ich, hoher Herr, Euch dreist,
Trägt Eure Heldenkraft zumeist
Die Schuld, daß ich Euch nah'n gemußt —
Seht: Männerkampf ist meine Lust;
In Wurf und Stoß, in Sprung und Lauf
Nehm' ich's mit jedem Andern auf. —
Dürft' ich mit Euch mich einmal messen,
Die hätt' ich höh'ren Stolz besessen.
Drum ist mein sehnlichstes Begehr:
Gewährt mir solchen Kampfes Ehr'."

Der Herzog lächelt in den Bart,
Ihn freut des Fremdlings kecke Art,
Doch er versetzt mit heit'rem Wort:

„Ihr seid nicht ganz am rechten Ort —
Wißt, Fremd: die mir verlieh'ne Stärke,
Die brauch' ich gern für solche Werke,
Wo's Ernst erheischt und Ritterpflicht,
Jedoch zu eitlen Scherzen nicht.
Ich bin — wollt mir das nicht vergessen —
Kein Kiefe, den man zeigt auf Messen.
Lebt wohl! Ich bleib', dafern es nötig,
Zu anderm Dienst Euch gern erbötig."

Er ritt fürbaß — und Konrad stand
Und sah ihm nach, bis er entschwand. —
Dann wandt' er sich, sah unwirsch aus,
Und ging nach Meister Heidolffs Haus.

Jung Philipp aber dacht' und sann. —
Ihn ärgerte der fremde Mann,
Er bracht' ihn nicht aus den Gedanken.
Die Sprache weist ihn aus als Franken —
Sollt' es wohl gar derselbe sein,
Der kommt, sein Lieb ihm wegzufrei'n?!
Der Jäger fühlt sich ganz verstört,
Er raunt, daß nur der Fürst es hört:

„Herr, gebt mir Urlaub, hört mein Flehen —
Wo Jener hingeht, muß ich sehen!"

Den Herzog däucht es wunderbar,
Doch wie er allzeit huldreich war,
Giebt er es zu mit leichtem Wink —
Und Philipp folgt dem Fremden flink.

Aus Bürenberg der Jungegselle

Digitized by Google

War mittlerweil' an rechter Stelle.
Zuerſt, da er in's Haus gekommen,
War ihm um's Herze ſchier beklommen —
Doch als er die beſtimmte Kranke
In ihrer Lieblichkeit erſchaute,
Ward er ſo froh wie nie bis jetzt.

So fängt er, züchtig und geſetzt,
Die Werbung an nach Brauch und Sitte,
Den Spruch beſchließend mit der Bitte:
Die Jungfrau wolle Hand und Mund
Ihm reichen zum beglückten Bund,
Und Meiſter Heidloff woll' ihn ſegnen.

Der ſteht und weiß nichts zu entgegnen
Und wünſcht ſich hundert Meilen fort. —
Statt ſeiner nahm die Maid das Wort
Und gab dem Werber klugs Beſcheid:

„Ehrſamer Herr, es thut mir leid —
Habt Dank! — doch ſag' ich ohne Scheu:
Ein Andrer hat ſchon meine Treu.“ —

Der fremde Freier ſtutzt und ſpricht:

„Erlaubt mir — anders weiß ich's nicht,
Als daß den eignen Namen ſchändet,
Wer bricht das Wort, das er verpfändet.
So bringt es Eurem Vater Schmach,
Reut der Verſpruch ihn hinterdrach.“

Er hat zu Ende kaum geſprochen,
Da tönt ein ungeſtümes Pochen,
Und unerwartet zu den Drei'n
Trat Philipp Springer ſchnell herein;
Der hörte noch der Rede Schluß
Und rief voll Grimm: „Fürwahr, ich muß
Mich wundern, Herr — wie könnt Ihr wagen,
Den Meiſter Heidloff anzuklagen?
Wenn hier der ehrbar frommen Maid
Ich lieber ward, als Ihr es ſeid,
So ſolltet Ihr, laßt Euch das lehren,
Die Hand nicht ohne Herz begehren!“

Zur Antwort giebt ihm Konrad ſcharf:

„Ich weiß wohl ſelber, was ich darf.
Euch ſtänd' es an: Ihr gingt nicht nach
Der Maid, die früher ſich verſprach.“

Und Jener drauf mit hechem Hohn:

„Was Euch anſtände, weiß man ſchon;
Ihr ſeid, ſo ſcheint es, gern im Wege!
Wie Euch die Luſt am Wettſtreit rege,
Bewies vorhin uns das Verlangen,
Womit den Herrn Ihr angegangen.
Viel Ehre würd's Herrn Chriſtoph bringen,
Mit Euch zu werben und zu ringen!
Er hat es zwar auf grünem Plan
Zur Übung oft mit mir gethan
Und ſprach, daß ich ihm faſt erreiche. —
Von Euch ſagt er wohl kaum das Gleiche.“

In Konrads Wangen ſteigt das Blut —
„Beſinnt Euch, eh' Ihr Schimpf mir thut!
Der Fürſt ſchlug's aus — das war ſein Recht —
Doch duld' ich nichts von ſeinem Knecht.
Des Herzogs Wein läßt zweifelhaft,
Ob gleich der ſeinen meine Kraft;
Euch aber zeigt' ich, meiner Treu,
Wohl bald, daß ich der Stärk're ſei.“

Dem Jäger kam es juſt zu paß.
Er rief: „Mit Freuden will ich das:
Laßt uns're Kraft uns denn vergleichen!
Des Kampfes Ausgang ſei das Zeichen,
Wer von uns beiden eher wert,
Die Braut zu frei'n, die er begehrt!“ —

Da ſprach der Alte, der gar bang
Zuvor belauſcht des Streites Gang,
Indem er froh die Hände rieb:

„Ja, hört, das iſt mir recht und lieb!
Es haben, weiß ich, ſchon die Alten
In gleichem Fall es ſo gehalten:
Die Schönheit iſt der Stärke Preis.
Und alſo drückt mich armen Greis
Auch der Entſcheidung Laſt nicht mehr,
Die einem Salomo zu ſchwer.“ —

Doch Gertraud rief in zorn'gen Thränen:
„Wie mögt Ihr Zwei nur ernſtlich wähnen,
Es dürf' auf meine Minne hoffen,
Wes Kraft den Andern übertroffen?
Ich bin nicht ſo voll Eitelkeit,
Zu wünſchen ſolchen thör'gen Streit.“

Umſonſt! — Des Mädchens Wort verfliegt;
Ein Jeder dünkt ſich ſchon beſiegt,
Ließ' er Beren'n und Andern merken!
Der Alte hilft, ſie zu beſtärken —
Zum Kampf beſtimmt ward Zeit und Ort,
Dann ſtürmen beide haſtig fort! —

•

Als Philipp aus dem Hauſe trat,
Zu Ende war die Meſſe grad;
Er ſah von fern Herrn Chriſtoph nah'n
Und brach ſich durch die Menge Bahn.

„Herr“ — ſprach er — „ſehr zu meinem Frommen
War's, daß ich Urland juſt genommen,
Denn jener ungereiſte Fant,
Dem ich ſo eilig nachgerannt,
Ihn konnt' ich eben recht ertappen,
Bemüht, mein Lieb mir wegzuſchnappen,
Mein herzig Lieb! — Schaut Ihr ſie bloß,
Kein Lob erſcheint Euch dann zu groß;
Ei jetzt — wollt Ihr das Haupt nur drehen,
Seht Ihr ſie noch am Fenſter ſtehen!“

Der Herzog blickt am Haus empor.
Wer gaukelt ihm dies Trugbild vor?!
Sie iſt es, der er ſtets gedacht,
Die ſeines Herzens Glut entfacht,
Als im Turnierhof, ſchnell gefangen,

Digitized by Google

Sein Blick an ihrem Reiz gehangen.
Im Leben noch begehrt' er nie
Ein ander Weib als einzig sie,
Die er ein einzig Mal erschaut —
Und sie ist seines Dieners Braut! —

Des Herzogs dunkle Augen flammen,
Er preßt die Lippen herb zusammen:
Und wär' sein Herz zum Tode wund,
Verraten dürft' es nie sein Mund!
Gleichgiltig spricht er: „Sie ist schmuck.“ —
Sein Pferd gewandt mit hast'gem Ruck,
Sprengt er zur Burg in scharfem Trab.
Der Seinen Dienste weist er ab
Und hält sich im Gemach verschlossen. — —

*

Die Tage, die fortan verflossen,
Die waren grau und trüb und schwer;
Der Jäger dachte hin und her,
Was ihm des Herren Gunst verscherzte.
Er wußt' es nicht, wie's ihn auch schmerzte.
Nicht wie bislang Herrn Christophs Art,
War mehr sein Stolz mit Huld gepaart;
Wenn er nicht strafte gleich noch schalt,
Doch schien er herrisch, finster, kalt.
Und als es Philipp einst gewagt,
Dem Herzog schüchtern angesagt
Vom Kampfspiel und vom Widerpart,
Von dem Entscheid, der seiner harrt —
Da hatte, eh' er noch geendet,
Der Fürst sich schweigend abgewendet.

Doch als der elfte Tag entschwand,
Kam Gertraud an des Vaters Hand
Und Philipp und sein Kampfgenoß
Zu einer Mauer hinterm Schloß.
Die Männer sind voll Streiteslust;
Schön Gertraud steht in tiefster Brust
Um Sieg für ihres Liebsten Kraft. —
Mit Müh' ward da herbeigeschafft
Ein schwer gewichtig Felsenstück,
Vier Spannen lang, vier Spannen dick.
Und also ward es ausbedungen:
Daß, wer am höchsten vorl gesprungen
Und wer von beiden obenein
Am fernsten schleuderte den Stein,
Der habe sich die Braut gewonnen! —

Und mit dem Sprunge ward begonnen. —
Sie warfen ab die Oberkleider,
Gar stattlich war das Anseh'n beider. —
Zuerst trat Philipp auf den Plan;
Er maß geübten Blicks die Bahn,
Der Liebsten nickt' er leise zu —
Und frisch zurück — und sprang neun Schuh!

Doch Konrad nahm nun seinen Schwung
Und that mit Macht den zweiten Sprung —
Zehn Schuh und halb war er gesprungen! —
So ist der Sieg ihm fast errungen!

Der Jäger, der vor Schrecken blaß,
Er stammelt: „Wie geschah mir das!“ —

Der Sieger drauf: „Gebt Euch zufrieden —
Erst durch den Steinwurf wird's entschieden.“

Doch eh' der Wettkampf weiter geht,
Da — zwischen beiden Freiern steht
Hoch, wie der Engel des Gerichts,
Herr Christoph, ernsten Angesichts.
Er steht und spricht: „Vor kaum zwei Wochen
Habt, Konrad, Ihr zu mir gesprochen,
Nicht größ're Ehr' könn' Euch geschehen,
Als mich im Kampfe zu bestehen.
Da sagt' ich Nein — doch andern Sinns
Ward ich seither — genug, ich bin's,
Der nun begehrt: laßt mit Euch Zwei'n
Mich heut' den dritten Kämpfer sein,
Daß ich den Stein hier werf', und springe
Mit gleichem Anrecht und Bedinge!“ —

Wohl ist's den beiden Werbern leid;
Sie seh'n zu Boden — auf die Maid —
Nach Vorwand suchend, welcher fange.
Doch etwas liegt in Christophs Auge,
Was Jeden bannt und Jeden beugt.
Und Konrad spricht: „Nun Herr, bezeugt:
Zu schähen wiss' ich solche Ehr',
Wird gleich der Sieg mir doppelt schwer;
Den ich bereits mir halb gewann,
Den hohen Preis wag' ich daran.“

Und Philipp weist mit stummem Beigen
Die Mauer, wo zwei Nägel zeigen,
Wie hoch von ihnen Jeder sprang.
Der Herzog schaut und prüft es lang —
Sie fragen: „Herr, befehlt Ihr jetzt?“ —
Er spricht: „Ich warte bis zuletzt.“

Der Stein, der ungefüg dort lag,
Nur stärkste Manneskraft vermag
Von seiner Stelle ihn zu bringen,
Wie erst in Lüften ihn zu schwingen!
Doch Philipp ferrt, den Arm gespannt,
Von Liebesangst und Wut entbrannt,
Den Block empor und wirft mit Macht —
Auf zween Spann hat er's gebracht:
Ein starker Wurf! — Wer käm' noch weiter?!

Doch Konrad stellt sich an als Zweifer;
Fest aufgestemmt, in hellem Trotz,
So schleudert er den mächt'gen Klotz
Drei Spannen weit! — O weh: verloren
Hat, den sich Gertrauds Herz erkoren!

Die junge Maid, die leise jammert,
Hält ihren Vater fest umklammert,
Der preßt sie tröstend an die Brust —
Und Philipp, seiner kaum bewußt,
Blickt starr nach ihr, die er verlor.

Da tritt Herr Christoph noch hervor.
— „Nun kommt's an mich.“ — Er ringt sodann
Sich rückwärts, spannt die Glieder an
Und springt, was Keiner noch vorher:
Zwölf Schuh! — Fürwahr, das kann nur er!

Digitized by Google

Als sich der Fürst zum Sprung gebucht,
Da durch des Jägers Seele zuckt
Erkenntnis, die ihn übermannt:
Sein Herr ist für sein Lieb entbrannt! —

Konrad indes folgt atemlos
Mit Aug' und Sinn dem Herzog bloß,
Der, als er so den Sprung vollendet,
Sich ruhig nun zum Steine wendet —
Er sieht auf Gertraud, hat die Last
Des Steins mit einem Griff gefaßt
Und wirft ihn, daß er weithin fliegt —
Fünf Spann! — —

Herr Christoph hat gesiegt! —

Die kleine Schar faßt Schreck und Schauer.
Voll Grimm lehnt Konrad an der Mauer,
Die Waid ist weiß und kalt wie Schnee,
An Philipps Brust wühlt Todesweh;
Und stumm fragt Jeder sich im Kreis:

„Begehrt er nun den Kampfespreis?
Was wird der starke Herzog thun?" —

Er läßt den Blick auf Gertraud ruh'n,
Sieht, wie sie schwebt in Leid und Pein —
Sie liebt den Einen nur allein. —

Und sieh, der Herzog spricht zu Allen:

„Da mir die Jungfrau zugefallen
Nach Kampfesrecht als Siegespfand,
So schalt' ich frei mit ihrer Hand
Und will, daß der sie nur gewinne,
Dem sie sich giebt mit freier Minne —
Komm, Philipp, da ihr Herz Dich kürt —
Nimm hin die Braut, die Dir gebührt!" —

Das Paar, so ungeahnt vereint,
Es zweifelt, jubelt, lacht und weint —
Derweil sie sich umschlungen halten,
Spricht Herzog Christoph zu dem Alten:

„Damit Euch Philipp nicht gering
Dünkt neben dem, der Euch entging,
So statt' ich mit dem Jägerhaus
Am Hochschloß ihn als Förster aus
Und geb' dazu ihm reichen Lohn,
Drum grüßt ihn freudig nun als Sohn!" —

Doch da in heißem Dankesdrang
Das Paar des Fürsten Knie umschlang,
Schob er die Beiden sänftlich fort
Und wehrte jedem Dankeswort.

Zu Konrad aber sprach er: „Traun,
Ihr sollt mir nicht so finster schau'n —
Erwägt, welch Glück dem Manne bringt
Ein Weib, des Herz er nicht bezwingt? —
Gebt mir die Hand — was auch geschah:
Ihr seid so stark als ich binnah',
Laßt Euch dies Wort Genüge sein!" —

Und Konrad fand sich klug darein;
Des Kampfes Ehre hielt er wert
Und nahm ein Weib, wie er's begehrt,
In Bürenberg zur selben Zeit,
Als Philipp Gertraud sich gefreit. —

Und wer da will zum Schloßhof geh'n,
Der kann den Steinblock selber seh'n:
Im Chorweg liegt er an der Stelle.
Die Inschrift auch ist bei der Stätte,
Die heut' noch meldet Alt und Jung
Von Herzog Christophs Wurf und Sprung.

Nun wüßte wohl noch mancher gern,
Wie's fürderhin erging dem Herrn;
Er blieb daheim zwei weil're Jahr,
Nur ernster, als er eh'mals war.
Dann trat er einst Herrn Albrecht an,
Den er zu bitten so begann:

„Thut, Bruder, eines mir zu lieb —
Wach ward mein alter Wandertrieb,
Zum heil'gen Lande laßt mich fahren."

„Wohl, geht, und mög' Euch Gott bewahren!" —
So sprach der Fürst, und mancher Mann
Bot zum Geleit dem Herrn sich an.

In München war man des nicht froh,
Daß aller Aug' der Liebling floh;
Den Rittern trug man auf und Knechten,
Daß sie ihn heil nach Hause brächten. —

In Tripolis stieß er vom Strand;
Ihn trug das Schiff ins heil'ge Land.
Er ritt durch grüne Palmenhecken
Und durch der Wüste toten Schrecken,
Und zu den heil'gen Stätten allen
Sah man ihn voller Andacht wallen. —
Auf Rhodus aber, da geschah's,
Daß er der Vorsicht gar vergaß —
Ein kaltes Bad, ein eis'ger Traun
Nach heißem Ritte macht' ihn krank.
Und angstvoll brachten seine Ritter
Den Herrn ins Haus der Johanniter,
Wo immerdar aus fremden Landen
Die Siechen fromme Wartung fanden
Und Ärzte, die man hundig pries. —
Der Ordensmeister, der verhieß,
Er sende zu dem kranken Degen
Ein Weib, mit Sorgfalt fein zu pflegen;
Die Ritter hießen's freudig gut —
Der Herzog stöhnt in Fieberglut. —

Ein hohes Weib betritt den Raum —
Der Herzog traut den Augen kaum!
Wie sieht die Frau, so schlank und bleich,
Des Absnbergers Wittib gleich —
Sie ist's! — Er zittert, da sie naht:
Das Deutmat jener einen Chat,
Der Christoph sich zu schämen hätte,
Steht hier an seinem Sterbebette. —

Er sprach und hielt das Haupt gesenkt:

„Euch, Frau, hab' ich schwer gekränkt,
Und tragen muß mein Herz die Last,
Wenn Ihr dafür mich grimmig haßt.

Digitized by Google

Vielleicht doch könntet Ihr vergeben,
Hört Ihr, wie glücklos war mein Leben. —
Ich hab' so manchen Kampf gewagt
Und Kampfeswerd doch nie erjagt:
Das Recht zum Thron ging mir verloren,
Da ich als jüng'rer Sohn geboren —
Und wie dem Bruder Kron' und Land,
Gab ich des liebsten Weibes Hand
Von selbst dem mind'ren Manne hin. —
Nun bleibt mein einziger Gewinn,
Was keine Kriegsthat kauft hienieden:
Das ew'ge Reich und Gottes Frieden!
Ich weiß, ich bin dem Tod geweiht;
Drum nochmals bitt' ich Euch: verzeiht!" —

Er sinkt aufs Pfühl und schweigt ermattet.
Den Schleier, der ihr Haupt beschattet,
Schlägt da die Fraue sacht zurück
Und spricht: „Ihr raubtet mir kein Glück;
Gott weiß, ich hab' Euch nie gegrollt.
Wie ich gedurft und wohl gesollt,
Und macht' Euch gerne jetzt genesen.
In Eurem Auge stand zu lesen,
Daß Ihr gelitten viel und sehr,
Doch les' ich auch darin die Lehr',
Daß rittertich vor Allen kämpft,
Wer eignen Herzens Aufruhr dämpft!
Mir war sie alt — Euch ist sie neu. —
Ihr habt nicht Grund zu Scham noch Reu',
Und könnt durch Freundschaft Ihr gesunden,
So denkt: Ihr habt sie nun gefunden." —

Der Herzog lächelt sanft und fühlt,
Wie sie die Stirn ihm sorglich kühlt;
Schon wirrte sich sein Denken wieder,
Das Fieber schüttelt seine Glieder. —

Die Frau, sie pflegt ihn Tag und Nacht,
Doch zwang sie nicht des Übels Macht.
Nach einem Priester ließ er senden,
Die heil'ge Wegzehr ihm zu spenden,
Und wie die Zeit gemach verrann,
Da kam ihn große Schwäche an. —

Frau Martha sah es und empfand,
Daß mit dem Tag sein Leben schwand!
Sie winkte still herzu die Seinen,
Die drängten mit verhalt'nem Weinen
Sich leise um das Lager her. —

Der Herzog liegt und atmet schwer.
Er schaut nach draußen — glutrot blinkt
Die Sonne, die im Meer versinkt. —
Man hört die Flut gewaltig rauschen —
Herr Christoph spricht: „D helft mir lauschen!
Ist das der fremden Woge Laut? —
Licht doch — die Aar rauscht so traut —
Seht Ihr der Berge dunkle Tannen?
Wir kehren heim, getreue Mannen! —
Frau Martha — habt mir tausend Dank! —
Nein, laßt mich zieh'n — bin nicht mehr krank —
Das Hochschloß — seht! — am Felsenrand —
Gegrüßt, gegrüßt, mein Heimatland!" — —
Sein Atem stockt, sein Blick wird trüber. —

Der starke Herzog ging hinüber. —

•

Die ihn im fernen Land begraben
Und weinend dann sich heim begaben,
Die brachten von dem Trauerritt
Des Herzogs Schild nach München mit. —
Und heut noch am Georgitag
Muß beim Georgiritter-Schlag,
Wer neu zum Orden will gehören,
Auf Christophs Schild den Eid beschwören.
Der Himmel mög' es fürder walten,
Daß alle Baierritter halten
So blank den ihren immerdar,
Wie der des starken Herzogs war! —

Heldenträume.

Jagst Du tagsüber auf mutigem Pferde
Jauchzend durch leuchtende Länder der Erde;
Führst in den Kampf eine treue Gemeinde,
Fellest die schwarzen, die tückischen Feinde;
Schlägst, begünstigt von lächelndem Glücke
Älteste Throne spielend in Stücke;
Fühlst, wie die wachsenden Kräfte Dich zwingen,
Immerzu nach dem Höchsten zu ringen:

Wenn es dämmert, senke die glänzenden Flügel;
Suche die Ruhbank auf einsamem Hügel.
Dort magst Du träumend die Augen schließen,
Die tiefsten Wunder der Welt zu genießen.
Bald fächelt und kost es um Deine Wangen:
Das Märchen kommt über die Wiesen gegangen;
Gebietend winkt es dem sinkenden Tage.
In Winkeln und Weiten regt sich die Sage:
Die Lixlein erwachen aus süßesten Träumen,
Die Elbchen huschen hervor aus den Bäumen,
Und aus den Höhlen und Klüften der Berge
Trippelt das Völchen der hilfreichen Zwerge.
In schmeichelnden Lüften ein seliges Singen;
Von fernher ein Hämmern, wie Glöckleinklingen,
Im nahen Bach ein vertrauliches Rauschen;
Im Laub ein Geflüster, ein Küsse-Tauschen — —
Und das Märchen kommt über die Wiesen gegangen,
Und Du breitest die Arme in kühnem Verlangen —
Jetzt fühlst, jetzt umschlingst Du die blaue Gestalt,
Und liebend schenkt sie Dir Kraft und Gewalt
Für kommender Tage frohteste Thaten
Und läßt Dich die goldene Zukunft erraten.

So träume, Du Held, von leuchtender Ferne!
Ob Deinen Träumen wachen die Sterne. —

Hans Rudorff.

Digitized by Google

Edith.

Drama in einem Aufzug von **Paul Wertheimer.**

„Wovon Einer lebt, dafür stirbt er."
Ellen Key.

Personen:

von Löhner, Industrieller.
Frieda, } dessen Töchter.
Edith, }
Baron Max Lorenz, dessen Schwiegersohn.
Charlotte, Ediths Gesellschafterin.
Ein Arzt.
Stephan.

Ort der Handlung: Nizza. An einem Frühlingsabend.

Elegantes Hotelzimmer im Hochparterre. Teppiche. Schwere, dunkle Portieren. In einer Ecke Blumentisch mit Palmen. Ein paar Büsten und Vasen. Fauteuils. Ein Diwan. Zwei Seitentischchen. Ein Glasschrank links im Hintergrunde, einen Erker abschließend. Eine Mitteltüre mit einem Vorhang, von der aus Stufen in einen Garten führen. Links eine Tapetentüre und eine Seitenthüre, rechts zwei Seitentüren. Links und rechts vom Zuschauer.

von Löhner. Der Arzt.

Löhner ist eine stattliche Erscheinung. Mitte der Fünfzig. Geaumelierter Bonhomie. Gesucht elegantes Auftreten. Selbstbewußtes Wesen, zurückhaltend. Manchmal hervorbrechende Heftigkeit. **Der Arzt:** Dreißiger, ernst, oft leise ironisch.

Löhner. Welche Aussichten geben Sie nach der Untersuchung, Herr Doktor?

Der Arzt (mit gedämpfter Stimme, sich umsehend.) Ist niemand da? .... (sich abermals umsehend.) Wo ist Edith?

Löhner (mit einer Handbewegung zur Mitteltüre.) Draußen .... im Garten. (Dringend.) Ängstigen Sie mich nicht länger, Herr Doktor, so reden Sie doch.

Der Arzt (verlegen achselzuckend.) Man kann da wenig Bestimmtes sagen. Ediths Zustand gehört zu jenen, die uns Ärzten unsre ganze Ohnmacht der Natur gegenüber empfinden lassen. (Tonwechsel.) Eine erworbene Herzkrankheit, eine Hypertrophie des Herzens, — da spielen dunkle seelische Vorgänge mit. ... Wir können bei diesen Erscheinungen die Ursache oft nur erraten. .... Es ist zumeist jahrelange innere Erregung. (Kleine Pause.) Womit beschäftigte sich Edith?

Löhner (gleichgiltig.) Womit sich ein Mädchen eben beschäftigt. Sie las sehr viel .... Und sie trieb Musik. Das, glaube ich, mit besonderer Vorliebe.

Der Arzt (leise ironisch.) Sie glauben?

Löhner (mit einiger Verlegenheit.) Nun ja, ... ich konnte mich ihr nie viel widmen.

Der Arzt. Und Ihre Frau?

Löhner (gezwungen.) Meine Frau starb bald nach Ediths Geburt.

Der Arzt (ablenkend.) Und haben Sie an Ihrer Tochter niemals vorher — ich meine bevor das Leiden bemerkt wurde — besondere Gemütserregungen wahrgenommen?

Löhner (verlegen.) Vorher? .... (Zögernd.) Nun ja, allerdings .... Aber ich weiß nicht —

Der Arzt (kurz.) Bitte erzählen Sie mir alles.

Löhner (anfangs noch immer zögernd.) Nun, es war da in unserem Hause ein junger Mann, so ein (mit einer Handbewegung) ... ein Phantast. Ein Ingenieur, von dem ich mir vieles erwartet hatte. (Erzählend.) Man weiß ja, wie das mit jungen Leuten in großen Betrieben geht. Man läßt sie ausbilden; man zieht sie sogar ins Haus. (Pause.) Er war ein Phantast. Ich hab' Ihnen das schon gesagt. Sie kennen ja den Typus: sehr begabt, aber für das geschäftliche Leben unmöglich. Las und grübelte unaufhörlich. Schwärmte für Wohlfahrts-Einrichtungen, Volksbibliotheken — dabei können wir nicht bestehen ... Sie waren oft beisammen. Er schien sie zu interessieren. Sie suchte seine Gesellschaft. (Mit plötzlicher Heftigkeit.) Mir war das immer widerwärtig, dieses Heimlichthun .... Und überhaupt — es hat mir nicht gepaßt. Da hab' ich der Sache rasch ein Ende gemacht. Wenn sich so einer übernimmt, wirft man ihn hinaus. Es gab eine Szene. Er verließ das Haus. Ging nach Amerika, suchte seine Utopien dort. (Ruhiger.) Über das alles hat sie sich damals sehr aufgeregt. Von dieser Zeit begann es: Verstimmungen, Müdigkeiten. Manchmal bemerkte ich: sie hatte geweint .... (Leicht.) Nun, ich habe das nicht sehr ernst genommen — am Anfang. Man weiß ja, wie Frauen sind. Sie weinen um ein verdorbenes Kleid, um einen verregneten Nachmittag, um eine „Stimmung" — um nichts. Soll man sich darüber Gedanken machen? ..... (Erregt.) Und auf einmal muß ich erfahren, daß das ein ernsthafter Zustand geworden ist. Und dieses Leiden selbst — eine Hypertrophie des Herzens, sagten Sie, — man kann es nicht fassen, es hat keine Gestalt ....

Digitized by Google

(plötzlich erschüttert.) Nur das eine weiß ich: ich kenne das schreckliche Ende dieser Krankheit — sie wird mir zusammenbrechen eines Tages, ich höre ihren Schrei, ich sehe ihr Gesicht — —

Der Arzt (mit ergriffen.) Fassen Sie sich. (Rasch.) Wenn man Edith mit Vorsicht behandelt, wenn man jede Erregung von ihr ferne hält, vor allem: wenn man sie (mit Nachdruck) wenigstens für die Zukunft vor jedem leidenschaftlichen Gefühl behütet, dann — sowie die bedenklichen Jahre vorüber sind — besteht wohl keine Gefahr mehr. Ihre Sorge muß sein, (herüber höhnend Schulter leicht mit der Hand:) heitern Sie Edith auf!

Löhner (wieder heftig.) Ich thue ja ohnedies nichts anderes als dies. Wir verbringen den Winter im Süden, die heißen Monate in der Schweiz. Ich habe keinen ruhigen Augenblick, ich habe kein Heim. Meine Unternehmungen stocken — der drohende Grubenausstand in Mähren, Sie haben wohl davon gehört — nun — ich bin in erster Linie davon betroffen. (Nach einer Depesche auf dem Tisch greifend.) Die Depeschen lauten immer ungünstiger. Alles stockt. Was ich in so vielen Jahren aufgebaut habe, stürzt zusammen und ich, ich sitze hier und heitere meine Tochter auf!

Der Arzt (achselzuckend.) Und doch, es giebt keinen anderen Weg!

Löhner (mit einer Geste.) Und gerade mich muß dieses Unglück treffen!

Der Arzt (begütigend.) Edith ist keine Ausnahme. So sind ja die jungen Mädchen fast alle .... Edith ist wie die andern, nur noch zarter, empfindlicher .... Die anderen sind nur blutleer und bleichsüchtig: Edith ist herzkrank geworden .... (eindringlich.) Ich kann Ihnen nur eines raten: (stark.) Schließen Sie Edith nicht so ängstlich vom Leben ab. Lassen Sie sie andere als immer nur Ihre Kreise kennen lernen.

Löhner (entschieden.) Wozu das? Wir haben sie bis jetzt behütet — bei jedem Schritt. Ich bin nicht blind. Ich kenne die Gefahren, denen ein Mädchen aus unseren Kreisen ausgesetzt ist —

Der Arzt (nachdrücklich.) Aber dieses Leben in fortwährender Sehnsucht der jungen Mädchen der Gesellschaft untergräbt deren gesunde Empfindung — und wenn sie mit einemmal aus alle dem gerissen werden und erwachen, wenn sie von dem ergriffen werden, was sie herbeisehnen und was zu fürchten sie man stets gelehrt hat —: von einem wirklichen Gefühl: dann, ich muß Sie warnen, bei Edith steh' ich für nichts ....

Löhner (sehr erregt.) Aber um Gotteswillen, — was ist da zu thun?

Der Arzt (ermessen.) Suchen Sie Edith näher zu kommen. Führen Sie sie in die Wirklichkeit zurück, aber ohne Erschütterung, mit Vorsicht. (Mit Nachdruck.) Seien Sie vorsichtig. (Ruc.) Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. (Greift nach seinem Hut.)

Löhner (ihm die Hand drückend.) Ich kann Ihnen nicht genug für Ihre Teilnahme danken, Herr Doktor.

Der Arzt (abwehrend.) Das ist nur meine Pflicht (wendet sich zur Thüre.) (Einen Schritt zurücktretend.) Und überdies — (leicht lächelnd.) Sehen Sie, Herr Löhner, auch wir „ernsten Männer" haben manchmal unsere Liebhabereien. Die meinen sind: die sozialen Wissenschaften. Die Mängel im Organismus der Gesellschaft hängen ja so sehr zusammen mit den Leiden meiner Patienten. Fräulein Edith nun, das junge Mädchen, das alles in Überfülle hat, dabei doch von irgend etwas gequält wird, ihr Verhältnis zu ihrer Umgebung: sehen Sie, das alles scheint mir fast ein typischer Fall. Und nun (will sich verabschieden), ich habe noch einen Besuch vor, hier im Hotel. (Verabschiedet sich.) Einstweilen auf Wiedersehen.

Löhner. Auf Wiedersehen! Und nochmals besten Dank.

(Ab durch die erste Seitenthüre rechts.)

(Kurze Pause. Gleich darauf kommt **Charlotte** langsam aus der Tapetenthüre links, diese schließend. Sie hält einen Shawl in der Hand. **Charlotte** ist eine schmale, dürftige Gestalt, dunkel gekleidet. Gedrücktes Wesen.)

Löhner (der dem Arzte nachgesehen hat, sich zu Charlotte wendend.) Ah, Sie bringen den Shawl für Edith. Ist es denn draußen schon so kühl?

Charlotte. Das eben nicht, Herr Kommerzialrat. Es sind ja schon die schönen, warmen Frühlingsabende. Aber Edith ist so empfindlich gegen kühle Luft .... (Wendet sich zur Mittelthüre.)

Löhner (in Gedanken, dann plötzlich.) Fräulein Charlotte!

Charlotte (bleibt in der Thüre stehen, wendet sich um.)

Löhner (gezwungen.) Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen: Edith —

Charlotte (zusammenzuckend.) Hat sich der Arzt ungünstig geäußert?

Löhner (verlegen.) Das gerade nicht. Aber — (ausbrechend.) Das Leiden ist noch immer da: Sie wissen, Edith muß, wenn nur irgend möglich, die tiefste Ruhe haben. Jede Leidenschaft muß von ihr ferngehalten werden. Ein Augenblick der Erregung —! (die Hand zusammenpressend.) Nein, sie wird mir nicht sterben — —!

Charlotte (mit gepreßter Stimme.) Das also hat der Arzt gesagt?

Löhner (leidenschaftlich.) Sie soll mir nicht sterben!

Charlotte (in steigender Angst.) Nein, nein ..... Nur das nicht .... Nur das nicht .... (Vor sich hin.) Ich werde wieder in den Bureaux herumsitzen und in den Vorzimmern warten. Und wieder betteln .... um eine Stelle .... um irgend etwas .... (Zusammenzuckend.) Wieder hinaus müssen, wieder kein Heim haben ....

Edith (die Mittelthüre von außen halb öffnend, in das Zimmer rufend.) Charlotte, bringen Sie mir die Mappe .... da .... rechts .... (Charlotte nimmt eine Zeichenmappe von einem Tischchen, wendet sich zur Mittelthüre.)

Löhner (zu ihr leidenschaftlich tretend.) Helfen Sie mir Edith erhalten! Sie werden in meinem Hause immer ein Heim haben, solange Sie mir Edith erhalten. Gehen Sie jetzt.

Digitized by Google

Edith (von draußen rufend.) Charlotte.

Charlotte. Ja .... Ich komme schon .... (Geht rasch durch die Mittelthüre.) (Kleine Pause.)

(Öffnet die Tapetenthüre links. Man sieht in ein kleines, elegantes Boudoir. Frieda setzt sich vor einen Toilettespiegel; sie ist im Frisiermantel, gepudertes Haar. Sie spricht aus der halboffenen Tapetenthüre.)

Bist Du schon fertig, Papa?

Löhner (sich der Tapetenthüre nähernd, mit einem Blick zur Mittelthüre. Zerstreut.) Gleich, mein Kind, gleich.

Frieda (während sie frisiert wird.) Ich freue mich diesmal wirklich. Ein Frühlingsfest in Nizza — das ist doch einmal etwas anderes. Und getanzt wird dann auch ....

Löhner (wie früher.) Ja .... ja ....

Frieda (nach einer kleinen Pause.) Hat niemand Blumen für mich abgegeben?

Löhner (wie früher.) Heute noch niemand.

Frieda. Ist der Max schon zurück?

Löhner. Noch nicht.

Frieda (energisch.) Dann mußt Du Dich gleich fertig machen, Papa. (Ungeduldig.) Wer wird mich denn begleiten? Bis der Max zurückkommt —!

Löhner (gequält.) Aber Edith — wir können sie doch nicht allein lassen! Und mit darf sie nicht; es ist ihr ausdrücklich verboten.

Frieda (leichthin.) Edith ist sehr zufrieden, wenn man sie allein läßt. (Dringender.) Also bitte, Papa, beeile Dich. (Schmeichelnd.) Ich gehe ja immer am allerliebsten mit Dir irgend wohin. Dann komm' ich mir noch so ganz jung vor. (Sich erhebend.) So — (der Frisiermantel wird ihr abgenommen.) Jetzt das Kleid (in ihr Zimmer sprechend.) Das lichte? Nein .... das heliotropne! (Das Kleid wird ihr herübergereicht. Sie schließt die Thüre.) (Kleine Pause, während welcher sich der Nachglanz des Sonnenunterganges über die Bühne verbreitet. Beginnende Dämmerung. Die Mittelthür wird von Charlotte geöffnet. Edith tritt hervor, gleich darauf Charlotte. Edith ist achtzehnjährig, zarte, sehr sensitive Gestalt. Röthlich blondes Haar, zu einem Knoten zusammengerafft. Weiße, schmale Hände. Um den Hals ein Spitzentuch.)

Löhner (ihr entgegen.) Na, da bist Du ja. (Geschäftig.) Genug geschwärmt? (Löhner und Charlotte stehen abseits. Charlotte hält den Shawl noch in der Hand.)

Edith (tritt an das Fenster, zum Meer hinblickend.) Ja, es war so schön .... Es ist hier so wunderschön in Nizza .... Rückwärts .... die Berge, dunkel violett, und da das Meer, silberhell und ruhig mit den vielen Segeln und dem Rauch der Dampfer .... (vor sich hin.) O, wenn man sich so hinaustreiben lassen könnte, weit, weit hinaus .... (mit einem Blick hinaus.) Dieser Himmel! .... Und die Blumen überall, die vielen Blumen .... Da .... im Garten .... die Orchideen und Palmen, Orangenblüten und Rosen, Rosen, wohin man schaut ... (leise.) O, es ist so wundervoll, da draußen zu sitzen, ganz allein, zu warten bis die Dämmerung kommt (die Hände zusammenpressend sie sich.) Das alles einmal gefühlt, so ganz in sich aufgenommen haben .... diese Schönheit — wie das alles verschwimmt, Meer, Luft und Berge — .... dann, dann hat man doch nicht umsonst gelebt. (Sie blickt verloren vor sich hin. Kleine Pause.)

Edith (plötzlich.) Du hast mir solange nichts von Mama erzählt .... Ich denke jetzt so oft an Mama .... Ist es wahr, was Frieda sagt: daß ich ihr jetzt ganz ähnlich sehe?

Löhner (gequält.) Ich erschrecke oft, wie ähnlich Du ihr bist.

Edith. Hat Mama auch Blumen und Musik so gern gehabt?

Löhner (trocken.) Ja, sehr gerne.

Edith (leise.) Und ist Mama .... leicht gestorben?

Löhner (nachdenklich.) Sehr leicht ....

Charlotte (näher tretend mit leisem Vorwurf.) Wo sind Sie denn wieder mit Ihren Gedanken, Fräulein?

Edith (schreckt mit einemmal zusammen; fährt sich mit der Hand über die Stirne.) Ach .... ja ....

Löhner (ungeschickt fürsorglich.) Ist Dir nicht ganz wohl, Edith?

Charlotte. Sie sollten nicht so lange allein draußen bleiben. Es wird auch immer so kühl .... gegen Abend.

Löhner (heenger.) Du hast Dich gewiß wieder erkältet.

Edith (anfangs ruhig, dann gereizter.) Erkältet .... Das hat jetzt kommen müssen, natürlich. (Abgewendet, leise.) Ich weiß ja immer voraus .... jeden Augenblick, was man mir im nächsten sagen wird .... Und immer ist es das, was ich am wenigsten ertrage. (Heftiger gegen Löhner.) Alles wird mir zerstört —!

Löhner (will aufbrausen, bezwingt sich.) Ich meinte ja nur —

Edith (müde.) Jetzt ist es freilich vorbei .... Wenn man den Reiz einer Stunde zerstört .... (Bedauernd durch ein Wort, durch ein Lachen, durch eine Bewegung der Hände — das ist ja so, als ob etwas Liebes sterben würde ....

Löhner (mit einem Blick zu Charlotte.) Aber errege Dich nicht, Edith, ich bitte Dich.

Charlotte (wieder näher tretend.) Sie müssen sich schonen, Fräulein, um unser aller willen.

Edith (abgewendet.) Schonen, immer schonen — (ganz leise) sich zu Tode schonen! .... (plötzlich.) Ich will heute mit auf das Fest!

Löhner (entschieden.) Nein, Edith, das geht nicht, unmöglich. Der Lärm, die Erregung, die vielen Menschen — das könnte Dir schaden. (Zögernd.) Es wird dann auch getanzt. Und Du darfst nicht tanzen. Du weißt es. — (Eigensinnig.) Du mußt Ruhe haben.

Edith (macht eine abwehrende Bewegung.)

Frieda (aus der Tapetenthüre rufend.) Charlotte.

Charlotte (begleitet sich in Friedas Zimmer.)

Löhner. Da — (greift in die Tasche und entnimmt derselben ein Perlencollier) da hab' ich etwas, das Dir Freude machen wird. (Giebt es Edith.)

Edith (betrachtet es bewundernd.) Das ist herrlich!

Löhner. Es ist eine venezianische Arbeit.

Edith (nimmt das Collier um.) Wenn ich so mitkommen könnte.

Digitized by Google

Löhner (ärgerlich.) Aber Du verlierst doch nichts an diesem Fest!

Edith. Das Fest ist es ja gar nicht. Aber ich wäre frei einen ganzen Abend! (Nachdenklich.) Wer weiß, was ich da erleben könnte! neue Menschen, neue Schicksale!

Löhner (scharf.) Das versteh' ich nicht. (Gereizt.) Ich versteh' Dich überhaupt nicht mehr.

Edith (mit ausbrechendem Gefühl.) Das ist es eben. Das ist es ja das Furchtbare. Wir reden, reden immer fort: von der Gesellschaft, Theater, Hochzeiten, Bällen; aber wir haben einander nichts mehr zu sagen, schon lange nicht mehr. Wir sprechen laut, manchmal heftig; aber in uns ist Totenstille — und um uns. Unter lauter Fremden geh' ich hier herum. Du, Frieda, Max, ich — wir haben ja nichts gemeinsam, so gar nichts. (Heftig.) Den einzigen, der mir etwas war, (abgewendet) den hast Du —

Löhner (auffahrend.) Edith, Du — davon kein Wort!

Edith (erregter.) Ihr hört mir ja gar nicht zu, Ihr verhöhnt mich, wenn ich von dem spreche, was mich beschäftigt.

Löhner (ruhiger, hart.) Ich bin kein Schwärmer. Ich bin nur ein Kaufmann. Freilich einer, der die Mittel besitzt, Dich jetzt durch die Welt zu führen. (Weicher.) Und das ist Dein Dank.

Edith (innig.) Nein, das wollte ich nicht: Dir wehe thun. Das gewiß nicht. Warum muß ich denn alles so heraus sagen? Was hab' ich denn nur gesagt? Daß Du mich nicht verstehst! Versteh' ich mich denn selbst?" ... (ergreift seine Hand sögernd.) Sei mir nicht mehr böse, Papa .... Ich will Dich nie mehr quälen ... Ich bin ganz unsicher, wenn ich weiß: es ist jemand, der etwas gegen mich hat.

Löhner (über Hand in der seinen haltend, überlegen lächelnd.) Du bist ein Kind, Edith, ein sehr verwöhntes Kind.

Edith (sehr innig.) Aber ich will doch so wenig. Ich will ja nur, was die Allerärmste haben kann: ein bißchen Freude und Freiheit und daß man mich ein bißchen versteht .... Und wissen möcht' ich etwas, o alles wissen!

Löhner (wieder kalt.) Was Dir zu wissen nötig war, hast Du gelernt.

Edith (weich.) Aber Du hast nie Zeit gehabt für mich, schon nicht als Kind ....

Löhner (trocken.) Das Leben ist eben grausam. Es hat mir sehr viel gegeben. Ja, ich bin reich geworden! Aber es hat mir keine Zeit gelassen, für mich und für Euch! Von der Börse ins Comptoir, vom Comptoir auf die Börse zurück. Unternehmung um Unternehmung, immer weiter, immer höher hinauf.

Edith (vorwurfsvoll.) Ja, immer Deine Geschäfte.

Löhner (zurückweisend.) Verachtest Du vielleicht meine ganze Thätigkeit?

Edith (verlegen heftig.) Du hast ja nie mit mir darüber gesprochen — über etwas Ernstes ....

(Eine elektrische Glocke. Charlotte tritt aus Friedas Zimmer, öffnet die zweite Seitenthür rechts. Erscheint gleich wieder mit Briefen und einem schmalen Paket.)

Charlotte (alles übergebend.) Das ist eben abgegeben worden. (Begiebt sich in Friedas Zimmer zurück.)

Edith (die Briefe überblickend.) Lauter Einladungen. (Lieft.) Der Ball im Hotel Royal ...., der Ball im Hotel Cosmopolitain ...., der Ball — (wirft die Einladungen fort.) (Bitter.) Da — zu einer Maskenredoute. (Nimmt die beiden letzten Briefe an sich.) (Zu Löhner gewendet, rasch.) Denk Dir, Marianne hat sich verlobt .... Also die auch! (wirft den Brief mit den andern fort; will den andern Brief und das Paket mit dem Buch rasch an sich nehmen.)

Löhner (den Brief ins Auge fassend.) Erlaube einmal.

Edith (energisch.) Der Brief ist für mich, Papa.

Löhner (in beginnender, dann stets wachsender Erregung.) Ich werde wohl noch sehen dürfen, wer Dir schreibt.

Edith (immer ängstlicher, hält den Brief krampfhaft fest.)

Löhner (leidenschaftlich.) Ich will ihn sehen den Brief, ich will — (sucht den Brief an sich zu reißen.)

Edith (aufschreiend.) Papa!

Löhner (der den Brief an sich gerissen hat, zornig.) Die Schrift. Wahrhaftig ich habe mich nicht getäuscht. (Trohend.) Das ist von Stephan! (Zeert an dem Brief.)

Edith (flehend.) Papa!

Löhner (immer heftiger.) Wie kommt dieser Bursch' dazu, Dir zu schreiben?

Edith (die Stuhllehne nervös umklammernd.) Nur das zerstöre mir nicht schon wieder, nur das nicht!

Löhner (sie unterbrechend.) Ich hab' ihn aus dem Hause gejagt, die Thüre hab' ich ihm gewiesen — damals, wie ich Dich — (mit gesenkter Stimme) in seinen Armen fand! (Schreiend.) Wie hat er es wagen können! Ein Mensch, den ich aus der Armut gezogen, den ich in mein Bureau aufgenommen habe und in mein Haus. Der Sohn eines Hemers, den ich studieren ließ, — nach Zürich hab' ich ihn auf die Hochschule geschickt. Flugschriften hat er über „mein System" geschrieben, in Versammlungen hat er gegen mich gesprochen. Dieser ganze drohende Ausstand (sarkastisch) — es ist sein Werk.

Edith. Er ist ja seitdem nicht hier gewesen, seit zwei Jahren nicht!

Löhner. Er hat die Leute zuerst auf den Gedanken gebracht. Was sie jetzt thun werden, er hat es angestiftet. Daß mein Vermögen, mein Name auf dem Spiele steht, daß ich seit Wochen keinen ruhigen Augenblick habe — er ist daran schuld. Daß Du krank geworden — ihm hab' ich es zu verdanken. Er hat Dich vergiftet mit seinen Ideen.

Edith. Kennst Du denn diese Ideen, Papa?

Löhner. Ich will sie nicht kennen, diese Phantastereien von Freiheit, Persönlichkeit —

Edith (in Erregung.) Darüber darfst Du nicht sprechen, Papa! Sie sind stärker als Du, diese Ideen!

Löhner (in dem gleichen Tone.) Eine Krankheit sind sie, die gefährlichste von allen! Sie haben uns unsere Kinder entfremdet. Was ich bin, verdank' ich mir. Ich bin von unten hinaufgekommen. Alles hab' ich

Digitized by Google

erreicht. Ein Wort von mir und tausende Hände hören zu schaffen auf, tausende Existenzen zittern vor mir. — Aber zu Hause, bei Dir — gelte ich nichts. Und wer hat mich um alle Achtung gebracht ..... Diese Bücher — dieser Stephan ....

Edith (abgewendet, das Gesicht mit den Händen bedeckend.) Die Stunden mit ihm, das waren ja die einzig schönen ...

Löhner (aufflammend.) Du bist also noch in Verbindung mit ihm? Ihr schreibt Euch also noch? Er schickt Dir seine Bücher. Er läßt Dich noch immer nicht aus seiner Macht. Ich will den Brief sehen! (Will den Brief aufreißen.)

Edith (entsetzt.) Papa! (Flehend heftig.) Ich hab' ihm nur ein einziges Mal geschrieben. Er antwortet mir. Es geht ihm vielleicht schlecht. Er bittet mich vielleicht um Hilfe, — Dich soll er nicht bitten. (Umklammert den Brief.) Gieb mir den Brief, Papa! (Umklammert Löhners Arm.) So bitte ich Dich! ...

Charlotte (tritt aus Friedas Zimmer, begiebt sich zum Seitentisch rechts, holt von dort einen Fächer; sie wirft im Vorübergehen Löhner einen bittenden Blick zu.) Herr Löhner. (Sie begiebt sich dann wieder mit dem Fächer in Friedas Zimmer.)

Löhner (Edith widerstrebend den Brief überlassend.) Nun denn. (Gleich darauf wieder heftig.) Aber das Buch wünsch' ich von Dir.

Edith (indem sie das Paket festhält, feindlich.) Das Buch gehört mir, Papa.

Löhner (wieder zornig.) Du hast nie etwas in die Hand bekommen, das nicht einer von uns vorher gelesen hat ....

Edith (das Paket festhaltend.) Ich will aber nicht mehr das kleine unwissende Mädchen sein! Ich will wissen, was man denkt in der Welt da draußen!

Löhner (kurz.) Was kümmert das Dich!

Edith. Da draußen, wo es Menschen giebt, die ein Ziel haben.

Löhner (bestimmt.) Gieb mir das Buch. (Entreißt ihr das Paket, öffnet es rasch.) In der That. (Stutzt.) Von Stephan! (Liest den Titel.) „Die Kohle — Gemeineigentum.“ (Kleine Pause des Nachdenkens, plötzlich.) Dann bin ich also einer, der fremdes Eigentum stiehlt. Dann bin ich also ein Dieb. Und das sollst Du lesen! Verachten sollst Du mich. Nein, das wirst Du nicht lesen. Da. (Er zerreißt das Buch.)

Edith (aufschreiend.) Papa. (Abgewendet.) Jetzt hast Du etwas zerstört — in mir! (Schluß folgt.)

Julinacht.

Das Zwielicht breitet seine Dämmerflore
Mit stillen Händen aus von Zweig zu Zweig,
Und durchs Gewölbe hoher Blätterthore
Führt mich ein enger, dicht verwachs'ner Steig.

Wie groß die Stille. Satt hat sich getrunken
Die Sonne, die sich durch die Wipfel stahl
Am Blütenduft; nun ist sie hingesunken
In Moos und Laub nach ihrem Bacchanal.

Ihr schwüler Atem mir die Stirn umwittert,
Im Blute fiebert wild die Sommernacht,
Und ruheraubend durch die Nerven zittert
Das Blitzgezuck mit geisterhafter Macht.

Ein Sehnen faßt mich und ein brünstig Drängen,
Ein Rausch mit seiner schmeichelnden Gewalt,
Als ob mich meine heißen Sinne zwängen
In ihren Bann. So irr' ich durch den Wald.

Da öffnet sich der Weg. Vom Wiesengrunde,
Gebadet in des Mondenlichtes Glanz,
Girrt ein Sirenensang ans Mädchenmunde
Und weiße Leiber schwingen sich im Tanz.

Und eine löst sich aus dem Ringelreigen,
Im Cannel noch das Haupt zurück ihr sinkt,
Daß lustgeschwellt sich ihre Brüste zeigen,
Sie lockt mit weichem Arm und lockt und winkt. —

O Julinacht, wer kann sich ihrer wehren!
Sein stolzer Wille rinnt, von Glut bethört,
Dahin in süßem, schauerndem Begehren —
Bis er die Schlange lauernd rascheln hört ...

Otto Rindt.

In Sturm und Nacht.

Der Nachtwind rauscht, der Nachtwind stöhnt —
Horch Kind!
Horch, wie er lacht, horch, wie er höhnt
Sie alle, die nicht frei und furchtlos sind.

An meine Brust! An meine Glut!
Komm, Kind!
Daß Dich in Sturm erlöst Dein Blut
Aus Ketten, die so klein und schmählich sind.

Der Nachtwind rauscht, der Nachtwind lacht! —
Sieh, Kind:
Nun fühlst auch Du, wie süß sich's wacht,
Wenn zwei in Sturm und Nacht zusammen sind.

Georg Rothe.

Digitized by Google

Erwartung.

All die liebeheißen Worte,
Die durch Deine Seele zieh'n,
Wollen sie der Purpurpforte
Deiner Lippen nicht entflieh'n?

Und die zärtlichen Gedanken,
Die Dein Lockenköpfchen denkt,
Sind sie in die Marmorschranken
Deiner Stirne eingerengt?

Und Dein Blut, das lang geschlafen
In der Wunderglieder Bau,
Treibt Dich's nicht aus sicherm Hafen,
Holdeste, geliebte Frau?

Schon die Wünsche und Gedanken
Sind ein märchendunkles Land,
Und sie winden und sie ranken
Zwischen Dir und mir ein Band.

Und so harre ich der Stunde,
Harre fiebernd und verzückt,
Bis aus Deinem roten Munde
Mich das erste Wort beglückt.

Nahe rückt sie, nah und näher,
Sie, die kommen wird und muß,
Und ein zukunftsfrendiger Seher
Warte ich auf Wort und Kuß.

Eugen Tirsch.

„Sonntag."

Was gestern Nacht — ein banger Traum —
Durchs Herz gezogen weich und mild',
Es ist verweht, ich fühl' es kaum:
Die Sonne singt ihr gold'nes Lied.

In Sonnenglanz und Morgenduft
Begrab' ich, was mich bang' bedrückt,
Und durch die lichterfüllte Gruft
Webt Lebensodem und beglückt.

Die Nacht versank. Es stieg der Tag
Aus sonnenheller Seligkeit,
In sonnenfrohem Jubelschlag
Jauchzt auf das Herz, erstirbt das Leid.

E. G. Kolbenheyer.

Liebesklage.

(Altindisch.)

Zur jasminumrankten Laube
Jugendlieblich trat Kumâra,
Leise lauschend, ob des Abends
Lotosduftersüßtes Hauchen
Seiner holden Pâvanâni
Heimlich süße Liebeslieder
Hin zu seinem Ohre trüge.

Zitternd schwankten weiße Blüten
In des Mondes keuschem Lichte;
Aus dem nahen Palmenhaine
Tönt des Quells verborg'nes Murmeln,
Klang des Kuckucks neckisch Rufen.
Nicht erlauschte des Kumâra
Ihr die oft gehörte Weise.

„Ach, die Lieder Pâvanâni's
Sind verstummt, die zarten Lieder,
Drob der blumenpfeilbewehrte
Kâma[1]) oft vergaß des Spieles
Mit dem Apsaras[2]), den lichten,
Deren duft'ge Locken wehen
Froh im Mangoblütenreigen."[3])

„Pâvanâni, Deinen Liedern,
Soll ich nie mehr ihnen lauschen?
Nicht erfreut mich mehr, zu jagen
Mit den Pfeilen die Gazellen;
Müßig steh'n die flinken Rosse
Stampfend an den vollen Krippen.
Arm und elend ist Kumâra."

Also klagte bang der Jüngling,
Daß in roſ'ger Scham erglühten
Pâvanâni's weiche Wangen,
Und des Liedes Klang' erstarben
Ihr im liebesscheuen Busen.
Nur aus nächtlich dunklem Haine
Tönt des Kuckucks[4]) neckisch Rufen.

E. Dieckhöfer.

[1]) Kâma, der indische Liebesgott, den man sich mit einem Blumenpfeil dachte. [2]) Göttermädchen der indischen Mythologie. [3]) Die Mangoblüte ist dem Kâma heilig. [4]) Der Kuckuck ist der Vogel der Liebe nach indischer Auffassung.

Digitized by Google

Nachtnähe in Tirol.

Noch küss' ich Deiner Wangen rof'gen Sammt
Und trinke Herzlust von dem blüh'nden Munde,
Indessen schon zur spälen Abendstunde
Hoch überm Grunde
Vom stolzen Grat der letzte Purpur flammt.

„Herzliebchen, lebe wohl! Und wenn Du säumst,
In schlummern, wo selbst Nachtgallen schweigen,
So mögen Engel Dir im Zauberreigen
Mit Silbergeigen
Das Lied der Liebe spielen, bis Du träumst!"

„Doch eh' ich scheide, küss' mich noch einmal!
So, Kind. — Ich danke Dir! —" Nun steig' ich gerne
Den steilen Berg hinan, darüber ferne
Grüngold'ne Sterne
Hinunterseh'n ins wundersame Thal!

Otto Promber.

Frühlingsbild.

Birken auf den Auen,
Weiß wie schöne Frauen,
Spiegeln sich in blauen
Wassern, schilfumgeben.
In den Frühling schweben
Cränme vom Leben.

Blumen blüh'n zu Füßen,
Vogelstimmen grüßen,
Grüßen mich von süßen
Liedern, längst verklungen,
Die ich einst in jungen
Jahren gesungen.

Rudolf Knuffert.

Morgen.

Das Gestern starb und wundersam
Durch meinen Halbschlaf zieht
Verklingend, was es gab und nahm,
Fern wie ein fernes Lied.

Nun spinnt der gold'ne Sonnenschein,
Indes ich süß erwach',
Viel Märchen in den Tag hinein,
Ganz hell ist mein Gemach.

Das Glück, das in mein Sinnen singt,
Ist ahnungslos und träg;
Was mir der junge Morgen bringt,
Ist weit noch auf dem Weg.

Camill Hoffmann.

Die Schildwache.

(1789.)

Hunder! Amoretten scherzen
In Cytherens Rosenhaine,
Um die Wette hosen, herzen
Mutter Venus sie, die Feine. —
Plötzlich — sieh, wie wunderbar
Ist der Zug geheimen Sehnens! —
Fliegt und sammelt sich die Schar
Auf dem Angesicht Helenens!

In den Augen sieht man viele,
Auf der Stirne sich gesellen,
Und die Kühnsten lockt's zum Spiele
Mit des Haares gold'nen Wellen.
Seht das Bild! Es tollt und lärmt
Überall die Schar, die lose,
Wie ein Bienenvolk umschwärmt
Blumenkönigin, die Rose!

Einer aber hat, im Lippen
Recht ein Schelm, ein reizend Bübchen,
Sich geschwungen von den Lippen
Auf das Kinn herab ins Grübchen.
Und ist tiefer noch geschlüpft,
Um den süßesten Keim zu kosten;
Wie mehr er die Flügel lüpft:
Ihr am Busen steht er Posten.

Nach dem Französischen des **Chevalier de Cubières** von **Th. Vulpinus.**

Digitized by Google

Der Angelus.

Bei der Miſſion Dolores in Californien, 1868.

Glocken von einſt, ein'r langvergeſſnes Tönen
Füllt noch die Weite ganz,
Und leiht dem ernſten Zwielicht heut' gar ſchönen
Romantiſch farbigen Glanz.

Ich hör' den Ruf und ſeh' die Sonn' ſich neigen
Auf Fels und Flut und Sand,
Vom Strand aus der Miſſion die Lieder ſteigen
Hinauf ins Heidenland.

Weithin im Umkreis eurer Feierklänge
Iſt mild die Luft und rein,
Die bringen Anmut, Luſt und Weltgepränge
In jene Mauern ein.

Von eurem Zaubertongewog' umfangen,
Schau' ich, was einſt geſchehn'n:
Ich ſehe Spaniens Glorie ſterbend prangen
Und wie ein Traum vergehn.

Weiß ſeh' Miſſion ich und Preſidio blitzen,
Mit Turm und Zinnen klar;
An Roß im Lederwamms den Kriegsmann ſitzen,
Den Prieſter im Talar.

Hoch einmal ſeh' Portala's Kreuz ich ragen
Im letzten Sonnenloh'n;
Ins Heidenland nach Norden hin verſchlagen
Die ſchmucke Galion'.

O heilige Glocken! ruft mit Weihgeſängen
Den alten Glauben wach, —
O helle Glocken! euren Zwielichtklängen
Zieh'n ſtets noch Gläubige nach!

Ihr Stimmen brecht und zittert noch wie weiland, —
Brecht, zittert und verklingt;
Muſtiſch, wie in die Hoſtie der Heiland,
Die Sonn' am Hügel ſinkt!

Nach dem Engliſchen des **Bret Harte** von **Max Kieſewetter.**

Bei Tagesgraun.

Bei Tagesgraun, noch ehe der Sonne Strahl
Durch Wolken brach in ſiegender Herrlichkeit,
Da, noch gehüllt in dunk'len Schleier,
Schlummerumfangen die Ferne daliegt!

Das iſt für mich die Lehre, geweihte Stund',
Da lauſch' ich oft der Erde geheimſtem Puls
Und mit des Weltgeiſts leiſem Wehen
Spüret die Seele den inn'gen Einklang.

Des Ew'gen Hauch durchſchauert mich wunderſam
Bis auf des Herzens innerſten, tiefſten Grund;
Der höchſten Rätſel Löſung blick' ich
Ahnenden Sinnes, in heil'gem Bangen . . .

Eduard Fehre.

1870.

Ihr Brüder ſchenket wacker ein,
Es blitzen bei des Feuers Schein
Die Klingen ſo verwegen!
Bald iſt der frühe Tag erwacht,
Dann reiten wir von Mut entfacht,
Dann reiten wir zur letzten Schlacht
Dem Tod, dem Tod entgegen.

Der erſte Trunk dir Deutſches Reich!
Dir weihen wir, dem keines gleich,
Das Glas bis auf die Neige.
Dich ſchrecke nicht der Böſen Droh'n,
Dir winden ſich als ſchönſter Lohn
Um deine blut'ge Siegeskron'
Des Friedens Palmenzweige!

Stoßt an, bis jedes Glas zerſchellt!
Es lebe wer die Wehre hält
Und ſie wohl weiß zu führen!
Sein Name klingt in Süd und Nord
Er lebt im Lied der Helden fort,
Mag ihn am öden Heideort
Der grimme Tod auch küren.

Das letzte Glas in letzter Nacht
Das ſei der Liebſten zugebracht
Im fernen Heimatlande!
Vielſchöne Maid, ich denke dein,
Bei jedem Trunk, bei jedem Wein;
Und tropfen Thränen auch darein,
Uns iſt es keine Schande.

Wohlauf, ſchon blüht des Frührots Schein!
Und Mut ſoll unſre Loſung ſein,
Wär auch die Höll' im Bunde!
Ob wider uns der Teufel ficht,
So fürcht' ich doch die Kugel nicht,
Die Kugel, die zwei Herzen bricht,
Zwei Herzen zur ſelben Stunde.

P. G. Föhr.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Gesetze über das Urheberrecht in allen Ländern nebst den darauf bezüglichen internationalen Verträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. 2. Auflage. Durchgesehen von Professor Ernst Röthlisberger-Bern. Leipzig. Verlag von G. Hedeler. 1902. Die „Deutsche Dichtung“ wird naturgemäß auch von Schriftstellern so viel gelesen, daß ein Hinweis auf das vorliegende Werk auch an dieser Stelle berechtigt ist. Es bringt in alphabetischer Reihenfolge den Text sämtlicher Gesetze, die in allen Ländern der Erde zum Schutze des geistigen Eigentums erlassen worden sind und zwar in unbedingt authentischer Form bezichungsweise Uebersetzung. Gleichwohl interessiert der Inhalt nicht bloß den Schriftsteller, den Verleger und den Juristen, sondern auch den weiteren Kreis der Gebildeten überhaupt, sofern sich der Leser nur die Mühe nehmen will, aus dem trockenen Text die Fülle des Anregenden zu extrahieren, das in und zwischen den Zeilen zu lesen ist. Erwägt man, wie es vor 1848 um den Schutz des geistigen Eigentums selbst innerhalb der einzelnen Länder und Rechtsgebiete stand — der internationale Rechtsschutz war vollends völlig unbekannt — und vergleicht man damit die jetzt geltenden Bestimmungen, wie sie dieses Buch übersichtlich zusammenstellt, so wird man den ungeheuren Fortschritt auf diesem Gebiete freudig erkennen, wieviel auch hier noch zu ändern, zu ergänzen und zu bessern ist. Eingehend Besonders, das uns beim Durchblick dieser kaufenswerten Zusammenstellung aufgestoßen ist, sei hier verzeichnet. Asyrien gehört noch begreiflicherweise zu denjenigen Ländern, welche kein besonderes Gesetz über das Urheberrecht haben, auch fehlt sogar ein Litteratur-Vertrag mit der Türkei, der namentlich den eingeborenen Schriftstellern, alle den Autoren in türkischer und arabischer Sprache zu gute käme. Gleichwohl haben zahlreiche Urteile der gemischten Gerichte in Alexandrien und Kairo, sowie der Konsular-Gerichte dieser beiden Städte bei Entscheidungen auf dem Zivilwege das litterarische Eigentumsrecht anerkannt und durch die Gewährung von Ansprüchen auf Schadenersatz praktisch zur Geltung gebracht. Ob die in dem Buche zitierte Rechtsaufschauung eines französischen Juristen—Darras—wonach Belgier, Engländer, Deutsche, Franzosen u. s. w. in den Ländern der Levante und besonders in Aegypten das Urheberrecht so zu respektieren haben, wie wenn sie in ihrem Heimatland wohnten, richtig ist, mag freilich dahingestellt bleiben; praktisch würde diese Anschauung wohl nur dann zur Geltung gelangen, wenn der betreffende Autor dann in sein Heimatland zurückkehren und dort wegen des in Aegypten begangenen Nachdrucks belangt werden würde; auch da wäre der Ausgang des Prozesses problematisch. Die argentinische Republik hat schon durch die Verfassung von 1853, dann durch das bürgerliche Gesetzbuch von 1863 ein Urheberrecht für Eingeborene geschaffen. Im Jahre 1889 wurde dann zwischen den nächstbeteiligten südamerikanischen Ländern spanischer Zunge, also Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Paraguay, Peru und Uruguay eine Konvention getroffen, die jedem ihrer Bürger in den anderen Vertragsstaaten denselben Schutz sicherte, den er in seinem eigenen Lande hatte. Doch genehmigten — eine charakteristische Erscheinung, die sich oft genug wiederholt — gerade die drei Staaten, die das größte Absatzgebiet für die bezügliche Litteratur bildeten, also Bolivien, Brasilien und Chile, das Abkommen nicht, offenbar auf Einspruch der dort ansässigen Verleger, die den Nachdruck an den in den vier kleineren Ländern erscheinenden Büchern nicht fahren lassen wollten. Hingegen war es — gleichfalls eine charakteristische, sich immer wiederholende Erscheinung — vor allem derjenige Staat Europas, der unzählt Fürsorge für seine Schriftsteller erwies, Frankreich, der auch zuerst der Konvention der vier kleinen südamerikanischen Republiken beitrat. Hierauf folgte erst Spanien, dessen Schriftsteller dabei gewiß unendlich mehr beteiligt waren als die französischen, endlich Italien. Der Berner Konvention von 1886 ist Argentinien bisher nicht beigetreten. Belgien, bis vor einem Menschenalter das gelobte Land der Nachdrucker in französischer, aber auch in deutscher Sprache, hat seit 1886 ein Gesetz betreffend das Urheberrecht, ferner besondere Vereinbarungen mit Deutschland, Mexike, den Niederlanden, Portugal, Spanien und den Vereinigten Staaten, auffallenderweise aber nicht mit dem nächstbeteiligten Lande, mit Frankreich, wofür jedoch dadurch ein Ausgleich geschaffen ist, daß Belgien gleichfalls der Berner Konvention beitrat. In Bolivien züchtigte bereits das Strafgesetzbuch von 1834 den Nachdrucker als Dieb und legte ihm eine Buße ins vierfachen Betrage des angerichteten Schadens auf; gewiß eine interessante Thatsache, wenn man erwägt, daß damals der Nachdruck in allen Kulturländern, namentlich auch in Deutschland, als ein erlaubtes und nur eben moralisch nicht ganz einwandfreies Gewerbe galt! Ein Dekret von 1879 regelte dann in Bolivien das litterarische und künstlerische Eigentum und hob zugleich jede Art der Zensur auf. Das Gesetz hat zum Teil mustergültige Bestimmungen und gewährt größeren Rechtsschutz als z. B. das deutsche Urheberrecht von 1901! Hingegen ist es von fremden Staaten nur Frankreich gelungen, seine Litteratur in Bolivien zu schützen. Die Autoren Spaniens und Portugals, die naturgemäß zunächst in Bolivien nachgedruckt werden, sind dort noch heute ungeschützt, da Bolivien auch der Berner Konvention nicht beigetreten ist. Das Gleiche gilt von Brasilien, wo erst die republikanische Verfassung von 1891 durch einen Paragraphen ein Urheberrecht für Eingeborene schuf, das dann 1889 durch ein Gesetz ausgebaut wurde. Mit Brasilien hat selbst Frankreich keinen Vertrag vereinbaren können. Der einzige Staat, der seine Schriftsteller dort zu schützen wußte, war der nächstbeteiligte, Portugal, während die für Brasilien gleichfalls stark in Frage kommende spanische und deutsche Litteratur dort heute noch straflos ausgebeutet werden darf. Kanada hat seit 1886 ein Gesetz über das Urheberrecht, welches unter gewissen Modalitäten auch die Erzeugnisse der englischen Litteratur und darüber hinaus auch die Litteraturen jener Länder schützt, die mit England internationale Verträge zum Schutze des litterarischen und künstlerischen Eigentums geschlossen haben. In Chile gewährte bereits die Verfassung von 1833 dem Autor oder Erfinder einen Rechtsschutz, der dann durch ein Spezialgesetz von 1834 mehr ausgebaut wurde. Von auswärtigen Staaten hat die südamerikanische Republik nur mit den Vereinigten Staaten eine Konvention getroffen; der Berner Konvention ist Chile nicht beigetreten. Das Gleiche gilt von Kolumbien, das nur mit Italien und Spanien Verträge hat. Bemerkenswert ist, daß dort der litterarische Rechtsschutz ein Menschenalter später in Kraft trat als in Chile oder Bolivien und zwar zuerst durch einen Paragraphen der Verfassung vom August 1886, dann durch ein Spezialgesetz vom Oktober des gleichen Jahres. Diese Erscheinung wie einige andere fordern eine Erklärung heraus; sie ist bald gegeben: diese früher oder später Fürsorge für das Recht des Autors läßt sich in kleinen Ländern mit halb barbarischen Verhältnissen immer darauf zurückführen, ob sich gerade zufällig eine Persönlichkeit von genügender Bildung und genügendem Einfluß für die Regelung der Materie interessiert oder nicht. So ist z. B. im Gegensatz zu Kolumbien das Autorrecht in Costa Rica ein ganz ausgebildetes. Neben einem Gesetz über das geistige Eigentum von 1896, das sehr umfangreich und eingehend ist und mit zu den sorgfältigsten Arbeiten auf diesem Gebiete gehört, giebt es Konventionen mit Frankreich, Spanien und den Vereinigten Staaten, ferner mit den Nachbarländern Guatemala, Honduras und Salvador. In Costa Rica ist also gab es offenbar einen Minister oder hervorragenden Parlamentarier, der ungleich litterarisch thätig war oder doch litterarische Interessen hatte. Sehr traurig steht die Frage in dem hochgebildeten Dänemark. Nur im Innern ist der Rechtsschutz ein genügender; hingegen ist Dänemark der Berner Konvention nicht beigetreten und hat lediglich besondere Übereinkommen mit Frankreich und Schweden-Norwegen, daneben auch eine Konvention mit den Vereinigten Staaten, nicht aber mit dem nächstbeteiligten Deutschland, ebenso wenig mit den anderen Kulturländern, wobei namentlich nächst Deutschland England in Frage kommt. Die Erklärung hiefür liegt einzig darin, daß die

Digitized by Google

dänischen Zeitungen ihr Feuilleton hauptsächlich mit unautorisierten Übersetzungen aus dem Deutschen und Englischen füllen; es wird also jeder Autor in einer dieser beiden Sprachen, der irgend Bemerkenswertes leistet, in Dänemark sofort übersetzt. Es sind demgemäß — traurig genug — die dänischen Verleger, Zeitungsunternehmer und Ueberseter, deren merkantile Interessen ihre Regierung dadurch schützt, daß sie jede Konvention mit Deutschland und England ablehnt; freilich sind dabei nicht bloß die Autoren dieser beiden Länder, sondern auch die einheimischen dänischen Schriftsteller die Leidtragenden; auch sie müssen es sich nun gefallen lassen, daß es ihren in Deutschland und England nicht besser ergeht als ihren englischen und deutschen Kollegen in Dänemark. Gewiß eine betrübliche Erscheinung, für welche aber neben der dänischen Regierung auch die deutsche und englische verantwortlich ist; Frankreich hat ja einen Rechtsschutz seiner Autoren auch in Dänemark durchzudrücken gewußt; Deutschland und England haben dies eben bisher verabsäumt. Was nun Deutschland selbst betrifft — wir halten uns, wie man sieht, an die alphabetische Reihenfolge der Länder — so kommt bezüglich des Urheberrechtes und des Verlagsrechtes das neue Gesetz von 1901 in Betracht. Was die Beziehungen zum Auslande betrifft, so ist das Deutsche Reich der Berner Konvention beigetreten und hat außerdem spezielle Verträge mit Belgien, Frankreich, Italien, Österreich und Ungarn, die zur Not genügen. Völlig ungenügend ist hingegen die Abmachung mit den Vereinigten Staaten, da sie den Rechtsschutz des deutschen Autors in Amerika von Bedingungen abhängig macht, die derselbe nur in sehr seltenen Fällen zu erfüllen im stande ist; so z. B. sind nicht bloß lästige Anmeldungs-Formalitäten zu erfüllen, sondern das betreffende Buch muß zugleich soweit in Amerika gedruckt sein. Völlig ungeschützt ist der deutsche Autor vollends in Holland, Rußland, Schweden und Norwegen und wie bereits erwähnt, in Dänemark, außerdem in vielen kleineren Ländern. Während sich der mangelnde Rechtsschutz in den letzteren Ländern weniger fühlbar macht, bedeutet die Möglichkeit, den skandinavischen, holländischen und russischen Verlegern straflos ausgebeutet zu werden, für den deutschen Schriftstellerstand eine Schädigung empfindlichster Art. Indem wir nun die altphabetische Reihenfolge verlassen, bemerken wir, daß der ausgedehnteste Rechtsschutz in Frankreich besteht. Er beginnt mit einem Gesetz von 1791 und hat sich seither in der Praxis unterbreiten ausgebaut und befestigt werden. Was das Ausland betrifft, so ist Frankreich der Berner Konvention beigetreten und besitzt außerdem mit nicht weniger als 16 Ländern, darunter den wichtigsten, Deutschland, Italien, den Niederlanden, Holland, Spanien und den Vereinigten Staaten, Verträge. Der französische Autor ist also zur Zeit der am besten geschützte. Noch früher als in Frankreich, nämlich schon 1735, begann sich in Großbritannien die Gesetzgebung mit dem Urheberrecht zu beschäftigen. Es ist seither gleichfalls mustergültig ausgebaut worden. Außerdem ist England Mitglied der Berner Konvention und hat daneben Verträge mit Österreich, Ungarn und den Vereinigten Staaten. Italien hatte zur Zeit seiner politischen Zerrissenheit einige wenige unwirksame Spezialgesetze. Erst 1882 wurde ein Gesetz über das Urheberrecht erlassen. Die Beziehungen zum Ausland wurden durch den Beitritt zur Berner Konvention, ferner durch Spezial-Verträge mit Deutschland, Frankreich, Österreich-Ungarn, Schweden, den Vereinigten Staaten u. s. w. geregelt. In Österreich, dem sogenannten „Gisleithanien", wurde 1895 ein neues Urheberrecht geschaffen, außerdem 1887 ein Übereinkommen mit Ungarn getroffen; das ungarische Urheberrecht datiert von 1884; außerdem hat Österreich-Ungarn, alle der Gesamtstaat, Spezial-Verträge mit Deutschland, Frankreich, England und Italien geschlossen. Ähnlich steht es um den anderen Doppelstaat Schweden und Norwegen. Das norwegische Urheberrecht datiert von 1893, das schwedische von 1877; außerdem hat Schweden-Norwegen Verträge mit Dänemark, Frankreich und Italien geschlossen. Barbarisch liegen die Verhältnisse in Rußland. Hier erweist sich am deutlichsten, daß dieses Reich kulturell auch heute noch nicht ganz zu Europa gehört. Der Rechtsschutz im Innern ist ein ungenügender, der im Auslande fehlt ganz. Der russische Schriftsteller darf überall straflos nachgedruckt und übersetzt werden, und kann sich darüber höchstens mit dem erbebenden Bewußtsein trösten, daß es dafür den nichtrussischen Schriftstellern in Rußland genau ebenso ergeht. Selbst Rumänien hat nach dieser Hinsicht mehr getan; es besteht dort allerdings noch kein Urhebergesetz als solches, wohl aber enthalten Strafgesetzbuch und Verfassung einzelne hierhergehörige Bestimmungen, auch besteht eine Konvention mit Frankreich, die allerdings mehr dem französischen als dem rumänischen Schriftsteller nützt. Ganz so wie in Rußland liegt alles die Frage selbst in Rumänien nicht, wohl aber in der Türkei, in Finland und Griechenland. Höher als diese europäischen Staaten stehen, wie wir gesehen haben, die südamerikanischen Republiken. So haben die dominikanische Republik, Ecuador, Guatemala, Haiti, Honduras, Mexike, Nicaragua, Peru, Salvador, Uruguay und Venezuela mehr oder minder ausgebildete Gesetze im Innern und gewähren einen mehr oder minder ausgebildeten Rechtsschutz nach außen. Als Kuriosum sei verzeichnet, daß Tunis seit 1888 ein Gesetz über das litterarische Eigentum hat und außerdem der Berner Konvention beigetreten ist. Auch die nun aus der Reihe der souveränen Staaten gestrichene „Südafrikanische Republik" hatte ein bezügliches Gesetz von 1887. Von den bisher nicht erwähnten europäischen Staaten ist von Serbien und Bulgarien nur zu sagen, daß sie bisher an die Regelung dieser Frage überhaupt nicht gedacht haben. Auch Montenegro hat im Innern kein Gesetz, wohl aber ein Übereinkommen mit Italien, wogegen Monaco sowohl ein Gesetz über den inneren Rechtsschutz erlassen hat als auch der Berner Konvention beigetreten ist. Das Gleiche gilt von Luxemburg und der Schweiz. In den Niederlanden datiert das Gesetz zur Regelung des Urheberrechts von 1881; außerdem haben Belgien und Frankreich bei Gelegenheit des Abschlusses von Handelsverträgen ihre Schriftsteller auch in Holland zu schützen gewußt. Hingegen ist dies seitens der englischen und deutschen Regierung bisher verabsäumt worden; Alles, was wir oben von Dänemark gesagt haben, gilt auch von Holland, nur ist die Schmach hier womöglich eine noch größere und der Schaden ein noch empfindlicherer. Das Königreich San Marino braucht im Innern kein Gesetz, hat aber eine Konvention mit Italien geschlossen. Von den Ländern der iberischen Halbinsel hat Portugal kein eigenes Gesetz zum Schutze des Urheberrechts, wohl aber enthalten das Bürgerliche Gesetzbuch von 1867 und das Strafgesetz von 1886 bezügliche Bestimmungen. Außerdem bestehen Konventionen mit Belgien, Brasilien, Frankreich, Spanien und Nordamerika. Spanien hat seit 1879 ein solches Gesetz, ist der Berner Konvention beigetreten und hat außerdem Verträge mit zehn Staaten, darunter Frankreich, Italien und Portugal geschlossen. Von den asiatischen Ländern ist in der uns vorliegenden Übersicht nur Japan vertreten, und zwar durch ein den besten europäischen Mustern nachgebildetes Gesetz über das Urheberrecht vom März 1899; außerdem ist es der Berner Konvention beigetreten. Praktisch ist dies ja von winziger Bedeutung, aber es erweist doch das rühmliche Bestreben, auch in dieser Hinsicht ein Kulturstaat zu sein. Australien ist nur durch Neu-Seeland vertreten, das allerdings nur ein Gesetz zum Schutze von Photographien hat. Traurig liegen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Ein einheitliches Urheberrecht besteht nicht und die Spezial-Abmachungen mit dem Auslande sind lückenhaft. Die große, mächtige, aufblühende Republik jenseits des Wassers ist noch heute derjenige Staat, in welchem der auswärtige Schriftsteller am ausgiebigsten geplündert werden darf und kann, was denn auch redlich geschieht. Man sieht, dem aufscheinend so trockenen Buche läßt sich vieles und merkwürdiges entnehmen, was für den Stand der Kultur überhaupt von Interesse ist.

Dr. J. W.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist unerlaubt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kissling & Kröger, Berlin N.

Digitized by Google

Erzählende Gedichte.

Ein Langobardenlied.

Von Georg Edward.

I.

Nun füllt eu're Becher: wir rasten von Kampf und Streit;
Horcht auf, ich sing' euch ein Lied aus vergangener Zeit.

Von dem Könige sing' ich, der einst mit sicherer Hand
Durch das Schneegebirg uns geführt in ein lachendes Land.

Und der Wind ging rauh und steil war der Alpenpaß —
Hier aber duftet' und blüht' es ohn' Unterlaß.

Pavia, die Stolze, verschloß uns höhnend das Thor,
Drei Jahre lagen wir fluchend und grollend davor.

Da schwur unser König: „Wer hinter den Mauern wohnt,
Den geb' ich dem Schwerte — nicht einen will ich verschont!"

Dann fiel die Stadt; und als er zum Markte ritt,
Das elende Volk zog jammernd und stöhnend mit.

Er hörte die Klagen, er sah ihre bittre Not,
Ein Kind trat schüchtern heran und bat um Brot.

Da ward ihm das Herz gerührt, da sprach er nur:
„Geht hin und gehorcht und vergesset, was ich schwur."

Wie ward auf Erden ein glücklicher Volk geschaut!
Sie knieten im Staube und dankten und weinten laut.

Sie trugen den Ruhm des Königs von Land zu Land —
Und er, er fiel von tückischer Mörderhand!

Es war zu Verona und nimmer vergeß' ich die Nacht,
Wir feierten wieder den Tag der Gepidenschlacht.

Wir schlürften aus vollen Bechern den süßen Wein,
In die offene Halle flogte der Mond herein.

Der König saß oben am Tisch auf der hölzernen Bank
Und lachend winkt' er den Kriegern, so oft er trank.

Schwarzhaarige Dirnen hüpften beim Fackeltanz —
Er wiegte das Haupt im Takte zum munteren Tanz.

Ich schmiegte mich still an die Säule nah' dabei,
Im Schatten hinter der Säule plauderten zwei.

Ich hört' eine schmeichelnde Stimme: „Laß offen das Thor,
Sobald der Mond sich gesenkt hat, steh' ich davor.

Ich poche dreimal an mit des Schwertes Knauf!"
Die andere kichert: „That ich nicht immer auf?"

An mir vorüber zum Tische schritten sie dann:
Da sah ich, es war Perdeo, der mächtige Mann.

Und sie, die ihm heiter die Freuden der Nacht versprach,
Salinga war's — einst schlich ich ihr selber nach.

Doch in der Halle tanzte der munt're Reih'n —
Da rief der König, er wolle vom rotesten Wein.

Er hob den Becher und leert' ihn bis auf den Grund:
Das war der Schädel von König Kunimund!

Er hielt ihn lachend empor: „Ich preise den Tag,
An dem er den Tod mir geschworen und selber erlag!

Der Haß war bitter, den dieses Haupt mir trug —
Nun schlürf' ich Freude daraus mit jedem Zug.

Ich schlug es vom Rumpfe mit einem einzigen Streich,
Und als es stürzte, stürzte ein Königreich.

Und die es mir stolz versagte mit spöttischem Mund,
Die blühende Tochter, nun küss' ich sie jede Stund'.

Sie hat am selben Tage geweint und gelacht,
Sie war der herrliche Preis der Gepidenschlacht.

Wir feiern ihn wieder, den blutigen, glücklichen Tag —
Nun führt sie herein, damit sie sich freuen mag!"

Sie schritt durch die Reihen und trat vor den Herrscher hin,
Die schöne Rosamunde, die Königin.

Sie trat vor den trunkenen König hoheitsvoll:
„Herr, laßt es mich wissen, was ich vollbringen soll?"

Er schob ihr lachend den Schädelbecher zu:
„Mit Deinem Vater, Geliebte, trinke Du!"

Digitized by Google

Sie sprach kein Wort — nur ihre herrliche Stirn
Ward weißer noch als der leuchtende Alpenfirn.

Sie hob den Becher empor mit zitternder Hand,
Mit blassen Lippen küßte sie leis den Rand.

Wir aber war, als fiel' in den süßen Wein,
Als fiel' eine heimliche salzige Thräne hinein.

II.

Die weiten Gärten ruh'n und schweigen
Und nur der Nachtwind rauscht und rauscht,
Und heimlich raunt es in den Zweigen.

Die laut gejubelt und gesungen,
Die gingen müd' von Tanz und Schmaus,
Und ihre Lieder sind verklungen.

Nun flüstert süße Liebesworte
Perdeo vor Salingas Chor,
Und leise öffnet sich die Pforte.

„Wie kommst Du spät! Wir ward so bange!" —
Im Dunkel hält er sie umfaßt:
„Mein Lieb, der König krank so lange.

Wir trugen ihn hinweg vom Mahle,
Die Füße waren ihm so schwer;
Nun schnarcht er laut im hohen Saale."

Sie schauert leis; er fühlt den warmen,
Den süßen Mund auf seinem ruh'n
Und hält sie schweigend in den Armen — —

„Mein Lieb, mein Lieb, Du sollst mir sagen,
Warum Du mich so wild umschlangst,
Dein Herz hat lauter heut' geschlagen."

Sie hält ihn immer noch umfangen:
„Damit Du Deine Sünde sühnst,
Die Sünde, die Du jetzt begangen."

Er sucht im Dunkel ihre Züge:
„Mich dünkt, es steigt ein fremder Duft
Aus Deinem Haar; Dein Kuß ist Lüge."

Da senkt sie ihre weißen Arme
Und blickt ihm drohend ins Gesicht:
„Nun flehe, daß sich Gott erbarme!

Die Du in dieser kurzen Stunde
In frevler Lust umschlungen hieltst,
Die Du geküßt, ist Rosamunde.

Weh Dir und mir! Ich muß gestehen,
Wenn barsch der König vor mich tritt,
Ich muß bekennen, was geschehen.

Der schnellste Hengst in seinem Lande
Schleift uns am Schweif durch Stein und Dorn:
So rächt ein König seine Schande!

Komm ihm zuvor! Schon graut der Morgen —
Eh' er aus seinem Rausch erwacht,
Befreist Du uns von Schuld und Sorgen!

Der mich in stolzem Übermute
Vor seinen Kriegern heut' verlacht,
Zahlt mir den Spott mit seinem Blute!"

III.

Die graue Morgendämmerung
Lag trüb auf Hügel und Thal —
Der Langobardenkönig
Schlief einsam im hohen Saal;
Er hob die trunknen Lider
Und stammelt': „Schon wird es Tag,
Bringt mir den nächtigen Schädel,
Damit ich trinken mag."

Und in die einsame Halle
Tritt still ein vermummter Mann;
Der König erhebt sich grüßend
Und lächelt den Fremden an:
„Dich hatt' ich eben gerufen,
Du klapperndes Totengebein,
Nimm ab Dein Haupt von den Schultern,
Ich brauch' einen Becher zum Wein."

Der Fremde tritt langsam näher
Und schlägt seinen Mantel zur Seit';
Der König lacht und reckt sich:
„Dich kannt' ich in aller Zeit,

Doch als ich zuletzt Dich schaute,
Da rollte Dein Haupt am Grund —
Bei Gott, Du bist das Gerippe
Von König Kunimund!

Was rückst Du näher und näher?
Dich kenn' ich von alters her:
Aus Deinem Schädel trank ich
Wohl tausendmal und mehr,
Und immer, so oft ich getrunken,
Da hab' ich Dein gedacht,
Da hob ich ihn hoch und lachte
Und pries die Gepidenschlacht.

Das war ein blutiges Ringen —
Hoch lobt es der Sänger Mund;
Da ward Dein Kind meine Buhle,
Die liebliche Rosamund;
Erst heute aus Deinem Schädel
Hat sie zu trinken begehrt — —
Was trägst Du unter dem Mantel? —
Ein Schwert, ein blitzendes Schwert!

Digitized by Google

Aus leeren Augenhöhlen
Wie ſtarrſt Du mich ſchaurig an:
Was ich Dir that im Kampfe,
Das hätt'ſt Du mir ſelbſt gethan —
Was hebſt Du mit knochigen Händen
Das blinkende Schwert empor?“ — —
Der andere nicht und flüſtert:
„Nun komm' ich Dir zuvor!“

Es war in der erſten Frühe,
Eh' noch ein Vogel ſchlug,
Als man den toten König
Vom Saale hernieder trug;
Sie rühmten laut ſeine Ehre,
Sie prieſen ihn weit im Land,
Und dennoch fiel er ſo elend
Von tückiſcher Mörderhand.

Das Mantelkind.

Von **Eugen Eirſch.**

Horch, Glockengeläut und Trompetenklang,
Und ſieh', die Banner den Weg entlang,
Und in den Straßen das Volk zu Hauf',
Die Häuſer geſchmückt und die Fenſter weit auf,
Und hin zum prächtigen, ſchimmernden Dom
Flutend ein rauſchender Menſchenſtrom,
Ja, heute gibt's Hochzeit!

Der Herr Graf hält Hochzeit, Gott ſei es gedankt,
Nachdem er ſo lange geharrt und gebangt,
Gewartet, gehofft mit nie ſchwindendem Mut
Und treulich geworben in zärtlicher Glut,
Und wie hindernd ſich auch das Schickſal gethürmt,
Nun ſiegreich die liebliche Feſtung erſtürmt,
Das Herzlein Johannens.

Der alte Herzog, halb taub und halb blind,
Der Grämliche, wollte nicht miſſen ſein Kind,
Sie ſollte ihn hüten und liebend betreu'n,
Und freite der Graf, ſo ſagte er nein;
Sechs Jahre, welch lange, erſchreckliche Zeit,
Dann ſtarb der Alte, ein Jahr noch voll Leid,
Und dann fröhliche Freude.

Die gütige Schickung, die über uns thront,
Wie herrlich ſie treue Liebe belohnt,
Sie haben geduldig gehofft und geharrt,
Ergeben in Nöthen und chriſtlicher Art,
Wer iſt, der nicht Thränen der Rührung weint,
Wenn er ſieht, wie der gütige Himmel vereint
Solch zweie zum Bunde.

Der Biſchof ſteht milde und ſanft beim Altar,
Da naht in Gepränge das adlige Paar.
Es recht ſich die Menge und flüſtert und ſchaut:
„Welch ſchmucker Bräutigam und ſeht nur die Braut,
Die geht recht langſam, in zögerndem Schritt,
Nun freilich, der ſchwere Mantel muß mit
Und das goldne Geſchmeide.“

Der Graf führt ſein Bräutchen ſo zart bei der Hand,
Mit der Rechten hält ſie ihr ſtarres Gewand,
Der Mantel in breite Falten ſich legt
Und weit um ſie auf der Erde ſegt,
Bei Gott, die Braut ſieht gar ſtattlich drein;
Beifall ertönt in den feſtlichen Reih'n
Der Wahl des Herrn Grafen. . .

Und wie das Paar vor dem Biſchof ſteht,
Da ſpricht der Greis ſein liebreich Gebet.
Er ſegnet den lange erſtrebten Bund,
Thut ihnen die Güte des Herren kund:
Wie lang auch die Prüfung, wie lang ſie entjagt,
Heut iſt es das Glück, das ſonnenhell tagt,
Und Heil bringt die Zukunft.

„So ſeiet geſegnet für jegliche Zeit,
So ſei Euer Bund durch den Herren geweiht,
Er ſchenke Euch Freude, er gebe Euch Huld,
Er lohne in Güte ſolch edle Geduld,
Du, chriſtlichſte Frau, und Du, wackerſter Mann,
Ihr möget, was jeder am andern gewann,
An Kindern erfahren!“

Da brauſt's durch die Kirche im Jubelton laut,
Doch ſiehe, der Mantel der lieblichen Braut,
Er teilt ſich, bewegt ſich, ein putzig Geſicht,
Ein blonder, ein kleiner, ein herziger Wicht
Springt hervor aus der Hut, aus dem ſchirmenden Kleid
Umarmt die Beiden und kichert und ſchreit:
„O Vater, o Mutter!“

Und was ich als heiteres Märlein erzählt,
Das wurde zu Recht und zur Sitte erwählt.
In der guten, der alten, der wackeren Zeit
Ward im Mantel der Braut auch das Kindlein geweiht,
Das ungeduldiger Liebe entſproß,
Und aus ſolchem niedlichen Mantelgenoß
Wurde Prinzlein und Erbe.

Der Bien von Elende.*)

Von **O. Fleiſchhauer.**

Riſch ab den Plunder! Sengt und brennt!
Hallo und Wordio auf Elend!**)
Balthaſar, Bartel, auf, 's iſt Zeit!
„Geht ſein an Krumpf, Biſchof und Veit!“**)
Hans, Kaspar, Klaus und der große Hauf
Zur Roſenkirche dran und drauf!
So tobt das wilde Heer der Bauern
Zum Wallfahrtsort mit Spieß und Hauern.
Der Teufel auch wallfahrtet mit,
Daß Alles hätt' den rechten Schnitt.

*) Elende iſt ein Dorf in der Grafſchaft Hohnſtein am Harz; im 15. u. 16. Jahrhundert ein berühmter Wallfahrtsort.
**) Eine Briefſtelle Thomas Münzers.

Digitized by Google

Bald kracht und loht im Gotteshaus
Der Münzerische Höllengraus. —

Fein still und friedlich unter Linden
Ein Pfarrhaus stund, von Frühlingswinden
Umschauert, war ein Klapperding;
Das Strohdach schier zur Erde hing.
Und klapperalt der Pfarrer war,
All' Jugendschmuckes Beide bar.
Der Frühling leuchtet hell genung,
Da scheinen auch die Beiden jung. —

Ach Pfarr', ach Pfarr', und merkst Du nicht,
Welch Schreck in Deinen Frühling bricht?
Doch nein, doch nein, der Pfarrer weilt
Am Bienenstand, die Stunde eilt.
Die Immen summen und surren und sausen,
Sie wöll'n hinaus ins Feld und Rain,
Begrüßen und küssen die Blauveiglein.
„Nun, nun, ihr ungeduldig Schwarm,
Habt keine Ruh? Daß Gott erbarm!
Was sollen da wir Menschen thun?
Müssen ja auch die Sehnsucht bezwing'n,
Müssen das heiße Herze schweigen,
Eh' kommt der Lenz mit Freud' und Reigen.
Nun, nun, Ihr sollt ja heut hinaus,
Sollt feiern ersten Honigschmaus."

Der Pfarrer steht und schaut und sinnt.
Ach Pfarr', ach Pfarr', und bist Du blind?
Siehst nicht, was vor den Linden droht
Und Feuerjo durch die Gassen loht?
Doch nein, doch nein, der Pfarrer hat
Die Bienenkappe auf der Platt'.
Die Immen summen und brummen sehr
Der Imker summt und brummt noch mehr:
„Ihr Bien' wollt keine Ruhe han,
Wie Menschenweis und Menschenplan?"
Der Pfarrer lacht in sich hinein:
„Wollt gar wie meine Bauern sein?"
Pfarr', lache nicht so innerlich,
Sonst kommt ein Schaden über Dich!
Ja Schaden hier, ja Schaden dort,
Hausschaden steht an Thores Bord,
Pocht an die Thür und schlägt die Scheiben,
Will nicht vor Schloß und Riegel bleiben
Und donnert los und schmettert all.
Nun gröhlt der volle Bauernschwall:
„Pfarr' raus! Pfarr' raus! Verdammter Pfaffe,
Faulpelz, Platthönig, Herrgottsaffe!" —

„Was für ein wunderlich Getös?"
Denkt's Pfarrerlein und denkt nichts Bös',
Und hebt den Kopf und spitzt die Ohren
Und hört den Teufelspuk rumoren.
„O weh, die Bauern! Nun ist's aus.
Nun hüt' mir Gott mein Gotteshaus!"
Er lauft dahin, er lauft daher,
Ob irgendwo ein Mausloch wär'.
Er lauft daher, er lauft dahin,
Ob Rettung käm' in seinen Sinn.
Ein Bienlein ärgert sich darob
Und sticht gar scharf und sticht gar grob
Dem Pfarrer auf die Nasenspitze.
Der merkt in seiner Drangsalshitze
Kaum etwas von dem groben Spaß,
Als schon die Rettung kund ihm was:

In beiden Armen, recht und link
Bienkörbe schleppt ins Haus er flink
Und holt noch dort und bringt noch hie,
Im Hausärn steht die Batterie.
Fest aber muß die Kappe sitzen
Und muß den frommen Imker schützen.
Und wie der Schwarm des Münzer lärmt —
Der Bien schon in den Körben schwärmt.
Und wie am Chor der Münzer spukt, —
Mein Pfarrerlein am Flugloch ruckt.
Und wie die Axt die Pforte sprengt, —
Ein Knüppel auf den Körben schwengt.
Heraus, heraus, ihr Bienen all,
Jetzt kommt der wilde Bauernschwall!

Und mit Gesumm und mit Gebrumm
Im Pfarrhaus geht der Teufel um,
Und alle seine Legionen,
Als Fliegen, Wespen, Scorpionen.
Hei, Kaspar, wart', jetzt hast Du was!
Wie, Bischof, schwillt die liebe Nas?
Ei, Veit, warum schon aus dem Haus?
Der Pfarrer wirft Dich nicht hinaus!
Und jetzt, und jetzt mit Schrei'n und Fluchen
Die schlimmen Gäste Rettung suchen.
Wo Zimmermann ein Loch gelassen
Geht's holterpolter auf die Gassen.
Ach weh! Du arges Bäuerlein
Meinst wohl, die Immen würden fein
In Ruh Dich lassen ganz und gar? —
Die Pfarrhausthür das Flugloch war.

Und jetzt, und jetzt rings in die Weiten
Hebt sich ein wunderliches Streiten.
Da führt der Bau'er den Morgenstern
Dicht gegen die gestrengen Herr'n,
Die grobe Faust nur schlägt darein
Und trifft das eigene Gebein,
Und schlägt, wo irgend Fleisch mag wachsen
Den winterleisten Bauernbadsen.
Ei, schlagt nur drein! Es hilft Euch nicht,
Der Bien, ein schlimmer Lauhnecht, flicht.
Und muß er auch das Leben lan:
Ein feiger Knecht, der still bleibt stahn!
Da läuft davon in wilder Hah
Der Münzerische Höllenmah. —
Da wird es still. Ein Himmelswind
Weht durch die öden Gassen lind
Und kühlt des Pfarrers Stirn und Wangen,
Wie er kommt vor das Chor gegangen
Und hebt die Hand zum Sonnenlicht
Und sings die frohen Worte spricht:

„Herr Gott, gelobt sei alleweil!
Hast Weg und Mittel stets bereit,
Der Du den wilden Wurm gemacht
Und hast es alles wohl bedacht."

Digitized by Google

Versunkenes Glück.

Erzählung von **Philipp Kniest.**

Der Tischlermeister Zahn war, wie man zu sagen pflegt, zu gut für diese Welt, — for Godheit nich to bruken, wie sein Nachbar, der Tabaksspinner Busch sich etwas kraß und nur halb wahr ausdrückte. Aller Mühe ungeachtet, wollte sein Geschäft nicht so recht vorwärts, und so sehr auch die Hausfrau zu sparen suchte, so einfach sie auch alles, sich selbst und das einzige Töchterchen Margarethe hielt, Schmalhans war und blieb Küchenmeister in dem Häuschen in der schmalen und krummen Straße der großen, alten Stadt.

Die liebe Sonne mochte noch so freundlich es meinen, fast nie glückte es ihr, Strahlen auf das holprige Pflaster, in die kleinen brunnenengen Höfe zu werfen. Kein grünes Hälmchen weit und breit war zu entdecken, nur ein verkrüppelter Lindenbaum stand in einem Winkel und überschattete mit spärlichem Laube die altertümliche Pumpe, auf welcher ein sich bäumendes Ungetüm, ein idealisierter Delphin, sich breit machte. Diese Ecke diente den zahlreichen Kindern der Straße zum Spielplatz: die Mädchen konnten dort in den Hochsommertagen ihre Puppen, oder hielten große Wäsche, die Knaben trieben mit dem Brunnenwasser Kurzweil und spritzten so lange auf ihre kleinen Schwestern und Freundinnen los, bis dieselben sich schreiend und weinend entfernten, oder bis ein die Runde machender Polizist den einen und den andern beim Kragen faßte, wohlgemeinte und gut angebrachte Ohrfeigen austeilend.

Gretchen Zahn sah man selten am Brunnen, denn sie mußte der Mutter fleißig helfen, und in den Mußestunden saß sie fast immer strickend und nähend auf dem steinernen Beischlage neben der Hausthür. Erschien sie aber mal, dann herrschte das hübsche, sinnige Kind wie eine Königin, — auch der wildeste Junge wagte nicht, Mutwillen mit ihr zu treiben. Alle liebten sie ihres sanften Wesens halber, und wohl jeder der Rangen wäre für sie durch das Feuer gegangen.

Den Bewohnern jener stillen Straße war dieselbe fast die ganze Welt. Weit weg lag der Hafen und der breite Strom mit seinem lebhaften Verkehr, fern war auch der Wall mit seinem grünen Rasen, den hohen dichtbelaubten Bäumen, den reich geschmückten Blumenbeeten und den breiten Wasserflächen des ehemaligen Stadtgrabens, auf denen die schneeweißen Schwäne stolz ihre Bahnen zogen. Die Stadtthore wurden abends geschlossen, die Umgegend war schwer erreichbar, Eisenbahnen und Dampfschiffe kamen eben erst auf. Jeder blieb hübsch daheim; nur Sonntags auf dem Rückwege von der Kirche zeigten wohl die Eltern die Paläste der reichen Kaufherren ihren Kindern und führten sie zu jenem Hügel, von welchem aus in weitem Bogen die große Stadt mit den hohen Thürmen, den Hunderten von Schiffen im Hafen, und nach der entgegengesetzten Seite der golfähnlich sich weitende, dem Meere zueilende Strom gleich einem großartigen Panorama dalag.

Wie jauchzte Margarethe auf, wenn sie an der Hand von Vater und Mutter all diese Herrlichkeiten erblickte, wenn sie die Vögel singen und gar im Gebüsch am Ufer des Stadtgrabens das schmelzende und jubilierende Lied der Nachtigall hörte. Dann sehnte sie sich hinaus in die wunderschöne, weite Welt. Doch sie mußte zurück in die schmale, kalte, feuchte Gasse. Nicht ungern aber ging sie wieder heim; ohne die Eltern wäre ja auch das Paradies ihr eine Einöde gewesen. Jene kleine Welt im Gewirr der Straßen, Gänge und Höfe, das alte windschiefe Vaterhaus mit den niedrigen Stübchen, der Werkstatt, in welcher vom frühen Morgen bis zum späten Abend Hammer, Hobel und Säge nicht rasteten, sie barg auch ihre Reize; — war doch die Liebe der Glanz, der das trübe Grau mit Gold verbrämte. Aber nicht für immer sollte dort ihres Bleibens sein. Gütige Geister waren geschäftig, das im Verborgenen erblühende Veilchen an einen Ort zu verpflanzen, wo es Luft und Licht in Fülle finden sollte, wo himmelan strebende Bäume rauschten, Rosen

Digitized by Google

dufteten, bunte Blumen den grünen Rasen schmückten, Vögel von Lust und Liebe sangen über den Denkmälern der Vergänglichkeit, über der Eitelkeit alles Irdischen.

Meister Jahn, ein aufrichtig frommer Mann, fehlte keinen Sonntag im Gotteshause des Kirchspiels, in welchem er einen von den Voreltern ererbten Kirchenstuhl besaß. Als ehrsames und einsichtiges Gemeindeglied gehörte er sogar der Gemeindevertretung an und wurde wegen seiner gesunden Ansichten, seiner erfolgreichen Thätigkeit in der Armenpflege halber von Vornehm und Gering, von den Geistlichen, wie von den Kollegen hoch geschätzt. In der Tischler-Amtsstotenlade bekleidete er einen Vertrauensposten, und daher stammte seine Bekanntschaft mit allen zum Begräbniswesen gehörenden Dingen.

Der Friedhof der Gemeinde, einst in der Stadt um die alte Kirche herum gelegen, lag jetzt vor dem Thore am äußersten Ende einer Vorstadt, in waldiger Gegend, auf einem Hügel mit einer wundervollen Fernsicht, neben der Kapelle zu St. Jürgen, die man anlängst auf dem Gottesacker angegliedert hatte. Ein von der Gemeinde angestellter Beamter, zwar den Titel Totengräber führend, aber selbst, da er viele Arbeiten unter sich hatte, nicht gezwungen, die Schaufel zu führen, wohnte dort in einem niedlichen Hause des Vorhofes. Kürzlich hatte man den würdigen Greis, welcher so Manchen zur ewigen Ruhe bestattete, selbst in das Grab gelegt ....

Wenige Tage nach diesem Ereignis erschien in Meister Jahns Hause das Mitglied der Totenlade „Die blühende Rose“, der Schuhmachermeister Leiding. Ihn hatte dem Anscheine nach der liebe Gott im Zorn zum Schuster gemacht, denn nicht nur kein Dreibein war imstande, den riesigen Körper zu tragen, nein, letzterer beschwerte auch seinen Inhaber derart, daß ihm die sitzende Lebensweise je länger desto mehr zur Qual wurde. Leiding war daher äußerst dankbar gewesen, als die Lade ihn zum Trauermarschall bei ihren Leichen ernannte, eine Würde, zu der er ganz besonders paßte. Trotz seiner riesigen Figur und des leidmäßigen Gesichts, welches er fortan für gewöhnlich aufsetzte, war er aber sanft wie ein Kind und stets zu Scherzen geneigt.

„Na, Leiding?“ fragte Jahn, als beide einander gegenüber in der Stube saßen.

„Ja, Jahn!“ antwortete Leiding.

„Wat is's denn los, ole Fründ? Du sühst ja ut, as wenn Du von 'ne grote Like kemst un en lüttjen Stuck up'n Weg krägen harrst. Oder is for mi weder en Extra-Schilling for en feinet Sarg to verdeenen?“

„Ä ja, ganz wid hist Du'n nich von af, aberst et stimmt doch nich so ganz. Von 'n Karkhof kam ik, an 'n Karkhof denk ik, na 'n Karkhof dor mocht ik — Di henhabben!“

„Du wullt mi doch nich gar dotslagen, Leiding? Noch heff ik woll en bäten Tid mit de Afreise up Twangspaß.“

„Nums hebt Tid! De Tid steit allewig in Gottes Hand. Hen geit de Tid, her kummt de Dot. Dat letzte Brot, de letzte Not .. dat Lecht geit ut, de Stummpel ward up Sid smäten, — na nimen. Und wer nich na bowen buet (gebaut) hett, de geit nich in'n Himmel in ... Na, wat ik seggen woll —“

„Ja, et is ook Tid, dat Du mit Din Predigen to Runde kummst. Du must aber in de Gelegenheit sehen un nich alle Lüde äwer enen Kamm scheeren. Bi mi is alle Dage Last un Plage, jümmer geit Hamer, Hämel (Hobel) un Sage (Säge).“

„Hast nich lange mehr! Smiet hen Din Gewarn, hier ward Fierawend makt. Dat Ennde is dar, de Arbeit ut!“

„Nu hör aberst up, Leiding, mit Dinen Unkenkram. Ik slage dar glik en Sticken for un verbeed Di den Mund. Du snackst doch sunst heel vernünftig, wenn Du bi Lüde kummst, de kene Leeddrägers sind.“

„Vernünftig? Vernünftig bin ik jümmer. Jede Predigt hett ähre Inleitung. De is nu ut, un mine Schuld is't nich, wenn Du noch kine Muse markt hest .... Et is man von wegen den Karkhof ....“

„Riek ens! So löppt de Hase? Zi von de blühende Rose willt woll wedder mehr Privilegien hebben, und dar schall ik mi for Jo in't Tüg leggen?! Nä, min Jung, dar ward nicks nich von! Dat will un kann un darf ik nich in 'n Karkontschuß vorbringen, nich verträden.“

„Verstah mi nich miß, Jahn! Din Wort will ik, willt wie alle nich, wi willt Dine Daht, Di sulbens hebben!“

„Wo so, Leiding?“

„Hest Du aberst en slechten Fatz! Süh, wat de ole Krukenhaner weer, den is 't ja un gahn na dat Sprickwort, wer andern eine Grube gräbt, der fällt selbst hinein, — endlich, endlich! Der liggt ja un feste un steit nich wedder up bit an den jungsten Dag. De Stelle is fri. Wi möt'r

Digitized by Google

en annern Kuhlengräber hebben. — Un", Leiding richtete sich in die Höhe und fuhr mit feierlichem Ernst fort: „Du Jahn, Du musst Kuhlengräber werden. Des Volkes Stimme verlangt nach Dir. Widerstrebe nich un melde Dir! Un dat forens (gleich), denn dar sünnt ook noch Annern, de na de Stelle geilen doht. Aberst dar is Kiner, de ie hebben schall und mutt as Du, Jahn!"

„Jk, Leiding? Aberst min Hus un Geschäft?"

„Ja Du, Jan Jochen Jacob Jahn! Hus un Geschäft äwernimmt min Swigersähn, de en bäten Geld hett un en duchtigen Kerl is. Süh, Di deit de frische Luft dorbuten god. Du best ook de Würde un Fähigkeit, un wat noch fehlt, der Verstand, den gifft Gott mit dat Amt. Hör mal, wer Di so ankickt, de kriggt jümmer gode Gedanken; wenn Du Dine Hände falten deist, denn ward Männigen, der ook an't Graff nich an Gott un Ewigkeit denkt, doch en Ruck kriegen, der an den Weg nach bowen wist. Graben kannst Du nich, aberst de Tid to stehlen brukst Du ook nich, denn Du kriggst so väl to dohn, dat Di faken Winterdags de Sweet von de Stirn ballopen ward."

„Dat es de Meenung, Leiding? Et geit woll meist um Dinen Swigersähn, den Du in Brot setten wullt?"

„Ja woll, dat ook! Wer die Sinigen nicht versorgt, is slimmer as en Heide. Em will ik fudder helpen un Di ut de Klemme bringen. Nicks for ungod! Aberst tum Discher bist Du just so verdrunven as de Boß tum Prester. Und un mak kine Fisematenten! Rasch tritt der Tod den Menschen an un reißt ihn mitten aus de Bahn, und dat deit dat Schicksal desgliken. Widerstrebe dem Guten nicht. Treck Dinen Swarten an un — melde Di bi den Herrn Administrator, dat sage ik noch eenmal! Dat Minige heff ik ook all dahn. Jk laat Di nich los, bit ik Di glücklich up'n Karkhof, will seggen in't Kantoor von den Herrn Senator heff."

„Aberst ik mutt doch erst mit mine Olsche snacken, Leiding."

„Ach wat! Dat kannst Du achterher dohn. Ne Meldung is kine Bicht (Beichte). Selbst ist der Mann! De Froenslüde mit ähren Gedröhn verdarvt mannige Sake. Laat Du Dine Fro snacken so väl as se will, wenn nicks mehr to ännern is."

Jahn gab dem Andringen Leidings nach. Glücklicherweise war die Frau Meisterin nicht daheim, sonst wäre er ohne Rechenschaft, was er mit dem feierlichen Anzuge, in welchen er sich warf, bezwecke, doch wohl nicht freigekommen. Die Freunde gingen gemessenen Schrittes durch die Straßen. Vor dem Hause des Senators drückte Leiding Jahns Hand und sprach:

„Mit Gott, min Jung! Gew den holten (hölzernen) Adam in den Dod un kam as en nigen Minschen wedder. Verstah mi, ik meene: Smit de Discherei (Tischlerei) achter Di un faat de Kuhlengräberschuppen mit Macht an. So 'n Mann as Du, de mutt an de Poort (Pforte) to'r Ewigkeit stahn. Man driss drup los! Je forscher Du toschleist, desto bäter sitt de Nagel. En blöden Hund ward nich fett. — So, un man 'rin in dat Vergnügen! Jk will hier schildern, bit Du wedder kummst."

Ganz ohne Bangen trat Meister Jahn nicht vor den Administrator, mit welchem er bis dahin in Gemeindeangelegenheiten auf dem gleichen Fuße, wie er wenigstens meinte, verkehrt hatte. Der würdige Herr drehte sich etwas erstaunt auf seinem Kontorbock herum, während Jahn sein Anliegen vorbrachte. Er entgegnete:

„Hm, hm, so, so, la, la! Freilich, mein lieber Meister! Da haben sich schon gar Viele gemeldet, allerhand Zeug — Krethi und Plethi, wenig Qualität! Freut mich, daß Sie die Auswahl verbessern wollen. Ich kann, wie Sie ja wissen, allein nicht entscheiden, werde aber mein Bestes thun. Ihre Meldung konveniert mir sehr. Meine Stimme ist Ihnen sicher .... Aber, Hans und Hof, Ihr Geschäft verlassen! Haben Sie das auch wohl recht überlegt? Niemand kann zween Herren dienen."

Jahn nickte, dankte und sprach von Leidings Anerbieten.

„Dann ist ja alles gut, mein lieber Meister. Gehen Sie nun! Zu den nächsten Tagen ist Sitzung. Wie gesagt, meine Stimme haben Sie; freilich, aber andere Leute wollen auch mitsprechen. Adieu!"

Dann wendete der Senator wieder sein Gesicht dem Pulte zu, ergriff die hinter das Ohr gesteckte Feder und schrieb, als sei nichts vorgefallen an dem Satze seines Briefes fort, in welchem ihn Jahns Besuch unterbrochen hatte.

Der Letztere fühlte sich erleichtert, als er wieder auf der Straße stand, bezweifelte aber doch sehr den Erfolg seiner Meldung. Er schlug mit gesenktem Haupt, ohne noch an Leiding zu denken, den Heimweg ein. Der riesige Trauermarschall erquickte sich inzwischen in einer benachbarten Bierhalle und beobachtete, eine Cigarre

Digitized by Google

rauchend, die Thür des administratorlichen Hauses. Als er den Freund herauskommen sah, sprang er auf und eilte ihm nach. Er klopfte dem Erschreckten auf die Schulter und fragte:

„Nu, wat weer dat Ende? Heft Du en godet Amen hört?“

Jahn, etwas kleinlaut, schüttelte den Kopf und antwortete:

„Dar sind mehr Hunne as Hasen! Dat bringt nicks, min Liem (Leim) hollt nich.“

„Lat den dummen Snack, Jahn! Du kennst de Welt nich, verstehst nich, dat Wort uttoleggen. Dat lehrst Du erst, wenn Du so väl mit de Geistlichkeit to dahn kriggst as ik. Nu segg aberst ens, wat Herr Senator denn seggt hett!“

„Meine Stimme haben Sie freilich, aberst andere Leute wollen auch mitsprechen, säh he.“

„So, dat hett he seggt? Lange Dine Hand mal her! Ik gratuleer Di! Wat de Administrator will, dat sett't he ook dör. Dat Annere is allens man Hopphei, — nich mehr as en bäten Semp an de Sooß. Wenn Du sine Stimme hest, denn hest Du de Stelle. He stentet, un de Annern, de danzt!“

„Meenst Du, Leiding?“

„Ja, dree dubbelt Ja! . . . Wie kunnen ja nu en Lüttjen drinken, aberst bäter is bäter: Wi willt man gliks na'n Notar gahn un nie Sake klaren. — Und denn Gottes Segen mit Di, lüttje Ole! De trovige Minschheit kriggt en joden letzten Tröster, und männige Lichtlag en Wegweiser, wenn ook man en stummen Hund (nicks for ungod, Jahn!, na bowen hen! Dine Olsche kannst Du, as man up Hochdütsch seggt, mit einer vollendeten Thatsache unter die Augen gehen. Laat Di man gliks von den Snider dat nödige Tüg anmäten. Ik gah dor denn ook noch mit Di hen.“

Und so that Leiding.

Jahn aber verkündete nach einigen Stunden Frau und Tochter das wichtige Ereignis.

Nach wenigen Tagen lief auch die Bestallung vom Herrn Administrator ein.

„Wat heff ik Di seggt? Na? Ja, up Leiding kann man sick jümmer verlaten,“ sagte triumphierend der Trauerrieke dem Fremde.

* * *

Gar nicht leichten Mutes verließen Jahns ihre enge krumme Straße, das alte dunkle und winkelige Haus, ihr ihnen so liebes Heim. Die Herzen hingen doch fester daran, als wie sie geglaubt hatten. Vollends Frau Jahn, deren Eltern und Voreltern schon darin gewohnt — ihr Mann heiratete, wie man zu sagen pflegt, hinein — konnte sich anfangs nicht in den hellen und weiteren Räumen der mitten in dem parkartigen Vorhofe gelegenen Totengräberwohnung zurechtfinden, deren ganze Umgebung mit den vielen weißen Marmordenkmälern, schwarzen Kreuzen, grünen Grabhügeln, den dunklen Cypressen und melancholischen Trauerbäumen ihr unheimlich war. Ja, der Gesang der Vögel in Busch und Gezweig stimmte sie schwermütig, während ihr Töchterchen über alles Traurige hinwegsah, sich durch die fast täglich mehrfach erscheinenden Leichenzüge und die an den Gräbern weinenden und betenden Besucher und Besucherinnen nicht stören ließ und gar abends allein, mit dem Vater oder dem einige Jahre älteren, schon konfirmierten Heinrich Seiler, dem Sohne des dem Vorhofe benachbart wohnenden früheren Kapitäns Seiler, zwischen den Monumenten und Baumgruppen umherwandelte, um den zahlreichen Nachtigallen zuzuhören.

Vater Jahn waltete seines Amtes mit Hingebung und Würde. So sorgenfrei und glücklich war er seit seinen Jugendjahren nie gewesen. Wenn er bei Beerdigungen seinen Untergebenen das Zeichen zum stillen Gebete gab, dann entblößten sich alle Häupter der Umstehenden; auch der Gleichgiltigste, wenn er das Gesicht des würdigen Alten, auf welchem ein Ewigkeitsschimmer zu glänzen schien, ansah, fühlte den Ernst jenes Augenblickes, der das letzte irdische Haus den Blicken entzieht. Mancher drückte ihm beim Abschiede still die Hand, ihm dankend für ein kurzes, herzliches Wort der Teilnahme und des Trostes. Jahn ließ es sich nie nehmen, selbst den Hügel mit den Sargkränzen zu schmücken, ja, auf das nackte Grab des Armen legte er unbemerkt einen von Margarethe gewundenen Kranz. Die mit dem Amte verknüpfte Einnahme übertraf alle Erwartungen des nie verwöhnt gewesenen Mannes und richtete sich je nach der Zahl der Begräbnisse in der immer stärker sich bevölkernden Stadt.

„Ik draf'r ja nich lud von spräken,“ sagte er eines Abends zu dem ihm besuchenden Leiding, „ik heff in de ersten Monate väl Verdruß harrd, denn de böse Grippe hett unner de olen Lüde bannig uprümt — leider Gottes!“

„Leider, seggst Du, Jahn? Man schall Gott for allens danken. Du un ik, wi hefft's Ursache to. Den Genen sin Dot is den Annern sin Brot! Dat is nu mal so in 'r Welt, und

Digitized by Google

wie beide bäet doch ook usn Vaterunser."

„Ja, ik heff min däglich Brot jetzt so riklich —, ach, wat for 'n Segen, Leiding!"

„Jahn, ole Burst, ik will Di't man gestahn, for't Ganze is't ook en Gottessegen, dat grade Du hier na buten kamen bist. Du deist, wat Du kannst, un wenn Ener dat deit, denn kann Nums mehr dohn as he deit. Süh, wenn ik so dissen un jenen Pastor — de sind ook nich alle ut dat sülwige Karnledder (Kernleder) — ankiek un denn höre, wat de redet un — afleiert, denn deit mi dat Harte weh, dat is faken kin Trost, kine Hulpe. Jahn, wenn Du denn dar so steihst as — Simeon un Hanna in 'n Tempel, so denk ik: Use leewe Herr lett de Seel in Fräden fahren. . . . Ja, ik frei mi jedesmal, wenn ik mit 'n Amtskieke up Dinen Kamp kam."

„Ik danke Di, Leiding! Ole Jung, segg mi ens, jümmer uprichtig, wenn wat nich in'r Riege es. Nums is vullkamen, Nums to olt, dat he nich noch wat lehren mutt . . . . Wenn't man mine Olsche anners weer! Dat fillt hier un dat knippt dar. Wenn't man god geiht. Mi jwaant faken wat Slimmes."

„Laat Di nu ähr nich mit Grapsen hen! Ole Froenslüde liggt as de olen Schäpen jümmer for 'n Doctor un hoolt doch meistens dägt ut. En Pott Kamellenthee un to Tiden en bäten Spaß deit Wunner. Treck den Swarten man to Huse ut un ähr en Stückschen; laat't Ji von Margarethe upmuntern. De Deern hett en ganz leewliche Stimme tum Singen . . . Nu adjes! Ik mutt gahn. Mit Dine Fro ward sick dat all wedder gewen. Dat is en Äwergang. De erste Anfang is swar, dat beste End kummt na."

„Hast Du morgen en Like, Leiding?"

„Nä, dat nich, aberst en Hochtid, wor ik de Upwahrung bi heff. So is 't in 'r Welt: Hüt rot, morgen dot! De Dot un de Brut, möt't beide tum Huse hennt. Adjes, adjes! Grüß Dine Fro! De is bald wedder kregel. Jümmer den Kopp stiv hollen!"

Die mächtige Gestalt schob zur Pforte hinaus. Jahn blickte dem Freunde nach und sprach leise vor sich hin:

„En Seele von 'n Minschen! He hett man knapp sin Brot, aberst wenn en Hungrigen kummt, denn gifft he 't noch weg un hungert sülbens. He leewt ja woll von sin eegen Fett, mager ward he 'r just nich." . . . .

Daß Heinrich Seiler den väterlichen Beruf ergriff, verstand sich von selbst. Längst schon wäre er auf See gewesen, wenn nicht sein Vater gewünscht hätte, ihn der Leitung eines befreundeten Kapitäns anzuvertrauen, dessen neues Schiff erst um die Mitte des Sommers seefertig sein konnte. Die Zwischenzeit benutzte der aus der Schule entlassene und zu Ostern konfirmierte Jüngling ganz nach seinem Gefallen zu Wanderungen in die schönen Wälder der Umgegend, vorzugsweise aber zum Fischen, Rudern und Segeln auf dem Strome, wo des Vaters Boote zu seiner Verfügung standen, wenn derselbe nicht selbst, wie alte Seelente ja gern thun, auf dem Wasser lag. Seine, Heinrichs, Bootsgefährtin war oft Margarethe. Das jugendfrische, kräftige Mädchen lernte rasch das Steuerruder handhaben; das aber genügte ihr nicht: gar bald saß sie auf der Ruderducht und führte einen so nachhaltigen und elastischen Schlag, daß Heinrich nicht nur mit ihr zufrieden, nein, daß er ordentlich stolz auf seine hübsche Begleiterin war. Mit welcher Genugthuung hörte er eines Tages vorbeifahrende Schiffer sagen:

„Nu kiet ens doch de Beiden dar an! Wat en smucken Deern, wat en feinen Kerl! Und wat se is, se hett an Slag an 'n Liwe as 'n Baas. Wer de ens frigen deit, de kummt in dat rechte Fahrwater."

„Hörst Du, Gretchen?" fragte Heinrich schelmisch. „Was sagst Du dazu?"

Errötend antwortete sie:

„Laß die Leute reden, — was frag' ich darnach! Wir wollen rudern und keine Albernheiten treiben. Heda, Heinrich, frisch vorwärts! Scharf anrudern, daß wir die Fahrwassertonne nicht streifen. Sieh, das kommt davon!"

Sie fuhren mit der aufkommenden Flut der unfernen Stadt zu. Die schlanke Brieze führte eine ganze Flotte großer und kleiner Schiffe aus See heran, deren weiße, braune, gelbe und rote Segel im breiten Strome sich spiegelten; hoch in der Luft spielten die bunten Flaggen und Wimpeln an den Masttoppen. Auch die blauen Bänder an Gretchens Strohhut wehten lustig im Winde. Dann und wann schaukelte das niedliche schneeweiße Boot in den von den passierenden Dampfern aufgewühlten Wellen.

„Welche Wonne! Wie entzückend schwebt sich's auf den grünen kristallenen Wogen," rief das Mädchen. „Mein ganzes Leben lang möcht' ich so leise und sanft mich wiegen im hellen Sonnenglanz, in frischer, freier Luft, wo Leib und Seele jauchzen."

Digitized by Google

„Ich auch, Gretchen, mit — Dir, und im Sturme gar, wenn ich mit starkem Arm Dich hielte, Dich trüge durch das Brausen der widerstrebenden Elemente.“

Sie schwieg, purpurrot übergossen. Heinrich wandte sich in demselben Augenblicke, um nach vorn zu blicken.

„Was ist Dir?“ rief er.

„Ich bin erhitzt,“ antwortete sie. „Laß uns langsam rudern, der Strom treibt uns so wie so schnell genug vorwärts.“

„Gewiß, wir haben ja keine Eile. Erst in einer halben Stunde ist Hochwasser. Komm, setze Dich auf die achterste Ducht, ich hänge das Steuerruder ein. Du kannst Dich erholen und mit aller Ruhe beobachten, was sich dort drüben auf der Werft begiebt. Ich brauche mich dann nicht umzusehen und rudere sicher und ohne Anstrengung. So, nun ist alles klar. Vorsichtig, Gretchen! Das leichte Boot legt sich nur zu gern aufs Ohr!“

Sie balancierte behende nach achter und ergriff die Ruderpinne.

Der Stadt gegenüber auf der Werft wehten die Flaggen auf den Untermasten einer schlanken neuen Bark, die heute von Stapel laufen sollte. Rechts und links am Lande standen Tausende von Menschen, auch alle in der Nähe liegenden Schiffe bargen Hunderte von Zuschauern; zahlreiche Boote waren geschäftig, eine Bahn auf dem Strome frei zu halten; ankommende Segler ankerten; die Dampfer stoppten ihre Fahrt.

Da dröhnte ein Kanonenschuß.

„Jetzt gieb acht, Gretchen,“ rief Heinrich, „gleich wird das Schiff laufen.“

Erwartungsvolle Stille herrschte ringsumher, es war, als ob auf dem Strom und am Lande alles den Atem anhielt.

„Sieh, da senkt sich die Flagge an der Gaffel! Nun ist's ähnlich wie im Liede: Stoßt den Zapfen aus, Gott bewahr' das Haus! — Mein Schiff, mein lieber, schöner, stolzer „Poseidon“, beschirm' Dich der Herr! — Gretchen, da, sieh, es bewegt sich!“

Ja, zuerst leise, dann rasch, immer rascher, setzte sich der Koloß in Bewegung; tief tauchte er mit dem Heck in die hochaufbrausenden Wasser und fuhr dann wie ein Schwan, stolz sich wiegend, mitten in den Strom hinaus, begrüßt von dem tausendstimmigen Hurrah der Zuschauer, welches die an Bord befindlichen Leute donnernd erwiderten.

„Gott sei Dank!“ rief Heinrich. „O, ist's nicht ein herrliches Schiff, liegt's nicht wie eine Möwe zu Wasser?! Möchtest Du mit mir hinaus in die See, Gretchen?“

„Wenn ich ein Junge wäre, ja! Aber so bleibe ich wohl besser, vielleicht aber nicht lieber zu Hause und warte bis Du Kapitän bist und mich, wenn ich Dir nicht etwa zu alt und runzelig geworden bin, zu einer kleinen Lustreise einladest.“

„Ja, ja, Gretchen, wer weiß!“ antwortete er schelmisch. „Nun aber wende! Unsere Lustfahrt soll keine Waschfahrt werden. Wir müssen eilen, daß wir noch vor Regen und Wind nach Hause kommen. Von drüben zieht eine arge Böe herauf. Es gilt, tüchtig auszugreifen, Du mußt doch trocken das Ufer erreichen. Halte nur nahe am Lande hin, es ist jetzt überall genug Wasser vorhanden.“

Das Boot schoß unter Heinrichs kräftigen Ruderschlägen in gewaltiger Fahrt voran. Der gegen den Strom stehende Wind erregte eine starke Dünung; manche neugierige Spritzer benetzten Margarethens Gesicht, die ihren Hut unter der Ducht geborgen hatte und dem Winde gestattete, mit ihrem seidenweichen, blonden Lockengeringel sein Spiel zu treiben.

Noch eben vor dem Niederströmen eines Platzregens erreichten sie den Strand und fanden Schutz in einer Uferhütte. Nachdem es wieder trocken geworden war, stiegen sie durch den schlüpfrigen Hohlweg den Uferhang hinauf ihren Häusern zu.

Mit ernstem Gesicht und den Worten: „Et is god, min Kind, dat Du kummst,“ empfing Jahn die Tochter. „Mutting is krank, un de Doktor treckt de Stirn krus. Ach, wo sehr süchtig heff ik up Di kurt.“

Ach, einer fürchterlichen Krankheit war die Mutter anheimgefallen. Sie lag unter den heftigsten Schmerzen, stark fieberud, darnieder. Ihre heiße Hand streckte sie Margarethe entgegen. Nur mit großer Mühe konnte sie ihr einige Wünsche aussprechen, wenige notwendige Anordnungen treffen. Eine Krankenpflegerin mußte geholt werden und stand dem armen Mädchen, welches, obgleich es den hoffnungslosen Zustand der Mutter ahnte, dennoch Mut und Hoffnung nicht aufgeben mochte, zur Seite. Jahn ging ab und zu. Der Blick, welchen ihm die mitleidsprechlich Leidende doch noch so freundlich zuwarf, sagte genug; draußen auf dem Gottes-

Digitized by Google

acker übermannte ihn der Schmerz, heiße Thränen rannten über die bleichen Wangen in den grauen Bart.

Bange Tage, fürchterliche Nächte folgten; die Kranke litt unbeschreiblich, aber sie klagte kaum, ward nicht ungeduldig und unfreundlich. Endlich trat Ruhe ein, die Schmerzen ließen nach, der Angehörigen bemächtigte sich eine zuversichtlichere Stimmung, welcher leider der Arzt mit seinem Ausspruche, daß der Anfang des Endes gekommen sei, eine mit schneidendem Weh in den Herzen empfundene Enttäuschung bereiten mußte. Der kalte Brand sei eingetreten, erklärte er, das Leben zähle nur noch nach Stunden.

Frau Jahn selbst täuschte sich nicht über ihren Zustand. Sie verlangte das heilige Abendmahl. Von ihrem Manne, von Margarethe nahm sie Abschied, beide der Gnade und Liebe Gottes befehlend. Auch Heinrich Seiler, der so oft im Hause gewesen war, den sie wie einen Sohn liebte, wünschte sie noch zu sehen. Als er zur Seite des Bettes kniete, legte sie die Hand auf das Haupt und sprach gar herzlich und mütterlich:

„Heinrich, min leewe Jung, ik kann nich hengahn, ahne Di minen Segen to laaten, ik bruk Di nich to seggen, worum. Bliew god un fromm, dat et Di woll geiht, Di un — de Du leew hest. Gott was mit Di, mit ähr, Amen! Nu gah nu behol in Dinen Harten, wat ik seggt heff. Nunn schallst Du wat seggen, bit de Tid dar is. Hest Du mi verstahn?"

Er antwortete in tiefster Bewegung:

„Ja, ik will mit Gottes Hulpe! O, ik danke von ganzem Harten — Mutter!"

Sie blickte ihn noch einmal an und schloß dann die müden Augen. Heinrich schied tief erschüttert aus dem Krankenzimmer und drückte bewegt Margarethe und ihrem Vater die Hand. In der Wohnstube wartete schon der Pastor, bereit, das heilige Mahl der müden Pilgerin zu spenden.

Margarethe hörte die feierlichen, trostreichen Worte von fern .... Dann wurde es still, ganz still in der Kammer. Mit sanfter Hand hatte ein Engel die Leidende berührt, sie aus dem Lande des Todes in das Reich des Lebens, aus dem Dunkel in das ewige Licht geführt. Margarethe hatte keine Mutter mehr. Wie schlafend lag die entseelte Hülle da, auf dem Antlitze leuchtete es wie von einem Widerschein aus der oberen Welt.

Welch ein harter Schlag, nun so empfindlicher, weil so plötzlich! Und doch, anfangs dankte man Gott für die Erlösung der Leidenden aus der Not der Schmerzen und Angst. Aber nur zu bald kam das Weh des unersetzlichen Verlustes, das Bewußtsein der klaffenden Lücke, die der König des Schreckens gerissen hatte. Christenglaube allein gab Trost und Linderung, und Zuversicht und Hoffnung gewann den Sieg.

Der Tag des Begräbnisses, der schwere, kam. Über dem offenen Grabe stand der Sarg; der Geistliche sprach die ergreifenden Worte von Vergehen, Erlösung und ewigem Leben, von der Auferstehung, dem Segen, welcher von alters her über Tote und Lebende seine Fittiche breitet. — Jahn, heute nicht in seiner Amtstracht, warf drei Hände voll Erde hinab auf den versenkten Sarg, dann sein Freund Leiding, und ihm folgten die andern Umstehenden. Margarethe neigte sich still weinend an die Brust ihres Vaters und bemerkte wohl kaum, wie Heinrich noch einen Kranz von weißen Rosen auf das Kopfende des Sarges legte. Die Männer entblößten ihre Häupter, die Hüte zu einem stillen Gebet vor die Augen haltend.

„Nu kumm, min leewe, beste Jung," sagte Leiding und führte Jahn vom Grabe hinweg. „Ik will Di nich trösten," fuhr er fort, „denn dat vermag ik nich, vermag kin Minsch, dat kann Nunn as de leewe Gott. Du weeßt am besten, wat nunner de Erde is un sick dar begewen deit. De Minsch schall an't Graff nich na unnen, he schall na bowen sehn. Ach Gott, et is swar to seggen, aberst et is doch so: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Wer wat Leewes darbawen hett, de ritt sick 'na un na na lichter los von dit Vergängliche un hett sinen Wandel in'n Himmel. Der Name des Herrn sei gelobt! De olle Pastor, bi den ik kunfermeert bin — he weer nich bloß een Pastor, he weer ook en Minsch, en Christ — de sä faken so 'n herrlichen Vers an't Graff, den munßt Du noch hören, Du ook, min fötet Gretchen:

Sieh, diese Glieder
Sinken jetzt nieder,
Modern geschwinde,
Werden im Winde
Bald ein verstäubendes Totengebein.
Laß sie verstäuben.
Du, Gott, wirst bleiben,
Herrschen und walten,
Und die Dich halten
Schwingen sich über die Gräber zu Dir,
Wandeln von Sinnen,
Bis von den Zinnen
Salems es tönt: „Dein Heil ist hier!"

Digitized by Google

Leiding streichelte seinem alten Freunde die Wangen so zärtlich wie man's wohl kleinen Kindern thut, zu Margarethe bückte er sich hinab und küßte sie. Dann leitete er beide in das Haus und in die Wohnstube, setzte sich auf das Sopha in eine Ecke, zog Jahn in die andere hernieder und sagte:

„Dat Lewen mutt un wedder sin Recht kriegen. Du un Dine Dochter schält en Glas Win drinken un mi schenk ook en Glas in. Den Traurigen gieb Wein, seggt de Schrift, un ik, de Schosteramtsmeister un Ladenmarschall, heff dat in lange Praxis probat funnen."

Er stieß mit Jahn an und sagte mit Thränen im Auge:

„Olle, leewe Frund! Du weeßt, Din Leed deit mi in'n binnersten Harten weh .... Aberst segg eus, heft Du all an wen dacht, de den Husholt föhren deit?"

„Leiding," antwortete nach einigen Minuten Jahn mit zitternder Stimme, „ik bliew mit Margarethe for mi. De Deern is anstellig un wi ward't so ook woll klar."

„Dat is recht! Ik wurd mi ook dafor bedanken, so 'n ollerhaftige Person up de Hacken sitten to hebben. Mine Fro will af un an na Für un Licht hier kieken, un wenn Du, min Döchting, wat heft, wat Froenslüde ähren Kram is, denn snack Du man mit Tante Leidings! — Kummt allens wedder in's Riege — Gott helpt de Wittfroens, de Weesen un ook de Wittmänner. Un un Adjes! Holt Jo hart! Ik spräk morgen mal wedder in, nu heff ik en grote Amtsliecke to besorgen. . . ."

Der gute, alte Bursche entfernte sich. Jahn und Margarethe blieben noch eine Weile in der Stube, dann gingen auch sie, aber an das frische Grab, über welchem der Hügel voller Kränze und Blumen sich mittlerweile gewölbt hatte. Sie standen lange im stillen Gebet da, zu ihren Häupten schmetterte die Lerche ihr Lied, immer heller und schöner, je höher auf zum Himmel sie stieg.

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Regen.

Mit abendroten Segeln gleiten
Lichtwolken fernen Häfen zu:
Sehnsucht und Sorge sinnend schreiten
Ins Thal zur Abendruh.

In ihren Händen blinken Schalen,
Drin bis zum Rande aufbegehrt
Tagsüber bittern Kummis Qualen,
Nun sind sie ausgeleert.

Befreit lehn' ich am Hügelhange,
Kein Weinen wird mehr in mir wach.
Dankfühlend schau' ich lange, lange
Dem Wandelpaare nach.

Friedrich Castelle.

Lenzmorgen.

Die dritte Stunde schlägt die Uhr —
Schon fängt es draußen an zu tagen,
Vor mir erwachte die Natur,
Die Lerchen trillern und die Finken schlagen.

Zum Fenster sehe ich hinaus,
Ein Duft und Glanz strömt mir entgegen,
Die Welt ist wie ein Gotteshaus,
Kein säuselnd Lüftchen mag die Blätter regen.

's ist jungen Tages Taufestrift! —
Der Weihetau blitzt demanthelle,
Der Herrgott selbst der Priester ist,
Eichhorn und Reh vertreten Patenstelle.

Da — welch ein Mißton rauh und rüd'
Entweiht die Keuschheit dieser Stunde?
Es ist ein rohes Zotenlied,
Gegröhlt von trunk'ner Burschen lautem Munde.

Da floh der Zauber wie das Wild —
Durch Gras und Bäume geht ein Beben —
Dort schwanken, die sich stolzerfüllt
Den Namen „Gottes Ebenbild" gegeben!

Rudolf Gärtner.

Liebe.

In Deinem Bette liegst Du voller Schmerzen.
Das wehe Zucken um den blassen Mund,
Der feuchte Glanz im Aug' thun mir es kund,
Und doch willst Du mit mir noch leise scherzen.

Ich küsse stumm die schmale, weiße Hand.
In meinen Augen fühl' ich heißes Brennen,
Und hastig dreh' ich mich zur Wand. —
Du sollst nicht meinen Jammer kennen.

Richard Schark.

Digitized by Google

Meine Träume.

Meine Träume erzählen mir
Von zukünftigen Segenstagen,
Wo die grünen Halme im Frühlingsfeld
Goldene Früchte mir würden tragen.

Meine Träume sind weise und wahr —
Und ich will ihnen treu vertrauen,
Wir bewahren den frohen Mut,
Köstlicher Ernte entgegenschauen.

Christoph Flaskamp.

Erntezeit.

Die Felder stehen weit und breit
So farbensatt, so wogengrün.
Am Hag die wilden Rosen blüh'n,
Im Tann' die junge Drossel schreit.

Am Berge schmolz der letzte Schnee
Und eilt im Bache durch das Thal.
Der schluchzt: „Wie mir bringt euch der Strahl
Der Junisonne Todesweh!"

„Wir sind zur Ernte gern bereit",
Rauscht hoheitsvoll das Ährenfeld.
„Wir sind ja Kinder dieser Welt
Und blüh'n und reifen unsre Zeit."

Hans M. Grüninger.

Ein Frühlingslied.

Es gleitet durch die Sonntagsfrüh'
Des weichen Windes Melodie,
Ein müdes, trauriges Lied.

In weiten, grünen Falten liegt,
Im Korne wehmutsvoll gewiegt,
Das müde, traurige Lied.

Es paßt zum Frühlingssonntag nicht,
Was so die alte Erde spricht:
Ich bin des Blühens müd'.

Wilhelm Freund.

Sängerfreude.

Meine Seele ruht in weicher Wiege,
Frauenliebe wiegt sie hin und her.
Wie berauscht von jedem holden Siege,
Tanzt sie wie ein Schifflein auf dem Meer.

Solchen Sieg zu feiern dünkt mir süße,
War mir stets des Sängers liebster Lohn.
Eines Frauenherzens stille Grüße —
Welcher Held trug höhern Preis davon? —

Sieg ist nur: ein mildes Wort empfangen,
Einen Gruß aus feinen Herzens Grund,
Ein Verstehen und ein Hingelangen,
Wo die Seele wird der Seele kund.

Frauenlieb' ist mir wie Meereswogen,
Wie ein tiefer, sagenreicher Strom —
Selig komm' ich drauf dahergezogen.
Seliger fährt kein Pilgersmann nach Rom.

Franz Karl Ginzkey.

Volkslied.

Der Mond steigt über die Wiesen
Und leuchtet so roten Schein;
Hinter den Büschen fließen
Hör' ich den mächtigen Rhein.

Mondsilbrig kommt geschwommen
Die Welle, die dunkel schlief —
„Sie kamen zusammen nicht kommen;
Das Wasser war viel zu tief . . ."

Unten im Lachen leise
Eine Mädchenstimme singt.
Ich lausche der alten Weise,
Die lockend zu mir klingt.

Der Mond steht über dem Garten —
War's nicht, als ob's mich rief?
Vom Strom her? Aus den Wellen? —
„Das Wasser war viel zu tief . . ."

Die Rosen duften linder
Und süßer der Nelken Trieb —
„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb . . ."

Im Mondlicht neigen die Rosen
Liebend zusammen sich.
Die Weise klingt leise zu Ende —
Ich weine bitterlich . . .

Alexander Pache.

Digitized by Google

Kommen und Scheiden.

Im Westen wogt ein buntes Farbenmeer,
Aus dem das Hochgebirg' der Wolken ragt.
Der gold'ne Sonnenwagen rollt einher —
Es tagt! — Es tagt!

Aufflammend stirbt der Schein. Nun ist's vollbracht!
Mit ihrem schwarzen Flügelpaare neigt
Zur Erde sich die ernste Fee der Nacht
Und alles schweigt.

Otto Prember.

Abendgang.

Es schreitet sich einsam den dämmernden Gang,
An den Gärten vorbei, an den Feldern entlang;
Die Lichter des Dorfes sind weit und klein . . .
Der Frieden Gottes hüllet mich ein.
Vergangen ein Tag.

Der Stern des Abends, eine Nachtigall singt
Vom nahen Gehölz durch die weiche Ruh,
Und süß, wie aus liebendem Frauenmund
In meiner Seele ein Lied wird kund . . .
Ich wand're, ich wand're immerzu . . .
Vergangen ein Tag!

Grad vor mir, über dem Wege blinkt

Hans Haebe.

Nachtgeflüster.

Wandeln meine leisen Träume
Mit dem Winde durch die Nacht:
Welch ein Flüstern! Busch und Bäume,
Ach, der ganze Wald erwacht!

Und ein Vogel schluchzt im Dunkel. —
Seele, kennst Du solchen Klang? —
Wolkenstille, Sternesfunkel,
Traum und Nacht in einem Klang!

Bruno Salmer.

Abendzauber.

Hand in Hand, von Schönheit trunken,
Sah'n wir, wie die Haide glühte
Und die Sonne abschiedgrüßend
Ihren schönsten Zauber sprühte.

In Dein Haar spann sie Dir leuchtend
Ihren gold'nen Mutterssegen,
Und der Abendhauch bestreute
Dich mit einem Blütenregen.

Lange saßen wir und schauten
Schweigend in die Abendröte.
Unten fern am Bache blies ein
Knabe seine Hirtenflöte.

Schwellend brachte uns der Windhauch
Hie und da ein Liedchen leise,
Klang von Liebe, klang von Sehnsucht,
Eine alte, alte Weise.

Hans Winand.

Das Glück.

Ein finstres Traumbild, schwer und bang,
Im Schlummer mich erschreckte,
Als früherklungner Vogelsang
Am Morgen mich erweckte.
Die Sonne scheint so wonnig hell,
Die Drossel singt, es rauscht der Quell,
Es rauschen im Winde die Buchen.
Es giebt in der Welt noch wo ein Glück,
Ich ziehe aus und bring' es zurück
Will in Feld und Walde suchen.

Will durch die morgenfrische Au,
Will durch die Wälder ziehen,
Wo, froh erweckt vom Morgentau,
Die stillen Blumen blühen.
Will suchen, bis ich viel Blumen find',
Und, der ich sie zum Kranze wind',
Die brauch' ich nicht zu suchen:
Wo süßer Sang von ferne schallt,
Da steht ein Hüttlein im grünen Wald
Inmitten rauschender Buchen.

Dort lacht der blaue Himmel mir
Aus einem Augenpaare,
Und einer wilden Rose Zier
Brennt in dem blonden Haare.
Wach auf die Thür, mach auf das Haus!
Ein fahrender Sänger steht da draus',
Der kam, das Glück zu suchen. —
Im Arme halt' ich es geschwind,
Die Drossel singt, es rauscht der Wind,
Es rauschen im Winde die Buchen.

P. G. Föhr.

Digitized by Google

Edith.

Drama in einem Aufzug von **Paul Wertheimer.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Pause. Löhner und Edith stehen stumm, von einander entfernt. — Frieda tritt aus ihrem Zimmer; sie läßt die Thüre halb offen. Ihr Zimmer, in das man sieht, ist hell beleuchtet. Vorn ein Spiegel, ein Toilettetischchen. Man sieht Charlotte drinnen mit dem Zusammenlegen von Kleidern ꝛc. beschäftigt. — Frieda ist groß, üppig, blond. Zu Beginn der Dreißiger. Die Toilette von raffinierter Eleganz. In ihrem sinnlich-heiteren Wesen, in ihren lässigen Bewegungen Ediths Gegensatz.)

Frieda (eintretend.) Was ist denn geschehen? Was ist denn? .... Ihr steht ja so da ....

Löhner (zu Löhner, ablehnend.) Ich hab' mich nicht beherrschen können.

Frieda. Bei uns kann sich nie wer beherrschen! (Zu Edith.) Ganz verweint steht sie aus, die Kleine. (Will Edith streicheln.)

Edith (leise abwehrend.) Laß mich!

Frieda (zu Löhner erstaunt.) Und Du bist noch nicht fertig, Papa!

Löhner (verstimmt.) Ich gehe überhaupt nicht.

Frieda (entschieden.) Ich zieh' mich doch nicht umsonst an. Soll ich vielleicht heute wieder mit Dir und dem Max Domino spielen. Da, hörst Du — (Entfernte Musik von unten herauf. Frieda neigt den Kopf der Musik entgegen. Schließt die Augen halb.)

Löhner (abgernd.) Ein bißchen Zerstreuung, das wäre wirklich ganz gut für mich. (Zählt sich mit der Hand über die Stirne.)

Frieda (spielt mit dem Fächer; Edith steht abseits.)

Löhner (zu Frieda vertraulich.) Aber es geht doch nicht, Frieda. Es geht nicht. (Spricht leise mit ihr.) Es ist ein Brief gekommen von Stephan! Wenn er auf dem Weg hierher wäre! Wenn er nun wirklich käme!

Frieda (lächelnd.) So unverschämt wird er doch nicht sein! Und überdies: Charlotte ist doch da. Zur Vorsicht geb' ich ihr noch einen Wink! (Geht an die Thür zu ihrem Zimmer; spricht kurz mit Charlotte, schließt dann die Thür wieder.) So!

Löhner (noch immer zaudernd.) Ich weiß doch nicht —

Frieda (gleichtun.) Wenn Du nicht willst. — Es ist aber schade ... Der Präfekt wird kommen. Er wird Dich gewiß aussprechen. Es wird Aufsehen machen.

Löhner (geschmeichelt.) Meinst Du?

Frieda. Und der, wie heißt er nur, der die großen Eisenwerke hat —, wird auch da sein. Er hat Dich vorhin im Garten gesucht. Er hat eine Nachricht. Der Ausstand soll beendet sein ....

Löhner (erregt.) Wie? Zu Ende? Das sagst Du mir erst jetzt? (Freudig.) Wenn das wahr ist. (Stark.) Ich gehe.

Frieda (halb für sich.) Endlich!

Löhner. Ich kleide mich nur um .... Ich bin gleich wieder hier. (Begiebt sich in das Zimmer, zweite Seitenthür links.)

(Immer tiefere Dämmerung. Die Musik wird stärker von unten vernehmbar.

Edith. Frieda. Edith noch immer abseits stehend, hat einen Blick in den Brief geworfen, verbirgt ihn dann. — Frieda nähert sich ihr.)

Frieda (Edith zu sich heranziehend.) Na also, Mädi, was hat's denn schon wieder gegeben?

Edith (schmerzlich, leise.) Ach Gott .... (seufzend.) Wenn mich nur nicht alles so bewegen würde .... O, wenn ich anders wäre, bestimmter, rücksichtsloser. Wenn ich so sein könnte wie Du!

Frieda (naiv-kokett.) Ja, wie bin ich denn?

Edith (warm.) Du bist so sorglos, unbekümmert um alles .... Du bist das Leben selbst: lachend, mutig .... Du weißt nichts von Sehnsucht!

Frieda (lehnt sich in einen Fauteuil, zieht Edith zu sich, fährt ihr mit der Hand übers Haar.) Nein, wahrhaftig. Allen gefallen und alle zum Narren halten — das ist meine ganze Sehnsucht!

Edith (betrachtet Frieda bewundernd.) So schön bist Du, Frieda!

Frieda (lachend.) Bin ich das? Ja, heute wenigstens will ich es sein! (Der Musik lauschend.) Verrückt will ich sie alle machen, heute!

Edith. Wenn ich so schön wäre!

Frieda (nachdenklich.) Du bist ja schön .... Wenn das alles erst aufgeblüht sein wird bei Dir —

Edith. Es wird nie aufblühen, glaube mir. (Glühernd.) Ich habe gestern meinen Spiegel zerschlagen. Weißt Du, was das bedeutet? Ein schweres Unglück ..

Frieda (Edith streichelnd.) Wer wird denn so abergläubisch sein .... (weichthin.) Du wirst bald wieder gesund sein, man wird Dir noch genug den Hof machen, ja — und zum Schluß (seufzend.) wirst Du auch Deinen Max kriegen.

Edith. Siehst Du, Frieda, das hab' ich nie

Digitized by Google

verſtanden: Warum Du eigentlich den Max genommen haſt? — den Max?

Frieda (leicht ſeufzend.) Ob er jetzt Max heißt oder anders. Irgend einen müſſen wir doch nehmen. Der Max, was willſt Du denn, er hat eine Stellung, er iſt Baron.

Edith (zögernd.) Aber er iſt doch ſo.... ſo.... (mit einer Geſte.) —

Frieda (lachend.) Das hat mir ganz gut gepaßt.

Edith. Siehſt Du, Frieda, ich könnte nicht das ganze Leben zuſammen ſein mit einem, dem man nicht alles ſagen kann —

Frieda (ſeufzend.) Du wirſt das ſchon noch lernen.

Edith. Aber Du haſt ihn doch nicht geliebt.

Frieda (achſelzuckend.) Geliebt? .... Mein Gott, das gewöhnt man ſich ab!

Edith. Du haſt wohl auch nicht immer ſo gedacht, Frieda.

Frieda (ſeufzend.) Ja, da war ich noch ſo jung wie Du. Damals hab' ich auch von einem Dichter geträumt. (leicht parodiſtiſch.) Ich bin mit ihm allein gegangen auf dem Lande... in der Dämmerung und habe mir von „Liebe" erzählen laſſen, (lächelnd) — wie Du von Deinem Stephan.

Edith (das Parodiſtiſche des Tones überhörend, vertrauensvoll.) ... Das ſtell' ich mir wundervoll vor, wenn er mich einmal bei der Hand nähme in der Dämmerung und mir ſagte: ich hab' Dich lieb'.... In dieſem Augenblick, glaub' ich, muß alles Blut ſtille ſteh'n. (Kleine Pauſe.) Da muß man zu leben aufhören oder erſt zu leben beginnen.

Frieda (Edith freundlich.) Bin ich wirklich auch einmal ſo ein kleines, romantiſches Fräulein geweſen? Hab' ich auch einmal eine ſogenannte „Seele" gehabt? Jetzt macht mir die „Seele" nicht viel Kummer mehr! Jetzt paſſen wir ſchon ſehr gut zuſammen, der Max und ich — und Du wirſt auch einmal vernünftig werden und zu Deinem Max paſſen....

Edith (leidenſchaftlich.) Nein, Frieda, nein! Wenn ich mir denke, das ſoll einmal mein Schickſal ſein, ſo hinzuleben wie Ihr alle, nur mehr aus Gewohnheit, immer in derſelben Langeweile — nein, nein, lieber will ich jetzt ſterben, wo ich mich ſo ſehne nach dem Leben, ... wenn ich nur einen Augenblick wirklich gelebt habe....

Frieda (lenkend.) Ja, ſo ſprechen wir alle — bis unſer Max kommt.... (Richtet vor einem Spiegel an ihrem Haar, während Edith abſeits begierig den Brief lieſt und dann raſch verſteckt.)

Frieda (mit einer ſcherzhaften Wendung.) Siehſt — da iſt er ſchon — der Max.

Max (aus der erſten Seitenthüre rechts eintretend, ſehr elegant, Geſellſchaftsanzug, weiße Weſte, große Blume im Knopfloch.)

Max (gelangweilt.) Küß' die Hände, guten Tag allerſeits.

Frieda. Wo biſt Du denn geweſen? Ich hab' Dich ſo entbehrt, mein Dicker. (Schlägt mit dem Fächer nach ihm.)

Max (gelangweilt.) Zärtlichkeiten auch noch.

Frieda. Alſo, wo biſt Du geweſen, erzähle.

Max. In Monaco war ich. Ausg'leert haben ſie mich wieder.

Edith (ſich Max raſch zuwendend.) Nimm mich auch einmal mit — nach Monaco. Das muß ſpannend ſein: das Spiel, die Erregung, der Lärm —

Max. Was? Spannend? ennuyant iſt es, fürchtbar ennuyant.

Frieda. Aber hier in Nizza amüſierſt Du Dich, mein Süßer, nicht wahr? Die ſchönen Frauen — (Schlägt wieder mit dem Fächer nach ihm.)

Max (mit einer gelangweilten Geſte.) Ah —

Frieda. Die vielen Feſte, der Karneval, die Rennen.... Morgen iſt der grand prix.

Max. Ah. Hör mir mit Nizza auf, das iſt ja das Allerennuyanteſte.

Löhner (tritt im Geſellſchaftsanzug aus der zweiten Seitenthür links. Begrüßung.)

Max (zu Löhner.) Ah. Herr Schwiegerpapa.... Alſo jetzt können wir ja auf den Ball gehen. (Gedehnt.)

Bitte — (Reicht gelangweilt Frieda den Arm.)

Charlotte (tritt aus Friedas Zimmer; Löhner wendet ſich ableits zu ihr und ſagt ihr nachdrücklich etwas.)

Charlotte (zu Löhner.) .... Gewiß, Herr Kommerzialrat. (Löhner wendet ſich zu Frieda und Max, die zur zweiten Seitenthüre rechts gegangen ſind.)

Frieda (Edith im Abgehen winkend.) Adieu, Kleine.

Edith. Adieu — —

Max (zu Edith.) Adieu!

Löhner (der inzwiſchen noch einen Augenblick zu Charlotte abſeits geſprochen, halblaut.) Und ſperren Sie vor dem Schlafengehen die Thüren ab. Es giebt hier viel verdächtiges Geſindel. Geſtern wurde erſt in der Nähe eingebrochen.

Max (hat die zweite Seitenthüre rechts geöffnet. An dieſe ſchließen ſich breit beleuchtete Stufen, die in den Saal hinunterführen. Wie Max die Thüre öffnet, erblickt man den Glanz von Lichtern; man hört Murmeln und die Muſik ſtärker heraus.)

Max (ſich nochmals umwendend, im Abgehen, auf die letzte Bemerkung Löhners.) Eingebrochen? Das iſt eine Gemeinheit! Wenn die armen Leute ſchon kein Geld haben, ſollten ſie doch wenigſtens Charakter beſitzen! (Mit Frieda die Treppen hinunter.)

Löhner (zu Edith ſich verabſchiedend.) Begieb Dich dann bald zur Ruhe. Und denke nach über das, was ich Dir geſagt habe. Ich will ja nur Dein Beſtes, wie ich es als reifer Mann verſtehe. Adieu, mein Kind. (Folgt Max und Frieda.)

(**Charlotte, Edith.** Man hört während der ganzen folgenden Scene gedämpft die Tanzmuſik. Tiefe Dämmerung.)

Edith (den Abgehenden nachblickend, in unterdrückter Heftigkeit die Arme über die Bruſt zuſammenpreſſend.) So leben zu müſſen, wie dieſe. Das alles anhören zu müſſen — immer dasſelbe... Und ich werde auch einmal ſo werden wie ſie. (Bewegt.) Ich muß ja ſo werden.

Charlotte (nähertretend.) Soll ich Licht machen, Fräulein Edith?

Digitized by Google

Edith (abwehrend.) Nein, nein. Es ist jetzt so schön hier . . . Die Musik . . . (Horcht.) Und sehen Sie, da — (Breites Mondlicht fällt in das Zimmer. Edith setzt sich an das Fenster. Blickt hinaus. — Pause. — Plötzlich beginnt Edith lautlos zu weinen.)

Charlotte (rührt sich ihr rasch.) Was ist Ihnen, Fräulein?

Edith (giebt keine Antwort und schluchzt leise fort.)

Charlotte (rattlos.) Was haben sie denn?

Edith (das Gesicht mit den Händen bedeckend.) Weil ich so . . . unglücklich bin.

Charlotte (teilnehmend.) Jeder von uns hat sich sein Leben einmal anders vorgestellt, Fräulein Edith — (zurückhaltend) — glauben Sie, ich nicht?

Edith (sich Charlotte zuwendend.) Wirklich? Sie auch? Waren Sie denn auch einmal so wie ich — voll Erwartung? (Innig.) Das haben Sie mir noch gar nicht erzählt, Charlotte . . .

Charlotte (setzt sich ihr gegenüber, in Erinnerungen.) Ich habe auch meinen Zukunftstraum gehabt . . . .

Edith (aufmerksam.) Sie auch?

Charlotte (schüchtern.) Ich, ich wollte meine Stimme ausbilden lassen, denken Sie, das wollte ich. Man fand, daß ich ein großes Talent habe. Ein großes Talent — das sollte man jetzt gar nicht mehr glauben . . . . (Aufseufzend, bitter.) Aber es ist nichts daraus geworden; die Mittel reichten nicht zu meiner Ausbildung.

Edith. Und da haben Sie das alles aufgegeben?

Charlotte (nicht zustimmend, dann leise.) Und ich bin dann doch sehr glücklich geworden . . . .

Edith (teilnehmend.) Sie waren verheiratet, nicht wahr?

Charlotte. Ich habe einen Jugendgespielen geheiratet. Meine Eltern waren dagegen. (Seufzend.) Ich habe mir das bißchen Glück erkämpfen müssen. (Müde lächelnd.) Aber das sollte man Ihnen wohl nicht erzählen, Fräulein Edith.

Edith (begierig zuhörend.) Erzählen Sie nur.

Charlotte. Wir haben nur ein paar Jahre miteinander gelebt . . . . und wir haben auch recht viel Sorgen zusammen gehabt . . . Wir haben wohl sehr sparen müssen . . . . (Hart.) . . . Und dann starb er . . . . plötzlich . . . . und auch das Kind starb . . . (Hält inne.)

Edith. Sie haben auch ein Kind gehabt?

Charlotte (in Gedanken.) Ja . . . .

Edith (erstaunt.) Sie waren mit dem verheiratet, den Sie lieb hatten, Sie haben ein Kind von ihm gehabt — waren Sie denn da nicht viel glücklicher, als die Frauen alle, die ich kenne — uns unseren Kreisen? . . . (Erhebt sich.)

Charlotte (sinnend.) Vielleicht . . . (Ängstlich.) Jetzt sind Sie wieder erregt. Ich will Ihnen nichts mehr erzählen, Fräulein Edith.

Edith (wieder ruhiger.) Ich bin schon ruhig . . . . Nun, wie ist es weiter gekommen?

Charlotte. Dann ist eben das Elend gekommen. Was wissen Sie davon, Fräulein Edith? Wenn man nicht weiß, wie man wieder die Miete bezahlen soll und das bißchen Essen. Und diese Demütigung jeden Tag! Das Annoncieren in den Zeitungen, das Laufen zu den fremden Leuten wegen einer Stelle, das Warten in den Vorzimmern — und, immer wieder abgefertigt werden, weil man zu alt ist, weil man keine Verbindungen hat. Oh! (Sich erhebend.) Seien Sie froh, daß Sie von alle dem nie etwas erfahren werden . . . .

Edith. Wüßt' ich es doch erfahren! Dann wüßt' ich doch wenigstens, daß ich doch auch etwas kann, daß ich zu irgend etwas tauge in der Welt. Sehen Sie, Charlotte, Sie haben doch endlich die Stelle gefunden, (forscht das Folgende rasch) weil Sie eine Frisur zurechtmachen, weil Sie einem launenhaften Mädchen die Zeit vertreiben können. Ich könnte nicht einmal das! Nicht einmal dazu hätte ich Geduld. Ich bin das überflüssigste und anspruchsvollste Geschöpf. Ich habe nichts Rechtes gelernt. Ein bißchen Dilettantismus in allem. Ich zeichne ein wenig, ja, beschäftige mich mit Musik — so obenhin. Ich hatte eine französische und eine englische Gouvernante. Was beginn' ich damit? Nichts weiß ich wirklich! Halb bin ich in allem. Und was hätte aus mir werden können! Aber man hat mich nicht ausgebildet — mit Absicht. Man läßt uns nichts wissen von dem, was uns nützen könnte . . . für die Welt draußen, damit wir immer abhängig bleiben. Man erzieht uns nur zur Liebe für den Gatten, und den Gatten, den man uns bestimmt — wie könnten wir den lieben? Welchen Sinn hat ein Leben, wie ich es führe: ich habe weder arbeiten noch genießen gelernt. Wozu das alles, ich frage mich immer: Wozu?

Charlotte. Sie sind undankbar, Fräulein Edith. Sie haben so viel von dem, wonach sich die andern sehnen, so viele andere . . .

Edith (nachdenklich, müde.) Jeder von uns hat eine andere Sehnsucht — und der Nächste könnte sie erfüllen. Aber der hat ein hartes Herz. Und ihm selbst bleibt wieder sein tiefster Wunsch versagt . . . Ist das nicht eine seltsame Welt? . . .

Charlotte. Aber Sie haben doch alles . . . Sie haben Zeit —

Edith. Was darf ich damit beginnen? Ich darf sie verträndeln, verträumen, in das Meer hinauswerfen . . .

Charlotte (Ediths Erregung bemerkend, rasch.) Sie haben Gesellschaft!

Edith (bitter.) Meine Verwandten — ist das „Gesellschaft?" Ja, auch ich möchte meinen Kreis haben — o so gerne! Aber kommt denn jemand zu uns? Wer etwas kann, der zieht sich aus unseren Kreisen zurück. (Ausbrechend.) Alles, was ich habe — meinen Reichtum, meine Reisen (reißt ihr Perlen-Collier herab), diese Perlen — da ist alles, da — da — gebt mir dafür einen einzigen wirklichen Menschen! Den einzigen, den hat man fortgestoßen . . . (Leise, innig.) Stephan!

Digitized by Google

Charlotte (dem Gespräch eine andere Wendung gebend, rasch.) Sie haben ja Ihre Bücher.

Edith (wie früher.) Immer nur lesen müssen, lesen. (Ihr, leidenschaftlich.) Sind denn das Bücher, die man mir giebt? Da ist immer nur von Liebe und Pflichten die Rede. Ist das Liebe, wie ich sie ahne? . . . Und es giebt noch andere Bücher, manchmal erfahr' ich es doch, die man vor mir verbirgt, die meine ganze Sehnsucht aussprechen würden, die mir selbst wie Menschen wären, aber solche Bücher — (mit einem Blick zu Boden auf das zerrissene Buch Stephans) zerreißt man hier! . .

Charlotte (begütigend.) Man wird Ihnen andere Bücher geben.

Edith. Aber ich will nicht mehr lesen — (Näher sich dem Fenster. Man hört von der Straße lärm, lachen und Volksjubel. Vorüberflackernde Lichter. Lampions. Raketen steigen auf.)

Edith (hinunterblickend.) Leben will ich! (Sie reißt das Fenster auf.)

Charlotte (erschrocken.) Was thun Sie da? (Will sie zurückhalten.)

Edith (sich hinausbeugend.) Lassen Sie mich. Ich will — einatmen will ich sie, die Schönheit dieser Nacht! Spüren Sie es nicht, wie es da herauf duftet? . . . (Beugt sich weit hinaus. Man hört den Volksläm ganz nahe.) Hören Sie — da draußen . . . . die Musik, überall Musik. Die ganze Stadt ist heute los. Sehen sie nur . . . . da . . . . da . . . . Sie kommen näher, der ganze Zug, Prinz Harlekin mit seinem Gefolge, Masken, Dominos, alle Farben . . Da . . (Der Maskenzug ist unter Scherzen, Lauten- und Mandolinenklang herangekommen. Ein rotgekleideter Harlekin schwingt sich über die Brüstung, dicht in das Zimmer, grüßt, wirft Edith eine Rose zu; ein anderer wird über der Brüstung sichtbar, dann ein zweiter, ein Frauenkopf. Rufe: Voyez la petite! Comme elle est belle! Au revoir! Man überschüttet sie mit Blumen, Confetti. Dann zieht der Lärm vorüber. Man hört noch aus der Ferne Singen und Lachen.)

Edith (dem Zuge nachblickend.) Jetzt sind sie fort. Da sch' ich sie noch . . . Wenn ich nimmer dürfte, wenn man mich ließe — mitten hinein . . . (beugt sich hinaus. Sieht starr in den Garten hinüber. Plötzlich aufschreiend.) Ah, was ist das? Der Schatten dort. Das ist ja nicht möglich. Mein Gott, wenn er es schon wäre . . . Ja, ja . . er ist es . . Stephan! Stephan!

Charlotte (aufschreiend.) Stephan? Um Gottes willen — wie kommt der hierher?

Edith. Ich hab' ihn gerufen . . Ich hab' ihm geschrieben. Meine Sehnsucht war zu groß . . . Er antwortete mir (jubelnd. Den Brief hervorziehend.) Da ist der Brief . . . (Hastig, die Worte hervorstürzend.) Jetzt kommt er hierher! Er hat mich nicht vergessen . . . Ja . . . (Blickt in den Brief, liest das Folgende sehr rasch.) „Du riefst mich, ich bin auf dem Wege nach Nizza, denn — ich habe sie nicht vergessen, unsere Stunden" . . (Schreit in den Garten blickend, jubelnd.) Stephan! . . . Stephan! . . . (Zur Mittelthüre eilend, will sie öffnen, Charlotte hält sie zurück.)

Edith. Lassen Sie mich . . in den Garten . . lassen Sie mich!

Charlotte (klammert sich an sie.) Ich lasse Sie nicht. (In höchster Angst.) Sie dürfen nicht aus dem Hause.

Edith (macht sich von ihr frei.) Lassen Sie mich.

Charlotte. Bleiben Sie, Fräulein (mit erhobener Stimme) — ich bitte Sie. Bleiben Sie ruhig. Erregen Sie sich nicht . . .

Edith (an der Thüre.) Warum sind Sie so besorgt um mich?

Charlotte (verzweifelt.) Um Gottes willen, Sie wissen nicht, was auf dem Spiele steht!

Edith. Ah! (zusammenschreckend, dabei sich freudig.) Jetzt errate ich, was der Arzt gesagt hat . . . . Ein Augenblick der Empfindung könnte mein Tod sein.

Charlotte (fassungslos.) Haben Sie Erbarmen mit mir, mit sich.

Edith (die von der Thüre zurückgetretene ist.) Aber glauben Sie denn, daß ich mich davor fürchte? Ich sehn' es ja so herbei . . . . wenn ich nur einmal geliebt habe! — (Zum Aeußer.) Er kommt näher. (Mit gedämpfter Stimme.) Stephan . . . . Stephan . . . .

Charlotte (in besinnungsloser Angst.) Was soll ich thun, mein Gott, was soll ich thun? (Läutet durch das Zimmer, sie drückt einige Male heftig auf die elektrische Klingel.) Niemand kommt.

Edith (in atemloser Spannung.) Er geht durch den Garten . . . . Er steigt die Stufen hinauf . . . . (leidenschaftlich.) Stephan . . . . Stephan . . . .

Charlotte. Bleiben Sie ruhig . . . . Fräulein!

Edith (heftig.) Gehen Sie . . . . (Schreiend.) Ich befehle es Ihnen.

Charlotte (die Hände ringend.) Sie erregt sich immer mehr . . . .

Edith (wie früher.) Lassen Sie uns allein . . .

Charlotte. Was soll ich thun? . . . . (Reißt die Seitenthüre rechts, die zum Ballsaal führt, auf, rufend.) Herr Völkner . . . . (Verhallend.) Herr Völkner! . . . . (Läßt die Thüre zuwerfend, hinunter.)

Edith (an die Fensterbrüstung gelehnt, den Kopf gesenkt, die Hände vor die Brust zusammengepreßt.) Nun erwart' ich sie beide . . . . das Leben . . . . und den Tod . . . .

(Pause. In der man nur die gedämpfte Musik von unten herauf vernimmt. Auch diese bricht ab ab, Edith steht stumm, in Erwartung da. Die Thür zum Garten wird geöffnet. Es erscheint darin Stephan. Junger Mann in hellem Frühjahrsanzug. Milde der Zwanzig. Rasche, entschiedene Bewegungen. Freies, offenes Wesen.)

Edith (murmelnd.) Stephan . . . .

Stephan (bleibt regungslos in der Thür stehen; dann nach kurzer Pause, sehr weich.) Edith . . . .

(Pause.)

Stephan. Hast Du erwartet, daß ich sobald kommen werde, Edith?

Edith (sehr innig.) Ich habe nur davon gelebt, Dich zu erwarten, Stephan.

Stephan. Als ich Deinen Brief bekam, hielt mich drüben nichts mehr zurück . . . . Ich reiste ab . . . . Seit einer Stunde bin ich hier . . . . In meinem Zimmer hielt ich's nicht mehr aus. (Leidenschaftlich.) Ich mußte Dich sprechen . . . . gleich . . . . ich suchte Euer Hotel . . . . ich sah Licht hier oben . . . . da bin ich durch den Garten herauf.

Edith (ängstlich.) Wenn Dich jemand gesehen hätte — (erschrocken) — Papa!

Stephan (entschieden.) Ich will ihm hier begegnen

Digitized by Google

ich will mir ihm abrechnen, — will ganz frei von ihm werden.

Edith (leise.) Wie stark, wie mutig Du geworden bist, Stephan!

Stephan (lächelnd.) Das wird man, Edith, wenn man selbst etwas zuwege gebracht hat. (Kurz.) Hast Du davon nichts vernommen, Edith?

Edith. Man hat mir alles verschwiegen, was Dich betraf, Stephan.

Stephan. Weißt Du nicht, daß ich mit Anderen drüben halb verfallene Bergwerke gemeinsam wieder in Betrieb gebracht, daß wir die Kohle in arme Gegenden fast umsonst geliefert haben, hast Du von dem allen nichts gehört?

Edith (traurig.) Ich weiß ja nichts von dem, was da draußen geschieht.

Stephan (warm.) Wenn man eine solche Sache durchgeführt hat, ohne Lohn, um ihrer selbst willen, mit seiner ganzen Kraft, mit allem, was man vermag, da fühlt man, Edith: es ist eine große Zeit, in der wir sind, es ist eine Freude, darin zu leben

Edith (wie früher.) Wenn ich das einmal empfinden würde.

Stephan (lebhaft.) Du sollst es empfinden. Deshalb bin ich hergekommen. Wir wollen das auch bei uns schaffen, was drüben schon lange besteht: wir wollen Heimstätten errichten für die Kinder unserer Heuer, gemeinschaftliche Asyle des Friedens. Die Pläne, die Mittel sind da.... Aber wir brauchen Frauen, um das alles einzurichten.... Willst Du uns helfen, Edith?....

Edith (schmerzlich.) Wenn ich teilnehmen könnte an alle dem, wenn ich mit Euch arbeiten könnte.

Stephan (hart.) Du kannst es, Edith.

Edith (resigniert.) Ich bin zu schwach, Stephan... Ich schrieb es Dir ja.... Ich bin krank geworden vor lauter Sehnsucht.

Stephan (freudig.) Du wirst wieder gesund werden, Du wirst Kraft und Freude in der Arbeit mit wir gewinnen, Edith, wie ich.

Edith (müde.) Warum kamst Du nicht früher, Stephan — jetzt ist es zu spät....

Stephan (dringend.) Es ist nicht zu spät, Edith, wache auf. Reiß' Dich los von alle dem hier, wirf das alles weg. (Heftig.) ....Euern Prunk, Euere Trägheit und Euere Angst. Komm mit uns, bevor sie heranziehen, (heftig) dunkle Gestalten, ein endloser Zug, um Euch zu zerbrechen, Euern Prunk, Euere Trägheit und Euere Angst.

Edith (zurückweichend.) Wenn ich Dich so sehe, so hart, so unerbittlich, dann fühle ich es (laut aufschreiend:) Du bist der Tod, Stephan, mein Tod!

Stephan. Der Tod, das bin ich nicht, Edith, die Zukunft bin ich, das Glück.

Edith (schmerzlich.) Warum mußt Du mir das alles jetzt sagen, wo es zu spät ist. (Klagend.) Warum bist Du gekommen, Stephan?

Stephan (abgewendet.) Warum ich gekommen bin? Weil.... weil Dein Brief ein Ruf um Hilfe war. Weil ich weiß, daß Du hier zu Grunde gehst.... und weil.... (ganz nahe flüsternd)... weil ich nicht mehr ohne Dich sein kann, Edith, weil Du in meinem Blute bist, weil ich nach Dir verlange, nach Deinem Gang, nach Deinem Blick.

Edith (zurückweichend.) Geh, Stephan, geh... Mir ist so bange.... geh....

Stephan (immer leidenschaftlicher.) Ich laß' Dich nicht, Edith.... ich kann nicht von Dir lassen....

Edith. Laß mich, Stephan.... Ich habe solche Angst....

(Pause. Man hört durch die halboffene Gartenthüre das Rauschen der Nacht heraus.)

Stephan (leidenschaftlich.) ...Komm... komm... (Beide horchen auf das Rauschen.) Hörst Du nicht, wie durch die Gänge Naturströme von Kraft und Liebe rinnen?... (Innig.) Komm.

Edith (ihm entgegenflüsternd.) Wenn Du willst, ich will bei Dir bleiben.... immer.... immer.

Stephan (will ihre Hand ergreifen.) Edith....

Edith (abwehrend.) Nicht.... nicht!

Stephan (erschüttert.) Ahnst Du denn, was Du mir gewesen bist.... wie ich geschrieen habe nach Dir in der Fremde?.... Du willst mit mir gehen? Willst das alles aufgeben, willst mit mir in die Fremde hinaus?....

Edith (hingegeben.) Willst Du mich alles lehren, Stephan, was Du weißt, was Du erfahren, worüber Du nachgedacht hast — von der Welt da draußen?...

Stephan (ihre Hand an sich pressend.) Das will ich. Was ich denke, unsere Arbeit, Dir wird alles gehören....

Edith (mit scheuer Innigkeit.) O wie... wie wunderschön wird das werden!.... (Seine Hand liebkosend.) Und wirst Du mich auch ein bißchen lieb haben?

Stephan (abgewendet, mit echtem Gefühl.) Ich habe Dich sehr, sehr lieb...

Edith. Sag es mir noch einmal... so.... so ganz leise...

Stephan. Ich habe Dich sehr, sehr lieb...

Edith (glücklich.) Und ich... Dich... (Mit einer Bewegung, leise.) Es ist ja zu spät. (Gekommen.) Ich fühl' es. Aber einmal will ich wissen, was das heißt, leben... Da... nimm mich... Du... Du... Du bist ja so stark... Trag mich fort von hier... weit fort... (Wirft sich in seine Arme.)

Stephan (sie leidenschaftlich an sich drückend.) Edith! — Edith! — (Er hebt sie in seine Arme; sie schmiegt sich, völlig hingegeben, an ihn, schlägt die Arme um seinen Hals. In diesem Augenblick öffnet sich die zweite Seitenthüre rechts. Löhner tritt hervor in höchster Erregung, hinter ihm Charlotte. Löhner stürzt auf Stephan zu.)

Löhner (gegen Stephan.) Du.... Fort.... fort!!

Edith (in Stephans Armen, mit einem Blick zu Löhner.) Nicht, nicht... thu ihm nichts...

Löhner (gegen Stephan drohend.) Laß sie... Du —

Stephan (preßt sie an sich.)

Digitized by Google

Edith (Stephan zugewendet, ganz hingegeben, an seinen Lippen.) Ich hab' Dich lieb ... o so lieb ... Du ... jetzt ... leb' ich ... jetzt ... (Plötzlich wird ihre Stimme ganz schwach, sie wird blaß, die Arme fallen ihr herab.)

Stephan (aufschreiend.) Was ist das? Edith ... Du .... Was fehlt Dir? .... Edith .... Du atmest ja nicht mehr ... Atme nur einmal, um Gottes willen! (Bettet sie auf den Diwan.)

Löhner (steht starr im Zimmer.)

Stephan (schreiend.) Ist niemand da? ... Ein Arzt ... Ein Arzt ...

Charlotte (in den Saal stürzend.) Ein Arzt ... Es ist ein Unglück geschehen! Ein Arzt. (Man hört, wie die Musik unten verstummt. Der Arzt kommt hastig herauf, tritt an den Diwan. Hinter ihm Charlotte, dann Max, Friedo, Ballgäste.)

Der Arzt (der sie untersucht hat.) Eine Herzlähmung. Es ist vorbei!

Löhner (aus seiner Erstarrung erwachend, auf Stephan zufahrend.) Du hast sie mir getötet! ... Du ... (Will ihm mit der Faust ins Gesicht schlagen.)

Stephan (zurückweichend.) Sie sind es gewesen — Sie selbst!

Charlotte (von dem Diwan aus, wo sie sich über Edith gebeugt hatte, sich erhebend, — halb für sich.) Nicht er, nicht Sie. Die Sehnsucht hat sie getötet ... (Stumme Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Lieber tot als Sklav!

In rotem Dunkle stieg empor
Die Sonne überm Friesenlande,
Der Nebel troff auf Sumpf und Moor
Und rieselte im Dünensande.

Graf Dietrich von den Schilden sprang,
Die Kampften in der Brandung Wellen;
Da hörte er schon Hörnerklang
Rings über die Gebreite gellen.

Und jung und greis, mit Weib und Kind,
Zur Wahlstatt rief die Wächterstimme,
Ihr Flachshaar flog im Vorderwind,
Ihr Auge blitzte hart im Grimme.

„Für Freiheit und für Friesenland!" —
Da sah man Äxte Lanzen splittern,
Im Bauernkampf sank in den Sand,
Wer kampffroh nie gelernt zu zittern.

Ein Schattenkampf im Nebeldunst!
Der Eisenschuh sank in den Mooren,
Die hingen sich in wilder Brunst
Wie Fesseln an die gold'nen Sporen.

„Die einst Normannenlist gelohnt,
Wir hielten blank der Väter Wehre:
Doch keinem haben wir gefrohnt
Denn nur dem wilden, weiten Meere!"

Sie jauchzten: „Lieber tot als Sklav".
Da klang heran ein finster Grollen,
In Hieb und Schlag, der dröhnend traf,
Droht zischend nahes Wogenrollen. — —

Die Stirne kühlt der salzne Schaum,
Den sprüht der Sturm von seinen Schwingen,
Schon jüngelt weiß der Wellensaum
Um Freund und Feind in heißem Ringen.

Fest eingebissen Mann an Mann,
Bis in der Flut die Kniee wanken. —
Da brüllt der Wogen Macht heran
Und schlägt ins Land die nassen Pranken;

Und Hof und Heimat, aufgewühlt,
Um das ihr Friesenherz gerungen,
Die braune Welle meerwärts spült;
Und auch den Feind hat sie verschlungen.

Nach Not und Tod die Sonne sinkt,
Glüht zitternd nach im weißen Strande,
Und immer aus der Brandung klingt:
„Das Meer ist Herr im Friesenlande!" —

Otto Kindt.

Sprüche.

Woran sie kranken?
Es ist, ich meine:
Sie malen Gedanken
Und haben keine.

•

Ungefragt wird man gezeugt,
Ungefragt begraben.
Soll sein bißchen Freiheit nicht
Man dazwischen haben?

Welche Vielgestaltigkeit:
Phantasie, Vernunft, Gemüt!
Selig, wem in Eins erblüht
Diese Dreifaltigkeit!

•

Ein Dukatsack voll Dukaten wird geehrt,
Doch länger nicht, als bis er ausgeleert.
Wie stolz er auch gestrotzt als Packtuch,
Er blieb, woraus er war, aus Sackleinen.

Th. Vulpinus.

Digitized by Google

Gedichte

von

J. Leuſſer.*)

Im Maien.

Wenn der Maien ſeinen Staat
Über Buſch und Baum gehangen
Und am ſchmalen Wieſenpfad
Tauſend duft'ge Blumen prangen,

Faller ſchwirrt und Taube girrt
Und die Vöglein alle ſingen,
Durch den Gottes-Garten irrt
Ein unſagbar ſüßes Klingen.

Und Du ſiehſt das Gras zerdrückt
Unter Flieder und Hollunder,
Wie im Schleh ein Paar ſich bückt —
Schätzchen, ſag mir, nimmt Dich's Wunder?

Mauerblümlein.

Es ſtand ein Blümlein an dem Weg
So einſam und verlaſſen —
Ein Wand'rer kam aus dem Gehag
Hernuter nach der Straßen.

Das ſchlichte Blümlein ihm gefiel,
Er lhät ſich zu ihm bücken,
Es wehrte ſich nicht lang und viel,
Ließ ſich erſchauernd pflücken.

Und als es wurde welk und bleich,
Da ſprach's: „Will gern verblühen,
Nun ſah ich doch, den Schweſtern gleich,
Auch mir ein Herz erglühen."

Auf ein Mädchen.

(Am Gardaſee.)

„Una bella, una bella!"
Jauchzt die kleine Italien'rin,
Naſcht und naſcht die blaue Traube
Lachend in der Rebenlaube.

Una bella, una bella!
Cönt's auch Dir bald, ſchöne Kleine,
Und der Reichſte wird Dich haſchen
Und von Deiner Süße naſchen! —

Die Fichte und die Eiche.

Die Fichte ſprach zur Eiche:
„Mich putzt ein grünes Kleid,
Ein ſalb und ſchäbig Röchlein
Trägſt Du zur Winterszeit."

Da rauſchte auf die Eiche:
„Ei, ſei doch nicht ſo ſtolz!
Iſt beſſer auch Dein Röchlein
Iſt ſchlechter doch Dein Holz! —"

*) Wir entnehmen die eben mitgeteilten, bisher ungedruckten Gedichte der nächſtens im Verlage der Concordia, Deutſche Verlags-Anſtalt erſcheinenden Sammlung: Gedichte von J. Leuſſer. Der Dichter, den unſere Leſer bereits aus Liedern, die er in unſerer Zeitſchrift veröffentlicht hat, kennen, hat trotz ſeines anſtrengenden und verantwortungsvollen Berufs — er iſt Arzt in Kiſſingen — Muße gefunden, ſeine dichteriſche Anlage zu reiner und harmoniſcher Entfaltung zu bringen. Die verſtehenden Proben ſeiner ſchlichten, warmen, volkstümlichen Art werden dem Büchlein gewiß Freunde werben. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Noch nicht!

Schon lange war begraben
Mein Weib, mein gutes Kind —
Und wieder zog mein Klagen
Hinaus in Nacht und Wind.

Ich sah im Felde mähen
Den Tod in grimmer Hast.
Hu, wie die Mahden fielen!
Er gönnte sich nicht Rast.

Vom Boden hob sich leise
Empor mit leichtem Flug
In wallenden Gewändern
Der Toten langer Zug.

Jetzt näher, immer näher
Kam mir der Knochenmann
— Schon streifte mich die Sense —
Da hielt er plötzlich an.

„So töte mich, Du Karger,
Der mir das Liebste nahm!“ —
„Noch nicht!“ rief er, „zernagen
Soll erst Dein Herz der Gram!“

Ein Traum.

Ich sah Dich vor der Himmelsthür
Im Traume einsam stehen —
„Willst Du denn mit den andern hier
Nicht in den Himmel gehen?“

„Der Herr schaut aller Herzen an,
Cönt's Dir vom Mund, dem blassen,
Und ich hab', Du geliebter Mann,
Mein Herz bei Dir gelassen.“

Lieder unbekannter Minnesänger.

Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen.

I.

Die Ehre hüte allezeit!
Die Armut läßt sich wenden;
Doch wer verlor der Ehre Kleid,
Dem kann man's nimmer spenden.

Mag er sich müh'n mit aller Kraft,
Sie wird ihm nimmer werden:
Die Ehre und die Jungfernschaft
Blüh'n einmal nur auf Erden.

II.

Ich sah ein wundervolles Weib,
Bekränzt mit blühenden Rosen,
Mit Lilien weiß umrankt den Leib,
Den leuchtenden, den bloßen.
Des holden Frühlings Blumen all'
Umdufteten die Schöne.
Der Vöglein Lied in lautem Schall
Sang ihr die schönsten Töne.

Und fragt Ihr, wer die Holde war,
Die solche Lust umkränzte,
Die, wie die Sonne hell und klar
In gold'nem Licht erglänzte? —

Das ist ein braves, keusches Weib,
Das sich mit Scham und Tugend
Umgürtete den lichten Leib
In maienfrischer Jugend.

Der Vöglein wonnesamer Sang.
Das sind die tausend Zungen,
Die ihrer Ehre hellen Klang
Im Liede schon besungen.
Wer sich solch holdes Weib gefreit —
Zu liebendem Umfangen,
Dem ist in höchster Seligkeit
Der Himmel aufgegangen.

III.

Soll ich stets in Sorgen leben,
Während andre fröhlich sind?
Will jetzt selber Trost mir geben,

Daß die Lust mein Herz gewinnt.
Freude soll mich stets umfahn!
Traurigkeit steht mir nicht an.

VI.

Ihr sollt mich nicht mehr traurig seh'n!
Wir wollen auf die Heide geh'n,
Gespielen, wo der Blumen Pracht
So freundlich uns entgegenlacht.
Und Du, o trauter Buhle mein,

O komm, auch Du sollst bei mir sein!
Süße, reine Minne mein,
Flechte mir ein Kränzelein!
Tragen soll's ein stolzer Mann,
Der den Mägdlein dienen kann.

Digitized by Google

Reliquien von Nikolaus Lenau.

Am 15. August werden es hundert Jahre, daß Nikolaus Lenau zu Csatad in Ungarn geboren wurde. Er ist einer der wenigen ewig Lebendigen unserer Litteratur und man darf getrost die Prophezeiung wagen, daß mindestens einige seiner Gedichte so lange fortklingen werden wie die Sprache, in der sie gedichtet sind. Anläßlich seines hundertsten Geburtstages die Gründe darzulegen, die ihm vor Anderen dies schöne Schicksal bereitet und gesichert haben, braucht an dieser Stelle nicht versucht zu werden; wenn die politischen Zeitungen oder die Familienblätter den Anlaß benützen, um bei Gelegenheit solcher Gedenktage ihren Lesern die Bedeutung der populärsten Dichter darzulegen, so ist dies leider nicht überflüssig; die „Deutsche Dichtung" spricht zu einem Kreise, dem ein Dichter von solchem Range vertraut ist. Darum pflegen wir derlei Gedenktage nur dazu zu benützen, um — wenn uns Zufall, Finderglück oder die Gunst unserer Freunde dies ermöglichen — Neues von dem Dichter oder über ihn zu bringen. So seien denn heute zwei Kleinigkeiten von Lenau geboten.

Freilich, wie weit eines Andern Recht geht, Gedichte eines berühmten verstorbenen Dichters, welche dieser selbst nicht für den Druck bestimmt hat, zu veröffentlichen, ist trotz alledem, was darüber geschrieben worden, eine Frage, die sich gewiß nie aus prinzipiellen Gesichtspunkten wird erledigen lassen. Es wird Fälle geben, wo die Publikation ein Verdienst, andere, wo sie eine Sünde ist. Die nachfolgende Mitteilung wird wohl weder in die erste noch in die zweite Kategorie fallen. Die beiden ungedruckten Kleinigkeiten von Nikolaus Lenau vermögen seine dichterische Geltung weder zu vermehren noch zu schädigen. Es sind Gelegenheitsgedichte scherzhaften Inhalts, die mir im Sommer 1882 von Frau Sophie von Löwenthal, der Freundin Lenaus, für das „Deutsche Dichterbuch aus Österreich" übergeben wurden, das ich damals zusammenstellte; es erschien dann im Herbst jenes Jahres. Zur Veröffentlichung in diesem Werke erschienen sie mir nicht passend; durch die darin durchgeführten Prinzipien, nur Ungedrucktes und nur solche Beiträge zu bringen, die das dichterische Können der Poeten zu charakterisieren vermöchten, gebunden, mußte ich darauf verzichten, auch Lenau vorzuführen, wie dies bezüglich Grillparzer und Halm, Grün und Hebbel geglückt war; die beiden folgenden Gedichte geben sicherlich kein richtiges Bild von Lenaus eigentlicher Art und Bedeutung.

Im Gegenteil, sie zeigen ihn von einer Seite, welche die Welt bisher nicht an ihm gekannt, wohl nie geahnt hat. Aber eben deshalb, weil niemand in dem düsteren Dichter der „Schilflieder" und der „Albingenser" den lustigen, ja übermütigen Gelegenheitsdichter vermutet hätte, dürfen die beiden Gedichte vielleicht hier als bescheidener Beitrag zur Kenntnis seines Wesens ihren Platz beanspruchen.

Das erste der kleinen Gedichte begleitete ein Weihnachtsgeschenk, einen Marderumff, den er seiner Freundin schenkte. Die Jahreszahl der Entstehung wurde mir von ihr nicht mitgeteilt. Vermutlich war es Weihnachten 1836. Lenau verbrachte damals den Winter in Wien in eifriger Arbeit; er vollendete in jenen Monaten den „Savonarola". Seine Erholung war nachmittags ein Besuch im „Silbernen Kaffeehaus"*) und abends bei seinem Freunde Löwenthal (dem Gatten Sophiens).

„Schöne Frau! Die ich verehre,
Wenn ich ein Zaubergeist wäre,
Würd' ich heut zur Weihnachtsspende
Für die vielgelobten,
Kunst und Fleiß erprobten,
Blumenschöpferischen Hände
Nicht das Fell des Marders geben;
Nein! Zum Schutz vor Frostesqualen
Würde ich aus Frühlingssonnenstrahlen
Einen Zaubermuff Dir weben."

Bei dem zweiten Gedichte teile ich auch die Überschrift Lenaus, die über die Veranlassung aufklärt wortgetreu mit:

Poetisches Potum
an die verehrte Frau Hofrätin von Kleyle über den herzklöglichen Unfall, welcher sich in Perofelben bräunten Speisekammer ereignet hat, in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober im Jahre, diesmal des Unheils, 1837 — zu Penzing in der Schmiedegasse.

Es füllt die Speisekammer
Ein bitterlicher Jammer,

*) Das Renneriche Kaffeehaus in der Spiegelgasse in Wien, im Vormärz der Sammelpunkt der Wiener Poeten, das diesen Namen trug, weil nicht bloß Löffel und Untertassen, sondern sogar die Kleiderhaken aus Silber waren.

Digitized by Google

Und wohl mit Fug und wohl mit Recht;
Denn wie die Welt geworden schlecht,
Zeigt sich ein schnöd' Exempel
In diesem Magentempel.
Die Mutter steht betroffen
An den beraubten Brettern
Und ruft in Zornesweltern:
„Wer ließ das Fenster offen?"
Wenn sie nicht Christin wäre
Und eingedenk der Lehre:
„Du sollst dem Feind vergeben,"
Der Eingriff in ihr Leben
In ihren Speiseständer,
Er könnte sie versuchen,
Den Räuber zu verfluchen,
Den Magentempelschänder.

Sie blickt nach ihren Schätzen,
Und ach! erblickt sie nicht,
Da bleicht ihr Angesicht
Hausfrauliches Entsetzen.
Sie forscht in ihrem Schrecke
Vergebens nach dem Specke,
Er ist bei Nacht verschwunden
Trotz unseren drei Hunden!
Sie sucht in ihrem Gram
Das Leibgericht der Wiener,
Das auch abhanden kam,
Die braungebackenen Hühner.
Hühnlein sind abgezogen,
Dem Specke nachgeflogen,
Sie sind vorbeigeschwunden
An drei verschlaf'nen Hunden! . .

Jetzt faßt ein tötlich Grauen
Die häuslichste der Frauen,
Sie ist ins Herz verletzt,
Der Jammer packt sie jetzt
Mit seiner ganzen Stärke.
Es ist ein Streich zum Weinen:
Geraubt sind auch die feinen
Geburtstagszuckerwerke!
Nun steht sie da ergrimmt,
Ihr Auge glüht und schwimmt
In wirtschaftlichen Thränen.
Unchristlich doch von Herzen
Wünscht sie drei Tage Schmerzen
Den frechen Diebeszähnen.
Jetzt sammeln sich die Kinder
Und klagen nicht gelinder,
Und aus der bittern Klage
Entspringt die große Frage:
„Hat sich ein Mensch vergessen,
Hat dies ein Tier gefressen?"

Als Eurer Zweifel Richter
Laßt gelten einen Dichter:
Was hier dem Dieb gefiel,
In vielerlei und viel
Will's meinem Sinne scheinen
Für eines Tieres Fraß;
Drum sollt' ich lieber meinen,
Daß sich ein Mensch vergaß.
Doch muß ich wieder glauben
Trotz viel und vielerlei
War auch ein Tier dabei.
's Alles Eins am Ende:
In diesem Duftrevier
Hat Beides, Mensch und Tier,
In Eurem Herzeleide
Heut Nacht sich 's lassen schmecken,
Ob in zwei Leibern beide,
Ob sie in einem stecken.

Der übermütige Ton des Gedichts muß doppelt charakteristisch erscheinen, wenn man erwägt, daß den Dichter unmittelbar vorher zwei Ereignisse getroffen hatten, die wohl geeignet waren, ihn tief zu erregen und zu verstimmen. Im September 1836 hatte er seinem Freunde, dem Grafen Alexander von Württemberg, in der Nähe von Ulm als Sekundant bei einem Duell gedient, bei welchem dieser nicht unerheblich verwundet worden, und Ende September nach Wien zurückgekehrt, wurde er sofort zur Polizei zitiert und gefragt, ob er, Herr Nimbsch von Strehlenau, mit dem Dichter Nikolaus Lenau identisch sei. Als er dies ohne Zögern bejahte, hielt ihm der Polizeibeamte eine lange Rede und wies ihm nach, welche schwere Sünde es für einen Österreicher sei, Bücher im Auslande ohne Bewilligung der österreichischen Censur drucken zu lassen. Lenau erwiderte kurz mit dem Hinweis auf seine ungarische Staatsbürgerschaft und ging erregt zu seinen Freunden ins „silberne Kaffeehaus", die ihm aus ihren Befürchtungen kein Hehl machten. Zur Zeit, wo er die obigen Verse schrieb, war er noch in schwerer Sorge um seine Zukunft; dem Polizeistaate von damals war alles zuzumuten. Frau von Kleyle, der die Verse galten, war die Mutter Sophiens; auch in ihrem Hause pflegte der Dichter fast täglich zu verkehren; ihr Sohn Fritz, ein älterer Bruder Sophiens, war Lenaus intimster Jugendfreund.

K. E. Fr.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Koch, Maidy. Arnold Böcklin. Zwölf Gedichte. Freiburg i. Br. C. Troemer's Universitäts-Buchhandlung. 1902.

Heß, Eduard. Kollegen. Schauspiel. Straßburg. Josef Singer. 1902.

Lenau, Nikolaus. Ausgewählte Dichtungen. Halle, Hermann Gesenius. 1902.

Beyer-Hamburg, Max. Lichter. Poesien. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl. o. J.

Schaukal, Richard. Einer, der seine Frau besucht und andere Scenen. Dramatische Skizzen. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlags-Anstalt. 1902.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kißling & Krüger, Berlin N.

Digitized by Google

Zum Kapitel: Heine in Frankreich.

Von Karl Emil Franzos.

I.

Anders als bezüglich jedes bedeutenden und längst verstorbenen Dichters vollzieht sich die Klärung der Anschauungen über den Charakter Heinrich Heines, nicht in leidenschaftsloser, objektiver Erörterung, sondern in heftigen Kämpfen, aber sie vollzieht sich allmählich doch. Nur die Ultras der beiden streitenden Parteien abgerechnet, die Heine-Verächter, denen jedes Wort für ihn, die Heine-Schwärmer, denen jedes Wort gegen ihn ein Greuel ist, beginnen wir Anderen doch allmählich immer klarer zu erfassen, wie er wirklich war. Auch die Verlässlichkeit seiner eigenen Angaben über sein Leben vermögen wir nun objektiver zu beurteilen als bisher. Und wen weder die Liebe noch der Haß verblendet, wird sagen müssen, daß Heine nach dieser Hinsicht nicht härter zu beurteilen ist als die meisten Menschen. Er hat zuweilen, wie jeder Mann der Öffentlichkeit, der über sein eigenes Leben berichtet, nicht die ganze Wahrheit gesagt, sondern die und jene Einzelheit verschwiegen. Er hat ferner wie die meisten Menschen zuweilen eine Notlüge gebraucht, aber im Ganzen und Großen hat sich der sonst unleugbar von argen Mängeln entstellte Charakter als wahrheitsliebend erwiesen.

Dies gilt auch von einer Frage, die lange Zeit die Gemüter seiner Angreifer und Verteidiger erregt hat und nun endlich geklärt ist, der Frage, ob er, ein deutscher Dichter, das Bürgerrecht in Frankreich erworben hat.

Heine selbst hat dies bekanntlich geleugnet. In der im August 1854 geschriebenen „Retrospektiven Aufklärung", die er dem zweiten Teil der „Lutezia" eingefügt hat, erwähnt er der polizeilichen Maßregeln, die Guizot 1845 über einige deutsche Korrespondenten in Paris verhängte, bemerkt, daß er selbst eine Ausweisung befürchtet habe, und fährt dann fort (Werke, Elster VI. 388 ff.):

Aber, unglücklicher Poet, warst du nicht durch deine französische Naturalisation hinlänglich gesichert gegen solche Ministerwillkür?

Ah, die Beantwortung dieser Frage entreißt mir ein Geständnis, das vielleicht die Klugheit geböte zu verschweigen. Aber die Klugheit und ich, wir haben schon lange nicht mehr aus derselben Kumme gegessen — und ich will heute rücksichtslos bekennen, daß ich mich nie in Frankreich naturalisieren ließ, und meine Naturalisation, die für eine notorische Thatsache gilt, dennoch nur ein deutsches Märchen ist. Ich weiß nicht, welcher müssige oder listige Kopf dasselbe ersonnen. Mehre Landsleute wollten freilich aus authentischer Quelle diese Naturalisation erschnüffelt haben, sie referierten darüber in deutschen Blättern, und ich unterstützte den irrigen Glauben durch Schweigen. Meine lieben litterarischen und politischen Gegner in der Heimat und manche sehr einflußreiche intime Feinde hier in Paris wurden dadurch irregeleitet und glaubten, ich sei durch ein französisches Bürgerrecht gegen mancherlei Vexationen und Machinationen geschützt, womit der Fremde, der hier einer exzeptionellen Jurisdiktion unterworfen ist, so leicht heimgesucht werden kann. Durch diesen wohlthätigen Irrtum entging ich mancher Böswilligkeit und auch mancher Ausbeutung von Industriellen, die in geschäftlichen Konflikten ihre Beziehungen benutzt hätten. Ebenso widerwärtig wie lästig wird auf die Länge in Paris der Zustand des Fremden, der nicht naturalisiert ist. Man wird gereizt und gehässig, und zuweilen eben von naturalisierten Ausländern, die am lebhaftesten darauf erpicht sind, ihre erworbenen Befugnisse zu mißbrauchen. Aus mißmutiger Furchtsorge erfüllte ich einst die Formalitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand setzen, nötigsten Falls die Rechte der Naturalisation ohne Zögernis zu erlangen. Aber ich hegte immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Akt. Durch dieses Bedenken, durch diese tief eingewurzelte Abneigung gegen die Naturalisation, geriet ich in eine falsche Stellung, die ich als die Ursache aller meiner Nöten, Kümmernisse und Fehlgriffe während meinem dreiundzwanzigjährigen Aufenthalt in Paris betrachten muß. Das Einkommen eines guten Amtes hätte hier meinen kostspieligen Haushalt und die Bedürfnisse einer nicht sowohl luxuriösen als vielmehr menschlich freien Lebensweise hinreichend gedeckt — aber ohne vorhergehende Naturalisation war mir der Staatsdienst verschlossen. Hohe Würden und fette Sinekuren stellten mir meine Freunde lockend genug in Aussicht, und es fehlte nicht an Beispielen von Ausländern, die in Frankreich die glänzendsten Stufen der Macht und der Ehre erstiegen. — Und ich darf es sagen, ich hätte weniger als andere mit einheimischer Scheelsucht zu kämpfen gehabt, denn nie hatte ein Deutscher in so hohem Grade wie ich die Sympathie der Franzosen gewonnen, sowohl in der litterarischen Welt als auch in der hohen Gesellschaft, und nicht als Gönner, sondern als Kamerad pflegte der Vornehmste meinen Umgang. Der ritterliche Prinz, der Herzog Ferdinand von Orléans[, dessen Throne am nächsten stand und nicht bloß ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann war, sondern auch das „Buch der Lieder" im Original las, hätte mich gar zu gern in französischen Diensten gesehen, und sein Einfluß wäre groß genug gewesen, um mich in solcher Laufbahn zu fördern. Ich vergesse nicht die Liebenswürdigkeit, womit er[im Garten des Schlosses einer fürstlichen Freundin [der Fürstin Belgiojoso] der große Geschichtschreiber der französischen Revolution und des Gmvires, welcher damals der allgewaltige Präsident des Konseils war [Thiers], meinen Arm ergriff und, mit mir spazieren gehend, lange und lebhaft in mich drang, daß ich ihm sagen möchte, was mein Herz begehre, und daß er sich anheischig mache, mir

Digitized by Google

alles zu verschaffen. — Im Ohr klingt mir noch jetzt der schmeichlerische Klang seiner Stimme, in der Nase kriechelt mir noch der Duft des großen, blühenden Magnoliabaums, den wir vorübergingen, und der mit seinen alabasterweißen vornehmen Blumen in die blauen Lüfte emporragte, so prachtvoll, so stolz wie damals, in den Tagen seines Glückes, das Herz des deutschen Dichters!

Ja, ich habe das Wort genannt. Es war der närrische Hochmut des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich etwas thun sollte, was nur halbwegs als ein Lossagen vom Vaterlande erscheinen mochte. Auch im Gemüte des Aufgeklärtesten nistet immer ein kleines Alräunchen des alten Aberglaubens, das sich nicht ausbannen läßt; man spricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimsten Schlupfwinkeln unserer Seele sein unfluges Weben. Die Ehe, welche ich mit unserer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin, gestiftet, war nie eine glückliche gewesen. Ich erinnere mich wohl noch einiger schönen Mondscheinnächte, wo sie mich zärtlich preßte an ihren großen Busen mit den tugendhaften Sitten — doch diese sentimentalen Nächte ließen sich zählen, und gegen Morgen stimmte eine verdrießlich gähnende Kuhle ein und begann das Reiten ohne Ende. Auch lebten wir zuletzt getrennt von Tisch und Bett. Aber bis zu einer eigentlichen Scheidung sollte es nicht kommen. Ich habe es nie übers Herz bringen können, mich ganz loszusagen von meinem Hausfreund. Jede Abtrünnigkeit ist mir verhaßt, und ich hätte mich von keiner deutschen Katze losjagen mögen, nicht von einem deutschen Hund, wie unausstehlich mir auch seine Flöhe und Treue. Das kleinste Fetzchen meiner Heimat kann sich in dieser Beziehung nicht über mich beklagen. Unter den vornehmen und geistreichen Säuen von Périgord, welche die Trüffeln erfunden und sich damit mästen, verleugnete ich nicht die bescheidenen Grünlinge, die daheim im Teutoburger Wald nur mit der Frucht der vaterländischen Eiche sich ätzen aus schlichtem Holztrog, wie einst ihre frommen Vorfahren zur Zeit, als Arminius den Varus schlug. Ich habe auch nicht eine Borste meines Deutschtums, keine einzige Schelle an meiner deutschen Narre eingebüßt, nur ich habe noch immer das Recht, daran die schwarz-rot-goldene Kokarde zu heften. Ich darf noch immer zu Hause sagen: „Wir deutsche Gisel!“ Hätte ich mich in Frankreich naturalisieren lassen, würde mir Makmann antworten können: „Nur ich bin ein deutscher Gisel, du aber bist es nicht mehr“ — und er schlüge dabei einen verhöhnenden Purzelbaum, der mir das Herz bräche. Nein, solcher Schmach habe ich mich nicht ausgesetzt. Die Naturalisation mag für andere Leute passen; ein verstoffener Advokat aus Zweibrücken, ein Strohkerl mit einer eisernen Stirn und einer kupfernen Nase, mag immerhin, um ein Schulmeisteramt zu erschnarren, ein Vaterland aufgeben, das nichts von ihm weiß und nie etwas von ihm erfahren wird — aber dasselbe gewinnt sich nicht für einen deutschen Dichter, welcher die schönsten deutschen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose. — Ich kame mir selber vor wie eine jener Mißgeburten mit zwei Köpfchen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es wurde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im französischen Trutkabinettstyl die unnatürlichsten Alexandriner zu skandieren, während der andere in den angeborenen wahren Naturmetren der deutschen Sprache seine Gefühle ergösse. Und ach! unausstehlich sind mir wie die Metrik so die Verse der Franzosen, dieser parfümierte Quark — kaum ertrage ich ihre ganz genießlichen besseren Dichter. — Wenn ich jene sogenannte Poesie hyrigne der Franzosen betrachte, erkenne ich erst ganz die Herrlichkeit der deutschen Dichtkunst, und ich könnte mir alsdann wohl etwas darauf einbilden, daß ich mich einbauen darf, in diesem Gebiete meine Lorbeeren errungen zu haben. — Wir wollen auch kein Blatt davon anbeben, und der Steinmetz, der unsere letzte Schlafstätte mit einer Inschrift zu verzieren hat, soll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: „Hier ruht ein deutscher Dichter.“

Die Stelle wird hier vollinhaltlich angeführt, weil nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Tonart der Erklärung beachtenswert ist. Sie macht es begreiflich, daß die grundsätzlichen Gegner Heines sowie diejenigen Beurteiler, die unhistorisch genug denken, um von einem liberalen, zur Zeit der Zerklüftung Deutschlands im Ausland lebenden Dichter Empfindungen zu verlangen, wie sie die Generation von 1870 erfüllen, zum Widerspruch gereizt wurden, und daß ihnen diese nichts weniger als pathetische Tonart das Bestreben einflößte, den Dichter Lügen zu strafen.

Eine andere Stelle in Heines Schriften, wo er das gleiche Thema streift, war noch mehr hierzu geeignet. In den Aphorismen, die Strodtmann in Heines Nachlaß vorfand und unter dem Titel „Gedanken und Einfälle“ herausgab, fand sich auch der folgende (Werke, Elster VII. 401):

Ich lieh mich nicht naturalisieren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man für seine Maitresse kühler wird, sobald man auf der Mairie ihr legal angetraut werden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe verleben.

Man sieht, ein flüchtig hingeworfener, auch gar nicht von Heine selbst zur Veröffentlichung bestimmter Witz, den kein verständiger und gerechter Beurteiler ernsthaft nehmen wird. Aber kein Dichter hat noch so viele ungerechte und unverständige Beurteiler gefunden wie gerade Heine. Freilich, meines Wissens war nur ein Beurteiler so ungerecht und so unverständig, diesen Witz als Waffe zu verwenden. Ich werde in meinem zweiten Artikel darauf zurückkommen.

Die anderen Angreifer hielten sich an die Stelle in der „Retrospektiven Aufklärung“, wenn sie die Behauptung aufstellten, Heine habe so nachdrücklich eine Lüge bekundet und sei in Wahrheit französischer Bürger geworden. Sie stützten sich dabei namentlich auf die Angaben deutscher Schriftsteller, die in den vierziger Jahren in Paris lebten, obgleich Heine selbst in der „Retrospektiven Aufklärung“ diese Angaben erwähnt und als unrichtig bezeichnet hatte.

Nicht allein diese Referate, sondern auch Materialien des preußischen Staatsarchivs führte Heinrich von Treitschke ins Treffen, als er im V. Bande seiner „Deutschen Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert“ (Leipzig, 1891 S. 378 u. 764 ff.) Heine als Lügner brandmarkte.

Es ist hier nicht des Ortes, auf Treitschkes Charakteristik Heines, des Dichters wie des Menschen, genauer einzugehen. Hier stünde Meinung gegen Meinung, und nichts wäre unfruchtbarer als eine solche Polemik. Ein Mann von Treitschkes Temperament, von seinen politischen, konfessionellen und Rasse-Anschauungen konnte Heine gegenüber nicht unbefangen sein und war es denn auch nicht.

Digitized by Google

Halten wir uns also lediglich an die Thatsachen. Treitschke schreibt (a. a. O. S. 378 ff.):

Mit wohlbegreiflichem Aerger betrachtete Heinrich Heine diese Wandlungen unseres geistigen Lebens [das Erwachen nationaler und freiheitlicher Ideen in den Vierziger Jahren]. Das hohe Pathos der ironischen Demagogen mußte dem ästhetischen Gefühle des geistreichen Schalks lächerlich erscheinen, und unmöglich konnte er der Weltgeschichte verzeihen, daß sie so ganz andere Wege ging, als er geweissagt. Die Deutschen, die hundertmal beschimpften, wagten gegen „das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfaronade großmüthige Frankreich" ihren Willen zu behaupten und durchzusetzen, sie erdreisteten sich sogar, eine Nation zu werden — was ihnen Heine doch ein für allemal grundsätzlich verboten hatte; und, das Aergste von Allem, das leidlich gezähmte Preußen stand jetzt im Vordergrunde der deutschen Politik. Noch immer jammerte Heine in seinen Schriften kläglich über die schlaflosen Nächte des Exils, das er sich durch seine deutsche Vaterlandsliebe verdient haben wollte. Dabei bezog er wohlgemut seine Pension von König Ludwig Philipp, und da er sich von Frankreich bezahlen ließ, so bewahrte er sich ganz folgerichtig auch um das französische Staatsbürgerrecht. Der ängstliche Guizot erkrankte; denn nach den herbrechenden Klagen des Dichters mußte er annehmen, daß Heine in Deutschland als ein furchterlicher Todfeind verfolgt wurde. Um den Berliner Hof nicht zu beleidigen, ließ er zunächst durch den Gesandten Bressen vorsichtig anfragen: wie Heine zur preußischen Regierung stehe? und was man thun wolle, wenn er französischer Unterthan würde? Darauf erfolgte (17. Februar 1843) die kühle Antwort: Unsere Behörden wissen gar nicht, ob Heine noch preußischer Unterthan ist; sie haben vor Jahren seine Schriften verboten, aber gegen seine Person niemals irgend eine polizeiliche Maßregel angeordnet; will er sich in Frankreich naturalisieren lassen, so finden wir nichts dawider einzuwenden, dann hat er gegen uns die Rechte eines Franzosen. Das war der Unglückliche, dessen gräßliches Martyrium den deutschen Zeitungsschreibern so viele blutige Thränen erpreßte. Da mithin Guizots einziges Bedenken aufs gründlichste beseitigt war, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Heine nunmehr wirklich ein Franzose wurde, obgleich er dies späterhin ableugnete; das Bürgerrecht des so unlöslich verabscheuten preußischen Staates aufzugeben, konnte ihm doch keine Ueberwindung kosten, nachdem er längst schon französischen Sold empfing. Als Guizot kaum zwei Jahre darauf (Januar 1845) sich entschloß, die sämtlichen Mitarbeiter der radikalen deutschen Zeitschrift „Vorwärts" auszuweisen, da wurde Heine, der auch zu den Mitarbeitern gehörte, ausdrücklich ausgenommen, weil er als naturalisierter Franzose nicht ausgewiesen werden konnte; und wer mag glauben, daß die französische Regierung nach allem, was geschehen, die Staatsangehörigkeit eines ihr so unbesonnen Mannes nicht gekannt haben sollte?

Im Anhang zu diesem Bande seines Geschichtswerkes (S. 764 ff.) bespricht Treitschke dann eingehend „das Märchen vom Flüchtling Heine." Auch dieser Excurs sei hier vollinhaltlich mitgeteilt:

Der Götzendienst, welcher heute in vielen deutschen Zeitungen mit H. Heine getrieben wird, hat weder mit der Wissenschaft, noch mit dem künstlerischen Gefühle irgend etwas gemein; er ist einfach Geschäft. Leider lassen sich auch manche ernste Gelehrte durch diese lärmende Betriebsamkeit einschüchtern; sie bezweifeln sich nicht, dem Dichter den Künstlerruhm zu spenden, der ihm für einen Teil seiner Gedichte gebührt; sie wagen auch, ihn, der in Allem das Gegenteil eines Helden war, als einen politischen Märtyrer darzustellen, und verleumden — ohne je einen Beweis auch nur zu versuchen — den Preußischen Staat wegen grausamer Verfolgung des Poeten. Die einfache Wahrheit ist: nicht Heine hat sich über Preußen zu beklagen, das ihn persönlich nie verfolgte, sondern Preußen hat sich über Heine zu beklagen, der sein Vaterland unablässig mit Kot bewarf.

Heine war ein freiwilliger Flüchtling, ganz so wie die polnischen Dichter Mickiewicz, Krasinski, Slowacki und viele andere Revolutionäre aus Deutschland, Polen, Italien, die sich zahlreich gänzlich unverfolgt in Paris aufhielten. Einige von ihnen lebten in Frankreich aus Furcht vor möglicher Verfolgung, Andere, um unter französischem Schutze ihre Verschwörungsränke sicherer zu betreiben, Andere wieder, um die Reize der Weltstadt zu genießen; sie alle trieben mit hochtragischem Pathos die Rolle politischer Dulder, und an diesem frivolen Spuk der radikalen Partei beteiligte sich auch Heine. Die einzige Unbill, die ihm von Seiten der preußischen Behörden je widerfuhr, war das thörichte Verbot seiner Schriften. Dies Schicksal teilte er mit vielen anderen Schriftstellern, und er konnte es, wie er selbst erzählt, sehr leicht nehmen, da der Absatz seiner Werke durch das Verbot eher gefördert als erschwert wurde. Für seine persönliche Sicherheit hatte er nichts zu befürchten, noch weniger sogar als A. Ruge, der trotz seiner Kämpfe mit der Preßpolizei doch in seinem Hause unangefochten blieb. Die Regierung beurteilte Heine richtig; sie fürchtete nur seine Feder, als Demagog schien er ungefährlich.

Daß er niemals polizeilich verfolgt wurde, läßt sich jetzt auch durch ein amtliches Zeugnis erweisen. Als der französische Gesandte Graf Bressen in Guizots Auftrag bei dem Berliner Hofe vertraulich anfragte, was die Folge sein würde, wenn Heine sich in Frankreich naturalisieren ließe, da erkundigte sich das Auswärtige Amt zunächst beim Ministerium des Innern und erwiderte dann (17. Febr. 1843) in trockenem, geringschätzigem Tone: Von Amtswegen wisse man garnicht, ob Heine noch preußischer Unterthan sei; aucune mesure de police n'a été prise contre sa personne. Wolle er Franzose werden, so habe die preußische Regierung nichts dagegen und würde ihm dann die Rechte eines Franzosen einräumen. Darauf erörtert das Schreiben noch das Verbot der Heinischen Werke und kommt zu dem Schlusse: Da Heine im Auslande lebe und selber keinen Schritt gethan habe, um eine Milderung zu erlangen, so könnten die bestehenden Anordnungen nur im Gnadenwege geändert werden, et il n'existe pour les autorités du Roi aucun motif de faire d'office des démarches dans ce but. Beiläufig scheint das Ministerium nicht gewußt zu haben, daß Heines Schriften fast sämtlich den Verlage von Hoffmann und Campe angehörten; dieser Verlag war aber schon nach dem Hamburger Brande durch königlichen Gnadenerlaß wieder freigegeben worden.

Wie bisher, so blieb Heine auch ganz unbehelligt von den preußischen Behörden, als er i. J. 1841 sein Vaterland wieder besuchte. Nachher änderte sich die Lage etwas, als seine Zeitgedichte erschienen, deren unsittliche Majestätsbeleidigungen in einem monarchischen Staate nunmehr strafbar bleiben konnten. Obgleich auch jetzt keine Verfolgung eingeleitet wurde, so mußte Heine doch nunmehr befürchten, beim Betreten des preußischen Bodens unter schwerer Anklage vor Gericht gestellt zu werden. Er fühlte das selbst, und da im Jahre 1846 nach Berlin reisen wollte, um Freunde wiederzusehen und Dieterichs zu konsultieren, so erbat er sich Humboldts Verwendung, damit der Monarch die Vergangenheit in der alten Registratur begrübe. Diese Vergangenheit war freilich allerjüngste Gegenwart. Der so roh beleidigte König zeigte sich nicht abgeneigt; das Buch der Lieder ließ ihn Alles vergessen. Die Polizeibehörde aber erklärte nach ihrer Amtspflicht, es stehe nicht in ihrer Macht, die Strafwürdigkeit schwerer Majestätsbeleidigungen im Verein zu annullieren. Der König allein konnte die Sache niederschlagen; doch scheint noch eine Entscheidung erfolgte, hatte Heine schon aus anderen Gründen seine Pläne geändert und die Berliner Reise aufgegeben. Auch damals also geschah ihm von Preußen her kein Leid, und dabei blieb es bis zu seinem Tode. Die weinerliche Erzählung von Heines Exil ist nichts weiter als eine kläßliche Lüge, deren jeder gewissenhafte Historiker sich schämen sollte.

Jene Anfrage des Grafen Bressen konnte natürlich nur den einen Grund haben, daß Heine sich bereits in Paris um die Naturalisation beworben hatte. Ist diese

Digitized by Google

Naturalisation dann wirklich erfolgt? Allem Anschein nach, ja! Das einzige rechtliche Hindernis, das ihr entgegenstehen konnte, war durch die bindige Erklärung des preußischen Auswärtigen Amtes beseitigt, und die französische Regierung behandelte Heine sortan amtlich als Franzosen. Als im Januar 1846 Guizot die Mitarbeiter der unterdrückten radicalen Zeitschrift Vorwärts, sämtlich Ausländer, auszuweisen beschloß, da wurde nur der Franzose Heine ausgenommen. A. Ruge, der damals beständig mit ihm verkehrte, schrieb in einem Briefe vom 26. Januar 1845: „Heine ist naturalisiert, also nicht auszuweisen," und das Räuliche sagt er in seinen „Studien und Erinnerungen aus den Jahren 1813—45" (Sämmtliche Werke V. 401). Ist es wahrscheinlich, daß Heines nächste Freunde über eine solche Frage, die im Augenblicke geradezu eine Lebensfrage war, nicht Bescheid gewußt hätten? Ist es glaubhaft, daß die französische Regierung, die vor kurzem wegen Heines Naturalisation einen diplomatischen Schriftwechsel geführt hatte, sich über die Staatsangehörigkeit dieses Mannes, dessen Name in den Listen ihrer geheimen Pensionäre stand, gröblich geirrt haben sollte? Diesen handgreiflichen Anzeichen steht schlechterdings nichts entgegen als die Behauptung Heines selbst, der i. J. 1854 öffentlich erklärte: er hätte zwar alle Vorbereitungen zur Naturalisation getroffen, aber, gehindert durch den „närrischen Hochmut des deutschen Dichters," sie niemals ausgeführt. Wie viel das Wort Heines gelten soll? — darüber mag Jeder nach seiner Empfindung entscheiden. Meinerseits glaube ich: die Verschernung Heines, daß er niemals Franzose geworden sei, hat für die historische Wissenschaft genau denselben Wert, wie seine ebenso inbrünstige Betheuerung, daß er „wegen seiner Liebe zu Deutschland dreißig Jahre im Exile verlebt" hätte.

So Treitschke. Seine Ausführungen sind hier so weit, als sie Thatsächliches zur Frage, die uns beschäftigt, enthalten, vollinhaltlich wiedergegeben, einschließlich der Urteile über Heine, die wohl auch solche Schriftsteller, die, wie ich, mit Heine keinen „Götzendienst" treiben, sondern nur auch ihm gegenüber gerecht sein wollen, zum Widerspruch veranlassen können.

Eine solche Polemik freilich, wiederhole ich, beabsichtige ich nicht. Daß es Andere vor mir gethan haben, finde ich begreiflich, auch wahrlich nicht unberechtigt, aber es scheint mir zwecklose Arbeit. Niemand, der Treitschkes politische und konfessionelle Anschauungen teilt, wird dadurch zu einer anderen Meinung über Heine bekehrt werden, wie auch Treitschke selbst nicht zu einer andern zu bringen gewesen wäre. Auch darin weiche ich von meinen Vorgängern ab, als ich Treitschke nicht anklage, gegen Heine parteiisch gewesen zu sein und dadurch die Pflicht des Historikers verletzt zu haben. Zweifellos war Treitschke gegen Heine nicht unbefangen, aber ob es je einen Geschichtsschreiber der neuesten Zeit gegeben hat, der nicht auf dem Standpunkt einer Partei gestanden hätte, nicht über politische Gegner befangen geurteilt hätte, bezweifle ich, und was Niemand gekonnt hat, ist auch von Treitschke nicht zu verlangen. Allerdings, in solchem Maße Parteimann wie er, in solchem Maße in persönlichen Sympathien und Antipathien befangen, waren nicht alle Historiker, aber dieser Mangel kommt aus seinem Temperament, aus dem auch das Licht kommt, um dessenwillen uns sein Werk, trotzdem und alledem, so fesselnd und so bedeutend erscheint. Womöglich noch weniger möchte ich die Tonart anklagen, die er gegen Heine anschlägt; sie entspricht seinem leidenschaftlichen Wesen; ähnlich formulierte Urteile über Andere finden sich in der „Deutschen Geschichte" in Hülle und Fülle, und die Art, wie Treitschke immer unverhohlen hier seine Abneigung, dort seine Liebe ausspricht, ist zum Mindesten ehrlich. Wer die oben mitgeteilten Sätze liest, wird denn auch gewiß nicht den Eindruck haben, daß sie nach ruhiger, gerechter Abwägung des Für und Wider geschrieben seien. Auch diese Tonart war ihm eigentümlich und entsprach seiner Individualität.

Eine andere Erörterung aber erscheint mir nicht zwecklos. Sind es durchweg bewiesene Thatsachen, auf die Treitschke seine Verdammung Heines stützt? Entspricht Alles, was er als Thatsache gegen ihn anführt, der Wahrheit? Eine solche Erörterung läßt sich führen, ohne daß ganz unfruchtbarer Weise Meinung gegen Meinung gestellt wird, und ist gewiß berechtigt. Denn die Wahrheit zu erkunden und nur die Wahrheit zu sagen ist Jeder verpflichtet, der sich öffentlich über eine Sache, eine Person äußert, und nun gar der Historiker von Beruf.

Sine ira et studio sei diese Erörterung unternommen, mit dem ehrlichen Bestreben, nur der Wahrheit zu dienen und Niemand Unrecht zu thun, Heine so wenig wie Treitschke.

I. Nach Treitschke war Heine damals preußischer Staatsbürger, und dieser Umstand vermehrt seine Erbitterung gegen Heine und wird von ihm nachdrücklich ins Treffen geführt: „Das Bürgerrecht des so unsäglich verabscheuten preußischen Staates aufzugeben, konnte ihn doch keine Überwindung kosten" u. s. w. und: „Preußen hat sich über Heine zu beklagen, der sein Vaterland unablässig mit Not bewarf."

Nun war aber Heine 1843 seit siebenundzwanzig Jahren nicht mehr Preuße. Heines Landesherr war zuerst der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, dann Max Josef von Pfalz-Zweibrücken, seit 1806 dem Namen nach der Großherzog von Berg, in Wahrheit bis 1813 immer Napoleon I.; erst im Mai 1815 kam Düsseldorf unter preußische Herrschaft. Damals, wie er selbst gelegentlich sagt, „Preuße durch das Recht der Eroberung geworden", hat sich Heine im Sommer 1816 in Hamburg naturalisieren lassen; Hamburgischer Staatsangehöriger ist er dann, wie wir später sehen werden, bis an sein Lebensende geblieben. Ob Treitschke Heine mit Grund vorwirft, daß er Preußen „unablässig mit Not bewarf", ist Ansichtssache, aber Heines „Vaterland" war Preußen nicht.

Wie nun erklärt sich Treitschkes Irrtum? Gewiß nicht aus bösem Willen; man darf ihm in diesem Punkte nicht einmal vorwerfen, feststehende Thatsachen nicht gekannt zu haben. Erst drei Jahre nach Erscheinen dieses Bandes seiner „Deutschen Geschichte", 1897, hat Hermann Hüffer seinen Indizienbeweis erbracht, daß Heine im Sommer 1816 in Düsseldorf einen Auswanderungsschein erwirkt habe, erst im

Digitized by Google

selben Jahre hat David Kaufmann ein Dokument veröffentlicht, das Heines Hamburgische Staatsbürgerschaft beweist. Aber wie stand die Frage zur Zeit, da Treitschke sein Wort schrieb, für die wissenschaftliche Forschung? Genau so, wie sie 1843 für die preußische Regierung stand: man wußte nichts Genaues darüber. Und weil man es nicht wußte, so ließ man die Frage offen. Treitschke aber beantwortet sie ohne weiteres, beantwortet sie, wie man sieht, falsch, aus Mangel an Vorsicht wie dem Drange seines leidenschaftlichen Temperaments entsprechend, bei ihm sympathischen Persönlichkeiten in derlei Fällen das Beste, bei ihm unsympathischen das Ungünstigste als gewiß anzunehmen. Nicht das Temperament, sondern der Mangel an jener Vorsicht und Genauigkeit, die dem Historiker Pflicht sind, erweist sich auch in zwei Kleinigkeiten, die hier der Vollständigkeit wegen erwähnt und richtig gestellt seien. Im Anhang wird als Zeitpunkt der Anweisung der Mitarbeiter des „Vorwärts“ der Januar 1846, im Text des Werkes der Januar 1845 angeführt, und zwar nicht bloß in der ersten, sondern auch in der zweiten (mir vorliegenden) Auflage. Richtig ist 1845. „Stowaski“, wie es auch in der zweiten Auflage heißt, hieß „Slowacki“.

II. Ob Heine ein „freiwilliger Flüchtling“ war, soll später untersucht werden. Aber ist Treitschkes Behauptung richtig, daß Preußen „Heine persönlich nie verfolgte“?! Sie ist unrichtig und wird dadurch nicht richtiger, daß er einige Zeilen weiter nochmals ausdrücklich wiederholt, „daß Heine niemals polizeilich verfolgt wurde“. Jeder Kenner von Heines Leben weiß, daß der Dichter von den preußischen Behörden persönlich verfolgt wurde, und der Steckbrief, der zuerst 1844 gegen ihn erlassen, dann wiederholt erneuert wurde, ist seit 1845 in verschiedenen deutschen Zeitschriften und Jahrbüchern zu lesen gewesen. („Heinrich Heine, Literat — alt 50 Jahre, mittlerer Gestalt, Nase und Kinn spitz, von markiertem, jüdischem Gepräge. Er ist ein Wüstling, dessen gesunkener Körper das Dichterden bemerken läßt.“)

Diese Steckbriefe, die Treitschkes wiederholte Behauptung bündigst widerlegen, sind natürlich von denjenigen Schriftstellern, die vor mir die Behauptungen Treitschkes nachprüften, bereits als Beweismittel citiert worden. Von Verteidigern Treitschkes ist ihnen entgegengehalten worden, Treitschke selbst habe ja gesagt: „Wie bisher, so blieb Heine auch ganz unbehelligt von den preußischen Behörden, als er i. J. 1844 sein Vaterland wieder besuchte. Nachher änderte sich die Lage etwas, als seine Zeitgedichte erschienen ... Obgleich auch jetzt keine Verfolgung eingeleitet wurde, so mußte Heine doch immerhin befürchten, beim Betreten des preußischen Bodens unter schwerer Anklage vor Gericht gestellt zu werden.“ Aber darauf ist zu entgegnen, daß die Erlassung von Steckbriefen ganz unzweifelhaft die Einleitung einer persönlichen Verfolgung ist. Die Lage änderte sich also, vorausgesetzt, daß die Versicherung des preußischen Auswärtigen Amts vom 17. Februar 1843 durchaus richtig oder doch, was nicht zu bezweifeln ist, in gutem Glauben gegeben war, nach diesem Zeitpunkte nicht bloß „etwas“, sondern völlig, und das „Nie“ und „Niemals“ Treitschkes ist unbegreiflich. Zu bemerken ist auch noch, daß Heine 1844 den Weg von Paris nach Hamburg zu Schiff über Havre, den Rückweg über Amsterdam und Brüssel machte, also in beiden Fällen preußischen Boden nicht berührte, so daß Treitschkes Hinweis darauf, er sei damals von den preußischen Behörden unbehelligt geblieben, gewiß keine Beweiskraft für seine Behauptung hat.

Wie sich diese Behauptung erklären mag, ist schwer zu sagen. Von einem Geschichtsschreiber vom Range Treitschkes ist kaum anzunehmen, daß er Heines Reiseroute von 1844, die ja längst feitgestellt war, und nun vollends die Steckbriefe nicht gekannt haben sollte. Auch spricht ja dafür, daß er sie kannte, weil er selbst betont, daß Heine befürchten mußte, schon beim Betreten des preußischen Bodens vor Gericht gestellt zu werden. Kannte er sie aber, wie konnte er mit solchem Nachdruck und wiederholt behaupten, daß Heine niemals von Preußen verfolgt wurde?!

Die Frage, ob Heine nicht auch bereits vor 1844 von preußischen Behörden persönlich verfolgt worden, sei später erörtert.

III. Man sieht, Treitschkes Satz: „Die einfache Wahrheit ist: Nicht Heine hat sich über Preußen zu beklagen, das ihn persönlich nie verfolgte, sondern Preußen hat sich über Heine zu beklagen, der sein Vaterland unablässig mit Kot bewarf“, ist keineswegs die „einfache Wahrheit“, sondern enthält zwei völlig unrichtige Behauptungen. Aber angenommen, Heine wäre Preuße gewesen und es wären nie in Preußen Steckbriefe gegen ihn erlassen worden, so ist doch die Grundanschauung Treitschkes sicherlich unzutreffend. Wenn ein oppositioneller Schriftsteller die Regierung eines Staates bekämpft, gleichviel ob er als Konservativer eine liberale oder als Liberaler eine konservative Regierung befehdet, so ist es auch objektiv unrichtig, ihm ohne weiteres zu imputieren, er habe nicht die Regierung, sondern den Staat treffen wollen. Ob Heines Kampfweise ein „unablässiges Bewerfen mit Kot“ zu nennen ist oder nicht, ist, wiederhole ich, Ansichtssache. Aber Thatsache ist, daß sich die Angriffe Heines nicht gegen den preußischen Staat als solchen, geschweige denn gegen die Bevölkerung Preußens gekehrt haben, sondern gegen die damals herrschende Kaste, die damals herrschende Regierung und den Charakter des Königs, den ja auch Treitschke selbst freimütig genug kritisiert hat.

Aber auch ein anderer, gleich wichtiger Punkt gehört meines Erachtens nicht in das Bereich objektiver Meinungen, sondern muß sachlich entschieden werden. Treitschke findet die Tonart von Heines Angriffen deshalb so verdammenswert, weil Heine,

Digitized by Google

nach seiner Behauptung nie persönlich von der preußischen Regierung verfolgt worden sei. Die Verfolgung von Heines Schriften läßt er in diesem Zusammenhange außer Betracht und unterscheidet ausdrücklich zwischen der Verfolgung der Person und der Verfolgung der Schriften. Das ist gewiß sachlich nicht zutreffend. Die Unterdrückung der Schriften eines Autors trifft diesen auch persönlich, schon weil sie seine moralische und materielle Existenz untergräbt, und es hat immer Schriftsteller gegeben, welche die Unterdrückung ihrer Schriften gleich hart oder noch härter empfunden haben als Verfolgungen, die ihre Person betrafen.

Schließlich aber sei noch eine Frage gestellt, auf die es meines Erachtens gleichfalls nur eine richtige Antwort giebt: Ist es sachlich zutreffend, wenn man die Angriffe eines politischen Schriftstellers gegen eine Regierung, eine Partei, eine Kaste, einen Fürsten deshalb doppelt verdammenswert findet, weil ihm diese persönlich angeblich nichts zu Leide gethan haben?! Hielte man dies für sachlich berechtigt, wohin käme man dann in der Beurteilung aller politischen Schriftsteller, auch Treitschkes?

IV. Auch die Art, wie Treitschke von der Verfolgung von Heines Schriften durch die preußische Regierung berichtet, giebt kein richtiges Bild dieser Verfolgung. „Die einzige Unbill“, meint er, sei das „thörichte Verbot“ seiner Schriften gewesen; dies Schicksal habe er mit vielen anderen Schriftstellern geteilt und es gewiß leicht nehmen können, weil der Absatz seiner Werke dadurch, wie er selbst gesagt habe, eher gefördert als erschwert worden sei. Hierzu aber ist zu bemerken: gewiß waren diese Verbote „thöricht“, wie jeder Versuch thöricht ist, Ideen durch polizeiliche Maßregeln zu unterdrücken, und gewiß war auch Heine nicht der einzige Schriftsteller, dessen Schriften verboten wurden, gleichwohl bleibt es unbegreiflich, wie Treitschke dazu kam, so leichthin und so beschönigend davon zu sprechen, er, der für die gelindere Unbill, die an anderen Schriftstellern verübt wurde, so scharfe Worte fand! Zudem lag ihm das Material des preußischen Geheimen Staats-Archivs vor, er wußte also besser als 1894 jeder andere, wie ungewöhnlich hart die preußische Regierung gerade gegen Heines Schriften verfahren war. Seit dem Erscheinen von Ludwig Geigers Schrift: „Das junge Deutschland und die preußische Censur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen“ (Berlin 1900), seit drei Jahren also weiß dies freilich auch jeder andere, der sich dafür interessiert. Ich verweise auf die Schrift und gebe hier nur zur Widerlegung von Treitschkes Darstellung das Wichtigste von dem Material wieder, das sie über die Verfolgung von Heines Schriften durch die preußische Regierung bietet.

Wie arg die preußische Censur vor der Juli-Revolution die innerhalb ihres Machtbereichs, also in Berliner Blättern erschienenen Arbeiten Heines, namentlich den Abdruck der „Harzreise“ im „Gesellschafter“ verstümmelt hatte, war schon früher aus den kritischen Ausgaben von Heines Schriften bekannt. Neu hingegen ist die von Geiger nach den Akten gegebene Darstellung des Feldzugs, den das preußische Ober-Censur-Kollegium gegen Heines in Hamburg, also in einem anderen deutschen Bundesstaate, erschienenen Schriften seit 1831 führte. Kaum waren Heines „Nachträge zu den Reisebildern“, welcher Band die Abschnitte „Die Stadt Lucca“ und „Englische Fragmente“ enthielt, erschienen, als der Vorsitzende des Ober-Censur-Kollegiums, Carl Georg von Raumer, (nicht zu verwechseln mit Friedrich von Raumer, den Heine mißverständlich für den Schuldigen hielt), an die Minister des Innern, des Kultus und des Auswärtigen, die alle drei zusammen in Censur-Sachen zu bestimmen hatten, eine Denunziation gegen dies „Scheusal von Schrift“ richtete. Dieses gehässige Vordrängen eines Einzelnen war selbst dem Ministern zu arg; zudem handelte es sich ja nun eine am Erscheinungsorte unbehelligt gebliebene Schrift, und so schlug einer der Minister vor, die Denunziation durch ein Edikt zu beantworten, welches einzelnen Mitgliedern des Censur-Kollegiums derlei Denunziationen auf eigene Faust verbieten sollte. Die beiden anderen Minister konnten sich nicht entschließen, dieser Zurechtweisung des Denunzianten zuzustimmen, doch wurde dem Kollegium aufgegeben, sich über das Buch zu äußern. Das Gutachten des Kollegiums lautete dahin, das Buch sei „eines der verderblichsten Produkte, welche in der jüngsten Zeit durch die Druckpresse in das Publikum gebracht worden sind“; es „würdige das Heiligste herab, beleidige durch ichlüpfrige Darstellungen die guten Sitten“ und „erlaube sich eine schmähende Bezeichnung Friedrichs des Großen“. Gemeint ist die Stelle: „Ich erzählte ihr viel Interessantes von Federigo, dem witzigen Kamaschengott von Sanssouci, der die preußische Monarchie erfunden und in seiner Jugend recht hübsch die Flöte blies und auch französische Verse gemacht hat.“) Dies Gutachten schloß mit dem Antrag, die Schrift zu verbieten und die in preußischen Buchläden befindlichen Exemplare zu konfiszieren, weil es nötig sei, daß die Regierung „ihren Absehen auf öffentkundige Weise ausdrücke.“ Dem Antrag wurde entsprochen und das Buch für Preußen unterdrückt. Hingegen blieb Raumers Hinweis, „es sei traurig, daß solche Bücher in Hamburg gedruckt würden“, ohne die vom Denunzianten gewünschte Folge einer Einflußnahme auf den Hamburgischen Senat, weil sich herausstellte, daß das Buch mehr als zwanzig Druckbogen umfasste, also nach dem damals im Deutschen Bunde geltenden Preßgesetze censurfrei war.

Ähnlich war das Schicksal einer anderen Arbeit Heines, die 1833 in Nürnberg erschienen war, seinem Vorwort zu Wesselhöfts Schrift: „Mahldorf über den Adel.“ Allerdings hatte der bayerische Censor bereits grausam

Digitized by Google

genug in dem Manuscript Heines gewirrschaftet, doch war ihm die folgende Stelle, eine Anspielung auf eine traurige Scene, die dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm passiert war, entgangen: „Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adligen Reitschule schon im voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldenen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugeteilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! Und ich weiß auch Jemand, der tausend Thaler Preußisch Courant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre." (Werke, Elster VII. 293.) Das Ober-Censur-Kollegium beantragte am 15. Juni 1833 mit Dringlichkeit das Verbot der Schrift, das auch schon drei Tage später erlassen wurde. Hingegen blieb der Antrag des Kollegiums, durch Vermittelung des Ministeriums des Auswärtigen in Bayern Klage über die Lässigkeit der dortigen Censur zu führen, ohne Erfolg, und zwar war es gerade das corpus delicti, das den armen Sünder Heine vor dieser Verschärfung seiner Strafe schützte. Der preußische Minister des Äußeren lehnte nämlich die ihm zugemutete Beschwerde bei seinem bayerischen Kollegen mit folgender Begründung ab: „Um dies mit Hoffnung eines Erfolgs thun zu können, würden diejenigen Stellen näher bezeichnet werden müssen, wodurch die diesseitige Regierung sich insbesondere verletzt fühlt. Wollte man aber zu solch einer speziellen Angabe schreiten, so würde man genötigt sein, Gerüchte und Ereignisse anzudeuten, die der boshafte Verfasser beim Schluß jener Vorrede offenbar im Sinne gehabt hat, die aber zu zarter Natur sind, als daß man wünschen könnte, sie zum Gegenstand einer näheren Erörterung der bayerischen Behörde gemacht zu sehen." So fehlt es denn in dieser nicht eben erhebenden Geschichte zum mindesten nicht an unfreiwilligem Humor.

Hatte in diesen beiden Fällen das Censur-Kollegium auf Anzeige einiger Beamten Verbote erlassen, so griff nun der König selbst ein. In einer Kabinettsordre an den Minister des Innern vom 2. Januar 1833 erklärte er, daß er der Anzeige darüber entgegenseche, „was wegen der zu Hamburg und Offenbach gedruckten, höchst verwerflichen beiden Bücher „Französische Zustände" von Heine und „Mitteilungen aus dem Gebiete der Länder und Völkerkunde" von Börne verfügt worden." (Das letztere Buch war eine mit einem Deckteilblatt versehene Ausgabe der „Pariser Briefe". Die Stelle ist die einzige gegen Börne gerichtete, die in den Akten der preußischen Censur vorkommt.) Natürlich wurden nun beide Schriften schleunigst, schon am 1. Februar 1833 in Preußen verboten und der Minister des Auswärtigen beauftragte außerdem beim Bundestag Klage über die beiden Bundesstaaten zu führen, die den Druck gestattet hätten. Dem König genügte dies jedoch nicht und er erließ eine neue Kabinettsordre vom 17. Februar 1833, die wie folgt lautete:

„Auf Ihre Anzeige vom 14. billige ich zwar, daß Sie zur Steuer des Preßunfugs durch Communication mit dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ein Einschreiten der Bundestags-Commission veranlaßt haben, finde jedoch nöthig, und weise Sie ausdrücklich an, dem diesseits zu verfügenden Verbot deshalb keinen Anstand zu geben, sondern dasselbe, sobald Sie durch das Ober-Censur-Collegium oder anderweitig von der Existenz einer gemeingefährlichen Schrift Kenntniß erhalten, unverzüglich zu erlassen, wobei ich Sie noch besonders auf das Bedenken aufmerksam mache, daß die Bundestags-Commission zur Unterdrückung eines in einem Bundesstaat verlegten über 20 Bogen starken Werkes, wohin die Schriften von Heine und Börne gehören, nach den bis jetzt bestehenden verfassungs Bundesgesetzen sich nicht competent erklären und das Einschreiten derselben sich auf eine Aufforderung der betreffenden Bundes-Regierung zur gerichtlichen Verfolgung des Verfassers und Verlegers beschränken dürfte, weshalb in solchen Fällen ein diesseits zu erlassendes Verbot umso nothwendiger ist.

Noch im selben Jahre wurde eine andere Arbeit Heines für Preußen unterdrückt und im Auslande verfolgt. Der Hamburger Censor hatte die Vorrede zu den „Französischen Zuständen" so arg verstümmelt, daß Heine sich veranlaßt fühlte, den vollen Wortlaut der französischen Ausgabe seines Werkes voranzustellen, auch nichts dagegen hatte, daß sie von „P. Geiger" in deutscher Übersetzung herausgegeben wurde. Das preußische Censur-Kollegium begnügte sich nun nicht damit, diese Schrift am 20. September 1833 zu verbieten, sondern der Minister des Auswärtigen richtete eine Beschwerde an die sächsische Regierung, weil man annahm, daß die Broschüre in Leipzig gedruckt worden sei. Dem war nicht so, und die sächsische Regierung konnte daher nichts thun. Nun war aber außer der unverstümmelten deutschen Übersetzung noch ein stark censurierter Nachdruck in Altenburg erschienen, und Preußen reklamierte also auch dort. Die Altenburger Regierung entschuldigte sich de und wehmütig; mehr konnte sie nun auch nicht thun. Auch die preußischen Reklamationen in Hessen und Württemberg hatten nur das Resultat, daß einzelne Exemplare ausfindig gemacht und konfisziert wurden. Durch das auf Preußens Verlangen durch die württembergische Polizei veranlaßte Verhör eines Buchhändlerlehrlings in Stuttgart (man beachte: eines Lehrlings! — offenbar hoffte man den Knaben leichter einzuschüchtern als etwa einen Gehilfen oder gar einen selbständigen Buchhändler) brachte man heraus, daß ein Buchhändler in Heidelberg und einer in Dresden hauptsächlich Heinesche Schriften in Deutschland debitierten, worauf die preußische Regierung Anzeige gegen diese Firmen erstattete. Was darauf die badische und die sächsische Regierung gethan haben, ist nicht ersichtlich. Von kargem Erfolg war auch die Einwirkung Preußens auf die Regierung der freien Stadt Frankfurt. Dieselbe verfügte zwar gegen zwei dortige Buchhändler wegen Verbreitung der Heineschen Schrift die Eröffnung der peinlichen Untersuchung,

Digitized by Google

aber die Angeklagten appellierten, und die als Appellationsinstanz angerufene juristische Fakultät zu Marburg hob den Beschluß auf mit der Begründung, die Vorrede sei kein Schmähartikel, keine hochverräterische Schrift; übrigens sei Heine gar kein deutscher Unterthan, welche letztere Behauptung, wie man weiß, falsch war. Die preußische Regierung äußerte ihren Unwillen über diesen Ausgang der Sache durch eine nach Frankfurt gerichtete Note, worin sie ihre Verwunderung darüber aussprach, daß Frankfurt die Akten an eine juristische Fakultät geschickt habe, „da doch eine solche Sendung durch einen Bundestagsbeschluß einstimmig verworfen worden sei.“ Ein solcher Beschluß bestand wirklich, er war auch durchaus begreiflich, wenn man erwägt, daß die juristischen Fakultäten unabhängig waren, und man von ihnen keine Handlangerdienste für Censur und Polizei erhoffen konnte.

Kann man angesichts des Inhalts der „Französischen Zustände“ und namentlich der Vorrede die eingeleitete Verfolgung noch sehr wohl verstehen, so ist dies bei dem Feldzug gegen die nächste Schrift Heines: „Zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland“ nicht mehr der Fall. (Die Schrift erhielt dann den Titel: „Die romantische Schule.“) Selbst das Berliner Polizei-Präsidium meinte am 13. Mai 1833, die Schrift gebe außer einer tadelnswerten, am Schluß befindlichen Witzelei keine Veranlassung zum Einschreiten, dagegen beantragte am 19. Mai das Censur-Kollegium das Verbot, die Schrift weder anzeigen noch verkaufen zu lassen, worauf das Ministerium die bezügliche Verfügung erließ. Von besonderer Bedeutung war dabei die „tadelnswerte Witzelei“, die das Censur Kollegium als eine „schändliche Stelle“ charakterisierte, „welche gegen die Könige feindselig auftritt“. Die Stelle (Werke, Elster V. 237 ff.) lautete:

> Was sich bald darauf in Deutschland ereignete, ist Euch allzuwohl bekannt. Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erbeuten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joche zu befreien, und wir lederten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körnerschen Lieder, und wir erstürmten die Freiheit; denn wir thun Alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird.

In den nächsten Jahren gab Heine, wie Geigers Mitteilungen aus den Quellen erweisen, überhaupt kein Buch mehr heraus, das nicht sofort der Konfiskation in Preußen verfallen wäre. Ende 1833 wurde eine neue Auflage des dritten und vierten Bandes der „Reisebilder“ und der zugleich erschienene erste Band des „Salon“ konfisziert. Um dies recht zu beurteilen, denke man daran, daß dieser erste Band die Aufsätze „Französische Maler“ und „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ enthielt! Aber noch mehr. So überaus gefährlich erschienen diese Aufsätze dem preußischen Censur-Kollegium, daß es gleichzeitig bereits alle etwa noch künftig erscheinenden Bände des „Salon“ verbot, also ein Verbot im Vorhinein ohne Kenntnisnahme des Inhalts, wozu sich damals noch kein anderer Bundesstaat, nicht einmal Österreich entschloß, eben weil man noch die Kritik der öffentlichen Meinung fürchtete. Um gründliche Arbeit zu thun, wurde im Sommer 1835 auch die französische Ausgabe von Heines Werken für Preußen verboten und in den Buchläden konfisziert.

Durch das Verbot der künftig erscheinenden Bände von Heines „Salon“ hatte Preußen zum ersten Male die Werke eines Schriftstellers im Vorhinein unterdrückt. Am 14. November 1835 folgte dann ein Ministerial Erlaß, der ein zweites und umfassenderes Verbot dieser Art aussprach. Unterdrückt wurden durch diesen Erlaß sämtliche Artikel des Löwenthalschen Verlages in Mannheim und „sämtliche Druckschaften“ Gutzkows, Wienbargs, Laubes und Mundts, also auch die in Zukunft erscheinenden Werke dieser Schriftsteller. Heine wurde in dieses Verbot nicht einbezogen, weil ja bereits jedes einzelne seiner Werke konfisziert und bezüglich der künftigen Bände des „Salon“ das Verbot im Vorhinein ergangen war. So durfte denn der preußische Gesandte beim Bundestag, General von Schöler, schon in der Sitzung vom 3. Dezember 1835 darauf hinweisen, daß Preußen bereits das Seine gethan habe, und es war lediglich eine Nachahmung der von Preußen ins Werk gesetzten Maßnahme, als dann der Bundestag am 10. Dezember 1835 beschloß, die Werke des „Jungen Deutschland“, namentlich die von Heine, Gutzkow, Wienbarg, Mundt und Laube, zu verbieten und die Regierung der freien Stadt Hamburg aufzufordern, dem Verleger Heines, Hoffmann und Campe, „die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen.“ Am 11. Dezember 1835 folgte dann in Preußen das spezielle Verbot von Heines Buch „Die romantische Schule“ und gleichzeitig das Generalverbot:

> Zugleich haben wir beschlossen, daß rücksichtlich der sämtlichen litterarischen Erzeugnisse des H. Heine, welcher bereits zu verschiedenen Bücherverboten Anlaß gegeben hat und dessen bisher erschienene Schriften fast sämtlich bedenklichen Inhalts sind, sie mögen erschienen, wo und in welcher Sprache es sei, dieselben Maßregeln eintreten, welche in Beziehung auf die Schriften von Gutzkow u. s. w. verordnet sind.

Es war aber selbst damit noch nicht genug. Gleichzeitig erfolgte die weitere Verfügung, welche „alle öffentlichen Rezensionen und Beurteilungen der verbotenen Schriften mit Ausnahme derer unterlagte, die ohne Namensnennung und Bezeichnung der Titel die Richtung der betreffenden Schriftsteller in ihrer Schädlichkeit darlegen, vorausgesetzt, daß dies ohne Abdruck einzelner Stellen geschieht.“ In der That drakonische Verfügungen, die nicht bloß die Schriftsteller im Vorhinein mundtot machten und ihre materielle Existenz vernichteten, sondern auch anstrebten, die Namen der Geächteten aus der Litteratur zu vertilgen.

Digitized by Google

Es ist eine tröstliche Wahrheit, die sich aus der Geschichte aller Kämpfe um die Freiheit des Geistes ergiebt, daß sich die Ideen nur zeitweilig schwächer erweisen als die brutale Gewalt, die sie ersticken will; auf die Dauer lassen sie sich nicht mundtot machen und kommen desto eher wieder zu Worte, je furchtbarer der Druck war, der gegen sie geübt wurde. Wie überall in Deutschland, so gelangte man auch in Preußen zu der Ansicht, daß die Polizei nicht stark genug sei, derlei Generalverbote durchzuführen, eben weil sich jeder denkende Leser, selbst der zahmste, dagegen sträubte und weil selbst die Bestgesinnten nicht über die Ungerechtigkeit hinauskamen, die in einem derartigen Verbot im Vorhinein lag. Wollte die Polizei sich nicht ausschließlich der Durchsuchung sämtlicher Buchhandlungen und dem Fahnden nach unzähligen Lesern verbotener Schriften widmen, so mußte jener drakonische Grundsatz aufgegeben werden. Es geschah dies in Preußen in der Weise, daß für die Schriften des Jungen Deutschland besondere Censoren eingesetzt wurden, welche die neu erscheinenden Werke der durch die Beschlüsse Preußens und des Bundestages willkürlich genug zu einer Gruppe vereinigten Schriftsteller nach dem Erscheinen prüfen und von Fall zu Fall entscheiden sollten, ob das Werk zu gestatten oder zu verbieten sei. So passierte denn auch Heines Werk „Shakespeares Mädchen- und Frauengestalten“ die Censur, während bei der zweiten Auflage des „Buchs der Lieder“ der Censor dem Censurkollegium die Entscheidung überließ. Das Werk enthalte, meinte er, „nicht wenig Albernes und Widerwärtiges“, doch könne man von Seiten der Censur nur gegen einige Lieder Einspruch erheben, und da die erste Auflage bereits starke Verbreitung gefunden habe, so werde voraussichtlich ein Verbot der zweiten von geringer Wirkung sein. Das Censur-Kollegium entschied sich für die Zulassung des Buches, was befremdlich ist und nur dadurch erklärlich wird, daß Heine damals (1838) bekanntlich mit der preußischen Regierung über die Bedingungen verhandelte, unter welchen diese einer von ihm zu gründenden deutschen Zeitung in Paris die Zulassung in Preußen gewährleisten sollte. Er fühlte sich damals der preußischen Regierung näher als sonst, weil er in den Kölner Wirren seinem ganzen Wesen nach entschieden auf Seiten Preußens gegen die Ultramontanen stand. Doch scheiterte bekanntlich die durch Varnhagens Vermittelung geführte Verhandlung und mußte naturgemäß scheitern, weil sich beide Teile mißtrauten und beide mit Recht. Man war also nur gegen Heine solange gelinder, als man ihn für Preußen zu gewinnen hoffte. Nachdem das Projekt abgethan war, begannen wieder die Verbote, und zwar war das erste abermals ein Generalverbot. Am 28. Dezember 1841 genehmigte Friedrich Wilhelm IV. einen Ministerial-Erlaß, der den gesamten Verlag von Hoffmann und Campe, also auch sämtliche Schriften Heines, in Preußen verbot, welche Maßregel dann freilich bereits im nächsten Jahre nach dem Hamburger Brande wieder aufgehoben wurde. Die Unterdrückung von Heines Schriften hörte aber damit durchaus nicht auf. Sein Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen“ und die „Zeitgedichte“ wurden sogar nicht bloß in Preußen verboten, sondern die Regierung gab sich alle Mühe, dem neuen Bande ganz Deutschland zu versperren. Es war vergeblich, Hannover und Hamburg lehnten ausdrücklich, die andern Regierungen stillschweigend ab. Immerhin erreichte Preußen soviel, daß der Hamburger Senat auf ein nochmaliges Einschreiten des preußischen Gesandten „dem Censor unter Androhung einer unnachsichtlich zu verhängenden Geldstrafe für die Zukunft größere Aufmerksamkeit und Strenge zur Pflicht machte.“

Der letzte Akt, den Geiger unter den Censursachen im geheimen Staatsarchiv über Heine gefunden hat, datiert vom 3. März 1848 und ist die Aufforderung an den Oberpräsidenten in Potsdam, er möge eines der von ihm beschlagnahmten Exemplare der „Neuen Gedichte“ an den Staatsanwalt senden, damit dieser die Debitsverbots-Klage anstellen könne. Es ist der letzte Akt, weil es vierzehn Tage später keine Censur mehr in Preußen gab.

Soweit das von Geiger gegebene Material, das nicht vollständig ist, weil es nur jene Akten exzerpierte, die sich noch im Staatsarchiv vorfanden. So erwähnt er z. B., um nur das Wichtigste zu nennen, die Konfiskation des zweiten Bandes der „Reisebilder“ nicht, die kurz nach Ausgabe 1827 erfolgte. Auch über die Kämpfe mit der Censur, die Heine 1843 zu bestehen hatte, und die ihn zeitweilig ganz niederdrückten, scheint sich in den Akten nichts vorgefunden zu haben. Auf die Erwähnung anderer Censurplackereien will ich aus Raumgründen verzichten. Die hier gegebene Übersicht ist also keine vollständige.

Und doch, welche Folgerungen zwingt schon dieses lückenhafte Material dem unbefangenen Prüfer auf! Heines Werke sind fast von Beginn seiner litterarischen Laufbahn bis zu den Tagen, wo die Revolution die Censur hinwegfegte, von den preußischen Behörden unablässig verstümmelt und unterdrückt worden. Die Verfolgung setzte sofort, also zu einer Zeit, wo Heine noch nichts gegen Preußen geschrieben hatte, mit voller Wucht ein und endete erst, als die Revolution die Censur hinwegfegte. Wenn also Treitschke behauptet, daß „Heine sich über Preußen nicht zu beklagen hatte“, und daß die „einzige Unbill“, die ihm widerfahren, das „thörichte Verbot“ seiner Schriften gewesen, so steht dies mit den Thatsachen in scharfem Widerspruch. Es war eine ganze Kette der schwersten Unbilden durch volle 23 Jahre. Auch teilte Heine sein Schicksal insofern nicht „mit vielen anderen Schriftstellern“, als keiner so verfolgt wurde wie er. Auch dies ergiebt sich aus dem von Geiger veröffentlichten Material; Börne, Laube, Wienbarg, Gutzkow,

Digitized by Google

Mundt und wen immer Treitschke meinen konnte, wurden von Preußen nicht so unablässig verfolgt wie Heine. Und während sich die preußischen Behörden ihnen gegenüber fast ausnahmslos auf Verbote für Preußen beschränkten, war es Heine, gegen den die preußische Diplomatie auch die Polizei der anderen Bundesstaaten zu mobilisieren bemüht war. Dies alles aber muß Treitschke gewußt haben.

Wie nun steht es ferner um Treitschkes Behauptung: Heine „konnte dies Schicksal, wie er selbst erzählt, sehr leicht nehmen, da der Absatz seiner Werke durch das Verbot eher gefördert als erschwert wurde" — ist diese Behauptung richtig? Vergegenwärtigt man sich die endlose Reihe von Censur-Plackereien, Verboten und Konfiskationen durch lange 23 Jahre, erwägt man, was jede solche Maßregel für die Gemütsruhe und Schaffensfreudigkeit eines Autors, für den Geldbeutel seines Verlegers und damit seinen eigenen Geldbeutel bedeutete, so wird man es von vornherein für unmöglich halten, daß Heine wirklich all dies leicht genommen und sogar als Förderung aufgefaßt habe.

Aber hören wir ihn selbst. Ich citiere zunächst die folgenden Stellen aus seinen Briefen an seinen Verleger, seine Mutter, seine nächsten Freunde:

. . . Die schändlich mißhandelte Hazgreise soll drin sim ersten Teil der Reisebilder] erscheinen. (Brief an Moses Moser, Hamburg, 14. Februar 1826.)

. . . Dagegen schreibt mir Varnhagen: „Auffehen, viel Anfeinden macht Ihr Buch [der erste Band der „Reisebilder"] . . . selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als erhumanisliebende Gelehrte und Bürger" — kurz, aus servilser Angst wird alles getadelt. (Brief an Friedrich Merckel, London, den 1. Juni 1827.)

. . . Mißverstehen Sie mich nicht, meine Art ist teils litterarisch, teils für meine persönliche Sicherheit, teils für meine Zukunft, indem ich lebe, wie man mir überall das Wasser abgräbt. (Brief an Varnhagen von Ense, Hamburg, den 3. Januar 1830.)

. . . Eben erhalte ich die Vorrede [zu den „Französischen Zuständen"], worin ich vor den Augen von ganz Deutschland als ein trübseliger Schmeichler des Königs von Preußen erscheine — stände nicht auch darin, daß Professor Raumer der beste unter den Schriftstellern sei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuskript stand: er ist neun allen schlechtesten Schriftstellern noch der beste.) Ich bin betäubt vor Kummer, und erst mit nächster Post erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte . . . . Eben weil es jetzt so schlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muß jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, daß ich mir Deutschland auf Lebenszeit verscherze, wenn die Vorrede erscheint, aber sie soll ganz so erscheinen, wie das Manuskript ist. . . Merckel ist schadenfroh; sagen Sie ihm, ich sei begeistert wie ein Mensch, welcher weiß, daß er den Sieg dessen, wofür er sich in alle möglichen Widersprüche hineingekämpft, nicht erlebt. Es kann jetzt 30 Jahr still bleiben. Aber meine „Vorrede" muß doch schnell, schnell gedruckt werden. (Brief an Julius Campe, Paris, 28. Dezember 1832.)

. . . Diese [die Vorrede zu den „Französischen Zuständen"], das leidenschaftliche Produkt meines Unmuts über die bundestäglichen Beschlüsse, verscherzt mir vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland. . . (Brief an Varnhagen von Ense, Paris, den 16. Julius 1833.)

. . . Freund Heideloff [Chef der Verlagshandlung Heideloff und Campe in Paris] konnte sich nicht entscheiden, wegen Abwesenheit des großen Napoleon [Napoleon Campe, seines Attacies], und dieser schrieb endlich, daß wegen der damaligen Verfassungen abseiten der deutschen Regierungen er nichts von mir drucken könne. (Brief an Julius Campe, Paris, 2. Juli 1835).

. . . Ist es mir nicht möglich, unverstümmelt gedruckt zu werden, so will ich lieber die ganze deutsche Schriftstellerei aufgeben. (Brief an Julius Campe, Paris, 11. Oktober 1835).

. . . Sollte die preußische Regierung sich wirklich zu jenem prostribierenden Wahnsinn verleiten lassen, so glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu schreiben, daß ich nötigenfalls meinen Namen vom Titelblatt fortlassen dürfte. (Brief an Julius Campe, Paris, 12. Januar 1836).

. . . Werden Sie dieses Buch [den dritten Band des „Salon"] jetzt drucken können, mit meinem Namen drucken können? Sind Sie der Meinung, daß der harmlose Inhalt das Buch schützt vor der Ausführung des bundestäglichen Interdikts und der preußischen Polizei-Ordonnanz? Oder wagen Sie es nicht, meinen Namen auf das Titelblatt zu setzen? (Brief an Julius Campe, Paris, 4. Februar 1836).

. . . Die Hauptsache aber ist, daß dieses Buch gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußischen Censur unterwerfen, um ein Buch erscheinen lassen zu dürfen; Dieses ist indirekter Verkauf, diese fixige Regierung will mich für mein eigenes, wohlerworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier ist ein Ehrenpunkt. Können Sie also das Buch nicht ohne Censur drucken, so möge es ungedruckt bleiben, sind Sie aber überzeugt, daß es keiner ignoblen Censur bedarf, und wollen Sie es ohne vergleichen drucken, so schicken Sie es gleich in die Presse. (Brief an Julius Campe, Paris, den 8. März 1836).

. . . Indem ich mich auf meinen letzten Brief beziehe, worin ich Ihnen bestimmt angezeigt, daß ich lieber gar Nichts drucken lasse, ehe ich die Niederträchtigkeit begehe, mich der preußischen Censur zu unterwerfen, indem ich mich hierauf beziehe, bitte ich Sie, meine heutige Tratte nicht zu acceptieren im Fall Sie das überschickte Manuskript meines neuen Buches nur unter preußischer Censur drucken können. Die Preußen haben hierbei an die „Revue des deux mondes" geschrieben, daß sie dieselbe verbieten werden in Deutschland, wenn ich Aufsätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geschrieben, noch in kleinlich anderer Weise kontreagieren sie mich in meiner litterarischen Thätigkeit; sie haben die Absicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen. — Letzteres wird ihnen nicht gelingen. Ich wiederhole also meine Bitte, die heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie mein Buch unter den erwähnten Bedingungen nicht drucken können, ich würde sonst in Verschuß bei Ihnen sein, welches meine kritische Lage in diesem Augenblick nicht erlaubt . . . Fügen Sie auch keiner Sendung] hinzu die zwei Salonbände, indem ich die darin enthaltenen Gedichte zur Bereitung der neuen Auflage des „Buches der Lieder" bedarf; diese neue Auflage sowie auch der dritten Auflage der „Reisebilder" werde ich aber unterlassen, im Fall eine preußische Censur sich darein mischen möchte. Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Festen deutscher Geistesfreiheit. Lesen Sie im „Quarterly Review" die Kritik meiner „de l'Allemagne"; daß die Verteidigung gegen mich gleichfalls konzertiert ist, wird Ihnen einleuchten. (Brief an Julius Campe, Paris, den 14. März 1836).

. . . Eine Sache steht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutsche Presse an Preußen verraten, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Makel meinem Schweigen, meinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preußischen Censur unterwerfen . . . Ich will eben mein Gewissen rein behalten . . . Ich bin krank vor Gram. Ich lebe ein, daß auch die Partei der Gemäßigten eine gefährliche ist. Ich werde zeigt . . . ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererst rette ich meine Ehre. (Brief an Julius Campe, Paris, den 22. März 1836).

Digitized by Google

. . . . Meine Verhältnisse zu den deutschen Regierungen werden sich wohl aufklären, und sie werden doch am Ende einsehen, daß sie mir ein positives Unrecht thun, daß sie mir ohne Urteil und Untersuchung mein armes Eigentum antasten . . . (Brief an August Lewald, Genfrey, den 3. Mai 1836).

. . . Ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu dem „Salon" bis zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird. (Brief an Julius Campe, Amiens, den 1. September 1836.)

. . . In der That, bei der wütenden Censur, die mir auch den harmlosesten Gedanken streicht, kann ich nur reine Phantasiearbeiten drucken lassen, und leider habe ich Nichts der Art fertig. (Brief an Julius Campe, Marseille, den 7. Oktober 1836.)

. . . In Deutschland darf ich nichts drucken lassen, als zahme Gedichte und unschuldige Märchen, und doch habe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; daß man ohne Auflage und Urtheil, to zu sagen, meine Feder confisciert hat, ist eine Verletzung der unbestreitbarsten Eigenthumsrechte, des litterarischen Eigenthums, eine plumpe Beraubung. Aber es ist diesen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren. (Brief an Moses Meier, Abbigenu, den 8. November 1836.)

. . . Sie kennen, liebster Campe, die bittere Stimmung nicht, worin mich die Nothwendigkeit versetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu censieren; zu schreiben, während das Censurschwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — das ist, um wahnsinnig zu werden . . . Ich habe in der letzten Zeit viele Tausend durch Unglück verloren und gräme mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Litteraturschmerzen. (Brief an Julius Campe, Paris, den 20. Dezember 1836.)

. . . Daß ich, wenn die jetzigen Censurzustände nicht wären, auf mehr . . . rechnen konnte, ist mir nicht bloß wahrscheinlich, sondern auch gewiß. (Brief an Julius Campe, Paris, den 1. März 1837.)

. . . Durch den Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland kam mir viel Ungemach an den Hals. Dieser Beschluß lähmte viele litterarische Unternehmungen, die ich projectiert hatte und worauf ich schon loserte. Unter manchen Beispielen erwähne ich nur, daß ich meinem Buchhändler das Recht, eine Gesamtausgabe meiner Werke zu veranstalten, in einem Contracte verkaufen mußte, der nicht [1], von der Summe betrug, die ich zu einer Zeit, wo die Schwere des Interdittes nicht auf mir lastete, erhalten konnte. Das ist nur ein Beispiel. (Brief an Varnhagen von Ense, Paris, den 12. Februar 1838.)

. . . Die zweite Hauptsache, worüber ich Ihr bestimmtes Ja oder Nein erwarte, ist der unverstümmelte Druck des Buches [des 4. Bandes des „Salon"]. Sie haben meiner Mutter gesagt, daß Sie es ohne Censur drucken. Ich rechne darauf, denn ohne diese Bedingung müßte ich es in Leipzig oder in Stuttgart drucken lassen. (Brief an Julius Campe, Paris, 8. März 1840.)

. . . Was Sie mir in betreff Wandsbeck's [als Censurort] sagen, ist sehr gut . . . Liebster Campe, ich hoffe, Sie sind Ihrer Sache sicher, denn sonst müßte ich darauf bestehen, daß das Buch ganz ohne alle Censur gedruckt wird. Sagen Sie mir umgehend hierüber die bestimmteste Wahrheit. Ich will lieber mit der Absendung noch 14 Tage warten. Ja, ich würde das ganze Buch lieber liegen lassen, als daß ich schuldes Ehrenlosigkeit halber meine Ehre selber aufs Spiel setzen sollte. Sie begreifen nicht, wie viel Ueberwindung es mir kostet, to genaßtat zu schreiben, wie ich es jetzt thue; wie mir da noch an irgend einer Aeußerung etwas abgewackt, to riskiere ich ganz schmählich verkannt zu werden. (Brief an Julius Campe, Paris, 28. März 1840.)

. . . Was soll ich darüber [das Generalverbot des Hoffmann und Campeschen Verlags in Preußen] sagen! Ich verstumme vor Unwillen. Die Ungerechtigkeit, die man gegen Sie ausübt, übertrieft alle Begriffe, und der Zorn, den ich darüber empfinde, hat nicht bloß darin seinen Grund, weil auch meine Interessen zugleich gekränkt sind. Sie wollen meine bestimmte Meinung? Nun, to hören Sie: Ich rathe zu einem offenen Krieg mit Preußen auf Tod und Leben. Zu der Güte ist hier nichts zu erlangen. Ich habe, wie Sie wissen, die Mäßigung bis zum bedenklichsten Grade getrieben, und Sie werden meinen Rath keiner aufbrausenden Hitzköpfigkeit zuschreiben. Ich verachte die gewöhnlichen Demagogen und ihr Treiben ist mir zuwider, weil es zunächst immer unzeitig war; aber ich würde den schäbigsten Tumultuanten jetzt die Hand bieten, wo es gilt, den Preußen ihre infamen Tücken zu vergelten und ihnen überhaupt das Handwerk zu legen. (Brief an Julius Campe, Paris, 28. Februar 1842.)

. . . Mit meiner deutschen Schriftstellerei sieht es wegen Censurverzögerungen sehr schlecht aus. (Brief an seine Mutter. Paris, 18. Juni 1843.)

. . . Über Venedig habe ich, ich schwöre es Ihnen, noch nicht nachgedacht, und als die wichtigste Frage lag mir der unverstümmelte Druck meines Gedichtes im Sinn. (Brief an Julius Campe, Paris, den 17. April 1844.)

. . . Melden Sie mir daher umgehend, ob Sie das Gedicht, durch Zugabe auf einundzwanzig Bogen ausgedehnt, ohne Censur drucken können. In Dies durchaus nicht möglich, so ist es rein überflüssig, daß ich Ihnen das Manuskript einschicke . . . Im Verlauf der letzten 14 Tage habe ich vier große Artikel für die „Allgemeine Zeitung" geschrieben, die, mein Augenübel verschlimmernd, mir mehr kosten als sie mir einbringen. Das ist Schriftsteller-Misère: die kranken Augen anstrengen, um die Heilungskosten zu erschwingen. (Brief an Julius Campe, Paris, 3. Mai 1844.)

. . . Einliegend drei Flöhe [„Schlöflegende" und „Der neue Alexander"], die Sie, wenn sie Ihnen nicht mißbehagen, den politischen Gedichten einverleiben können, doch will ich wegen des Königs von Preußen nicht bestimmt dazu rathen. (Brief an Julius Campe, Paris, 23. Juni 1844.)

. . . Die Verfolgungen des deutschen Bundestags haben mir viel geschadet, und sie harmonierten vollkommen mit dem Haß meiner unterworfenen Gegner. Ich ging als Sieger aus einer Epoche hervor, die eine der schrecklichsten war, welche die deutschen Schriftsteller jemals zu erdulden gehabt. Die jetzige Generation ist glücklicher . . . (Brief an St. René Taillandier, Paris, 21. November 1851.)

So leicht also nahm Heine das Verbot seiner Schriften, in dieser Weise wurde nach seiner Auffassung der Absatz durch das Verbot gefördert! Vollständig ist die hier gegebene Auswahl nicht, ich könnte den oben abgedruckten Stellen noch mindestens die gleiche Zahl beifügen. Alle Briefstellen aber, die citierten wie die nicht citierten, gehen aus derselben Tonart; es ist keine einzige darunter, die die Auffassung wiedergiebt, wie sie Treitschke Heine in den Mund legt. Der Ärger, die Entrüstung, die Seelennot, die Verzweiflung sprechen aus allen diesen Briefstellen.

Wie aber hat sich Heine in seinen Schriften, in seinen öffentlichen Erklärungen darüber geäußert?! Hier gebe ich vollends nur eine kurze Auswahl, weil ja die Schriften Heines jedem Leser ungleich zugänglicher sind als seine Briefe:

. . . Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurteilt, ohne daß Sie mich jemals mündlich noch schriftlich vernommen, ohne daß Jemand mit meiner Verteidigung beauftragt worden, ohne daß irgend eine Ladung an mich ergangen . . . Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu verteidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich schreibe, verhängt haben. (Offener Brief „An die hohe Bundesversammlung," Paris, den 28. Januar 1836.)

Digitized by Google

. . . . Ihr kennt den Bundestagsbeschluß vom Dezember 1835, wodurch meine ganze Schriftstellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! . . . Ich war sehr weich gestimmt, als ich an den Bundestag jene Bittschrift schrieb, die ihr ebenfalls kennt . . . Von der Gefährdung meiner pekuniären Interessen that ich keine Erwähnung. Eine gewisse Scham hielt mich davon ab. Nichtsdestoweniger haben viele edle Menschen in Deutschland, wie ich aus manchen erröteten Stellen ihrer Trostbriefe ersah, auf's tiefste gefühlt, was ich verschwieg. Und in der That, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, daß ich, ein Dichter Deutschlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muß, so wird es gewiß jeden fühlenden Menschen doppelt schmerzen, daß ich jetzt noch obendrein meines litterarischen Vermögens beraubt werde, meines geringen Pectenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens gegen physisches Elend schützen konnte. Ich sage dieses mit Kummer, aber nicht mit Unmut . . . (Aus dem Vorwort zum III. Bande des „Salon". Paris, 24. Januar 1837.)

. . . Ich nahm solche Hülfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erschienen, die mich, als den Oberführer eines sogenannten jungen Deutschlands, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch alles, was fürderhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urteil und Recht. (Öffentliche Erklärung. Paris, 25. Mai 1848.)

Also auch hier nur diejenigen Klagen, die im Munde des Geschädigten durchaus natürlich sind; die Folgen derartiger Verfolgungen und Verbote sind eben die von Heine angegebenen.

Wo aber hat Treitschke das Gegenteil gelesen? Wo hat Heine „selbst erzählt", er habe die Verbote sehr leicht nehmen können, weil sie den Absatz eher gefördert als erschwert hätten?

Ich kenne eine solche Stelle nicht. Auch zwei Männer, deren Lebensarbeit dem Dichter zum großen Teil gewidmet ist, haben mir geantwortet, ihnen sei ein solcher Ausspruch Heines nicht bekannt.

Uns dreien ist nur eine Stelle in Heines Werken und Briefen bekannt, wo er den Ausspruch eines Anderen citiert, der sich dem Sinne nach mit Treitschkes Mitteilung deckt. Im dritten Bande der Reisebilder, erschienen 1829, sagt Heine („Reise von München nach Genua", Kapitel VII; Werke, Elster III. 227):

. . . Am meisten ergötzte mich, daß „Das Trauerspiel in Tirol" in Tirol verboten ist. Ich gedachte der Worte, die mir mein Freund Moser schrieb, als er mir meldete, daß der zweite Band der „Reisebilder" verboten sei: „Die Regierung hätte aber das Buch garnicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden."

Das ist Alles — —

Nehmen wir an, es gebe außer dieser Stelle noch eine, in der Heine selbst das Gleiche sagt — ich werde dies allerdings nicht eher glauben, als bis man mir dies nachweist —, ist Treitschkes Arbeitsweise dann in diesem Punkte die des Historikers?! An hundert und mehr Stellen sagt ja Heine das Gegenteil! Und Treitschke hält sich an die einzige Stelle, wo er etwas zitiert, was die ihm seitens der preußischen Behörden gewordene Unbill und Schädigung als Förderung erscheinen läßt.

Dies aber darf umso weniger als statthaft erscheinen, als es den Thatsachen widerspricht. Die Konfiskation des zweiten Bandes der „Reisebilder" half wirklich die Aufmerksamkeit auf den jungen Autor lenken; alle anderen Verbote, und nun gar die drakonischen von 1835 und 1842, haben ihn auf das schwerste geschädigt, und dies um so mehr, als die preußischen Behörden, wie wir gesehen haben, unablässig bemüht waren, ihn auch in den anderen deutschen Bundesstaaten unmöglich zu machen.

Schließlich habe ich zu diesem Punkte noch eine Bemerkung thatsächlichen Inhalts zu machen.

Wie Treitschke berichtet, erörtert das Schreiben des preußischen Auswärtigen Amts an den französischen Gesandten, Grafen Bresson, von 1843 auch das Verbot der Heineschen Werke und kommt zu dem Schlusse: Da Heine im Auslande lebe und selber keinen Schritt zur Milderung des Verbots gethan habe, so könne dasselbe nur im Gnadenwege geändert werden und es bestehe für die preußischen Behörden keinerlei Grund von Amtswegen Schritte zu diesem Zwecke zu thun. Hierzu bemerkt Treitschke: Das Ministerium scheine nicht gewußt zu haben, daß Heines Schriften fast sämtlich im Verlage von Hoffmann und Campe erschienen seien, dieser Verlag sei aber schon nach dem Hamburger Brande durch die Gnade des Königs wieder freigegeben worden.

Richtig ist aber vielmehr, daß Treitschke irrte, während die Antwort des Ministeriums den Sachverhalt korrekt angab. Durch das Generalverbot vom 28. Dezember 1841 waren, wie oben bereits erwähnt, sämtliche Schriften des Hoffmann und Campeschen Verlags, und zwar die bisher erschienenen wie die künftig erscheinenden, in Preußen verboten worden. Dieser Ministerial-Erlaß trat nach dem Hamburger Brande durch die Gnade des Königs außer Kraft. Es wurden also die über die Schriften des Verlags verhängten Ausnahme-Bestimmungen aufgehoben und die bei Hoffmann und Campe erschienenen und in Zukunft erscheinenden Schriften waren fortab ebenso zu behandeln wie die jedes anderen Verlags. Derjenige Teil der Schriften also, der verboten war, blieb verboten, und bezüglich der Heineschen Schriften stand zudem außer den Spezial-Verboten auch noch das General-Verbot seiner bisher erschienenen wie seiner künftigen Werke vom 11. Dezember 1835 in Kraft, was später nur soweit gemildert worden war, daß die Werke zugelassen sein sollten, die vor der Veröffentlichung der preußischen Censur eingereicht würden und dieselbe passiert hätten. Die Werke von Heine waren also damals, 1843, thatsächlich in Preußen verboten, nur die wenigen abgerechnet, die, wie oben dargelegt, die Censur passiert hatten. Daß die Praxis diesen Bestimmungen entsprach, geht auch aus dem aktenmäßigen Material in Ludwig Geigers Buche hervor.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Digitized by Google

Wie der Müller in den Himmel kam.

Ein alter Schwank in neuer Form.

Es giebt, um in den Himmel zu kommen
Verschiedene Art. Die wahrhaft Frommen,
Die ein gottselig Leben führen,
Der Kirche zahlen die Gebühren,
Den Armen spenden Speis' und Trank,
Im Leiden sagen: „Gott sei Dank!",
Dicht grübeln über Bibelsagen
Und aller Fleischeslust entsagen,
Schnurstracks in vorgerückten Jahren
In den verdienten Himmel fahren.

Und dann sind da die weniger Frommen,
Die wollen auch in den Himmel kommen.
Sie stehen darum mit großen Lettern
Des Öftern in den Tagesblättern
Unter Listen, die in Afrika
Die Neger versorgen mit Paprika,
Oder, die Hitze tieblich zu lindern,
Fächer spenden den Eskimokindern.
Ob sie darum in den Himmel geh'n?
Ich denke, das mag wohl geschehn,
Denn Petrus hat so viel Päff' zu vidieren,
Da können sie ihn an der Nase führen.

Da lebte einmal in einem Land
Ein Mann, ein Müller war er von Stand,
Der führte ein erschrecklich Leben;
Sein Geld that er auf Wucher geben,
Die Armen hetzt' er mit dem Hund
Und Karten schlug er zu jeder Stund',
Er prügelte sein treues Weib
Und ergötzte mit Dirnen seinen Leib,
Trieb Schlemmerei und Völlerei:
An den Himmel dacht' er nicht dabei.

Drum als er plötzlich kam zu sterben,
Umstanden sein Lager nur lachende Erben,
Denen er mißgönnte Gut und Geld.
So griff er, eh' er mußt' aus der Welt,
Noch mitten im Pondannenfahren
Nach den Sachen, die ihm erreichbar waren,
Doch erwischt' er nur einen alten Sack,
Der zerrissen auf der Diele lag;
Daneben von schmutzigen Karten ein Spiel
Ihm auch noch in die Hände fiel.

So kam er vor das Himmelsthor.
Sankt Peter stand mit dem Schlüssel davor.
Doch sieht er bös und grimmig drein:
„Was willst denn Du?" — „Laß mich hinein." —
„Das fehlte noch! Ich werd' Dir was!
Scheer Dich hinweg, Du Höllenfraß!"

Da trollt' sich der Müller seinen Weg
Und schritt hinab den Himmelssteg.

Ganz anders ging's ihm in der Höll';
Da öffneten die Thür ihm schnell
Die Teufel mit Willkommenheißen.
Sie wollten ihn gleich in den Kessel schmeißen.
Doch der Müller zog aus der Tasche die Karten
Und bat, mit dem Schmoren noch etwas zu warten,
Und lud Herrn Satan mit freundlichem Lachen,
Doch erst ein Jeuchen mit ihm zu machen.
Dem Satan kam das sehr zu paß,
Denn spielen — ach, wie liebt' er das!
Doch war der Müller gewitzter als er.
Es ärgerte den Teufel sehr,
Paß er ein Spiel nach dem andern verlor,
Drum schlug er Revanche immer wieder vor.

Indessen ging das Feuer aus,
Aus den Kesseln krochen die Sünder heraus.
Durch die Hölle wehte ein kühler Hng,
So daß des Teufels Großmutter frug:
— Sie hatte eben Strümpfe geflickt,
Doch war sie beim Kaffee eingenicht —
„Was ist denn los?" Und kam hervor
Und schlug den Teufel hinters Ohr
Und schmiß den Müller zur Hölle hinaus.
Der dachte schmunzelnd: „Nun geh' ich nach Haus."
Und schnallert' den Sack und wollte auf Erden
Der alte Saufaus und Lüderjan werden.

So trollte er sich seinen Weg
Und schritt hinauf den Höllensteg.

Doch als er zu Hause angekommen,
Hatt' sein Weib den Müllerburschen genommen,
Der war geworden rund und fett
Und lag in des Müllers Ehebett.

Da trollte der Müller sich seinen Weg,
Schritt wieder hinauf den Himmelssteg.

Doch Petrus bei des Müllers Gruß
Schloß die Thüre mit doppeltem Schluß
Und machte dabei ein grimmig Gesicht:
„In meinen Himmel kommst Du nicht!"
„Das wollen wir sehen!" Der Müller lacht
Und wirft seinen Sack mit gutem Bedacht
In den Himmel über die Mauer hinein.
„Und nun, Sankt Peter, laß mich ein,
Du holen mir mein Eigentum!"
Und Petrus steht drein, verdummert und dumm,
Er selbst kann den Sack nicht holen geh'n,

Digitized by Google

Er muß ja an der Thüre steh'n.
Er macht drum auf einen kleinen Spalt
Und sagt zum Müller: „Mach nun bald!"

Doch der, als er im Himmel sitzt,
Breitspurig auf den Sack sich setzt:
„Hier sitz' ich auf meinem Eigentum!"
Die Engelein standen um ihn herum,
Den Finger im Mund und staunten ihn an.
Da kam Ezechiel heran
Mit seinem Schwert: „Hinweg, Du Pack!"
Der Müller sitzt auf seinem Sack
Und lacht dem Strengen ins Gesicht:
„Der Sack ist mein, ich gehe nicht!"
Nun naht die liebe Jungfrau Marie:
„In Frieden, Müller, von dannen zieh!"
Doch der Müller zwinkert die Augen schlau:
„Der Platz gehört mir, vielschöne Frau!"
Da kommt der gute Herre Christ:
„Geh, Müller, an falschem Ort Du bist!"
„Herr Jesus, ich gehe nicht hinaus,
Auf meinem Sack bin ich zu Haus!"

Da gingen alle, ihre Klagen
Gott Vater selber vorzutragen.
Der hört und spricht: „Die Sach' steht schlecht,
Der Müller ist in seinem Recht,
Ihr dürft den Alten nicht vertreiben,
Drum muß er nun im Himmel bleiben,
Auf seinem Eigen sitzt er ja!"
So sitzt der Müller heut' noch da.

Und die Moral von der Geschicht'?
Ja, lieber Freund, die weiß ich nicht!
Es wäre denn: Daß auch beim Himmelsfeste
Doch äußerst gemischt sind die werten Gäste.
Oder auch: Daß vor allen Dingen
Verstand und List es zu etwas bringen.

F. Ottmer.

Sturm.

Seichtes Treiben der Welt! Elender Alltagswih!
Geisterschlaffende. Form! Kinder entnervter Zeit!
Lachend laß' ich von Euch, flieh' in die Sturmnacht fort,
Suche Größe im Waldgebraus.

Urall Eichengeschlecht trotzet dem Wetterhau;
Regen schauert herab, dringt durch des Laubes Dach;
Schlagen siehst Du den Blitz, hörest den Donnerkeil,
Wetterwolken im Zorn entsandt.

Männlich wirkt die Natur, ewigen Kampfes froh;
Wetterschwangere Nacht zeuget den Sonnentag.
Mutig jauchzt mir die Brust, lernt sie das hohe Lied:
Großer, würdiger Zeiten Sang.

Komm', o schaurige Nacht, komm' o Erlöserſturm;
Fruchterzeugender Guß; Du auch, Zerstörerstrahl;
Fegt das Kleine hinweg; laßt nur die Riesen steh'n —
Gold'nes Zeitalter, steig' empor!

Hans Rudorff.

Ein Abschied.

Das war die schwerste Stunde,
Die je, mein Herz, Dir kam,
Da ich aus ihrem Munde
Den letzten Gruß vernahm.

Durchs Fenster floß ins Zimmer
Ein fahles Abendlicht,
Und geisterhaft flog sein Schimmer
Über Dein bleiches Gesicht.

Kaum ward ein Wort gesprochen!
Wir bangten uns anzuseh'n —
Doch an des Herzens Pochen
Konnten wir uns versteh'n.

Wir reichten tiefbeklommen
Die Hand einander stumm —
Die Sonne war verglommen
Und Dunkel lag ringsum.

Eduard Fehre.

Erfüllung.

Nur die Sehnsucht kann ich singen,
Die durch meine Träume fliegt,
Und auf gold'nen Märchenschwingen
Sich in lichten Höhen wiegt.

Doch des Glückes froher Reigen,
Der Erfüllung süße Lust,
Heißt die scheuen Lieder schweigen
Und sich bergen in der Brust.

W. L. Vershofen.

Sprüche.

Gold oder Blei,
Der Wage ist's einerlei.

•

Beziehe nicht alle Sittlichkeit
Einseitig aufs Geschlechtliche!

Es giebt und gab zu jeder Zeit
Noch and're mehr Verächtliche.
Gar mancher ist, betrachtet näher,
Ein bloßer Keuschheitspharisäer.

Th. Vulpinus.

Digitized by Google

Jung Lancelot.

Jung Lancelot ritt durch ein blühendes Thal,
Gehüllt in seinen blanken Stahl,
Geschuppt bis zum flaumigen Kinne.
Doch wie er so ritt unter Helm und Visir,
Da dachte er nicht an Streit und Turnier,
Nein, er träumte und sann von der Minne.

Und in der Sonne scheidendem Strahl
Hob vor dem Ritter mit einemmal
Eine Burg sich mit Thürmen und Chören,
Und auf den Mauern waren zu schau'n
Wohl hundert süße, lockende Frau'n,
In des Ritters Anblick verloren.

Wie ein Blütengarten erschien der Wall,
Auf that sich das Thor mit donnerndem Schall,
Es senkte herab sich die Brücke,
Zwei Pagen faßten des Rosses Zaum,
Und Lancelot zog in seligem Traum
In die Burg zu wonnigem Glücke. —

Im Osten stieg auf trübselig der Tag,
In grauem Nebel die Heide lag,
Der holde Spuk war vergangen.
Auf seinem Rößlein in zagem Schritt
Jung Lancelot in die Weite ritt
Mit todesblassen Wangen.

Was ihm erschienen so wunderbar
Wie ein ganzes, fremdeverschwingles Jahr,
Eine Nacht nur hat es gedauert.
Der herrliche, rauschende Liebestriumph
War ein wüster, ekelnder Höllensumpf,
In dem der Teufel gelauert.

Das müde Roß blieb jählings stehn,
Jung Lancelot wollte vor Reue vergehn,
Und faßt ihn doch wieder ein Sehnen
Nach der Zauberburg und der Sündenpracht,
Und aus dem Auge stahl ihm mit Macht
Sich ein Heer von verzweifelten Thränen,

Eugen Lirsch.

Mein Haus.

Ihr hegt den thörichten Glauben,
Daß Ihr reicher an Gütern der Welt,
Weil Euch zwischen grünende Lauben
Sind schimmernd Paläste gestellt.

Ihr irrt. Ich brauch' nur zu warten,
Dann bewohne auch ich mein Haus
Und aus meinem blühenden Garten
Scheint leuchtender Marmor heraus,

Gisela Horn.

Da draußen.

Da draußen hastet die Welt vorbei
Mit Schreien, Lärmen und Tosen
Und heimlich blühen am Wegesrand
Süß duftend des Lebens Rosen.

Da draußen rinnen die Bächlein hell
Umgeben von duftigen Blüten:
Wer wird vor Kälte und Winterfrost
Die hüpfenden Wellen behüten? — —

Es glitzert der Sonne strahlendes Gold
Auf blühenden Frühlingsbäumen,
Und munter wiegt sich in ihrem Gezweig
Der Vogel in Liederträumen —

Es kommt der Herbst und die Rose welkt,
Die Frühlingsblüten verderben.
Des Vogels flüsterndes Lenzlied wird
Im Tosen der Stürme ersterben — —

Da draußen wandeln wohl Hand in Hand
Verliebt in das Leben die Leute,
Und immer lauert am Wegesrand
Verborgen der Tod auf die Beute. . .

Heinrich Becker

Im Garten.

Nun haben sich zu kühler Laube
Die Fliederbüsche dicht gedrängt . . .
Und schau, an jeder Blütentraube
Ein duftweintrunkues Bienchen hängt.

Sieh, wie die zarten Flügel beben . . .
Horch dieses Summens Seligkeit!
Die Welt ist all ein Liebesleben,
Wo Lieb um Gegenliebe freit.

Warum schlägst Du die Augen nieder?
Und drückst mir doch die Hand so heiß —
O Du mein Glück! — All meine Lieder
Sind Deiner stolzen Liebe Preis.

Christoph Flaskamp.

Digitized by Google

Der Bergmann.

Ein Bergmann schlägt den Hammer auf den Stein
Und sieht die Funken sprüh'n. Doch müde sinkt
Das Werkzeug nieder. Seine Kraft erlahmt,
Eh' er den Fels verletzt. Er hebt von neuem
Mit heißem Drang das schwere Eisen auf,
Und wieder zieht es machtlos seine Hand
Zu Boden, wo es knirschend Sand zerwühlt.
Und nochmals rafft er seine Kräfte auf
Und hebt den Hammer. Doch im Augenblick
Lähmt alle Kraft das Bangen vor Erschlaffung,
Das Bangen, wieder von des Felsens Härte
Erfolglos abzuprallen. —
Und vor dem Felsen stand er Tag und Tage,
Den Hammer ungenutzt zu seinen Füßen,
Und seine Seele dürstete zu knechten
Den starren Fels — doch von der Furcht gebändigt,
Daß wieder ihn die Kraft verlassen könne,
Verzehrte sich sein Inn'res und verglühte.
Und über seinen Hammer schlich der Rost. —

Karl Leopold Mayer.

Mädchen am Gartenthor.

Seit er aufs Meer gezogen,
Ward' ich tagaus, tagein;
Er wird in Wind und Wogen,
Als weit die Wolken flogen,
Wohl längst begraben sein.

Kein Vierblatt konnt' ich finden
Den ganzen Tag im Klee,
Und über Gras und Gründen
Klang's schaurig in den Winden
Herüber von der See.

Ich kann nicht länger warten,
Nur bitt'rer wird die Pein.
Ich schleich' mich aus dem Garten,
Die grauen Wogen warten,
Dort werd' ich glücklich sein.

Georg Rothe.

Die Frühlingslüfte leuchten . . .

Die Frühlingslüfte leuchten
So sonnenhell, so morgenklar.
Aus meinem Herzen scheuchten
Sie, was an Dunkel drinnen war:

Das Zweifeln und das Bangen,
Ob ich mein Werk auch recht begann,
Ob ich nicht irr' gegangen,
Das hing als müde Last daran.

Das Schwanken und das Zagen,
Ob zur Vollendung je gedeiht,
Was ich im Sinn getragen,
Das war ein schweres Winterleid!

Nun singt mir in mein Fenster
Der Fink sein Lied vom Frühlingsblüh'n,
Ihr nächtigen Gespenster,
Wie mögt ihr meine Seele müh'n?

Klingt nicht von allen Wegen
Ein neues Evangelium:
Wo Kraft ist, da ist Segen,
Dem Wollen bleibt die That nicht stumm!

Julius Koch.

Ein Totenbett.

Ihr Leiden schwand erst mit dem Tag,
Müd' sank ihr Auge zu,
Leis' atmend lie die Nacht durch lag
In warmorgleicher Ruh'.

Doch als der Sonne Glanzgeschmeid'
Den Pol erflammen ließ,
Schritt sie durch's Thor der Seligkeit
Und wallt' ins Paradies.

Nach dem Englischen des **James Aldrich** von **Max Kiesewetter.**

Stimme im Winde.

Was klingst Du nur, Du leiser Klang,
So wundersam und rein?
Du schwebst den weiten Weg entlang,
Und ich muß hinterdrein.

Muß hinterdrein mit stillem Ach
Und wandermüdem Sinn
Dir nach und immer weiter nach —
O leiser Klang, wohin?

Bruno Salmer.

Digitized by Google

Gedichte

von

Ernſt Ludwig Schellenberg.*)

Übermut.

Das iſt die ſchönſte Jahreszeit,
Die Zeit der erſten Blüte!
Da wird das Herz ſo voll und weit,
So ſehnend das Gemüte.

Ich möchte gern die ganze Welt
Vor Übermut umfangen
Und ſelbſt vom blauen Himmelszelt
Die Sonn' herunterlangen.

Dann ſchmückt' ich meiner Liebſten Bruſt
Mit all' den gold'nen Strahlen
Und küßte ſie aus Herzensluſt
In ungezählten Malen!

Glockenton.

Durch die Fluren ſchwebt
Morgenglockenſang,
Und er klingt und webt

Ernſt die Flur entlang —
Selbſt die Blume bebt
Vor dem holden Klang.

Frühlingsgruß.

Nun kommſt Du wieder mit Sang und Schall
Und Jubel ins Land gezogen,
Und Blühen und Grünen allüberall
Kommt vor Dir hergeflogen.

O ſpende aus Deinem Segensſchrein
Auch mir ein kleines Teilchen:
Ein wenig Liebe und Sonnenſchein
Und ein paar blaue Veilchen!

Die Wolken.

Es eilen in leichtem Zuge
Die Wolken am Himmelszelt —
Ach, flög' ich mit ihnen im Fluge
Hinaus in die weite Welt!

Dann flög' ich auf ihrem Rücken
Hinaus in den grünen Wald

Und ſänge laut vor Entzücken,
Daß luſtig es wiederhallt.

Schon ziehen ſie fröhlich weiter,
Kann nimmer mit ihnen gehn —
Da rufe ich froh und heiter:
Ihr Wolken, auf Wiederſehn!

Einſamkeit.

Gewitterſchwüle laſtet in der Luft —
Mir iſt ſo bang.
Die Sonne brennt, die dumpfe Einſamkeit
Ganz ohne Klang.

Mich überkommt die Furcht . . . Wie angſterfüllt
Der Mund auch ruft —
Nur Schweigen rings, und matt erſtirbt der Schall
In weiter Luft . . .

*) Der Verfaſſer der oben mitgeteilten Lieder iſt ein junger, in Weimar lebender Dichter; die Lieder ſind dem Aushängebogen einer nächſtens im Verlage der Concordia, Deutſche Verlags-Anſtalt in Berlin erſcheinenden Sammlung: Gedichte von Ernſt Ludwig Schellenberg, entnommen. Auch ſeine Art klingt, wie die Leuſſers, an deſſen Büchlein wir S. 249 dieſes Bandes hinwieſen, an das Volkslied an, am fühlbarſten iſt daneben der Einfluß Eichendorffs. Treffliche Muſter, denen der junge Dichter, wie man ſieht, nicht nutzlos nachſtrebt. Sein Talent verdient Beachtung. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Auf dem Kirchhof.

Ich trete in den alten Lindengang,
Durch meine Seele geht ein leiser Schauer.
Von ferne hör' ich einen Grabgesang
Voll ernster Trauer.

Auf allen Gräbern blüht es weit und breit,
Ich höre still an manchen Leichensteinen,
Von kalten Zungen der Vergänglichkeit,
Ein leises Weinen. —

Doch wie von allen Zweigen nun erschallt
Der Vögel Lied, ein tausendfaches Klingen,
Da ist es mir, als wäre ich im Wald
Und müßte singen.

Der Vogel am Fenster.

Vor meinem Fenster steht ein Baum,
Ein Vogel singt im Zweige —
Ich sitz' im Zimmer in stillem Traum,
Schon geht der Tag zur Neige.

Das Vöglein singt so hell und klar
Mit holdem Liebeswerben,
Wir wird mein Herz so wunderbar,
Als sing' es mir zum Sterben.

Nun wird es still. Der Abend schleicht
Sich müde in das Zimmer.
Und ob der Vogel längst schon schweigt,
So lausch' ich doch noch immer . . .

Herbstsehnsucht.

Das sind so friedlich stille Tage,
Wenn hüllt die Abendsonne scheint
Und mit verschwieg'ner, leiser Klage
Das Bächlein durch die Fluren weint.

Da ruh' ich gern in meinen Träumen,
Da schweigt des Tagwerks lauter Schall;
Nur von den herbstlich dunklen Bäumen
Umrieselt mich der Blätter Fall.

Und brennt die heiße Sommersonne
Und lagert Schwüle weit und breit,
Dann ruft das Herz in Sehnsuchtswonne:
O komm, Du herbstlich milde Zeit!

Der Abend sinkt.

Die grauen Nebel steigen schon,
Und durch die dufterfüllten Räume schwingt
Ein sanft verworr'ner Glockenton —
Der Abend sinkt.

Und leuchtend steigt das Sternenmeer
Am Himmel auf, und ihr Gemurmel dringt
Mir sanfter Milde zu mir her —
Der Abend sinkt.

So frei von aller Erdenqual,
So freundlich mild, wie Stern an Stern erblinkt,
Möcht' ich dahingeh'n, wenn einmal
Mein Abend sinkt.

Winterabend.

Still ist der Abend. Winterruh'
Deckt die schlafenden Felder zu;
Schnee, nur Schnee ist zu sehen.

Düster rauscht es im Föhrenwald,
Schneidend sausen die Winde und kalt
Durch die knarrenden Zweige.

Über den Stoppeln die Krähen schrei'n,
Flattern gespenstisch im Mondenschein,
Singen die Felder zur Ruhe.

Armes Herz, nun schlafe auch Du —
Still ist der Abend, Winterruh'
Sei es drinnen im Busen.

Ein Blick von Dir.

Laß mich in Deine Augen blicken,
Ein einzig Mal, dann will ich geh'n
Und in verlorenem Entzücken
Von fern nur steh'n.

Dann soll, gleich einem Stern im Dunkeln,
Dein Blick in dunkler Seele mir
Auf meinem Lebenswege funkeln,
Ein Blick von Dir.

Digitized by Google

Versunkenes Glück.

Erzählung von **Philipp Kniest.**

(Fortsetzung)

Jahre kamen und gingen. Margarethe reifte in der Stille zur blühenden Jungfrau heran, der Sonnenschein im Leben ihres vereinsamten Vaters, welcher mit Treue und Hingebung seinem Berufe vorstand, von allen, die mit ihm in Berührung kamen, geachtet, geliebt von denen, welchen er, sein Herz aufschließend, Balsam auf die blutenden Wunden legen konnte. Wer in der ganzen großen Stadt kannte den alten Totengräber Jahn nicht wenigstens dem Namen nach? Von den Denkmälern der kleinen Leute, die er beriet, verschwanden allmählich die nichtssagenden Phrasen früherer Zeiten und machten guten christlichen Sprüchen Platz; auch öfter, wie sonst üblich, begleitete ein Geistlicher die Pilger auf ihrem letzten Wege. Jahns nicht minder wie Leidings Einfluß ließ sich darin spüren.

Auch Kapitän Seilers Haus stand verwaist, — die treue Lebensgefährtin war ihm genommen. Der alte Seemann fühlte die Verlassenheit umso schmerzlicher, weil Heinrich, der sich meistens auf langen Seereisen befand, sehr selten heimkam. Dann aber konnte man den letzteren öfter bei Jahns als in dem elterlichen Hause finden. Mit Margarethe verkehrte er wie früher, doch weniger vertraulich. Ihr gegenseitiges Verhältnis erschien kaum anders als ein nur freundschaftliches. Wer näher zusah, der bemerkte aber, daß eine tiefe, durch äußere Verhältnisse zurückgehaltene Neigung sie verband.

Seiler setzte sich abends gern zu Nachbar Jahn auf die Bank vor dessen ephenumrankter Wohnung oder verbrachte auch an den langen Winterabenden ein Stündchen in dem traulichen Stübchen des Nachbars, wo sie sich gegenseitig mit Erzählungen, der eine von seinen Wanderjahren, der andere von seinen Seefahrten, unterhielten. Margarethe kannte und berücksichtigte bald die Gewohnheiten und Liebhabereien Seilers, der im Herzen Jahn um seinen Schatz beneidete und vielleicht gar den Wunsch hegte, ein so liebes Töchterchen sein eigen nennen zu können. In der guten Jahreszeit bearbeitete er vormittags sein Gärtchen, zierte und jätete die mit großen Trompetenmuscheln geränderten Blumenbeete, nachmittags aber vergnügte er sich mit Segeln, Rudern und Fischen in seinen Böten. Jedermann von der Wasserkante grüßte freundlich und vertraut den alten Kapitän. Sein Segelboot war etwas ganz Absonderliches. Er hatte das gar nicht große, aber bis auf ein Cockpit gänzlich gedeckte, kleine Fahrzeug vollständig wie einen Schuner getakelt und segelte und manövrierte mit demselben bei jedem Winde und Wetter in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise.

Und Freund Leiding? Der ging in beiden Häusern aus und ein und lockte durch seine gutmütige Laune aus den ernsthaften Freunden doch manch herzhaftes Lachen hervor. Stets wußte er etwas zu erzählen, und hatte er einmal seinen Kabelriemen gelöst, dann stand die Zunge nicht leicht wieder still.

„Se hefft ja en Swad as en Orlogschipp", rief Seiler ihm eines Abends neckisch zu.

„Nicks for ungod, Kaptein!" antwortete er. „Dat Pratjen gewennt man sich licht an. Ik mutt so männigen dummen Snack hören, dat ick leewer sulbens reden doh, denn hört de Lüde doch wat Rejellet (Reelles)!"

„Na, Leiding," sagte Jahn, „wenn ik nich wußte, wat Du for 'n prächtigen Kerl bist, denn mocht ik Di woll en bäten wat gegen den Äwermood verschriewen."

„So loppt de Has? Ja, dat kummt von Dinen Umgang: De Doktors un de Kuhlengräwers sind gode Frünne! Ik weet, wat Du seggen wollst: Egenloff stinkt, Frünnenloff hinkt."

„Aberst wat annere Lüde lawen, dat blifft bawen," fiel Jahn ein. „De Welt weet, wat se an Di hett."

„Danke, danke, Jahn! Aberst nu laat uns en annern Schritt annehmen. Wo weer't mit 'n

Digitized by Google

lüttjen Skat? Zu Dinen Huse paßt sick dat nich, Seiler mag 't nich in sinen, un in minen — na, wat mine Olsche is, de is wat eegen nu willt nich hebben. Wo de Has heckt is, dar will he ook wedder hen: Min Vader harr en Weertschaft. Laat't us na'r Stadt in den guldnen Anker gahn."

Seiler schüttelte den Kopf.

„Willt Se nich, Kaptein?" fragte Leiding.

„De Stadt is en Slinkhals, sä de Jung," antwortete Seiler, „dar harr he sine paar Schillinge darin vertährt."

„Na, en Glas Beer kann'r doch noch wull up stahn — un spälen könt wi ja for nicks un noch en Glas Beer! Man to, Kinners!"

Das Kleeblatt ging denn auch. Unterwegs erzählte Seiler, ihm sei heute Nachricht zugekommen, daß das Schiff, auf welchem Heinrich fahre, in den nächsten Tagen fällig sei.

„Dar gewt Se noch en Extra-Glas for ut, Kaptein," rief Leiding. „Ähr Glück loppt ja nu vor Wind un Wär!"

Die Alten spielten eine vergnügte Partie in der Hasenschenke und schlugen hinterher zufrieden den Heimweg wieder ein. Seiler aber ging noch beim Scheine des Vollmonds an den Strom, wo die Flut mit voller Kraft aufwärts drängte, eine große Flotte von Schiffen unter Beistand eines günstigen Windes vor sich herschiebend.

„Kann dat sin?" rief er plötzlich aus. „Ja, wahrhaftig, dat is ja de Bark Poseidon!"

Und, auch wie vor Wind und Wetter, raunte er heim und rief im Vorbeigehen Margarethe, die in der Gartenpforte stand, zu:

„Heinrich is dor, morgen kummt he na Hus!"

Das Mädchen wandte sich ab, um dem Alten ihre Bewegung zu verbergen. Ihr Vater, der in der Stube die Botschaft gehört hatte, sah ihre gerötete Wangen und leuchtenden Augen, sprach aber nur einige gleichgültige Worte und schwieg dann.

Heinrich Seiler, jetzt zweiter Steuermann auf dem „Poseidon", konnte, weil ihm die Überwachung der Entladung oblag, nur zu einem kurzen Besuch am nächsten Nachmittage nach Hause kommen, um seinen Vater zu begrüßen. Margarethe sah ihn mit klopfendem Herzen nahen, während sie die Blumen vor der Thür begoß. Verschämt eilte sie in ihr Stübchen und setzte sich mit einer Handarbeit in die Nähe des Fensters, sie beschickte aber kaum irgend etwas, sie hielt zu oft sinnend inne und schaute wie unwillkürlich hinaus nach dem Hause des Nachbars .... Da öffnete sich rasch die Gartenpforte und mit elastischem Schritt nahte sich Heinrich, kräftig und von der Sonne gebräunt, seine Augen strahlten. Margarethe sprang auf, sie wollte fortlaufen, aber er hatte sie gesehen und rief ihr fröhlich zu:

„Guten Abend, liebes Gretchen! Darf ich kommen? Vater ist doch auch da?"

Da eilte sie ihm entgegen. Er fing sie in seinen Armen vor der Thür auf und drückte ihr die Hände so warm und herzlich, daß sie ohne Worte verstand, was seine treuen Augen sprachen.

Er zog sie nieder auf die Bank und flüsterte ihr etwas zu. Sie errötete und antwortete durch leises Kopfnicken. Dann ergriff er wieder ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Mine söte, beste Deern," sagte er. „Willst Du ganz mein werden? Du gehörst mir ja schon lange. Wir waren und sind für einander da. Willst Du jetzt wagen, die Reise durchs Leben mit mir anzutreten? Deiner Mutter Segen habe ich auf ihrem Sterbebette empfangen, — Dein Vater? ... Ja, das weiß ich! ... Der meinige wird überglücklich sein. Bitte, gieb mir Herz und Hand!"

Verschämt hatte sie ihm die Hand entzogen gehabt, war von ihm fortgerückt. Jetzt näherte sie sich, reichte die Hand ihm wieder hin, die er an seinen Mund drückte. Leise sprach sie: „Ja!"

Da hielt er sich nicht länger. Stürmisch umarmte er sie und drückte einen Kuß auf die rosigen Lippen.

In ihr Glück versunken, saßen sie noch eine Weile schweigend da, dann erhoben sie sich und gingen Hand in Hand, vertraulich plaudernd und scherzend, dem Gottesacker zu, auf welchem sie in der Ferne Vater Jahn kommen sahen. Er blickte schmunzelnd auf das stattliche Paar und lächelte vor sich hin.

„Wellkamen, Heinrich!" rief er. „Hest Du de Gicht in de Beene, dat Du Di an Gretchen holten mußt? Na, mit de Deern dar kann man all waagen en Stuck Weges gahn; se ward so licht nich mód un ungeduldig; holl se man recht wiß!"

„Vater!" bat Margarethe.

„Vater Jahn," rief Heinrich, „de Weg schall en Weg dör't Leben werden; ik will ähr hegen un plegen as minen Ogappel un gröttsten Schatz. Wi sind eenig. Und Se — ik bidde ...."

„Un ik, min beste Jung, mine Hartensdochter? Ik will nich lange Fisematenten maken. Mit

Digitized by Google

Fleesch un Blood heff ik mi nich bespraken, wat de selige Mutter dacht hett, dat weet ik ook: Gottes Segen wes denn mit Jo beiden!"

Er streckte ihnen die Hände entgegen, zog sie aber sogleich wieder zurück und fuhr fort:

„Ik bin doch en lichtsinnigen Patron? Segg ens, hest Du denn Brot, um en Fro to ernähren?"

„Ik bin jetzt erste Stürmann up den „Poseidon", de en paar Monat liggen blifft, um to repareeren, un twarsten unner mine Upsicht, da de Kaptein en stiwet Been wedder smeidig maken laaten will. Use Herren Rheders hefft mi for neegstet Jahr en nöe Brig verspraken."

„Süh, süh! Na, denn gratoleer ik ook," rief Leiding, der unbemerkt herangetreten war. „Margarethe, dat Schipp steit god, wor en goden Schipper up is, — dat gelt ook for't Hus. Din Heinrich is de richtige Keerl; und Du, min Jung, de gröttste Schatz in'd Welt is en gode Fro, de kriggst Du an ähr. Daß lobet nun alle Beide Gott und bleibt Euch treu bis in den Tod!"

Unvermerkt hatte sich die kleine Gesellschaft der Pforte, welche nach Kapitän Seilers Hause führte, genähert. Der Alte stand in der Thür.

„Kamt man alle 'rin!" rief er. „Ik weet, wat de Klocke slagen hett. — Du harrst keene Tid mehr, säst Du mi, Heinrich? Ja, ja, wenn't up't Freen losgeiht, denn mutt de olle Vader nastahn! Et schall Di aberst vergewen sin. Denn so 'ne Dochter, as Du mi bringst, de steit in dat schönste Book nich beschräwen. Kumm, giff mi en Kuß, min Söting! — Un nu, Kinners," fuhr er in der Stube fort, „gaht man alle sitten. Mit 'n drögen Munne makt man so wat nich af. Ik hal en paar Buddels von'n Besten ut 'n Keller. Heinrich, Du nimmst Di nahstens up mine Rekunng en Droschke, dat Du to rechter Tid wedder an Bord kummst! Un, Leiding, Se könt ja de Rede dohn, aberst kort un god, ahne Sentenzen, — trecken Se den Troermantel ut, seilen Se up der lustigen Boog, Leiding wesen Se en — Freiding!"

„Schall besorgt werden. Solt un Sur verdarwt de Natur, Brägam un Brut, Freide ward lud!"

Bald klangen die Gläser. — Die Alten sangen bis spät in die Nacht hinein ihre Lieder, als Heinrich längst wieder an Bord war und Margarethe in seligen Träumen nach den Sternen vom offenen Fenster ihres Stübchens hinaufschaute.

* * *

„Dar hest Du ganz recht, Leiding", sagte einige Wochen später Jahn, „de Hochtid kann ik hier in minen Huse nich gewen. Buten unner de Böme liggt de välen Släper, de willt nich stört sin, und Männigeen füht up de Bedden dal mit Pien un Troor in'n Garten. Bi de Stillen mutt un schall et ook stille wesen. To 'ne Hochtid hört doch en bäten Freide un Lust, Sang un Klang. Wat meenst Du, wenn wi na'd Fischeramtshus an'n Strom gungen? Dar gifft et en regellen Laß (Lachs), en godet Stück Fleesch, un en klaren Win; dat junge Volk kann in den groten Saal ook na Hartenslust en lüttjen afpedden (tanzen)."

„Dat stimmt, Jahn! Und wat dat Arrangieren bedrapen deit, dar laat mi man for sorgen. Ik weet op so wat to lopen. De Schosteramtsmeisters wät't ook, wat sick hört — in Leid un Freud! Un wenn ik dat Regeer heff, denn geit dat so fix as en goden Pickdraht dör't Leder. Apropoh! Welke Pastor schall de Troe dohn? Ik rad Di nich to den ollen Preester, so leef he mi is, he hett mi ja kunfermeert. So ganz kann he nich mehr mit, un sine Rede, so swak as se is, will doch nich afrieten — se is en bäten tog."

„Ja, Leiding, denn nehmt wie den jungen Pastor! De predigt kort un kräftig un weet den rechten Ton to drapen. Bi Disch lett he jümmer so 'n spaßigen Trost (Toast) los, dat sülbens de Froenslüde vor luter Lachen dat Weenen vergäten doht. For de Gesangbooksleeder, de wi bi Dische singt, will ik all sorgen, for de lustigen, wenn de Pastor gahn is, rekne ik up Di."

„Kannst un schallst Du, Jahn! Ik heff en ganze Schuflade vull un will dat Beste utsöken, alle na de ollen schönen Melodien: Süßer Mond, Freut euch des Lebens, Seht den Himmel wie heiter und so weiter! — Dine Dochter sitt un woll vonwegen ähre Utstür so 'n bäten in de Pardulge? Se hett ja ook kin vernunftig Froensminsch, wo se mit snacken kann, un wat de Neierschen (Näherinnen) sind, de sind upstunnes rein ahnwätend mit allerhand Kledaschen un Witttüg, wat kin Mann liden mag. Ik will mine Ollsche mal 'rut schicken, dat sick de lüttje Deern mit ähr besprickt. Denn kummt wat Vernunftigs tostanne, na — und en Brut, de snackt doch mal gerne mit Eene, de ook mal ens Brut wesen is."

„Ik bin Di dankbar for allens, Leiding!"

„Freit mi! En Dank nehm ik jümmer geern, wenn ik em ook nich so verdeene as use Herrgott,

Digitized by Google

de mehr Undank erfahrt as sunst Anns up'r Welt. Nu will ik mi man glits up de Socken maken. Fallt Di noch wat in, denn laat mi man ropen."

Damit wandte er sich zum Gehen, doch schritt der sonst so rüstige Mann heute etwas steif einher.

„Wat is Di, Leiding, fehlt Di wat?"

„Dat Oller kummt, de Gicht knippt, wenn de Wind ut Osten weiht. Ik hess dat Hinken in de Schinken, rappel mi aberst all wedder torecht. Schallst mal ens sehen, wo fein ik noch vordanzen kann. Adjes, hol Di stief, un fall nich vor de Tid in de Kuhl, de Du annern groven deist . . ."

„Dar geit he hen," sagte Jahn leise. „De is en prächtigen Minschen, en rechten Dütschen, — en bäten von sick innahmen, aberst dat hewelt (hobelt) dat Schicksal woll noch sacht hendal."

*

Margarethens Hochzeit verlief demnächst programmmäßig, d. h. so, wie's die beiden Freunde unter sich ausgemacht hatten. Nur darin hatte Vater Jahn der Tochter nachgeben müssen, daß die Trauung in der altehrwürdigen St. Jürgen-Kapelle stattfand. Die Nachbarskinder bildeten Spalier, als die blühende Braut an der Hand des in Kraft und männlicher Schönheit strahlenden Heinrich durch die weitgeöffnete Pforte schritt. Ringe um den blumengeschmückten Altar standen die zahlreichen Gäste. Die Orgel intonierte einen Choral. Der junge Geistliche hielt eine aus warmem Herzen kommende, die Herzen bewegende, frische, fromme, Zuversicht und Hoffnung weckende Ansprache; dann wechselte er die Ringe und sprach den Trausegen. „De kann't aberst!" flüsterte Mancher nach dem Amen, während Verwandte und nähere Freunde dem Herrn Pastor, nachdem sie dem jungen Paare die Hand gedrückt hatten, für die guten und trostreichen Worte dankten.

Die Wagen brachten die ganze Gesellschaft nach dem unter hohen Bäumen und Gebüsch versteckten Fischerhause am Gestade, wo bis spät in die Nacht hinein der Reigen erklang.

Heinrich führte die herzige Frau in das Haus seines Vaters, wo beide bis zu seiner Abreise weilen wollten. Dann sollte Margarethe wieder in ihr väterliches Haus zurückkehren; später, je nach Lage der Verhältnisse, mußte sich dann das Weitere finden.

Nur zu schnell flogen Beiden die schönen Tage dahin. Die Scheidestunde kam, der erste Tropfen Wermut fiel in den Freudenbecher. Aber getrost und im Vertrauen auf Gott, der sie zu einander führte, sie schirmen und schützen würde, gaben sie sich den Abschiedskuß, ein „auf Wiedersehen!" auf den Lippen.

Heinrich ging an Bord, um sogleich sich ganz den Pflichten seines Berufes zu widmen. Tag und Stunde des Absegelns der Bark meldete er Margarethe in einem zärtlichen, herzlichen und trotz des Abschiedswortes doch nicht schwermütigen, ja etwas scherzhaften Briefe.

Sie eilte an dem bestimmten Tage zur bezeichneten Stunde an den Strom und setzte sich auf einen großen am Strande liegenden Stein. Das Herz klopfte ihr bang, ihre Augen zeigten die Spuren vergossener Thränen; die letzte Nacht hatte ihr wenig Schlaf, aber aufregende, ja ängstliche Träume gebracht.

Eben noch stand das letzte Stadium der Flut das Wasser auf, bald mußte Hochwasser sein. Stromabwärts schwangen schon die vor Anker liegenden Schiffe herum, hier und da, nach der Stadt zu, mußten bei dem flauen Winde auf einzelnen verspäteten kleinen Fahrzeugen die Leute bereits zu den Rudern greifen, damit nicht die Ebbe sie vor Erreichung ihres Zieles überraschte. Ein stolzer Dreimaster, bei seinem großen Tiefgange des vollen Wassers benötigt, passierte im Schlepptau eines kräftigen Dampfers. Scharfe Augen gewahrten jetzt vom Hafen abgehende, ebenfalls durch Dampfer bugsierte Schiffe. Margarethe erkannte den schneeweißen, flaggengeschmückten „Poseidon", der, schlank und hochbemastet, immer deutlicher und majestätischer hervortrat. Bald kam er so nahe, daß sie die zahlreichen Auswanderer an Bord sehen konnte; näher, immer näher rückte er heran. Schaum warf der Bug des kleinen Dampfers, Wellen der des Seglers auf, in tanzenden Kräuselungen an den Flanken desselben spielend und sich zu einem langgezogenen Kielwasserstreifen hinter dem Heck vereinigend. Eine sanfte Schwellung netzte den Sand zu Margarethens Füßen.

Nun erhob sie sich: Sie sah ihn! Ihr weißes Taschentuch schwang sie zum Gruße; er grüßte wieder durch Schwenken seiner Mütze, warf ihr eine Kußhand zu . . . . Ach, nur allzu schnell zog der „Poseidon" vorüber. Bald konnte sie unter den vielen Menschen auf dem Quarterdeck ihren Heinrich nicht mehr erkennen. Noch lange wehte ihr Tuch, aber kein Zeichen der Antwort erfolgte. Ihre Augen begleiteten das Schiff, welches ihr Liebstes, ihr Alles auf der Welt hinwegführte. O, hätte ihres Herzens Sehnsucht

Digitized by Google

ihn halten können! Sie mußte ihn dahingeben dem treulosen Ozean, in die tausend Gefahren, welche den Seemann bedrohen. „O Gott im Himmel, schütze und bewahre, führe ihn bald zu mir zurück!“ seufzte sie tief aufatmend, die Hände gefaltet. Dann aber, als das Schiff in der Ferne durch eine Biegung des Fahrwassers hinter einem Waldhügel verschwand und auch die letzte Mastspitze unsichtbar ward, da stürzten ihr die langverhaltenen Thränen aus den Augen, bange Ahnungen, die sie vergeblich niederzukämpfen suchte, beschwerten, überwältigten sie. Sie stieg die Anhöhe hinan und kehrte heim in ihr väterliches Haus. Nur langsam gelang es ihr, sich zu fassen, schwer konnte sie sich entschließen, den vom Gottesacker kommenden Vater zu begrüßen. Der reichte ihr die Hand, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn, sagte aber, da er die verweinten Augen bemerkte, nur die wenigen Worte:

„De leewe Gott ward et versehn, min Döchting! Heinrich is in Gottes Hand so god as Du un ik. Was min leewer Kind, was en brave Schipperfro! .... Kick Du nu ens mal na de Blomen buten, min Deern! Jk heff en lüttjen Posten Rosen köfft, de böse versunsseit sind un vor allen Dingen ut de Pötte rut un en dögten Schuh Water hebben möt't.“

„En bäten Arbeit ward ähr god dohn,“ dachte er. „Se mutt de Pien dörmaken un kumm 'r ook äwer. Wenn dat Wedderseihn und Wedderhebben nich weer, denn müßt man de armen Schipperfroens von ganzen Harten bedeurn.“

Margarethe raffte alle ihre Kräfte zusammen, gefaßt zu erscheinen. Die Arbeit in Garten und Haus, welche ihrer wartete, sollte dabei helfen; sie war dem Vater dankbar, ihr gleich Beschäftigung gegeben zu haben. Dennoch aber konnte sie der sehnsüchtigen und quälenden Gedanken sich nicht entschlagen, und als vollends in der Nacht ein um die Jahreszeit sonst ganz ungewöhnliches Unwetter mit orkanartigem Sturm aus Norden wütete, da wälzte sie sich auf ihrem Lager in namenloser Angst, die auch den heißesten, inbrünstigsten Gebeten nicht weichen wollte.

Vater Jahn schwieg, obwohl er am Morgen die Qualen der Nacht seiner Tochter nur zu sehr ansah. Er drückte ihr die Hand und streichelte sie zärtlich. Dann ging er seinem Berufe nach. Er bat sie im Fortgehen, sich wieder um die neugepflanzten Rosen zu kümmern, von welchen der Sturm wohl einige entwurzelt haben werde.

Kapitän Seiler, der sich nach dem Befinden der Schwiegertochter erkundigte, entfernte sich gleich wieder, als er merkte, daß seine scherzhaften Worte über ihre Strohwitwenschaft und über den jetzt vielleicht ebensosehr an Magen- als Herz weh in der aufgeregten See leidenden Heinrich nicht verfangen wollten.

„Dat schall sick woll alle gewen,“ brummte er im Fortgehen. „Se ward gewahr werden, wat dat hert: Holl Di hart! un all wedder torechte kamen. Se is ja en vernunftig Fro.“

Leiding, der ihm begegnete, pflichtete dieser Meinung bei. Er wolle Margarethe jetzt nicht sehen, äußerte er.

„Erst utweenen laaten!“ sagte er vor sich hin. „Dat Harte mutt still wesen, eher findet en godet Woord selten en gode Statt. De arme Deern! .... Et weiht aberst ook so 'n Kohlstorm, dat en Dreemaster up See woll sine Noth hett, just so god as de olle Dreemaster up minen Kopp!“

Er schwang sich auf einen nach der Stadt zurückfahrenden Leichenwagen. Die Schöße seines Trauermantels hielt er mit der Rechten, den hohen dreikrempigen Hut mit der Linken fest, um sie vor Schaden zu bewahren und dabei seiner Würde nichts zu vergeben.

*

Was bedeuten die ernsten Mienen der Versicherer an der Börse? — Eine Hiobspost löst die andre ab! Der so plötzlich ausgebrochene Orkan hatte entsetzliches Unheil in den Mündungen der Ströme und an den Küsten angerichtet, eine Menge kleinerer Schiffe auf die Sandbänke, auf den Strand getrieben und gänzlich zerscheitert. Gott sei Dank, war der Verlust an Menschenleben gering, aber große Kapitalien hatte die gierige See verschlungen.

Auch den „Poseidon“ mußte das furchtbare Unwetter überrascht haben. Da aber das ganz neu ausgerüstete und verzimmerte, zudem von einem der tüchtigsten Kapitäne befehligte Schiff sehr gut manövrierte, so hoffte man, daß es wohlgeborgen sei und in den nächsten Tagen die Nachricht eintreffen werden, es habe glücklich den Englischen Kanal passiert. Die telegraphischen Verbindungen ließen damals viel zu wünschen übrig, ja, sie fehlten längs der Nordseeküste und auf den Ostfriesischen Inseln noch gänzlich, — Schiffer- und Fischernachrichten waren der einzige Behelf.

Wie ein Donnerschlag wirkte das durch ein Norderneyer Fahrzeug verbreitete Gerücht, es sitze ein großes Schiff, anscheinend eine Bark,

Digitized by Google

hoch auf dem Strande von Spiekeroog; die Brandung stürze über das mastenlose Wrack hin; der Strand sei mit Kisten, Balken und Fässern bedeckt; eine große Menge Menschen irre zwischen denselben und auf den Dünen umher. — Man fragte sofort telegraphisch in der Nachbarstadt an, ob daselbst Näheres bekannt, ob von dort in diesen Tagen auch etwa eine Bark abgegangen sei. Noch hegten die Betheiligten, wenn auch wohl zweifelnd, einige Hoffnungen. Schnell folgte eine telegraphische Antwort, die leider nur zu bestimmt dahin lautete: Der Agent der Versicherer auf Spiekeroog melde die Strandung der — Hamburger Bark „Poseidon", einen Totalverlust unter grausigen Umständen; leider seien viele Menschenleben verloren gegangen. Ein ausführlicher Bericht an die betreffende Assekuranzbörse befinde sich bereits unterwegs und müsse noch am selbigen Nachmittag mit Estafette eintreffen. Man könne nur raten, sogleich ein mit allem Nötigen versehenes Dampfschiff nach der Strandungsstelle zu schicken, um die überlebenden Schiffbrüchigen abzuholen und zurückzubringen.

Im Geschäftsteile der Stadt und am Hafen wirkte diese Unglücksbotschaft wie ein Lauffeuer, blieb aber weiteren Kreisen und den Abendzeitungen noch unbekannt, drang auch nicht zu den Thoren hinaus, nicht zu Kapitän Seiler, der eines kleinen Unwohlseins wegen seinen Gewohnheitsgang in die Stadt unterlassen hatte.

Am nächsten Morgen aber verlauteten die Nachrichten von dem über den „Poseidon" hereingebrochenen Verhängnis überall, so herzzereißende Nachrichten, daß die geschäftige, leicht übertreibende Fama sie kaum noch vergrößern konnte.

Leiding war außer sich vor Erregung. Ihm fehlte die Zeit, zu Jahn hinauszueilen, weil Amtspflichten ihn banden, aber an das Kontor des Rhederś rannte er und fragte:

„Is dat denn allens wahr, Herr Kunsel (Konsul)?"

„Ja, leider Gottes! Ich fahre selbst hinaus, um den armen Leuten mitzuteilen, was sein muß und was ich, Gott sei's geklagt, nicht ändern kann.

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Frau Eugenie, Heitere Geschichten von Eduard Pfeifer. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, 1902. — Was uns der Verfasser von Frau Eugenie und ihrem Manne erzählt, indem er an des letzteren Stelle sein eigenes Ich treten läßt, sind keine Geschehnisse von großer Schwingungsweite der Ideen und Empfindungen, es sind behagliche Causerien über charakteristische Wechselfälle in dem friedlichen Kriege, der sich ab und zu in einem gemütlichen deutschen Hause abwickelt, beiderseitige Schwächen, artige Plänkeleien, die, in tagebuchartigem Rückblick unter die Lupe durchsichtigen Humors genommen, sich jeweilig zu reizenden Ehestandsbildern gestalten. Fern von jeder Frivolität und doch pikant genug, um nicht prüde zu erscheinen, strömen diese heiteren Geschichten die wohlthuende Wärme eines deutschen Heims aus, in dem alles schlicht und echt ist. Die Rolle, welche der Ehemann beim Einsommern der Wohnung mit Raybtbalin durch Frau Eugenie vor deren Abgang in die Sommerfrische oder als Freund der Freundinnen derselben u. s. f. mit überlegener Jovialität spielt, Vertrauen und Mißtrauen, kapriziöse Launen der kleinen Frau in allen Tonarten sind die buntwechselnden Einzelthemata, die geschickt zu einer Kette liebenswürdiger Lustspiele verbunden sind. In einzelnen Erzählungen weiß der Autor auch Töne tiefer Empfindung anzuschlagen, wie in ‚Seine Villa', wo das Endlos des Journalisten oder in ‚Johannes Moorvogel und seine ungeschriebenen Werke', wo das Mißgeschick des Träumers, der nie zur künstlerischen Äußerung seiner Gefühle gelangt, lebendig geschildert wird. Jede der acht Geschichten, die in ihrer reich aufgerollten Handlung und dem prickelnd eingeflochtenen, selbst neueste Tagesfragen unmittelbar und keck anfassenden Witz einen ganz originellen Wurf haben, endet mit einer überraschenden, natürlich und schlagend herauskristallisierten Pointe; jede giebt für sich ein abgerundetes Ganzes. Thatsächlich waren sie einzeln bereits als Feuilletons in hervorragenden deutschen Blättern, so in der „Bohemia" und der „Vossischen Zeitung" 2c. veröffentlicht. — Der Verfasser, der, wie er selbst gesteht, sonst meist „oben dem Strich" arbeitet, hat in diesen nach der glatten Form der Erzählung und dem Inhalt durchaus eigenartigen „heiteren Geschichten" den Befähigungsnachweis erbracht, daß er auch ganz wohl „unter dem Striche" das Leben zu erfassen versteht, und jeder, der harmlose Heiterkeit, frei von ultramoderner Farbengebung liebt, wird an dem flotten Büchlein seine Freude haben.

—chs.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Winsky, Ottokar, Cantilenen der Einsamkeit. (Ein Gedichtzyklus). Minden i. W. J. C. C. Bruns. 1902.

Limburg, Hanns, Sturmgeflatt. Lyrisch-epische Gedichte. Wien. Karl Konegen. 1902.

Willen, Karl, Der dramatische Inhalt von Goethes „Faust." Wien. Karl Konegen. 1902.

Benz, Friedrich, Der Mensch. Zwei Bände. Lyrik-Verlag. München. 1902.

Benz, Friedrich, Mamrka. Ein romanhaftes Buch. München. Wilhelm Kreuer. 1902.

Erich, Fritz, Des Vaters Segen. Ein Drama in fünf Aufzügen und fünf Tagen. Bielefeld, A. Helmich.

Peterſen, Paul, Eine Künstlerehe. Drama in 3 Akten. Frankfurt a. M. Gebr. Staudt. 1901.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird rechtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kipling & Krüger, Berlin N.

Digitized by Google

Gedichte

von

Gertrud Klett.

Wanderweise.

Ich bin ein Rauschen im Wald,
Ich bin eine wandernde Welle,
Ich bin ein Wort, das im Dämmer verhallt,
Eines kreisenden Sternes Helle,
Ein Hauch, der durch flüsternde Blätter geht,
Ein Ton, der durch schwingende Lüfte weht,
Ein Sonnenlachen aus gold'nem Mund,
Am Himmel ein flatterndes Wölkchen,
Ein Regentropfen auf grünem Grund,
Ein Duft aus dem blühenden Blumenvölkchen

Leben, Du rinnender Traum,
Wer kann Dich halten, wer kann Dich fliehen?
Ich seh' Deines Mantels schillernden Saum

Rastlos die flammenden Kreise ziehen.
So suchst Du, suchst Du ein dunkles Ziel,
Und wo Du atmest, hebt sich ein Spiel
Von hallenden, wirbelnden Funken —
Wellen heute — und morgen verfunken!

Ich bin ein Rauschen im Wald,
Ich bin eine wandernde Welle,
Ich bin ein Wort, das im Dämmer verhallt,
Eines kreisenden Sternes Helle,
Ein Funke, versprüht im unendlichen Raum,
Ein Stundhorn im Wind, auf den Wassern ein Schaum,
Wandern ohn' Ziel und ohn' Ende,
Und alles ein rinnender Traum!

Einzug.

Als ich ins Städtel eingezogen,
Wie standen so hoch des Himmels Bogen!
Die frohen Frühlingswinde bliesen,
Ein grüner Schein lief über die Wiesen,
Der Fluß, in den die Weiden hangen,
Kam frech wie ein leichtes Blut gegangen,
Der Wald erstrahlte in tausend Kerzchen,
Von den alten Linden wehten die Herzchen.
So jung, so grün, so lachend ins Blau —
Und die ganze Welt stand in Duft und Tau!

Da stieg mir der Atem tief aus der Brust!
Herrgott! Und hab ich's denn nie gewußt,

Wie selig und hell Deine Sonnen siegen,
Wie lachend und grün Deine Bauern fliegen,
Und wie aus unversiegbaren Quellen
Des Lebens heilige Fremden schwellen!

Und ich lief hinaus ins Geblüh und Geklinge,
Als sprängen vom Herzen mir eherne Ringe,
Als fiele alles Grübeln und Trauern
Im Frühlingsrausch gleich verwillerten Mauern.
Und vor mir lag ein Lebensjubel,
Vielfarbener, schimmernder Blütenkrubel —
Wipfel und Gipfel — und weiter — und weiter —
Eine ganze selige Himmelsleiter!

Tanzlied.

Schäferin, Schäferin,
Hüte Deine freie Weide!
Am Himmel steht eine Wetterwand,
Eine schwarze, böse Wetterwand,
Die thut Dir was zuleide!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Ich tanz' auf grüner Au.
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Der Himmel ist so blau!

Schäferin, Schäferin,
Hüte Deine frommen Schäfchen!
Im Wald erwacht der grimme Wolf,
Der graue Wolf, der böse Wolf
Aus seinem Mittagsschläfchen!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Ich tanz' auf grüner Au'.
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Waldnebel weben grau!

Digitized by Google

Schäferin, Schäferin,
Hüte Deine weißen Lämmchen!
Es lauert schon der arge Fuchs,
Der rote Fuchs, der böse Fuchs,
Hinter den Birkenstämmchen!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin —
Ich tanz' auf grüner Au'!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin
Die Birken steh'n im Tau!

Schäferin, Schäferin,
Hüte Deine roten Rosen!
Vom Berge kommt der wilde Sturm,
Der rasche Sturm, der böse Sturm
Mit zornigem Liebkosen!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin —
Ich tanz' auf grüner Au'!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Die Lüfte geh'n so lau!

Schäferin, Schäferin,
Hüte Du Dein grünes Kränzel!
Im Hage spähl der Jägerbursch',
Der grüne Bursch', der böse Bursch'
Mit hechtem Hahnenschwänzel!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Ich tanz' auf grüner Au'!
Tralala, tralala,
Ich bin die junge Schäferin,
Die Himmel sind so blau!

Abschied.

Spätsommerzeit. Vergangen Glanz und Glut.
Das süße Liebesspiel der Vögel ruht.
Stumm zieht der Fluß, der einst so freudig glitt.
Und auf den Wiesen liegt der letzte Schnitt.

Der Himmel wird so seltsam tief und klar,
Herbstfäden weh'n wie blasses Frauenhaar,
Schon schweben falbe Blätter durch die Luft
Und Thal und Hänge steh'n im Silberduft.

Der Erde Atem hebt sich herb und feucht,
Verlöscht des Glühwurms schwärmendes Geleucht,
Die Sommerfarben deckt ein stilles Grau
Und durch die Dämm'rung tanzt die Nebelfrau.

Du Kind — nun gieb noch einmal Deine Hand
Zur letzten Bergfahrt. Sieh, der Sommer schwand!
Hörst Du's von fern, gleich hellem Schlachtgesang?
Das ist des großen Stromes ewiger Gang!

Ade, Du Kind! Mich führt der Sturm davon!
Dich ruft vom Thal ein weicher Glockenton.
Im letzten Abendstrahl erglüh'n die Höhn,
Du alte Welt, wie bist Du jung und schön!

Sommerfäden.

Die Fenster gleißen im Sommerglanz,
Der Wald schlingt seinen schweigenden Kranz
Um die schlafenden Dächer,
Und kühl und hell, wie goldener Wein
Fließt der duftende Mondnachtschein
Aus edelsteinernem Becher.
Wie stehen die Felder so weit und so still!
Manchmal noch mahnt ein Käuzchen schrill
Und Grillen geigen im Grase,
Und ein flimmernder, zitternder Reifedunst,
Und ein blasses Märchen wehl durch die Luft,
Eine spielende Seifenblase.

Mein Herzschlag geht so traumhaft leicht,
Wie der Wind, der über die Hügel streicht
Mit froh verliebtem Fächeln,
Der weiche Wind, der in süßem Gelüst
Mir die Stirn und die dürstenden Lippen küßt
Ach, wie die Sterne lächeln!
Und drunten, drunten im engen Thal
Erloschen die Lichtlein allmal
Und geschlossen die grünen Läden!
Nur noch die alte Turmuhr wacht,
Und von mir zu Dir spinnt die Mondennacht
Ihre silbernen Sommerfäden.

Digitized by Google

Eheglück.

Novelle von **F. Ottmer.**

Langsam, mit aufmerksamem Blick ging Frau Anna durch die Räume der Fabrik. Samstag Nachmittag — kaum die Hälfte der Webestühle waren in Thätigkeit — denn da wird gewischt und geputzt und sauber gemacht und der Abfall zusammengefegt. Was davon noch verwendbar ist, wird in große Körbe geworfen. Und verwendbar ist eigentlich noch alles; selbst aus den kleinen und kleinsten Fadenstückchen werden noch Cordeln gedreht, zum Binden der fertigen Packete, wenn die Waare endlich tadellos in die Welt hinausgeschickt wird. Aber was ist das für ein weiter Weg bis dorthin! Wer denkt daran, wenn er — oder vielmehr sie, denn in Christoph Seeligs Fabrik in Glattau werden Damenstoffe gemacht — also, wann denkt sie je daran, durch wie viele Hände das Stück Stoff gegangen ist, an dem sie mäkelt, bis sie sich zum Kauf entschließt. Bis er gesponnen und gewoben ist und dann erst das leidige Färben, das so oft mißlingt. Frau Anna zieht die Brauen zusammen, denn sie denkt daran, während sie an einem Stuhl stillsteht, über den seidenweiches Wollenzeug geht. Aber im nächsten Jahr sind sie so weit, im Sommer schon wird die eigene Färberei angebaut, da soll es dann anders werden, dann hört die ewige Quälerei auf, das ewige Warten und hingezogen werden: Die Firma Seelig ist pünktlich.

Frau Anna beugt sich über einen anderen Stuhl.

„Webemeister!“ Sie winkt einen vorübergehenden Mann heran. „Das Stück wird wieder nicht. Woran liegt das? Am Stuhl oder bedient die Klikowa nicht richtig? Das muß untersucht werden!“

Die kleine, verkrüppelte Weberin schüttelt heftig den Kopf; eine Widerrede wagt sie nicht.

Langsam geht Frau Anna weiter.

Der Webemeister sieht ihr nach. Die Frau geht nicht wie sonst! Er kennt sie doch seit achtzehn Jahren, seit sie der Herr Christoph als seine junge Frau hierher gebracht hat zu seinen Eltern. Wenn er dachte, wie es damals hier aussah: das kleine Gebäude, in dem kaum fünfzig Menschen beschäftigt waren und immer nur grobe, schwarze Stoffe wurden gemacht. Und heute dreihundert und ganz unlernen hatte man eigentlich müssen für all die neuen Einrichtungen. Nun sandte ja „Matthias Seeligs Wollenweberei in Glattau“ ihre Stoffe in allen Farben und allen Qualitäten nach jeder Weltrichtung — weit, bis übers Meer. Ja, ja, die junge Herrschaft, der Herr Christoph und die jetzige Gnädige — die hatten was zuwege gebracht — denen gedieh's unter den Händen. Vielleicht war's mehr noch die Gnädige, als der Herr Christoph.

Die Klikowa spricht atemlos in den Webemeister hinein, daß nicht sie schuld ist, sondern der Stuhl, sie thut ihre Pflicht, sie ist pünktlich — sie schreit, um die Maschinen zu übertönen. Er sieht noch der Frau nach: sie ist wirklich nicht wie immer, die sonst so aufrechte, große Gestalt ist in den Schultern leicht vorgeneigt und auch in den Augen, die Einen sonst mit ihrem klaren, scharfen Blick durch und durch zu sehen scheinen, ist etwas — wie mit Spinnweb sind sie verhangen.

Das elektrische Licht erhellt den weiten Raum, die Maschinen arbeiten mit betäubendem Lärm, Frau Annas Augen sind überall, ihr entgeht nichts. Ruhig und bestimmt rügt sie, urteilt, ordnet an. Zuweilen nickt sie auch einem alten Arbeiter zu, stellt eine Frage, giebt einen Rat.

Die Glocke tönt zum frühen Samstagfeierabend, die Leute gehen hinüber nach dem Comptoir, ihren Lohn zu fassen.

An Frau Anna tritt ein Arbeiter heran:

„Frau Seelig, der Abzug war ungerecht vorige Woche. Ich will diesmal kriegen, was ich verdient habe.“

„Das bekommen Sie,“ sagt sie fest, „der Abzug war gerecht.“

„Böhmische Wirtschaft!“ murmelt er. „Bei uns drüben ist es anders!“

Sie sieht ihn groß an. „Sie können sich

Digitized by Google

ja ihr Buch geben lassen. In einer Stunde sind Sie über der Grenze."

Er will noch etwas sagen. Sie wendet sich ab.

„Gnä' Frau!"

Ein tief bekümmertes Männchen sieht zu ihr auf.

„Was giebt's, Hübler?"

„Mei Weib geht's schlecht — Fieber hat's seit gestern."

„War der Doktor nicht da?"

„Ja eh scho, aber" — er reibt verlegen die Hände aneinander — „was der alles will! Das kannt mir net: Suppen und an Wein —"

„Ich werde mit dem Doktor sprechen," sagt sie, „und dann für das Nötige sorgen. Soweit ich denke, daß Ihr es nicht selbst leisten könnt," fügt sie mit Nachdruck hinzu.

Dann geht sie hinüber in's Comptoir, wo der Lohn, in kleine, blecherne Behälter abgezählt, ausgezahlt wird.

Christoph Seelig steht selbst mit hinter dem Tisch und hilft.

Als er seiner Frau ansichtig wird, ruft er einen im Hintergrund an einem Stehpult schreibenden Menschen heran: „Braun, bitte, übernehmen Sie für mich." Dann winkt er ihr: „Es ist noch viel zu erledigen, Anna!" Und sie gehen zusammen in sein Privatcomptoir.

„Die Pläne für die Färberei sind gekommen und die neuen Pariser Muster: Beides muß noch heute geprüft werden, damit die Pläne zurückgehen können, eventuell mit Andeutungen über gewünschte Änderungen und die Muster durchgearbeitet sind, bevor am Montag unsere Vertreter kommen, sie sollen nur unsere Auswahl beurteilen, es geht sonst zu viel Zeit drauf."

„Die Muster zuerst," meint sie. „Die Pläne können wir mit hinübernehmen und nach dem Nachtmahl anschauen. Übrigens morgen ist ja Sonntag."

„Nein, Du, Annerl," sagt er mit einem pfiffigen Lächeln, „für morgen habe ich einen Extra Plan. Da wollen wir wieder einmal tüchtig wandern. Es ist ja schon April! Weißt, wir wollen früh fort, auf dem Dybin gabelfrühstücken und dann herumstreifen — abends zu Hause dann tüchtig essen."

Sie lehnte den Kopf gegen den steifen Stuhl, auf dem sie saß und schloß die Augen.

„Anna, bist Du müde?" Es klang so erstaunt aus Christophs Munde, wie man eben nur nach ganz Ungewöhnlichem fragt.

„Nein, nein," sagte sie und richtete sich empor. „Ich bin einverstanden. Wir wollen morgen in Deinen geliebten Felsen herumkraxeln. Am hübschesten bleibt aber eigentlich immer der Weg am „Böhmischen Thor" vorbei zum „Steinernen Theater." Aber nun wollen wir an die Muster."

Wie allabendlich saßen sie dann in Christophs Zimmer. Heute über den Plänen der Färberei.

In der Fabrik, die dem Wohnhaus gegenüber lag, von ihm nur durch den Hof getrennt, war es dunkel. Die Maschinen ruhten bis zum Montag Morgen, wo die emsige Arbeit unter dem Schrillen einer kleinen Glocke wieder anhub. Freilich, Christoph und Anna hörten es auch kaum mehr, wenn die Maschinen gingen. Ihr das Geräusch so gewohntes Ohr horchte eher auf, wenn sie standen. Lautlos fast war es an diesem Abend, als ob der Mond, der vom durchsichtigen Frühlingshimmel herniederschien, als guter Nachtwächter für Frieden sorgte. Er goß sein Licht durch die oberen Fensterscheiben und ließ die gemalten Figuren der unteren farbig aufleuchten. Annas Vater hatte die seinem Schwiegersohn einst aus Wien geschickt, nachdem er die Tochter auf Robinsons Insel, wie er es nannte, besucht hatte. Zwei Tage war er dagewesen, länger hatte er es nicht ausgehalten. Der Schwiegersohn den ganzen Tag in der Fabrik und sonst im ganzen Städtchen kein gebildeter Mensch und Anna — die war zu merkwürdig! War das noch sein Kind — sein fesches Wiener Mädel?! Er merkte es wohl, deren ganzes Sinnen und Trachten hing auch an der Fabrik, an Wollstoffen und Halbwollstoffen, an Lohnfragen und Arbeiterwohnungen. Mit einem etwas spöttischen Brief kamen dann die beiden Glastafeln als Verkörperung der Innerissen des Ehepaars. Eine kleine Webestube, der Weber im mittelalterlichen Kostüme an seinem Handstuhle arbeitend, nach einem alten Kupfer aus der Liechtenstein Gallerie. Das zweite Bild ein Saal aus Matthias Seeligs Fabrik in Glattau, von dem Annas Vater sich vom ersten Fabrikzeichner hatte heimlich eine Skizze machen lassen. Christoph hatte gar nichts von der ironischen Absicht seines Schwiegervaters gemerkt und freute sich immer wieder an den Bildern. Auch heute trat er an die hell im Mondschein aufleuchtenden Tafeln heran.

Ein Wagen rasselte über das holprige Pflaster, der Hund hinter dem geschlossenen Hofthor schlug an — dann wieder Stille.

Christoph ließ sich in einen tiefen Lehnstuhl

Digitized by Google

gleiten. „Hm, müde bin ich. Weißt Du, in Reichenberg heute, bei all den Millionefern hab' ich's wieder gesehen, so gemütlich wie bei uns ist's doch nirgends. Du verstehst eben alles am besten, Du Beste, Du Liebste, Du Klügste! Du mußt überhaupt nicht glauben," fügte er ernst hinzu, „daß ich es nicht weiß, was ich Dir alles verdanke, wenn ich auch nicht oft darüber red': achtzehn Jahre Behagen und zum großen Teil das Blühen der Fabrik."

Anna, die über den Plan gebeugt saß, nickte ihrem Mann freundlich zu.

„Der Plan ist jetzt gut," sagte sie nach einer Weile. „Nur die Situation scheint mir nicht richtig. Es muß näher an das Wasser herangerückt werden."

Christoph lehnte sich über ihre Schulter: „Das ginge doch nur, wenn wir ein Stück vom Garten opferten."

„Unser Garten! Wir haben ja doch nicht Zeit, um uns um ihn zu kümmern, kann je in ihm zu sein. Um ab und zu einmal an schwülen Sommerabenden unten zu essen, dazu bleibt er noch lange groß genug. Weißt Du, ich meine, wir trennen das Stück bis zum alten Nußbaum ab."

„Du sollst recht haben — einverstanden!"

„Also schreibst Du dem Baumeister, daß er anfangen kann oder soll ich es thun?"

„Nein — ich thu's schon."

Er setzte sich an seinen Schreibtisch.

„Christoph", hob Anna das Gespräch nach einer Weile wieder an. „Wir haben wieder zwei neue Bucklige in der Fabrik: die Klikowa in Saal I und die Wolf in der Spulerei. Es ist doch nicht zu ergründen: Woher kommen die vielen Krüppel in der gesunden Gegend und bei dem guten Wasser?"

Christoph zuckte die Achseln.

„Du kennst ja meine Ansicht: Die Weiber sind nachlässig, sie lassen das Kind wo herunterfallen."

Sie schüttelte den Kopf. „Glaub' ich nicht. Dutzendweise können die Kinder doch nicht von Tisch oder Bank fallen. Ob ihnen nicht doch die Arbeit schadet?"

„Unsinn! Wenn es noch Handweberei wäre! Aber die leichte Bedienung der Maschine."

„Vielleicht ist es das Stehen am Webstuhl. Man dürfte sie nicht beschäftigen, wenn sie in der Hoffnung sind."

„Sie brauchen doch das Geld."

„Vielleicht einen Fonds gründen," fuhr sie lebhaft fort. „Oder besser noch ein Haus bauen, wo sie vorher sein können und nachher, bis sie erholt sind."

Er stand auf und strich ihr sanft über das Haar.

„Kind, Kind! Wir stecken noch tief im Bau unserer Arbeiterwohnungen und nun die Färberei. Nein, das schlag' Dir aus dem Kopf. Abgesehen davon, daß Dein kühner Plan wohl kaum durchführbar wäre. Bedenke doch, sie hat vielleicht schon ein halbes Dutzend Kinder zu Haus, da kann sie sich doch nicht für längere Zeit auf eine Villegiatur zurückziehen. Überhaupt, den Weibern schadet die Arbeit nicht!"

Anna sah sinnend vor sich hin. „Ich sehe ein, daß wir vorläufig nichts Neues beginnen können."

Weltabgeschieden liegen die Grenzwälder in diesem Winkel zwischen Böhmen und Sachsen. Unbekümmert um schwarzgelbe und weißgrüne Pfähle schlängeln sich die Wege von einem Staat in den anderen, so das Christoph und Anna ungezählte Male während ihrer Wanderung vaterländischen und fremden Boden betraten. Vollkommen einsam war es um sie: kein Mensch, kein menschlicher Laut — doppelte Einsamkeit, da es ja Sonntag war. An Werktagen begegnete man wohl einmal Holzfällern oder dem Förster und seinem Gehülfen. Aber zu Ausflügen am Wochentage hatte das Ehepaar keine Zeit, sie kannten diese Wälder nicht anders, als in der Sonntagsstille, da allerdings zu jeder Jahreszeit. Christoph liebte sie von frühester Kindheit an, wo er schon mit seinem Vater hinausgegangen war so weit ihn seine kleine Füße tragen wollten, zuweilen freilich hatte der Vater ihn dann „Buckelkraxen" heimtragen müssen. Und es war seine beste Erholung geblieben, nach der Woche Last und Mühen sich am Sonntag stundenlang auszulaufen in der frischen, kräftigen Luft der schönen Lausitzer Berge. Und seine Frau hielt Schritt mit ihm, worin hielt sie es nicht?! Er hatte ja nicht geahnt, aus was für einem edelharten Holz sie geschnitzt war, damals als er sich in rascher Verliebtheit mit ihr verlobte, und seine Eltern hatten sehr darüber den Kopf geschüttelt, daß er sich eine elegante, verwöhnte Wienerin auf die kleine Fabrik in dem böhmischen Nest holte. Aber was war sie bald für eine Mitarbeiterin geworden, war ihrem Mann sogar zuweilen voran an Thatkraft und Ausdauer. Und auch da, auf ihren Wanderungen hielt sie

Digitized by Google

sonst Schritt mit ihm. Nur heute, was war mit ihr? Schon als er die Felsenplatte erklommen hatte, um wieder einmal den Anblick des „Steinernen Theaters“, dieser anfragenden, im Rundkreis stehenden natürlichen Säulen, zwischen denen eben das erste schüchterne Grün wucherte, zu genießen und den Blick durch die frühlingsklare Luft in die endlose Weite schweifen zu lassen, schon da hatte sie unten auf der Straße auf ihn gewartet und nun blieb sie wieder hinter ihm zurück. Er drehte sich öfter nach ihr um, doch immer ging sie gleichmäßig in einiger Entfernung hinter ihm her. Er setzte ruhig den Weg fort, ohne eine Frage an sie zu richten, weil er sie nicht quälen wollte. Ob sie müde war? Das konnte er doch garnicht an ihr.

Die von Geröll bedeckte, jetzt im Frühjahr doppelt schlechte Straße wand sich nun ziemlich steil abwärts. Zu ihren beiden Seiten stieg der Erdwall empor.

Plötzlich erreichte ein Ruf Christophs Ohr. „Christoph!“

Er wandte sich um. In zwei Sätzen war er an der Seite seiner Frau. Sie lehnte, bis in die Lippen erblaßt, an einem Baum, der halb in den Erdwall geklammert, von der Straße aus emporwuchs.

„Anna, was ist Dir? Hast Du Dir den Fuß vertreten? Was ist Dir?!“

Sie antwortete nicht. Es war ein jammervolles Elend in ihren braunen Augen. Dann ließ sie langsam den Blick an ihrer Gestalt niedergleiten.

Der seine folgte.

Blitzartig durchfuhr es ihn.

„Anna!“ schrie er auf. „Anna!“

„Hast Du es denn nicht bemerkt?“ fragte sie mit zitternden Lippen.

Wie ein Rausch überkam ihn das Glück. „Das, Anna, das! Und Du hast es mir nicht gesagt? Das soll noch kommen?“ Thränen stürzten ihm über die Wangen. „So glücklich sollen wir noch sein und ein Kind haben?“

Er nahm sie an seine Brust und bedeckte ihren Mund, ihre Augen, ihre Stirne mit Küssen, wie er sie nicht geküßt hatte seit ihrer ersten heißen Flitterwochenzeit. Sie erwiderte seine Küsse nicht, kalt und regungslos lag sie in seinen Armen, kein Lächeln kam in ihr Gesicht, kein Schimmer in ihre Augen.

Er wußte sich nicht zu lassen. Zwischen den Küssen sprudelte er die Worte nur so hervor: „Jetzt noch, jetzt, nach achtzehn Jahren! Freilich, jetzt kann ich Dir's gestehen, es gab in meinem Herzen immer noch einen Winkel, in dem die Hoffnung saß, daß unser Leben, daß unsere Arbeit nicht vergeblich sein werden. Aber daß es nun wirklich kommt, daß nun unser Kind es alles ernten soll! O Anna, ich kann es noch gar nicht fassen — ich bin zu glücklich!“

Ihre Stille fiel ihm doch endlich auf.

„Und Du?“ fragte er zärtlich, ganz dicht an ihrem Gesicht. „Freust Du Dich denn nicht?“

Sie richtete sich empor. „Nein!“ Und wie er sagte sie, nur in einem anderen, in einem harten, bitteren Ton: „Jetzt noch, jetzt, nach achtzehn Jahren. Wenn es gekommen wäre wie ich jung war. Aber jetzt! Jetzt, wo ich an Vierzig bin, jetzt soll ich — Und unsere Arbeit, die ist auch so nicht umsonst gewesen.“

Er sah sie ungläubig, verständnislos an. „Du freust Dich nicht — Und nach uns?“

„Unser Plan war ja fertig. Wie Vielen sollte zu Gute kommen, was wir geschafft!“

Er schüttelte den Kopf. Er widersprach ihr nicht. Es schwebte ihm unbestimmt vor, daß man sie wohl nicht aufregen oder ärgern solle. Behutsam legte er ihren Arm in den seinen. Doch sie entzog ihn ihm. „Mir ist wieder ganz gut. Ich kann allein gehen.“

Hocherhobenen Hauptes ging sie nun vor ihrem Mann her, die Lippen fest aufeinander gepreßt, die Augen gerade vor sich hin gerichtet. Christoph folgte ihr stumm. Zum ersten Male, seit sie sein war, verstand er die Frau nicht, zum ersten Male mußte er ihr Handeln und ihr Reden mißbilligen. Wie war sie nicht, sobald sie Gewißheit gehabt hatte, zu ihm geeilt und hatte den Goldschatz ihrer Botschaft vor ihm ausgebreitet. Und wie war es möglich, daß sie sich nicht freute? Sie, die alles, alles für ihn gethan hatte, mußte sie nicht glücklich sein, ihm auch noch das Einzige geben zu können, was sie ihm schuldig geblieben war und wovon sie gemußt hatte, wie bitter er es entbehrte? Doch von ihm abgesehen, mußte sie als Weib nicht mit noch weit stärkerer Glücksempfindung als er das Kommen des Kindes begrüßen? Das war freilich kaum möglich, denn ihm war es das Beste, was das Leben ihm geben konnte, die Krone all seiner Arbeit, all seines Strebens. Er hatte es ja auch an seinen Eltern gesehen, wie sie nur für ihn gespart und getrachtet hatten, sich geratert und gemüht für ihren

Digitized by Google

Einzigen, wie ihr Thun und ihre Gedanken darin gipfelten: „Wie wird es der Christoph einmal haben?“ Und war es nicht, als sie, nachdem er drei Jahre verheiratet gewesen war, fast gleichzeitig starben, ihr Schmerz bis zuletzt gewesen: „Daß der Christoph keinen Erben hat!“ Und nun, da das Kind kam — endlich, nach so langen Jahren! — stieß die Frau, die es ihm schenken sollte, die Freude daran hart und störrisch von sich. Er verstand sie nicht — er verstand sein Weib nicht mehr! — —

Christoph, der den ganzen Tag in Geschäften drüben in Reichenberg gewesen war, stand in der Dämmerung des Sommerabends unter dem offenen Hofthor und spähte die Straße hinab. Weit konnte er nicht sehen, denn wirklig und eigensinnig bog sie rechts ab. Große Tropfen fielen als die letzten Nachzügler eines schweren Gewitters in sein unbedecktes Haar. Ungeduldige Angst blickte aus seinen grauen Augen und wohl zum zehnten Male fragte er den im Hofe beschäftigten Hauswart:

„Also, wann ist die Frau fort?“

„Gleich nach vier, Herr Seelig,“ sagte der.

„Und allein?“

Aber da bog sie eben um die Ecke. Sie trug einen kleinen Korb am Arm. Den triefenden Schirm hielt sie geschlossen in der Hand, die Kleider hingen ihr durchnäßt am Leibe.

„Aber Anna, um Gotteswillen!“

„Guten Abend, Christoph. Was denn? Bist Du schon lange zurück?“

Er legte den Arm um sie und drängte sie nach dem Wohnhaus.

„Wie konntest Du in diesem Wetter fort? Wo warst Du denn?“ Er fragte es, indes sie schwerfällig die Treppe vor ihm her emporstieg.

„Wo ich war? Wie immer am Mittwoch bei den Kranken. Und vom Wetter habe ich mich doch noch nie abhalten lassen.“

„Früher! Aber jetzt! Ob es dem Kinde schadet, Du denkst nicht daran!“ sagte er bitter.

„Ich soll mich wohl in Watte einwickeln, die vielen Monate — was?“ fragte sie ungeduldig, während sie vor dem Spiegel ihr triefendes Haar auswand. „Müßig sitzen — warten — ? Was thun denn unsere Arbeiterinnen — die stehen am Webstuhl bis zur letzten Stunde. Und Du bist ja Derjenige, der immer sagt: „Das schadet den Weibern nicht.““

Er zuckte die Achseln. „Das ist etwas Anderes. Die haben mehr Kinder als gut ist. Hier handelt es sich um das Kind, auf das ich achtzehn Jahre gewartet habe.“

Sie hatte sich gesetzt und bückte sich eben, um sich die nassen Schuhe von den Füßen zu zerren.

„Laß doch!“ sagte er herrisch. „Du sollst dich nicht bücken.“ Er kniete vor sie hin und zog ihr Schuhe und Strümpfe aus. „Dieser bodenlose Leichtsinn!“ murmelte er.

Dann brach er los: „Du hast gar kein Recht dazu, Dich so zu benehmen, Du verletzest deine Pflicht gegen das Kind und gegen mich.“

Sie maß ihn mit einem stolzen Blick: „Ich denke, ich habe meine Pflichten gegen Dich mehr als erfüllt.“

„Früher gewiß — aber jetzt nicht.“

„Ich weiß auch jetzt, was ich zu thun habe.“

Er hielt an sich und antwortete nicht mehr. Aber es stieg eine Bitterkeit in ihm auf gegen die Frau, die bisher Leid und Freud mit ihm geteilt hatte als der treueste Kamerad und nun, wo es sich um das Höchste handelte, an diesem Höchsten sich täglich und stündlich versündigte.

Sie ging barfuß durchs Zimmer und holte ein Paar frische Strümpfe herbei. Er hatte die leichten Morgenschuhe, die unter dem Bette standen, schon ergriffen. Doch sie schüttelte den Kopf: „Ich muß noch in die Fabrik hinüber. Weißt Du denn, ob Calcutta abgegangen ist?“

„Du sollst nicht in die Fabrik, Anna. Der Doktor hat es verboten und ich dulde es nicht!“

„Wenn die Kiste nicht abgegangen ist,“ erwiderte sie, „so kann es uns geschehen wie im vorigen Jahr. Wir kriegen die Waare wegen zu später Lieferung zurück und können die Transportkosten auch noch bezahlen.“

„Ich werde fragen,“ sagte er, „Du bleibst hier.“

Da fügte sie sich achselzuckend.

Als er zurück kam, saß sie in seinem Zimmer über eine Näharbeit gebeugt.

„Calcutta ist erledigt,“ meldete er. Dann nahm er ihr das winzige Jäckchen, an dem sie stickelte, aus den Händen und zog es über seine Faust, auf der er es auf und nieder tanzen ließ. „Du wirst sehen, Annerl, 's wird ein feiger Bub,“ sagte er fröhlich, „schade, daß es keinen männlichen Namen zu Anna giebt. Anastasius kann man ihn doch nicht nennen!“

„Du kannst ihn ja Anachronismus nennen!“

„Laß das doch endlich,“ erwiderte er verdrießlich, „mieux vaut tard. — anstatt daß Du dankbar bist!“

Digitized by Google

Plötzlich schien ihm etwas einzufallen und er lief hinaus. Mit einem großen Pappkasten kam er wieder. „Ich hab' Dir auch was mitgebracht aus Reichenberg — hab' es letzhin dort bestellt.“ Und er zog eines nach dem anderen, elegante, mit Spitzen verzierte Säuglingswäschestücke aus dem Kasten und breitete sie vor seiner Frau aus.

Sie zog die Brauen zusammen: „Aber, Christoph, das ist ja Unsinn — für Glattau — diese Sachen! Ich mach' schon mit meinem Stubenmädchen, was nötig ist.“

„Glattau, Glattau! Es handelt sich nicht um Glattau, sondern um mein Kind!“

Sie warf die Sachen achtlos in den Kasten zurück, dann sagte sie: „Hör' einmal: ich war heute Vormittag auf dem Bau —“

„Anna!“

Sie beachtete seinen zornigen Zwischenruf nicht. — „Es macht große Schwierigkeiten, daß die Färberei der Neisse so ferne gerückt wird. Hättest Du es doch nur dabei gelassen, das Stück bis zum Nußbaum herzugeben. Der Bauführer sagt's auch.“

„Aber geh'! Ich werde doch meinem Buben nicht ein Stück vom Garten wegnehmen.“

„Er wäre immer noch groß genug geblieben.“

„Nein, er muß Platz haben zum Spielen und zum Tollen. Jetzt hab' ich meinen Plan ganz fertig für den Garten, nächstens wird begonnen.

... Schau —“ er nahm einen Bleistift zur Hand und fing auf einem Blatt Papier zu zeichnen an, „in die Mitte kommt ein großer Rasenfleck, geschoren, eitglisch, da kann er herumlaufen und Sonnenbäder nehmen. Unter den Nußbaum kommt eine kleine Bank mit einem Tischchen und Stühlen, rechts und links davon zwei große schöne Beete. Hohe Rosen werden an die Mauer längs des Flusses gepflanzt. Aber die Mauer muß neu kommen — aus Cement, es könnte sonst wieder einmal ein Teil einstürzen wie im vorigen Frühjahr.“

„Aber Christoph, wir haben uns doch damals erkundigt. Das kostet an zweitausend Gulden — das wäre Verschwendung.“

„Macht nix — jetzt muß das sein. Der Bub könnte sonst einmal zu Schaden kommen. Und ich bring' ihm das Geld tausendfach wieder ein. Jetzt erst werde ich arbeiten, das sollst Du sehen!

... Siehst Du und der kleine Teich, der wird auch cementiert und der Zu- und Abfluß aus der Neisse reguliert. Er kann nicht in dem Schlamm baden wie ich es thue. Und rechts, hier“ — er strichelte auf dem Papier weiter — „da kommt der Tennisplatz.“

Anna lachte spöttisch auf: „Du bist wirklich närrisch, Christoph! Soll er mit seiner Amme spielen?“

Ihr Mann sah sie an. „Es soll Alles fertig sein, wenn er kommt. Wachsen wird er ja schon. Weißt Du, an der Mauer könnte man aber vielleicht lieber Spalier-Pfirsiche und -Marillen ziehen, überhaupt Obst pflanzen — da hätte er doch mehr Vergnügen davon als von Blumen.“

Als der Sommer vorschritt, ein glühend heißer Sommer, und Annas Stunde immer näher rückte, mußte sie sich in ihres Mannes Wünsche fügen. Es war nicht Alles, wie es hätte sein sollen — sie war ja auch nicht mehr jung — und Christoph hatte neben dem Reichenberger Doktor schon zweimal einen Professor aus Prag kommen lassen. Der gebot äußerste Schonung.

Die Frau litt namenlos unter der ihr aufgezwungenen Unthätigkeit, tausendfach mehr als unter ihrem körperlichen Unbehagen. Müßig sitzen, die Hände im Schoß halten, das war das Ärgste für sie. Stundenlang spähte sie aus einem der Fenster, die über den Hof nach der Fabrik sahen. Gerade jetzt in der Zeit, wo die Waare für den nächsten Frühling vorbereitet wurde, wo sie so nötig war mit Rat und That! Aber Christoph in seiner Überängstlichkeit duldete ja nicht einmal, daß sie in sein Comptoir hinüberkam, Muster zu besehen und auszusuchen. Er fand die Luft drüben zu schlecht, den Lärm zu arg. Aber an all das war sie doch gewöhnt seit achtzehn Jahren. Freilich, wenn sie überhaupt in die Fabrik gekommen wäre, hätte sie sich nicht damit begnügt, kurze Zeit im Comptoir zu sitzen, sondern hätte sicherlich angespannt gearbeitet am Schreibtisch und in den Sälen, wie sie es gewohnt war. Da setzte er es denn bei den Ärzten durch, daß sie garnicht kommen durfte. Sie aber hatte die Besorgnis, daß etwas versäumt werden könnte. Es war nicht der Wunsch, möglichst viel Geld zu erraffen, der sie quälte, sondern der Ehrgeiz für das Werk, an dem sie so lange Jahre hindurch mitgearbeitet hatte, Ordnungssinn und Interesse für die Vorgänge in der Fabrik bis zum Kleinsten herab. So hatte sie immer wieder das Verbot mißachtet. Es war zu heftigen Scenen zwischen den Gatten gekommen, zum ersten Male seit ihrer Verheiratung, so daß Anna schließlich, ohne überzeugt zu sein, nachgegeben hatte, um das Personal nicht zum Zeugen des Streites zu machen.

Digitized by Google

Wenn Christoph nach Hause kam, dann bestürmte sie ihn mit Fragen. Alles mußte er ihr berichten, alles. Er that es nur gezwungen. Er hätte sie gerne auch seelisch mit anderen Dingen beschäftigt gewußt. Ihr Schlafzimmer hatte er ihr vollgehängt mit den schönsten Engelsköpfen, die er auftreiben konnte, und täglich kam aus Zittau ein Korb voll Rosen, mit denen alle Stuben geschmückt wurden. Und ihr wieder, wenn sie auch danach brannte, alles, was in der Fabrik vorging, zu erfahren, war's gar nicht recht, daß ihr Mann jetzt so viel zu Hause war. Jede Stunde fast kam er herüber, um nach ihr zu sehen, sich davon zu übergezeugen, wie es ihr ginge. Dann trieb sie ihn zurück und saß wieder allein am Fenster und sah auf den Hof, sah die Arbeiter kommen und gehen, Kisten aufladen und wegführen, den Briefboten eintreten, Caro, den alten Hund, in der Sonne liegen. Sie hörte die Maschinen gehen, das Glöcklein bimmeln und das große, eiserne Thor auf- und zuknarren. Sie wartete in Ungeduld und Mißmut. Er begriff sie nicht. Wie konnte sie noch an anderes denken, als an das Kind! Er selbst that seine Arbeit pünktlich, aber ohne mit voller Seele dabei zu sein wie sonst — er war ganz erfüllt von der Erwartung. Unausgesetzt schmiedete er Pläne für die Zukunft seines Sohnes: für seine Erziehung und für seine Freuden. Für seinen Sohn wollte er doppelte Kraft einsetzen, der sollte einmal mitgenannt werden unter den größten Industriellen der Provinz, den Leitenberger und Klinger. Sein Sohn, sein Sohn! das war sein Gedanke von früh bis spät.

Vielleicht, wenn er nicht gerade in diesen Monaten sich immer mehr und mehr in seinem Empfinden von seiner Frau, die ihm bisher Alles gewesen war, entfernt hätte, wäre der Wunsch nach dem Kinde nicht so übermächtig in ihm geworden. Die Sorge um Anna hätte ihm das Gegengewicht gehalten. Aber Anna und er waren sich in dieser Zeit, die sie doch hätte nur noch enger verknüpfen müssen, fast fremd geworden: sie verstanden sich nicht mehr, sie erbitterten sich täglich mehr einer gegen den anderen. Sie gegen ihn, weil er ihr, wie sie meinte, heute schon das Kind vorzog, er gegen sie, weil sie dieses Kind mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Widerwillen erwartete. Er mußte ja täglich und stündlich gegen den Leichtsinn ankämpfen, mit dem sie das Kind gefährdete. In diesem Kampf stieg ihm der Wert dieses noch ungeborenen Sohnes und Erben ins Unbegrenzte.

Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut, gab es Höheres? Das war die Zukunft, das war ihm nun das Glück — das Kind, das er gegen die eigene Mutter schützen mußte.

Es war ein unerträglich langer Sommer für sie Beide.

Endlich in einer stürmischen Herbstnacht kam Annas Stunde. Die Anzeichen waren nicht gut. Christoph hatte in seiner Herzensangst schon im Laufe des Tages nach Prag telegraphiert und der Professor hatte seine Ankunft für elf Uhr nachts gemeldet. Am Hofthor stand der alte Hausmeister und wartete. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten, so wütend fuhr der Wind gegen ihn an. Die Laternen klirrten, unruhig flackerten die Flammen in ihnen hin und her.

Wild tobte der Sturm um das Haus und pochte an die Scheiben des Zimmers, in dem Anna ihrem Kinde das Leben geben sollte. Wie eine gewaltige Faust schlug es immer wieder gegen die Fenster, als ob Einer Einlaß begehrte, der mächtiger war als die Ärzte, die sich seit Stunden um das Lager der Schmerzgepeinigten mühten.

Jetzt fuhr ein Wagen in den Hof. Christoph, der blaß und verstört mit am Bette seiner Frau gestanden hatte, stürzte hinaus und kam gleich darauf mit dem Professor wieder herein. Der warf nur einen kurzen Blick auf die Leidende.

„Wir wollen sofort chloroformieren!" sagte er.

Sie bewegte abwehrend die Hand.

Er achtete nicht darauf.

Sie fühlte die Betäubung über sich kommen; die Schmerzen ließen nach, doch sie verlor das Bewußtsein nicht völlig. Wie durch einen Schleier fühlte sie alles, wie aus weiter Ferne hörte sie, was um sie herum gesprochen wurde. Die angstvolle Frage ihres Mannes: „Ist Gefahr, Herr Professor!?" Der antwortete nicht gleich. „Ja — große!" sagte er dann. Christoph stöhnte auf.

Der Professor war um sie beschäftigt.

Alle schwiegen; nur einige lateinische Worte sagte der Professor zu den beiden Ärzten — dem Glattauer und dem Reichenberger. Und die große, gewaltige Faust schlug an die Scheiben — es wollte Einer herein, ein Großer, Gewaltiger.

Aber jetzt, jetzt sprach der Professor.

„Herr Seelig," sagte er, seine Stimme schien plötzlich rauh geworden. „Das Kind ist nur mit äußerster Gefahr für die Mutter zu retten. Sie müssen sich entscheiden: Die Frau oder das Kind?"

Digitized by Google

Christoph schrie auf, langgezogen, verzweifelt.

Durch Annas müden Kopf schwebte der Gedanke: „Armer Christoph, das Kind, auf das er sich so gefreut hat —“

Der Professor drängte:

„Sie müssen sich entscheiden, rasch — die Frau oder das Kind?“

Und da kam's von Christophs Stimme, heiser, tropfenweis, wie ein Stöhnen:

„Retten Sie das Kind!“

Dröhnend pochte die Faust an die Fensterscheiben.

Als die Morgenglocke zur Arbeit rief, hatte Anna Seelig ihrem Mann einen Sohn und Erben geboren; aber es war ein jämmerliches, kaum lebensfähiges Geschöpf.

Christoph saß an Annas Lager und erstarrte in Schmerz und Verzweiflung. Er verlor sie. Er verlor das Weib, das ihm durch achtzehn Jahre der beste Kamerad, der treueste Mitarbeiter gewesen war, das Weib, das er hochgehalten, das er aus Liebe heimgeführt hatte, und er verlor sie aus eigener Entschließung, er hatte sie selbst geopfert, dem kleinen, noch unbewußten Wesen, nur weil es Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein war!

Er hatte so gewählt.

Jetzt aber, wo er am Sterbelager seiner Frau saß, begriff er sich selbst nicht mehr. Er mußte wahnsinnig gewesen sein. Sie, diese Frau, für ein ungeborenes Kind! Er hätte sich zerfleischen mögen vor Reue und Verzweiflung.

Was ihm aber das Blut gerinnen machte vor Entsetzen — aus jedem ihrer Worte, die sie ohne ihn zu erkennen, sprach, ging hervor, daß sie seine Entscheidung kannte. Er hörte ihre Anklagen, daß er sie gemordet habe, nachdem sie ihm so lange ein treues Weib gewesen war, er hörte ihr verzweiflungsvolles Schluchzen über seine Härte, die sie in den Tod stieß, über seinen Undank, über seine Lieblosigkeit.

Am dritten Tage aber war Christoph Seeligs Sohn und Erbe, das mit dem kostbarsten Leben erkaufte Kind, eine armselige kleine Leiche.

An das Lager seiner Frau ließ man Christoph nicht mehr: denn sie schien seine Nähe zu fühlen, obwohl sie sonst nichts und Niemand erkannte. Wild und schmerzlich wurden ihre Phantasien sobald er eintrat und es bedurfte lange, bevor sie ruhiger wurde, wenn er gegangen war. Da hielt man ihn ferne.

Aller Voraussicht entgegen siegte aber ihre starke Natur. Eines Tages war das Fieber gewichen; sie war gerettet. Doch in ihr Gesicht war ein neuer Zug gegraben: steinerner, unverwischbarer Schmerz.

Schonend sagte ihr der Arzt, daß ihr Kind tot sei. Es schien sie nicht zu erschüttern, nur ein bitteres Lächeln zuckte um ihren Mund.

Als Christoph endlich zu ihr durfte und auf schluchzend vor ihr in die Kniee sank, da sah sie ihn groß an und er wußte, daß er dem kleinen, im Grabe vermoderden Wesen alles geopfert hatte, daß sein Leben, das bisher einem reichen, wogenden Kornfelde geglichen hatte, von nun an steinig sein würde und öde.

Insel der Seligen.

Ich komme aus dem Land der Seligkeiten,
Wo ewig Frühling ist und Schönheit glänzt,
Wo hohe Menschen wandeln Kirnbekränzt,
Die sich der einen Göttin Liebe weihten.

Ein Inselland, von blauen Meereswogen,
Dem Abglanz ihres Himmels, sanft umspült,
Sieht es das Aug' am Horizont und fühlt
Von unsichtbaren Händen sich gezogen.

Und bald erkennt es dunkle, stille Haine,
Und Marmortempel leuchten auf am Strand,
Und frohe Menschen ziehen Hand in Hand,
Daß sie der Göttin täglich Fest vereine.

Vom Wind getragen schweben die Gesänge
In wunderbarem Rhythmus übers Meer.
Die Wogen gehen feierlich und schwer.
In tiefen Hymnen steigern sich die Klänge.

Ich lausche von Begeist'rung fortgerissen,
Vor höchsten Jubeltönen blaß und stumm.
Mein trunk'nes Auge sieht nur Licht herum.
Ich knie nieder, dieses Land zu küssen.

Richard Schark.

Digitized by Google

Versunkenes Glück.

Erzählung von **Philipp Kniest.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Da saß der todesbleiche Herr in der Stube neben Kapitän Seiler, der, starr vor Schrecken, kaum glauben konnte, was er hörte.

„O, du barmhartige Gott!“ rief er endlich mit gebrochener Stimme. „Ik arme Mann! . . . Aberst doch: ik kann bald wedder to minen Sähn, minen Heinrich, — je aberst, mine leewe Swigerdochter! Dat arme, arme Wiew!“

Und was erzählte der Rheder?

Den „Poseidon“ hatte zwischen Wangeroog und Helgoland der orkanartige Nordsturm überfallen. Das Schiff arbeitete furchtbar schwer, beim Peilen der Pumpen fand sich, daß es leck gesprungen und viel Wasser machte, welches kaum bewältigt werden konnte. Nur durch Prangen schärfstes Anpassen der Segel, ließ sich das Schiff frei von Begerwall halten. Es lag trotz der möglichst weggerafften Leinewand furchtbar übergeneigt und schoß mit gewaltiger Fahrt vorwärts. Die Masten bogen sich wie Rohr; die Luwwanten standen straff wie Eisenstangen. Im Zwischendeck, wo die Passagiere bei geschlossenen Luken im Finstern eingesperrt waren, herrschte die größte Verwirrung, die Seekrankheit wütete schrecklich, die wenigen Gesunden vermochten sich kaum auf den Beinen zu halten, Angstrufe und Wehklagen übertönten das Heulen des Sturmes, das unheimliche Pfeifen in der Takelage, das Knarren und Stöhnen des in allen seinen Fugen erzitternden, der Gewalt der Elemente überlieferten Schiffes. Vier Männer waren kaum imstande, das Ruder zu halten. Kapitän und Steuerleute, die ganze Mannschaft arbeiteten mit Aufopferung in der Hoffnung, daß das plötzlich gekommene Unwetter ebenso rasch auch wieder verschwinden werde. Das Lot wurde fleißig geworfen. — Wenn nur die Masten und Taue den übergroßen Druck aushielten, das Schiff der Küste nur nicht zu nahe kam! — Da, plötzlich, setzte der Orkan noch stärker ein. Der „Poseidon“ bäumte und schüttelte sich, vom Kiel bis zu den Toppen erzitternd; die Segel flogen wie mürber Zunder aus den Lieken; das Schiff, außer Kurs geraten, von der Macht des Sturmes und Stromes gepeitscht, trieb rasch dem Lande zu. Mit übermenschlicher Anstrengung versuchte man, andere Sturmsegel zu setzen, aber sie zerrissen sogleich zu Fetzen. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, zerbrach noch das Steuerruder, — der stolze „Poseidon“ war ein hilfloses Wrack! . . . Ganz in der Nähe, in Lee, lag eine Insel; der Kapitän glaubte Spiekeroog zu erkennen. Nach Verlauf weniger Minuten stieß das Schiff auf und saß bald, von den Wellen hin- und hergeworfen, hoch auf dem Strand; die Brandung warf es auf die Seite, und nach See zu rollte es weiter und weiter, es war dem Zerscheitern verfallen. Der Kapitän befahl, die Masten zu kappen und vor allen Dingen die Leute im Zwischendeck festzuhalten, da bei den beständig über das Schiff hinschlagenden Wellen auf Deck kaum Bleibens für die Matrosen war. Aber einige Verzweifelnde erbrachen die Luken von innen und stürzten ins Freie, um sogleich, wohl zwanzig an der Zahl, über Bord gewaschen zu werden. Der Kapitän ließ die Luken, aufs Neue schließen und bedrohte Jeden mit dem sofortigen Tode durch Erschießen, der ohne Erlaubnis sich wieder hervorwagen werde. — Bei der auf Strand schlagenden, in weißen Gischtwellen bis hoch hinauf an die Dünen spritzenden Brandung war an Rettung der Schiffbrüchigen durch die eigenen Boote und an Hilfe von der Insel, deren Bewohner sich zahlreich in der Nähe der Unglücksstelle einfanden, garnicht zu denken. Nur ein einziges Mittel blieb übrig: eine Verbindung durch Trossen mit dem Lande herzustellen, und durch Benutzung des Rettungssackes von Bord zu kommen. „Freiwillige vor!“ hieß es. Jetzt galt's, eine Trosse und einen Anker mittelst eines der Schiffsboote an Land zu bringen, — ein Unter-

Digitized by Google

nehmen auf Leben und Tod; aber der Versuch mußte gewagt werden! Der Obersteuermann Seiler war bereit, andere wackere Männer folgten seinem Beispiel. — Das Boot, mit dem Anker, den starken Trossen versehen und durch eine abrollende Leine mit dem Wrack in Verbindung gehalten, kam glücklich von Seite. Seiler steuerte mit einem Riemen, seine Genossen versuchten, um das Boot in der Gewalt zu haben, zu rudern. Vergebliches Beginnen! Es verschwindet im Schaum und Gischt der kochenden See ... Alles dahin! .... Gott Lob, — da taucht es am Strande drüben wieder auf! Hundert Arme sind da, es hoch auf das Trockene zu ziehen. Der Anker hält im Sande, das Tau wird angeholt, die Verbindung mit dem Wrack ist, da das andere Ende am Stumpfe des Hauptmastes befestigt worden war, hergestellt. Der Segelmacher hat den Sack fertig, der an einem zweiten Tau vermittels eines Blockes hin- und herbewegt werden kann. Jetzt öffnet man die Luken; Frauen und Kinder zunächst werden einzeln an das Land befördert. Aber lange währt diese umständliche Rettungsarbeit nicht, der Sturm hat sich gelegt, die Ebbe ist eingetreten. Das Schiff liegt nun hoch und frei; da, wo nicht lange zuvor noch die Brandung brauste, ist weicher, ebener Grund, den man fast trockenen Fußes passieren kann. Mit ihren durchnäßten und halbverdorbenen Habseligkeiten wandern die armen Auswanderer an die unwirtliche Küste, ihnen folgt die Mannschaft; der Kapitän verläßt zuletzt den „Poseidon", jetzt ein elendes Wrack, an welchem die nächste Flut das Werk der Zerstörung vollenden wird. Die Insulanerinnen nehmen sich der Unglücklichen nach Kräften an; ihre Männer fröhnen zum Teil der Gier nach dem Segen des Strandes.

„Wo ist denn Steuermann Seiler?" heißt es.

Man weist nach der Dünenschlucht drüben. Da liegt unter den vielen angetriebenen Leichen auch sein zerschellter Körper, bedeckt von einer Flagge. Die Brandung hat ihn aus dem Boot geschlagen, er ist ein Opfer seines Amtes, seiner Opferwilligkeit geworden. Noch am selbigen Abend mußten die Toten auf dem Gottesacker der Namenlosen bestattet werden, nur Heinrich Seiler fand sein Grab auf dem Friedhofe neben der Kirche des Inseldorfes ...

... Das war's, was unter Thränen in tiefster Bewegung der Konsul erzählt hatte. Er bat den so plötzlich seines Sohnes beraubten Vater, die Trauerbotschaft den anderen Angehörigen zu übermitteln.

„Ihr Sohn, lieber Kapitän", schloß er, „starb den Tod eines Helden."

„Darmit hefft wi em nich wedder, Herr Konsul! ... Aberst, wer to'r See geit, fleit sin Leben in'e Schanze. He is nich de Erste un ward nich de Letzte sin. Wi mōt't seggen un ick segge et ook, wenn dat Harte mi glik blott: Wat Gott deit, dat is wolldahn. Et is en swaren, swaren Slag for mi olen Mann, noch swarer for de arme junge Fro."

Ja, die arme junge Frau, — Margarethe!

Tage-, wochenlang konnte sie sich nicht fassen. Schweigend, fast wie geistesabwesend, schlich sie umher, gelassen ihren häuslichen Pflichten nachkommend. Kein Zuspruch ihres Vaters, Seilers und Leidings half, dem Pastor, welcher sie getraut hatte und der ihr jetzt Trost bringen wollte, wich sie aus, den Gottesacker und die Gräber scheute sie, vor den Leichenzügen, die so oft täglich kamen, floh sie, schloß die Fenstervorhänge, um dem Anblick zu entgehen. Nur ein einziges Verlangen hatte sie: nach Spiekeroog, nach dem Grabe, das ihr Teuerstes auf Erden barg! Thränen, diese Wohlthat der Betrübten, waren ihr versagt ... Man mußte ihrem Wunsch erfüllen. Sie reiste hin. Dort auf dem Friedhofe konnte sie weinen, sich ausweinen. — Sie kehrte zurück, schwermütig zwar, aber doch anscheinend zugänglicher, gesprächiger. Noch immer aber wühlte sie in ihrem Schmerz. Stundenlang konnte sie jetzt auf jenem Stein am Ufer sitzen, wo sie Heinrich zuletzt gesehen hatte, hinausstarrend auf die belebte Wasserfläche, wie verlangend und sehnend stromabwärts blickend, als ob sie der Wiederkehr ihres Geliebten entgegensähe ... Da man fürchten zu müssen glaubte, daß sie sich ein Leid anthun könne, so folgte ihr der alte Kapitän Seiler unbemerkt, um notfalls bei der Hand zu sein. Aber sie kam stets gelassen wieder heim. Von Heinrich redete sie mit Niemandem, auch nicht mit ihrem Vater, der schwer an dem doppelten Leid trug, ja, sich mit der Furcht ängste, daß er dazu werde schreiten müssen, sich von der Tochter, deren Geisteszustand ihn erschreckte, zu trennen. Er sprach eines Tages mit Leiding und deutete seine Absicht an, den Pastor nochmals zu bitten, mit Margarethe zu reden. Leiding legte den Finger an seine Nase, dachte einen Augenblick nach und sagte dann bestimmt: „Doh dat nich, Jahn! Dat

Digitized by Google

nutzt garnicks nich. Na mine Giſſung war et all eher nödig, mit den Doktor to ſpräken."

„Du meenſt doch nich gar, Leiding?" rief Jahn, auf ſeine Stirn deutend.

„I bewahre, ole Burſ! (Burſche.) Wat ik ſeggen woll: En vernunftige Fro is willicht noch mehr anbracht as de Doktor. De Mutter fehlt hier ja leider in'n Huſe, de weer ſonſt de Neegſte darto. Ach, wat vermog en Mutter nich alleens! Gottes Wort ſeggt ja ook: Wie Einen ſeine Mutter tröſtet, — un un gar ſo'n verlaaten Worm as Dine Dochter! Du vermogſt man wenig, ik noch weniger und der Herr Paſtor — em ſonſt in Ehren — garnicks! . . . Jahn, mine Olſche ſchall mal ens kamen! Wat de nich torechte kriggt, dat kummt nimmer torechte, — mi hett ſe ſaken ut de Doorn un Diſteln räten, wenn't ook mal Haare koſt't hett. Du ſchallſt mal ſehn, de kriggt ähr up den Dreih. Verlaat Di up mi: Mine Gedanken gaht höger as Dine, un de leewe Gott is bawen us alle . . . Ja, ja, ja, ja! Kleene Kinner druckt den Schoot, de groten dat Harte. — Mine Fro kummt morgen, dat is ſäker."

„Du magſt recht hebben, Leiding. Wo woll ik den leewen Gott danken, wenn dit Krüz von us nahmen wurd."

„Smiet Din Vertroon nich weg, Jahn . . . Gott hett noch Nums verlaaten un verſümt.

Leiden und Meiden iſt ſchwer zu tragen,
Und dennoch, Herze, ſollſt Du nicht verzagen:
Freude kommt wieder mit heiteren Tagen." —

Frau Leiding rückte an. Sie ſprach lange, eindringlich und mütterlich mit Margarethe. Was die ihr erwiderte, blieb Geheimnis zwiſchen den beiden. Ein Thränenſtrom löſte ſich aus den Augen der jungen Witwe. Sie umſchlang die gute Alte, welche ihr Troſt und Hoffnung gegeben, ihr ſüße, heilige Pflichten auferlegt hatte.

Margarethe war wie neugeboren.

Die Alten — Jahn, Seiler und Leiding — atmeten auf ob der glücklichen Wendung. Mutter Leiding, die treue, mütterliche Freundin, ging ab und zu und war auch dann gegenwärtig, als eines Tages in angſtvoll brandenden Wogen die Geburtsſtunde eines neuen Lebens ſchlug, als unter Sturm und Drang ein Knäblein an das Ufer ſtieg, in deſſen hellen Augen Heinrich Seilers, ſeines Vaters, Seele leuchtete. Welch eine Freude, und doch wie voller Wehmut und Zittern!

„Gott, der Vater der Waiſen, ſei mit dieſem Kinde und laſſe es aufwachſen der jungen, ſo tief gebeugten Mutter zur Freude, ſich ſelbſt und ſeinen Mitmenſchen zum Heile!" ſagte der Paſtor in der Taufrede.

Und dieſer Wunſch reift der Erfüllung entgegen. Der Knabe gedeiht prächtig an Leib und Seele. Es iſt eine Luſt, ihn um die junge ſchöne Frau, die oft ſo ernſt, ſo voll Trauer zum Himmel aufſieht, ſpielen und ſpringen zu ſehen.

„He is ganz wie Heinrich", ſagt dann wohl der alte Kapitän.

„Ähr, Margarethe ähr Sähn is he aberſt ook, en Jahnſchen", entgegnet Jahn.

„I hefft beide recht", ſchlichtet Leiding den Streit. „Et is en feinen Bengel, de en duchtigen Mann verſpricht. Vertreckt em man nich: Kin Boder nich un — twee Großvoders, dat es to wenig un tovääl. Jungens un Hunne mutt de Stock regeeren. Ik will woll to rechter Tid kamen, wenn't wat to regeeren gifft — en Kneereem (Knieriemen) deit ook gode Deenſte."

„Du heſt jümmer wat to knatern!" rufen beide wie aus einem Munde.

„Der Gerechte muß viel leiden", entgegnet der lange Trauermarſchall. „Dar heet ik ook — Leiding for. — Na, grüßt Joe Döchting! De ward mit den Jungen woll klor un reeſtert flickt) wedder, wat hi Olen verdarwt. — Adjies ook, Jahn, adjies Seiler! I wät't äwrijens, wo Leiding to finden is."

„Laat em ſuſen", ſagt Jahn, der gern das letzte Wort behält. „En goden Keerl is un blifft he doch! — Süh, dar kummt nuſ'n lüttje Heinrich! Wo'r will Du hen, min Jung?"

„Grotvoder Seiler", ruft der Knabe, „nimm mi mit in Din Boot, süh, ik kann all ſtüren!"

„Wo dat doch mal in ſtickt", murmelt Jahn.

„Wat ſeggt denn Mutting?" fragt der Kapitän.

„Se will mit un tokieken, weeßt Du woll, und up den groten Steen an'n Strand ſitten."

„Denn man to, Heini!"

. . . Da ſitzt denn Margarethe und denkt an vergangene Tage, an das ſo jäh einſt verſunkene Glück. Sie freut ſich der Gegenwärtigen und befiehlt die Zukünftigen Gott, der ihr den Knaben, dieſen holden Troſt, gegeben hat, der ihn gewiß ihr erhalten wird. Sie hat es erfahren: Er hat Gedanken des Friedens und nicht des Leidens.

Digitized by Google

Am Strome.

Von **Walter Susmann.**

Jeden Tag, wenn die Sonne sich dem Untergange zuneigt, gehe ich hinaus an den Strom, daran die große Stadt sich anlehnt wie in den Arm eines Geliebten. Durch enge und krumme Gäßchen voll wimmelnder Geschäftigkeit führt der Weg. Hohe, spitze Giebel, welche den Himmel in die Flucht schlagen, stützen sich auf Mauern, welche von Jahrhunderte altem Staub gefleckt und schmutzig sind. Aus all den kleinen Läden, deren erblindete Scheiben nur wenigem Licht den Eintritt erlauben, quellen viele seltsame Dinge heraus wie aus dunkeln Höhlen, damit die Sonne ihren erloschenen Glanz übergolden soll. Vergebens möchten sie nur dem Mangel an Licht Schuld geben, daß sie in grauem Trübsinn das Auge des Beschauers von sich abwendig machen.

Das ganze Viertel wird durch ein enges, massiges Thor mit verblichenen Malereien abgeschlossen. Dahinter öffnet sich ein großer Platz mit dürftigen Anlagen, von welchen eine neuerbaute, prunkvolle Brücke hinüberführt über den Fluß mit seinen geschäftigen Wellen.

Auf dem andern Ufer geleitet ihn ein schattiger Park eine Strecke weit auf seinem Wege. Hohe, wohlgepflegte Bäume, welche in Ehren alt geworden sind, wackeln bedächtig mit den Köpfen. Dazwischen lagern kurzgehaltene Wiesen, schmiegen sich heimliche Büsche, und schmale eingezäunte Wege winden sich ängstlich an all der sorgfältig behüteten Natur vorbei.

Dort sitze ich oft lange dicht am Fluß auf einer Steinbank, welche ein Graben zu Inseleinsamkeit absondert. Soweit ich mich erinnern kann, kenne ich ja diesen Strom; in all mein Erleben rauscht er hinein, und meine verschwiegensten Gedanken und Träume mag ich nicht von ihm trennen. An trüben und heitern Tagen habe ich neben ihm gesessen, vieles weiß er, was ich niemals einem Menschen sagen werde. Seine Wellen erzählen mir so oft mit seltsam fremder Stimme meine eigenen Geheimnisse.

Und eines Abends, als die untergehende Sonne ihre bunten Strahlen schon ganz schräg über das Wasser schoß, daß sie nicht gleich darin untersanken, sondern noch eine Weile von Welle zu Welle weiter hüpften, flachen Kieseln gleich, welche Kinder geschickt über den Weiher werfen, da sprach ich also zum Strom, während mein Stock lässig mit dem Sande spielte:

„Mein geliebter Fluß, Du windest Dich um meine Füße wie eine glitzernde Silberschlange, Deine Wellen eilen an mir vorbei, sie krümmen sich, diese strotzenden Muskeln, auf denen Du Dich fortschnellst. Ich, der Langsame, werde von Dir Raschem überholt.

Mir träumte heut Nacht, daß ich Wasser wäre, welches aus erdigen Tiefen unaufhörlich quoll: Ja, lebendiges, brausendes Wasser war ich und jeden Augenblick verloren an das eine große Meer, das mir mit wilden Wellen entgegenschlug.

Da verstand ich, daß Leben heißt: Sich selbst fortwährend davonfließen, daß wir nur bestehen, Du und ich, wenn wir ewig neu aus unerschöpften Quellen strömen.

Und doch kennen wir uns seit vielen Jahren und nennen uns mit Namen und haben ein Erinnern an manche Stromschnellen und bergige und flache Ufer, an denen wir vorbeigelaufen sind. Unsere Seele ist zwiespältig; sie eilt rastlos dahin und steht doch still neben sich und sieht ihr Fließen und Schwanken

Und jetzt, da ich mit Dir rede, dieser Augenblick, an dem die Sonne schon untergegangen ist, und die Sterne aus immer tieferen Nachthimmeln uns entgegen grüßen — jemehr Du hinschaust um so mehr werden es —: dieser Augenblick, diese Lebenswelle, welche so flüchtig ist, daß wir

Digitized by Google

dabeistehen mit Händen, hilflos sie zu ergreifen, wird durch alle ewigen Meere schäumen, sie wird an alle diese Sternenküsten schlagen, bald wild und aufgeregt, bald leise und zärtlich, und mag sie nun auf Schwingen des Lichts fliegen oder zögern wie der Wurm, welcher kriecht. Wir brauchen keine Versäumnis zu scheuen und keine Übereilung, sie hat eine Ewigkeit vor sich für einen grenzenlosen Weg."

Semiramis.

Der Park liegt stumm, die Welle schläft im Rohr,
Die Rosen duften in die Nacht empor —
Nun kommst Du selbst — von der Terrasse Rand
Blickst Du hinaus ins schlafumfang'ne Land.

Du bist so schön — das Mondlicht, mild und klar,
Flicht eine Strahlenkrone um Dein Haar,
Dein Auge glüht und leuchtet — aber ich,
Zum Saume Deines Kleides neig' ich mich.

So stand auch sie und hat hinausgelauscht,
Die Königin, von Macht und Glück berauscht,
Bis sie den Schritt vernahm, der zagend nahl,
Und stumm und bleich der Sklave vor sie trat.

Sie zog den Scheuen an die stolze Brust,
Sie küßt' ihm Mund und Haar in heißer Lust, —
Doch als er sie am frühen Morgen ließ,
Traf er den Henker, der ihn niederstieß.

Mich stößt kein Henker nieder, wenn ich geh' —
Mit meiner Sehnsucht ungestillten Weh
Schreit' ich im Frühlingsglanz hinaus von Dir · · —
Und leben muß ich! — Du gebietest mir!

Und bitter ist das Los, dem Du mich weihst!
Ich fleh' umsonst, daß Du barmherzig seist!
Mein Mut erlosch und meine Kraft zerbrach,
Und weil Du's willst, leb' ich in Qual und Schmach!

Georg Edward.

Sei mein!

Tod ist nicht Tod, wo er um Dich geschieht,
Und Leben ist nicht Leben ohne Dich.
Die Jugend schwindet und das Leben flieht.
Was zagst Du noch, mein liebes Leben, sprich!

Sieh, jede Stunde rollt vorbei wie Blei,
Und jeder Tag ist eine Ewigkeit.
Was willst Du wehren, daß ich selig sei
In dieser Erde Einerlei und Leid?

Du hast Dein Fühlen lange unterjocht,
Und unser Blut, es gährt wie junger Wein.
Dein Busen wallt und wogt, mein Pulsschlag pocht,
Und jede Fiber zuckt: sei Dein, sei mein!

Otto Michaeli.

Mut.

Schon läßest Du die müden Arme sinken
Und legst die starken Ruder still?
Sieh doch am Ufer jene Menge winken,
Die laudend Dich begrüßen will!

Du fürchtest Dich vor schwarzen Ungewittern?
Der wilde Strom macht Dich verzagt?
Ein wack'res Seemannsherz darf nicht erzittern,
Es trotzt der Wogen Übermacht!

Und gehst Du unter, kämpfend mit den Wogen,
So sinkst Du dennoch unbesiegt;
Der Schwache nur wird um den Lohn betrogen,
Der in sich selber unterliegt.

Theodor Rody.

Zur Ernte.

Im Sommerbrand die Ähre schwoll
Und steht nun reif und demutsvoll
Erwartend ihren Tag,
An dem durchs Feld die Sichel klingt,
Und ihr den Tod der Schnitter bringt
Mit scharfem Hieb und Schlag.

O welch Geschick! Im Sonnenglanz
Dahinzusterben reif und ganz;
Verloren geht kein Korn!
Und jedes trägt den Keim in sich
Für tausend and're sicherlich!
Ein heil'ger Lebensborn.

Was lausch' ich doch dem Sichelklang?
Was wird mir nur so schwer und bang? —
Mein Herz, es ist an Dir,
Wie diese Ähren hinzugeh'n
Und, reife Samen auszusä'n,
Dein Segen dort und hier.

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Zum Kapitel: Heine in Frankreich.

Von Karl Emil Franzos.

II. (Schluß.)

Schon die bisher mitgeteilten Thatsachen haben Treitschkes Darstellung in wesentlichen Punkten als nicht richtig erwiesen; ich fahre in der sachlichen Nachprüfung seiner Behauptungen fort.

V. Auch die Mitteilung Treitschkes über Heines beabsichtigte Reise nach Berlin 1846 ist in den Thatsachen zum großen Teil und in der Färbung ganz und gar unrichtig. Nach Treitschke „fühlt“ Heine selbst, daß ihn mit Recht schwere Anklage in Preußen erwarte, und erbittet Alexander von Humboldts Verwendung, „damit der Monarch die Vergangenheit in der alten Registratur begrübe.“ Obwohl „diese Vergangenheit allerjüngste Gegenwart“ war, will der König dem Dichter des „Buchs der Lieder“ verzeihen, die Polizei aber erklärt „nach ihrer Amtspflicht“, daß sie „die Straflosigkeit schwerer Majestätsbeleidigungen“ nicht im Voraus zusichern könne. „Der König allein“, fährt Treitschke fort, „konnte die Sache niederschlagen; doch bevor noch eine Entscheidung erfolgte, hatte Heine schon aus anderen Gründen seine Pläne geändert und die Berliner Reise aufgegeben. Auch damals also geschah ihm von Preußen her kein Leid, und dabei blieb es bis zu seinem Tode.“

Das Material an Briefen und amtlichen Akten, die diese Angelegenheit behandeln, ergiebt ein anderes Bild.

Heine „fühlte“ 1846 nicht, daß ihn Anklage erwarte, sondern er wußte es, weil er schon den ersten Steckbrief vom April 1841 kannte. Eben darum hatte er im Februar 1844 die Reise von Paris nach Hamburg und zurück gemacht, ohne preußischen Boden zu berühren; welche Beweiskraft daher Treitschkes Behauptung: „Wie bisher, so blieb Heine auch ganz unbehelligt von den preußischen Behörden, als er im Jahre 1844 sein Vaterland wieder besuchte“, beizumessen ist, ist bereits gesagt; und später wird zu erörtern sein, ob Heine seit 1844, obwohl er preußischen Boden nicht berührte, wirklich von den preußischen Behörden unbehelligt blieb. Wenn Heine also 1846 trotzdem die Reise nach Berlin beabsichtigte, so waren es die traurigsten Gründe, die ihn dazu bewogen. J. F. Dieffenbach, der erste Berliner Chirurg, von seiner Bonner Studentenzeit her Heines Jugendfreund, war derjenige Arzt, auf dessen Hilfe der todkranke Dichter fast abergläubische Hoffnungen setzte. Wollte der steckbrieflich Verfolgte der so heiß ersehnten Hilfe teilhaft werden, so mußte er sich freies Geleit sichern. Er that es in einem Brief an Humboldt, Paris, 11. Januar 1846, der seine persönliche Würde wahrte, nicht „weinerlich“ flehte, auch keinerlei Schuldbekenntnis enthielt. Ich setze die Hauptstelle her:

> . . . Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, teils um alte Freunde zu sehen, teils auch um die Berliner Ärzte über ein sehr bedenkliches Übel zu konsultieren. Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner stra cura beängstigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluß, mir von den resp. Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, daß ich von denselben während meiner Reise durch die königlich preußischen Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, welche auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiß sehr wohl, daß ein solches Gesuch keineswegs in Einklang steht mit den dortigen administrativen Bräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exzentrisch ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die alte Registratur mit einer Rubrik für exzeptionelle Zeitgenossen zu bereichern.

Man sieht, Treitschke hat den Inhalt nicht bloß ungenau, sondern entstellt wiedergegeben. Vom „Monarchen“ ist überhaupt mit keiner Silbe die Rede; Heine wünscht auch nicht die Vergangenheit in der alten Registratur begraben, sondern er soll nur während seiner Reise nicht verfolgt werden, er wünscht also nicht Straflosigkeit, sondern freies Geleit. Den Sinn des Satzes von der „alten Registratur“ hat Treitschke geradezu ins Gegenteil gewendet. Heine sagt: Der bisher geübte Amtsbrauch in Preußen, oder wie er es bildlich nennt, die „alte Registratur“ würde meinen Wunsch nicht erfüllen, so möge man sie denn durch eine neue „Rubrik für exzeptionelle Zeitgenossen bereichern“, d. h. dem kranken Dichter die Möglichkeit gestatten, bei Berliner Ärzten Hülfe zu suchen. Indem Treitschke willkürlich Heine den Wunsch nach einem „Begraben der Vergangenheit“ in den Mund legt, fügt er daran die korrigierende Bemerkung: „Diese Vergangenheit war freilich allerjüngste Gegenwart.“ Nun spricht aber

Digitized by Google

Heine nur den Wunsch aus, „wegen keinerlei Beschuldigungen, welche auf die Vergangenheit Bezug haben“, in Anspruch genommen zu werden, was ja nichts weiter heißt, als: „um der Strafen willen, die ich habe erscheinen lassen.“ Die Vorrede zu den „Französischen Zuständen“ war dreizehn, die Sammlung „Neue Gedichte“ zwei Jahre zuvor erschienen.

Wie nun aber spielte sich die Angelegenheit ab?! Humboldt wandte sich natürlich an den König, denn da es sich nicht um ein bereits vor den Gerichten anhängig gemachtes Verfahren, sondern um eine von der Polizei eingeleitete steckbriefliche Verfolgung wegen Majestätsbeleidigung handelte, so konnte, wie auch Treitschke richtig bemerkt, „der König allein die Sache niederschlagen.“ Auf die Copie seines später zu erwähnenden Antwortschreibens an Heine schrieb nun Humboldt (Strodtmann, H. Heines Leben und Werke, 3. Aufl. II. 336 ff.) die Bemerkung:

Meine Antwort eine vorsichtige. Der König, der für die Gedichte unverwüstliche Vorliebe hegt, fand es hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar wurde, daß sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmerte. Die Polizei wußte denn ihr feindes Zartgefühl zu widerstehen.

Was jeder denkende Leser zu dieser Äußerung Humboldts sagen muß, hat sich der scharfsinnige Historiker Treitschke, der genaue Kenner preußischer Verhältnisse, gewiß auch gesagt: Angenommen, daß Humboldt thatsächlich diese Auffassung hatte, so war sie doch nicht richtig. Der König allein konnte Heines Bitte erfüllen, die Polizei durfte es gar nicht, es war ihr unmöglich, selbst wenn sie gewollt hätte. Fand es nun der König wirklich hart, den kranken Dichter zurückzuweisen, schien ihm das Gegenteil menschlicher und war er obendrein der Meinung, daß sich in Berlin Niemand um Heine kümmern würde, warum willfahrte er nicht dem Gesuch des Dichters, warum verwies er Humboldt an die Polizei?! Damit war ja die Sache in der Art entschieden, die der König selbst „hart“ fand! Gewiß, Humboldt giebt die Worte Friedrich Wilhelm IV. getreu wieder, aber diese Worte waren nur eben die rhetorische Umhüllung eines entschiedenen „Nein“ und das kann Niemand besser erkannt haben, als der Historiker, der in seiner Charakteristik dieses Fürsten ein Meisterwerk treffender psychologischer Detailmalerei geliefert hat:

Jenen unbewußten Schauspielerkünsten freilich, welche jedem begabten Redner nahe liegen, unterlag er oftmals . . . Ohne durchgreifende Willenskraft, ohne praktischen Verstand blieb er doch ein Selbstherrscher im vollen Sinne . . . In jedem erklärten politischen Gegner sah er einen persönlichen Feind . . . Dieser Gütige konnte, wenn der Hätzern ihn übermannte, sich bis zur Grausamkeit verfolgungssüchtig zeigen. (Treitschke, Deutsche Geschichte. V. 12, 13, 14.)

Mit Recht sagt sich Humboldt in seinem Antwortschreiben an Heine (Strodtmann, a. a. O. II. 336) nach: „Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen.“ Er wandte sich, obwohl ja die Unmöglichkeit eines Erfolgs auf der Hand lag, dennoch an die Polizei, d. h. an den Minister des Innern, Herrn von Bodelschwingh, dem sie unterstellt war. Die Antwort lautete, wie sie lauten mußte; der Minister erklärte, daß „der p. Heyne [sic!] . . . die Verhaftung zu erwarten hat, sobald er den preußischen Boden betritt.“ (Vergl. Karpeles, Heinrich Heine, 233).

Während Humboldts Intervention diesen Ausgang nahm, beraunschte sich der unglückliche Dichter mit der Hoffnung auf Dieffenbachs baldige Hilfe. „Dieffenbachs Freundschaft“, schrieb er (Paris, 10. Februar 1846) an Lassalle, „ist für mich ein tröstender Gedanke; ich sage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist mein Freund.“ Da traf ihn Humboldts Antwortschreiben:

. . . Es ist mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich, Ihrer persönlichen Ruhe wegen, Sie ja bitten muß, den preußischen Boden nicht zu berühren.

Damit war die Sache entschieden. Wenn Treitschke sagt: „. . . Doch bevor noch eine Entscheidung erfolgte, hatte Heine schon aus anderen Gründen seinen Plan geändert und die Berliner Reise aufgegeben“, so steht dies mit den Thatsachen im Widerspruch. Eine Entscheidung war bereits mit des Königs Weisung an Humboldt, sich an die Polizei zu wenden, und nun gar mit Bodelschwinghs Bescheid und Humboldts Antwort an Heine erfolgt. Nichtig ist nur so viel, daß sich einige Wochen nach Empfang von Humboldts Antwort, also zu einer Zeit, da von der Berliner Reise gar nicht mehr die Rede sein konnte, eine Wendung in Heines Krankheit ergab, die seine Pariser Ärzte zu dem Rate bewog, nach Italien oder in die Pyrenäen zu gehen. Dies teilte Heine einem Freunde mit den Worten mit:

Alle meine Hoffnungen sind auf den Süden gerichtet. — Das raten mir auch die Ärzte. Den Plan mit Berlin gebe ich daher auch gerne auf. (Brief an Lassalle; „Paris, ich weiß nicht genau! 1846“.)

Man sieht: Treitschke, der hundert und mehr Briefstellen, in denen Heine über die Unterdrückung seiner Schriften in Preußen Klage führt, überschen hat, findet die einzige heraus, die sich, allerdings nur, wenn man den Thatsachen Gewalt anthut (der Antwort Humboldts erwähnt Heine bereits in einem früheren Briefe an Lassalle), zu deuten läßt, als hätte Heine den Plan seiner Berliner Reise freiwillig aufgegeben. Freilich, selbst dann hätte Treitschke nicht folgern dürfen, es sei ihm also auch damals von Preußen her kein Leid geschehen! Es ist fraglich, ob Heine, selbst wenn der König es bewilligt hätte, noch nach Berlin hätte gehen können, und unfraglich ist, daß auch Dieffenbachs Kunst den Unglücklichen nicht mehr hätte retten können. Aber, um mit des Königs Worten zu sprechen, „hart“ war die Zurückweisung, und das Gegenteil wäre „menschlicher“ gewesen. Und was vollends soll Treitschkes Bemerkung besagen, daß

Preußen Heine sofort bis zu seinem Tode kein Leid angethan?! Was hätte es dem Todtkranken in Paris anthun können?!

VI. Auch von der Darstellung des Notenwechsels, der zwischen der preußischen und der französischen Regierung bezüglich Heines stattfand, gilt das Gleiche, wie von dem eben erörterten Punkte: die Thatsachen sind nicht genau wiedergegeben und die Färbung ist vollends eine unrichtige. Dies läßt sich nachweisen, weil Ernst Elster inzwischen (Deutsche Rundschau XXVIII, 11, 222 ff.) die von Treitschke benützten Aktenstücke vollinhaltlich veröffentlicht hat.

Treitschkes Darstellung, die in meinem ersten Artikel wörtlich wiedergegeben war, sei hier in den Hauptpunkten der Übersichtlichkeit wegen resümiert. „Der ängstliche Guizot erschrak", als sich Heine „um das französische Staatsbürgerrecht bewarb", weil er „nach den herzbrechenden Klagen des Dichters" annehmen mußte, daß „Heine in Deutschland als ein fürchterlicher Hochverräter verfolgt würde." Darum ließ er zunächst durch den Gesandten Bresson „vorsichtig, um den Berliner Hof nicht zu beleidigen", über Heines Stellung zur preußischen Regierung und was man thun wolle, wenn er französischer Unterthan würde, anfragen. Die Antwort des preußischen Auswärtigen Amts nennt Treitschke im Text seines Werkes „kühl", im Anhang in „trockenem, geringschätzigem Ton" erteilt. Im Text wie im Anhang giebt Treitschke Resumées dieser Antwort, die in den Hauptpunkten dasselbe sagen: man wisse gar nicht, ob Heine noch Preuße sei, man habe „vor Jahren seine Schriften verboten, aber gegen seine Person niemals irgend eine polizeiliche Maßregel angeordnet, will er sich in Frankreich naturalisieren lassen, so finden wir nichts dawider einzuwenden, dann hat er gegen uns die Rechte eines Franzosen," oder wie es im Anhang heißt: „Die preußische Regierung würde ihm dann die Rechte eines Franzosen einräumen". Nur im Anhang wird mitgeteilt, das Schreiben erörtere noch das Verbot der Heineschen Werke und komme zu dem Schlusse, da Heine im Ausland lebe und selber keinen Schritt gethan habe, eine Milderung zu erlangen, so könnten die bestehenden Anordnungen nur im Gnadenwege geändert werden, zu welchem Zwecke selbst einen Schritt zu thun für die preußischen Behörden keinerlei Grund vorliege.

Hierzu ist zu bemerken: Guizot brauchte nicht etwa bloß aus den „herzbrechenden Klagen" des Dichters zu wissen, daß Heine in Deutschland als ein „fürchterlicher Hochverräter" gelte, sondern hatte dies von Amtswegen hinlänglich erfahren. Dies freilich wird erst weiter unten darzulegen sein. Schon hier aber kann bewiesen werden, daß der Inhalt seiner Anfrage ein durchaus üblicher, ja selbstverständlicher war. Ich gebe den Wortlaut mit Beglassung der konventionellen Schlußformeln wieder. Der französische Gesandte in Berlin, Bresson, schreibt am 22. November 1842 an den preußischen Minister des Auswärtigen von Bülow:

> ... Monsieur Heine, homme de lettres, né à Dusseldorf sollicite son admission à domicile en France. Cet étranger paraissant avoir été expulsé du Royaume de Prusse, il y a environ dix ans, Mr. le Garde des Sceaux désire, avant d'accueillir la demande qui lui est adressée, connaître le motif de cette expulsion, savoir quelle est la position du Sr. Heine vis-à-vis le Gouvernement Prussien et quelles seraient les conséquences de la naturalisation qui lui serait accordée en France.

Zu deutsch:

> Herr Heine, Schriftsteller, geboren zu Düsseldorf, bewirbt sich um seine „admission à domicile". Sein Terminus, der später erklärt werden soll, in Frankreich. Da dieser Ausländer vor etwa zehn Jahren aus dem Königreich Preußen ausgetrieben worden zu sein scheint, wünscht der Herr Siegelbewahrer, bevor er das an ihn gerichtete Ansuchen erfüllt, den Grund dieser Austreibung kennen zu lernen, und zu erfahren, wie die Lage des Herrn Heine gegenüber der preußischen Regierung ist, und was die Folgen wären, wenn ihm die Naturalisation in Frankreich bewilligt würde.

Sehen wir davon ab, daß Guizot auch aus amtlichen Quellen erfahren hatte, welche Meinung die preußische Regierung von der Gefährlichkeit Heines habe, nehmen wir ferner an, daß ihm auch Heines „herzbrechende Klagen" unbekannt geblieben seien, daß er also nur aus den Berichten seiner Polizei wußte, Heine sei ein in den Augen der preußischen Behörden schwer kompromittierter Mann, — und daß Heine seit der Vorrede zu den „Französischen Zuständen" von 1833 dies war, kann ja niemand bezweifeln, der die von Geiger mitgeteilten Aktenstücke kennt — hätte die französische Regierung dann etwa ihre Anfrage unterlassen können?! Unmöglich — dazu war sie zwecks Wahrung ihrer eigenen Interessen verpflichtet. Ehe ein Staat einem in einem andern Staate politisch kompromittierten Manne bürgerliche Rechte einräumt, wird er immer anthentisch zu erfahren suchen, welcher Art der Mann ist und was eigentlich gegen ihn vorliegt. Kundige sagen mir, daß ähnliche Anfragen einer Regierung bei der andern noch heute stattfinden und immer stattgefunden haben, es sei denn, daß ihre Beziehungen auf's Äußerste gespannt seien, was doch damals zwischen Frankreich und Preußen nicht der Fall war. Auch die Frage nach den Folgen, welche Preußen einer etwaigen Naturalisation Heines in Frankreich zu geben geneigt sei, war eine durchaus berechtigte und übliche. Sie besagte, schlicht ausgedrückt: „Werdet ihr den Mann dann in Ruhe lassen, oder kommen wir etwa in die Lage, ihn, nachdem er unser Bürger geworden, gegen formal berechtigte Reklamationen Eurerseits schützen zu müssen?!"

„Ängstlich" also verdient Guizot im Hinblick auf dieses Schreiben nicht genannt zu werden. Nicht bloß unberechtigt aber, sondern geradezu unbegreiflich ist Treitschkes Charakteristik der Antwort Preußens als „kühl" oder gar in „trockenem, geringschätzigem Tone" gegeben. Denn ihm lagen die Aktenstücke vor; er wußte also — und erwähnt es selbst — daß das

Digitized by Google

Auswärtige Amt sich vorher an das Ministerium des Innern um Auskunft wandte; er wußte ferner auch, welche Auskunft dieses erteilte. Die Antwort des preußischen Ministers des Innern, Grafen Arnim, an den Minister des Äußern, Freiherrn von Bülow, vom 9. Januar 1843 lautete aber wörtlich wie folgt:

> . . . Eurer Excellenz erwiedere ich auf das gefällige Schreiben vom 30. November vrt. ganz ergebenst, daß darüber, ob der Schriftsteller Heinrich Heine jemals wirkliche Unterthanenrechte im diesseitigen Staate gehabt habe, hier augenblicklich keine ganz sichere Notizen vorliegen. Derselbe ist 1797 zu Düsseldorf geboren und hat in Bonn, Berlin und Göttingen — an welchem letzteren Orte er die juristische Doktorwürde erhielt — studiert. Seitdem hat er sich abwechselnd in Hamburg, Berlin, Memel [Schreibfehler für „München"] und Paris aufgehalten. Gegen seine Person sind diesseits keine Maßregeln ergriffen worden. Wohl aber ist mittelst der abschriftlich in Eurer Excellenz Akten befindlichen Verfügung vom 11. Dezember 1835, abgesehen von Verboten seiner früheren Schriften, eine Untersagung des Debits mit allen seinen künftigen Erzeugnissen ausgesprochen worden, sofern dieselben nach dem weiteren Erlasse vom 16. Februar 1836 ohne diesseitige Censur außerhalb der preußischen Staaten erscheinen. Zu einer Zurücknahme dieser, auch gegen andere Schriftsteller des jungen Deutschlands angeordneten, in Bezug auf dieselben aber mitgetheilten oder aufgehobenen Maßregel ist bis jetzt kein Anlaß dargeboten worden, da der p. Heine sich seit längere Zeit hindurch in Frankreich aufhält, ohne die diesseitige Vermittelung für eine Zurücknahme der beiläufigen Anordnung in Anspruch zu nehmen.
>
> Seiner Naturalisation in Frankreich steht preußischerseits kein Bedenken entgegen. Die Realisirung derselben wurde ihm dem diesseitigen Gouvernement gegenüber lediglich in die Stellung eines französischen Unterthanen versetzen. Die wider seine literarischen Produkte bestehenden Maßregeln würden aber allerdings nicht ohne aufgehoben werden können, als bis in seinen Gunsten eine Abänderung der Allerhöchsten Cabinettsordre vom 28. Februar v. J., deren Bedingungen, so lange er in Frankreich domicilirt, auf ihn nicht Anwendung finden, herbei geführt wird, was von Amtswegen nachzusuchen, keine Veranlassung vorliegt.
>
> Eurer Excellenz erlaube ich mir ergebenst anheim, wiesern Hochdieselben von vorstehenden Bemerkungen bei der Beantwortung des Schreibens des Königl. Französischen Gesandten vom 22. November pr. Gebrauch machen wollen.

Der Minister des Äußern machte sich die Sache leicht: er ließ Arnims Schreiben übersetzen und gab diese Übersetzung als Antwort an Bresson weiter. So bekundet Elster (a. a. O. 225) ausdrücklich und teilt darum dieses Schreiben Bülows nicht erst mit.

Das kann ja Treitschke unmöglich entgangen sein! Und unmöglich konnte er annehmen, daß der preußische Minister des Innern an seinen Kollegen des Äußern „kühl", geschweige denn gar „in geringschätzigem Tone" geschrieben haben könnte. Und dennoch gibt er seiner Darstellung diese allerdings wirksame Farben-Nuance!

Auch sein Resumé des Inhalts der Aktenstücke ist nicht so genau, wie man es von dem Historiker von Beruf erwarten darf. Hier nur einige wenige Punkte:

1. Der Brief Bressons besagt, daß Heine sich um seine „admission à domicile" in Frankreich bewerbe. Im nächsten Absatz wird dann nach der „conséquences de la naturalisation" gefragt. Das sind zwei verschiedene Dinge. Die „admission à domicile" gewährt das Heimatsrecht, sie ist eine Vorbedingung der Naturalisation, aber nicht diese selbst. Ohne die „admission à domicile" kann man die „lettre de naturalité" nicht erhalten, aber hat man die „admission à domicile" erlangt, so muß man weitere Schritte thun, um die Naturalisation zu erwirken oder kann dies auch bleiben lassen. Ein Mann von Treitschkes außerordentlicher Kenntnis öffentlich-rechtlicher Fragen muß dies gewußt haben. Dennoch behauptet er ohne weiteres auf Grund dieses Briefes: „Heine bewarb sich um das französische Staatsbürgerrecht." Und doch hätte er gerechter Weise um so vorsichtiger sein müssen, als er die angebliche Lüge Heines in diesem Punkt beweisen wollte. Seine Bewerbung um die „admission à domicile" leugnet ja auch Heine selbst nicht, im Gegenteil, er gesteht sie (vergl. S. 253) offen, ja nachdrücklich zu, er leugnet nur die Naturalisation:

> Aus mißmutiger Fürsorge erfülle ich einst die Formalitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand setzen, nötigsten Falls die Rechte der Naturalisation ohne Zögernis zu erlangen. Aber ich beate immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Akt.

2. Treitschke verzeichnet, die preußische Regierung habe geantwortet, „unsere Behörden wissen gar nicht, ob Heine noch preußischer Unterthan ist". Dies aber ist eine ungenaue Wiedergabe der Note Arnims und — wenn die Angabe des sonst unbedingt zuverlässigen Elster, wonach Bülow nur eben Arnims Mitteilungen französisch wiedergegeben hat, auch diesmal zutrifft — der Note Bülows. Denn bei Arnim heißt es: „. . . daß darüber, ob der Schriftsteller Heinrich Heine jemals wirkliche Unterthanenrechte im diesseitigen Staate gehabt habe, hier augenblicklich keine ganz sichere Notizen vorliegen." Die preußische Regierung weiß also nicht einmal, ob er überhaupt jemals Preuße gewesen. Das ist sachlich für die Frage nicht ohne Bedeutung, in welchem deutschen Bundesstaate Heine die Staatsangehörigkeit besessen habe.*)

*) Wie bereits erwähnt, wird seit 1897 allgemein angenommen, Heine sei seit 1846 Hamburger Staatsangehöriger gewesen. Seltsamer Weise ist bisher, so viel auch darüber geschrieben wurde, meines Wissens der einzige Brief Heines, der diesen Punkt streift, nicht beachtet worden. Derselbe ist aus Hamburg, 4. Januar 1831, an Varnhagen von Ense gerichtet, und behandelt Heines Plan, sich um den gerade vakanten Posten eines der vier Syndici, also um ein Staatsamt zu bewerben. „Von mehreren Seiten," sagt Heine, „ist man mich angegangen, mich zu melden, da ich Doctor juris bin und jede Stunde auch für einige Mark Bürger werden kann (das sind die einzigen Requisiten)." Heine stellte an Varnhagen die Bitte, dieser möge zur Förderung dieser Absicht in einer ihm zugänglichen Zeitung einen Artikel erscheinen lassen, der auf Heines Bewerbung hinweise. In dieser Anweisung für den Aufsatz schreibt Heine am Schlusse: „Soll etwa angedeutet werden, daß es ein Verlust sei, daß ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?" Ich citiere die Stelle, eben weil dies bisher nicht geschehen ist, bemerke aber, daß dadurch meines Erachtens nicht einmal der von Hüffer geführte Indizienbeweis, daß Heine 1846 Hamburger Staatsangehöriger geworden sei, erschüttert wird, geschweige denn, daß

Digitized by Google

3. Treitschke giebt als Antwort der preußischen Regierung auf die Frage, welche Folge die Naturalisation Heines in Frankreich hätte, im Anhang an: „Wolle er Franzose werden, so habe die preußische Regierung nichts dawider und würde ihm dann die Rechte eines Franzosen einräumen," und übereinstimmend heißt es im Text: „Will er sich in Frankreich naturalisieren lassen, so finden wir nichts dagegen einzuwenden, dann hat er gegen uns die Rechte eines Franzosen." Und daran knüpft dann Treitschke die Bemerkung: „Das war der Unglückliche, dessen gräßliches Martyrium den deutschen Zeitungsschreibern so viele blutige Thränen erpreßte."

Nun denn, ist das treue Citieren von Aktenstücken überhaupt Pflicht, so ist es doppelte Pflicht, wenn man, wie Treitschke, als Erster aus einem nicht allgemein zugänglichen Geheimarchiv schöpft, und dreifach Pflicht, wenn man aus dem Citat, so wie er hier, weitgehende Folgerungen zieht. Was aber steht in der Note Arnims an Bülow? Nichts weiter als:

> Seiner Naturalisation in Frankreich steht preußischerseits kein Bedenken entgegen. Die Realisierung derselben würde ihn dem diesseitigen Gouvernement gegenüber lediglich in die Stellung eines französischen Unterthanen versetzen.

Man sieht, „dann hat er gegen uns die Rechte eines Franzosen", „dann würde ihm die preußische Regierung die Rechte eines Franzosen einräumen" — von all dem steht nichts in der Note Arnims. Und dadurch das von Kaufmann aufgefundene Dokument, das sich gar nicht anders verstehen läßt, als daß Heine mindestens 1827 bereits die Hamburger Staatsangehörigkeit besaß, irgendwie an seiner Beweiskraft einbüßt. Die erste Stelle läßt sich dahin wenigstens auffassen, daß, wie mit auf meine Anfrage von kundiger Seite mitgeteilt wird, Staatsangehörigkeit und Bürgerrecht in Hamburg verschiedene Dinge waren. Jeder Bürger war selbstverständlich Staatsangehöriger, aber nicht jeder Staatsangehörige Bürger. Ein Staatsamt aber konnte nur ein Bürger bekleiden. Der Staatsangehörige Heine mußte also Bürger werden, wenn er Syndicus werden wollte und dies war allerdings nur eine Geldfrage. Anders hätte sich die Sache für Heine verhalten, wenn er nicht bereits Hamburger Staatsangehöriger gewesen wäre: dann wäre die Erlangung der Staatsangehörigkeit und des Bürgerrechts keineswegs eine bloß durch Geld und in kürzester Frist zu erledigende Formalität gewesen. Man sieht, die Stelle spricht mehr für die zuerst von Hüffer verteidigte Annahme als gegen sie. Die zweite Stelle aber?! Heine gibt, dies beachte man wohl, die Anweisung, wie die von ihm gewünschte Empfehlung so wirksam und für ihn schmeichelhaft als möglich abgefaßt werden soll. Es soll darum auch darauf hingewiesen werden, daß seine Anstellung ein Verlust für Preußen, seine Heimat, wäre. Dies wäre eine den wenigen Unwahrheiten mehr, die man Heine nachweisen könnte, und da auch diese Arbeit, je wenig wie irgend einer meiner Aufsätze über Heine, den Zweck verfolgt, für Heine eine günstigere Beurteilung erwirken zu helfen, als er verdient, sondern nur eben die Wahrheit zu erkunden, so bringe ich den Punkt zur Sprache. Wie es um Heines Wahrheitsliebe überhaupt steht, werde ich später zu erörtern haben. Ich bemerke nur noch, daß ich mich, um die Frage der Hamburger Staatsangehörigkeit Heines nach Kräften ins Klare zu bringen, vor einigen Tagen um authentische Auskunft nach Hamburg gewendet habe. Die Antwort steht noch aus und es ist zudem sehr fraglich, ob dort Aufschluß zu gewinnen ist, da bei dem Hamburger Brande von 1842 eine Unzahl von Urkunden und Staatsakten zu Grunde gegangen ist.

in der Note Bülows an Bresson? Sie liegt nicht vor, wohl aber Elsters Zeugnis, daß sie „in ihren wesentlichen Teilen nur aus einer Übersetzung von Arnims Mitteilungen besteht." Da müßte dann der betreffende Übersetzer des Auswärtigen Amts höchst schleuderhaft übersetzt haben. Denn zwischen beiden Versionen ist schon sachlich ein sehr großer Unterschied und ein geradezu ungeheurer Unterschied im Tenor.

VII. Nicht bloß Alles, was Ansichtssache ist, auch Alles, wo der heutige Stand des Materials noch kein sicheres Urteil ermöglicht, schließe ich aus. Zu dem Letzteren gehört die Frage von Heines französischer Pension. So lange wir nicht aufs Genauste wissen, wie, durch wessen Vermittelung und unter welchen Bedingungen Heine die Pension erhalten hat, so lange uns ferner von seiner Korrespondenz mit den französischen Machthabern jener Zeit, insbesondere mit Thiers und Guizot, nicht mehr bekannt ist als bisher, ist auch ein gerechtes Urteil unmöglich. Heute lassen sich nur eben die Extreme als falsch erkennen. Die Pension war kein bloßes großmütiges Almosen für den Flüchtling, wie die Heine-Schwärmer versichern, aber auch ein gewöhnlicher Soldschreiber, wie Treitschke und Andere behaupten, ist Heine nicht gewesen. Das wird Niemand zugeben, der seine Berichte für die „Allgemeine Zeitung" kennt und weiß, wie oft er die französische Regierung zur Zeit, wo er bereits die Pension bezog, angegriffen hat. Indes, die Frage, ob dieser Makel als ein mehr oder minder schwerer aufzufassen ist, ist noch eine offene.

Hingegen ist es keine Ansichtssache, sondern eine nach Thatsachen zu entscheidende Frage, ob Treitschke Heine mit Recht „in Allem das Gegenteil eines Helden", also einen Feigling nennt. Wer unbefangen die Thatsachen prüft, wird Heine ebenso wenig einen Feigling wie einen Helden nennen. Was seinen physischen Mut betrifft, so hat er sich in der einzigen ernsthaften Duell-Affaire seines Lebens, der mit Herrn Salomon Strauß, wie meine Darstellung in dem Aufsatz „Heinrich Heine und Gabriel Rießer", (S. 121 ff. des laufenden Bandes der „Deutschen Dichtung") erweist, durchaus korrekt benommen. Indes meint ja Treitschke schwerlich den physischen, sondern den moralischen Mut, was auch thatsächlich zweierlei ist. Wie erbärmlich feig hat sich z. B., wie Geigers aktenmäßige Darstellung erweist, der auf der Universität als Raufbold erprobte Laube dann während seiner Berliner Untersuchungshaft benommen! Ebenso sei auf Geigers Buch verwiesen, wie die meisten anderen Schriftsteller des Jungen Deutschland das Verbot von 1835 aufnahmen und zu mildern bemüht waren, während Heine der Einzige war, der keinen Schritt zu diesem Zweck that. Es sei mir gestattet, hier ein Urteil Ernst Elsters zu citieren, dem gewiß keine blinde Voreingenommenheit für Heine nachzusagen ist: „Heine hat sich in dem Kampfe, der gegen Menzel und gegen die Regierungen geführt wurde, unmig, ehrenwert und

Digitized by Google

als ein Mann benommen, während mehrere seiner Bundesgenossen das Hasenpanier ergriffen." (Elster, Werke IV, 300.) Wer es anders sagt, stellt eine Behauptung auf, der die Thatsachen widersprechen.

VIII. Ansichtssache ist Treitschkes Urteil über den Schriftsteller Heine und seine Charakteristik von Heines Tonart, hingegen ist sein Resümé des politischen Inhalts von Heines Schriften eine sachliche Mitteilung, die sich auf ihre Richtigkeit hin prüfen läßt. Den Wortlaut dieses Resümés habe ich in meinem ersten Aufsatz citiert. Er läßt sich dahin zusammenfassen: Heine habe es den Deutschen nie verzeihen können, daß sie ihren Willen gegen das von ihm vergötterte Frankreich zu behaupten gewagt und der Weltgeschichte nicht verzeihen können, daß sie ganz andere Wege gegangen, als er geweissagt.

Ist das richtig?! Das wird Niemand behaupten können, der Heines Schriften kennt, er denke im Übrigen über den Standpunkt des Dichters wie er wolle. Nach Leuten, die diesen Standpunkt ganz und gar teilen, wird man heute vergeblich suchen; die Zeiten sind andere geworden und wir Deutschen mit ihnen. Schon daß wir in einem starken einigen Reich wohnen, bedeutet naturnotwendig einen ungeheuren Unterschied aller Empfindungen und Anschauungen; auch über die politisch radikalen Theorien des Vormärz müssen wir anders denken. Nur mit historischem Sinn also läßt sich der Standpunkt Heines überhaupt begreifen; zu allen Zeiten der gleiche war dieser Standpunkt zudem nicht, und es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem Heine von 1815, der als Freiwilliger in das Heer der Verbündeten eintreten will, dem Heine von 1819, der auch noch von romantisch burschenschaftlichen Ideen erfüllt ist, dem Heine von 1822, in dessen teutonische Begeisterung sich der Schmerz über die Reaktion mischt, dann dem Heine des „Buchs Le Grand" und selbst für die Pariser Zeit dem Heine der dreißiger, der vierziger und der fünfziger Jahre. Ein ganz klares Bild der politischen Entwickelungen und Anschauungen Heines läßt sich, namentlich für die Zeit bis zum Beginn der zwanziger Jahre, auch heute noch nicht geben, weil das Material noch zu lückenhaft ist; wäre eine Lösung dieser Aufgabe möglich, so würde sie doch in den Rahmen dieser Studie nicht gehören; für unsere Zwecke genügt es, wenn daran erinnert wird, was durch alle Wandlungen im Einzelnen als Grundmotiv hindurchklingt. Heine hatte kein Verständnis für Preußens innere Kraft und Tüchtigkeit und darum keine Ahnung von der Bedeutung, die Preußen für Deutschlands Zukunft gewinnen könne — aber wie viele seiner Zeitgenossen hatten dafür volles Verständnis? Unbezweifelbar hingegen ist sein liebevolles Verständnis für das deutsche Volk, die deutsche Art, die deutsche Dichtung, und er hat dies weder den Deutschen, noch den Franzosen gegenüber je verleugnet. Wie immer man die Arbeiten beurteilen mag, in denen er den Franzosen das geistige Leben Deutschlands nahe zu bringen suchte, eine unwürdige Herabsetzung deutschen Wesens kann man sie unmöglich nennen, wie auch Niemand, der seine Schriften über Frankreich liest, den Eindruck haben kann, daß er für die Schwächen der Franzosen blind gewesen sei. Aber selbst wer, wie Treitschke, Heines Befangenheit gegenüber der preußischen Regierung seiner Zeit für Abneigung gegen das deutsche Volk hält, wer von Heine verlangt, daß er von den Anschauungen hätte erfüllt sein sollen, die heute uns erfüllen, und ihn darum verachtet, weil er in den Anschauungen seiner Zeit befangen war, kann doch Heine nicht nachjagen, er habe das Unterliegen Deutschlands gegen Frankreich geweissagt und dann der Weltgeschichte nicht verziehen, daß die Deutschen zu Beginn der Vierziger Jahre vor den Franzosen und ihrem Kriegsgeschrei nicht zurückgewichen seien. Denn das Gegenteil ist richtig, wie jeder Kenner von Heines Schriften weiß. Ich muß mich aus Raumgründen begnügen, eine einzige dieser „Weissagungen" zu citieren. In allen Ausgaben von Heines Werken steht sein Gedicht:

Deutschland.

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet Euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Es ist ein täppisches Riesenlein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt Euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzweigeschlagen!

Ja, Du wirst einst wie Siegfried sein,
Und töten den häßlichen Drachen.
Heißa! wie freudig vom Himmel herab
Wird Deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten, und seinen Hort,
Die Reichskleinodien besitzen.
Heißa! wie wird auf Deinem Haupt
Die gold'ne Krone blitzen!

Das Gedicht ist „im Sommer 1810 geschrieben", also zur Zeit der Kriegsgefahr. Treitschke, der jede Zeile von Heine aufs Genaueste kannte, der selbst die versteckteste Briefstelle, wie wir gesehen haben, zu finden wußte, wenn er ihrer für seine Beweisführung bedurfte, hat dieses Gedicht und einige ähnliche „Weissagungen" in Prosa nicht citiert; noch mehr, er hat Heine das Gegenteil dessen weissagen lassen, was dieser thatsächlich für den Fall eines Kriegs zwischen Deutschland und Frankreich prophezeit hat. Aber auch damit noch nicht genug; bei der Besprechung der Haltung der Pariser deutschen Flüchtlinge in der Zeit der Kriegsgefahr schrieb er wörtlich:

Heinrich Heine fühlte sich wie betäubt, als der kunstvolle Prachtbau der wälschen Phrasen des letzten Jahrzehntes so jählings zusammenbrach und die verhaßten Teutonen sich so ungebärdig gegen sein geliebtes Frankreich erhoben; indessen zog er vor, für jetzt noch klüglich zu schweigen.

Digitized by Google

Das steht bei Treitschke wirklich und wörtlich zu lesen. (Deutsche Geschichte, V. 88.)

IX. „Die weinerliche Erzählung von Heines Exil“, sagt Treitschke, „ist nichts weiter als eine häßliche Lüge, deren jeder gewissenhafte Historiker sich schämen sollte.“

Es ist aber keine Lüge, sondern Wahrheit.

Für die Zeit seit 1844 bedarf dies keines Beweises mehr; der Mann, der, um Treitschkes eigene Worte zu citieren, „befürchten mußte, beim Betreten des preußischen Bodens unter schwerer Anklage vor Gericht gestellt zu werden,“ der Mann, der 1846 als Todkranker nicht einmal für wenige Tage nach Berlin durfte, um Ärzte zu konsultieren, war ein Flüchtling und hat in Paris im Exil gelebt.

Wie aber ist die Frage für die Zeit von 1831 bis 1844 zu beantworten? Gleichfalls nicht anders. Denn welcher politische Schriftsteller ist ein freiwilliger Flüchtling? Doch nur derjenige, der sein Vaterland verläßt, obwohl er auch hier seinen Überzeugungen freien Ausdruck geben darf und keinerlei Verfolgung zu befürchten hat. Sehen wir ihn vor die Wahl gestellt, entweder zu schweigen oder zu gehen, so werden wir wahrlich von einem freiwilligen Entschluß nicht reden dürfen, denn wer seinen Überzeugungen Ausdruck giebt, und um jeden Preis, selbst den der Heimat, auch in Zukunft Ausdruck geben will, gehorcht gleichfalls einem inneren Zwange. Man könnte freilich sagen: „Hätte sich Heine auf unpolitische Lieder und Aufsätze beschränkt, er hätte in Deutschland bleiben können“ — aber welcher verständig denkende, sittlich empfindende Mensch, er urteile über den polnischen Schriftsteller Heine, wie er wolle, wird sich auf diesen Standpunkt stellen können? Thut man dies nicht, gönnt man auch Heine sein Menschenrecht, zu denken und zu schreiben, wie es ihm richtig schien, so wird man nur sachlich zu prüfen haben, ob Heine bis 1831 in Deutschland ganz unbehelligt geblieben ist, ob er, nach dem damals herrschenden Regierungssystem, in Zukunft unverfolgt geblieben wäre, auch wenn er politischer Schriftsteller geblieben und seinen Ideen dann denselben Ausdruck gegeben hätte wie in Paris. Schon wer dies verneinen muß, wird „die Erzählung von Heines Exil“ nicht eine „Lüge“ nennen dürfen. Und vollends wird dies Niemand thun, der alle einschlägigen Thatsachen unbefangen prüft.

Der zweite Teil von Heines „Reisebildern“ (1827) war von Preußen, Hannover, Österreich, Mecklenburg und andern deutschen Staaten verboten worden. Ob es nur dabei geblieben wäre, wenn Heine nicht am Tage der Ausgabe des Buches die Reise nach England angetreten hätte, ist eine offene Frage. Zugegeben ist nur, daß man sich damals noch in Preußen nicht leicht zum Einschreiten gegen den Autor eines konfiszierten Buches entschloß; um so leichter aber in Hannover. Man lese in jedem beliebigen Geschichtswerke nach, was damals in diesem Bundesstaate möglich war, und wird sehr wohl verstehen, was Heine am 1. Mai 1827 an Varnhagen von Ense schrieb: „Es war nicht die Angst, die mich wegtrieb, sondern das Klugheitsgesetz, das jedem rätet, nichts zu riskieren, wo garnichts zu gewinnen ist.“ Auch dazu hatte Heine genügende Gründe, daß er nach seiner Rückkehr (Hamburg, 19. Oktober 1827) an denselben Freund schrieb: „Die Verfolgungen, die ich erleide, sind bedenklich, und es ist nötig, daß ich zu jeder Zeit mit Reisegeld versehen sei,“ und auch darüber wird Niemand, der sich über die damaligen Verhältnisse in Hannover orientiert hat, lächeln, daß Heine aus Lüneburg, 30. Oktober 1827, abermals an Varnhagen meldete: „Ich bin im Begriff von hier abzureisen (ich traue den Hannoveranern nicht sonderlich) . . .“

Galt Heine schon nach dem Erscheinen des zweiten Bandes der „Reisebilder“ den Regierungen als ein gefährlicher Schriftsteller, so noch mehr in der Folge. Man erinnere sich, wie die preußische Censur über die „Nachträge zu den Reisebildern“, wie über Heines Einleitung zu: „Mahldorf über den Adel“ urteilte, und beantworte sich dann die Frage, ob die preußische Regierung den Autor eines Buches, welches „das Heiligste herabwürdigt und empörende Blasphemien enthält,“ einen Autor, um dessentwillen sie bei der bayrischen Klage führen wollte, weil diese den Druck seiner Schrift geduldet, die „höchst unangemessene, leidenschaftliche, beleidigende und aufrührerische Stellen“ enthalte, — ob diese Regierung, sag' ich, den Autor, wenn er ihr persönlich erreichbar gewesen wäre, unbehelligt gelassen hätte?! Durch die Juli-Revolution erschreckt, begnügte man sich nun bekanntlich in Preußen nicht mehr mit Verboten.

Heine wußte freilich noch nicht, was in den preußischen Akten über die „Nachträge zu den Reisebildern“ stand und wie die Regierung jene Vorrede zu „Mahldorf“ auffassen würde, aber er ahnte es und sah es voraus, wozu keine Prophetengabe gehörte. Es war kein Hirngespinst, wenn er am Schlusse jener Einleitung sagte: „Ach die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen. Berlin füttert die beste Koppel . . .“ (Werke, Elster VII. 293.) Und nicht bloß subjektiv, auch objektiv begründet war es, als er aus Paris, 27. Juni 1831, an Varnhagen schrieb:

> „Ich habe jetzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt, ich fühlte mich nicht sicher, und da mir eine Reise nach Paris schon längst im Gemüte dämmerte, so war ich leicht bereitet, als mir eine große Hand gar beseeglich winkte. Indessen: Fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte! Ich paradiere Dantes mit Schmerzen . . . . Es kann mir hier nicht schlechter gehen, wie in der Heimat, wo ich nichts als Kampf und Not habe, wo ich nicht sicher schlafen kann . . .“

Treten wir nicht in den Streit ein, wessen „große Hand“ es war, die Heine „winkte“; es bedurfte eines solchen Winks nicht; ihn warnte schon das damals

Digitized by Google

herrschende Regierungssystem genügend. Die von Geiger publizierten Akten beweisen nur, wie recht er hatte.

Seit der Veröffentlichung dieser Akten kann es auf die Frage, ob Heine 1831 nur zum Vergnügen und nicht vielmehr aus den triftigsten Rücksichten für seine persönliche Sicherheit nach Paris gegangen ist, keine Unklarheit mehr geben. Und einen „freiwilligen Flüchtling“ wird ihn nur derjenige nennen dürfen, der etwa der Meinung sein sollte: wer ins Ausland gehe, um unausbleiblicher Verfolgung zu entgehen, sei nur dann ein Flüchtling zu nennen, wenn er dies nicht rechtzeitig thue, nicht bevor die Verfolgung eingeleitet sei! Zu dieser Ansicht wird sich aber doch Niemand im Ernste bekennen mögen.

Heine ging 1831 nicht freiwillig ins Exil. Und ist er etwa bis 1841, wo die steckbriefliche Verfolgung begann, freiwillig im Exil geblieben?! Was harrte seiner in Preußen?! Darauf geben die in meinem ersten Aufsatz im Auszug mitgeteilten Aktenstücke die denkbar klarste Antwort. Man denke an die Kabinetsordre Friedrich Wilhelm III. vom 17. Februar 1833 über die „Französischen Zustände“, an den Vernichtungskrieg, den die preußische Regierung in ganz Deutschland gegen die „Vorrede“ führte! Wenn, um ein einziges Detail zu wiederholen, die preußische Regierung 1831 die Regierung der Freien Stadt Frankfurt zwang, gegen zwei Buchhändler, die Heines Schriften verkauften, die peinliche Untersuchung zu eröffnen, welches Schicksal hätte sie dem Autor selbst bereitet, wenn sie seiner habhaft geworden wäre?! Man denke, wie es 1834 Heinrich Laube erging, als er „wegen frechen Tadels von Staats-Institutionen, Erregung von Mißvergnügen gegen den deutschen Bund und Tadel des Königs“, daneben wegen Teilnahme an der Burschenschaft in Untersuchung gezogen wurde.

Nach achtmonatlicher Untersuchungshaft zu siebenjährigem Festungsarrest verurteilt, mußte Laube dann zum mindesten anderthalb Jahre im Gefängnis verbringen, und auch diese Linderung der Strafe dankte er nur der Fürsprache einflußreicher Gönner. Wie erst wäre es Heine ergangen, mit dem verglichen Laube in den Augen der preußischen Regierung wie ein unschuldiges Lämmchen erscheinen mußte?! Und wie erst hätten sich für Heine die Dinge nach dem Verdikt des Bundestags über das Junge Deutschland, wie nach dem General-Verbot seiner Schriften in Preußen gestaltet, wenn er den preußischen Behörden die Möglichkeit gegeben hätte, sich mit seiner Person zu beschäftigen! Um dies recht zu ermessen, erwäge man, wie es Gutzkow, Laube, Mündt erging, obwohl sie mehr oder minder reumütig Abbitte geleistet hatten! Heine aber hatte keinen Schritt gethan, um eine Milderung oder Aufhebung des Verbots seiner Schriften zu bewirken. Wenn es den buchstrengen Sündern so schlimm erging, welches Schicksal hätte sich über dem verstockten Rädelsführer entladen!

Heine blieb frei, weil er in Paris lebte. Daß ihn die preußische Regierung auch dort beobachten ließ, kann keinem Zweifel unterliegen. Die folgenden Stellen seiner Briefe — ich begnüge mich aus Raumgründen mit einigen wenigen — enthalten keine Unwahrheiten, keine Hirngespinste:

. . . Diese letztere ist meine Hauptadresse und die sicherste, wenn man sonst keine königl. preuß. Postamtsindiskretion zu fürchten hat. Ich bin umgeben von preußischen Spionen; obgleich ich mich den politischen Intrigen fern halte, fürchten sie mich doch am meisten. (Brief an Varnhagen von Ense, Paris, 27. Juni 1831.)

. . . Sie haben keinen Begriff davon, wie es in diesem Augenblicke um mich her tost und stürmt. Ich habe hier . . . und die preußischen Spione auf dem Hals . . . Hier nicht einmal ist man sicher. Vorigen Samstag sind hier mehrere Deutsche arretiert, und auch ich fürchte jeden Augenblick arretiert zu werden. (Brief an Heinrich Laube, Paris, 10. Juli 1833).

. . . Ich schrieb ihm [Varnhagen] nie, aus Furcht, daß meine Briefe ihn kompromittieren könnten. (Brief an Rosa Marie Assing, Boulogne, 30. Juni 1835.)

Ich sage, dies seien keine Unwahrheiten, denn Heines Mitteilungen sind hier nicht bloß an sich glaubwürdig, sondern sie decken sich auch mit feststehenden Thatsachen. Es gab in Paris zahlreiche preußische Spione; jeder deutsche Flüchtling von einiger Bedeutung war ihrer Beobachtung ausgesetzt; das Briefgeheimnis wurde zur Zeit, da Herr von Nagler das preußische Postwesen leitete, aus politischen Rücksichten oft genug verletzt. Thatsache ist ferner, daß die Verhaftung oder Ausweisung deutscher Flüchtlinge aus Paris in den meisten Fällen auf die Reklamationen der preußischen Gesandtschaft bei der französischen Regierung zurückzuführen war. Obwohl z. B. Jakob Beneday in seiner Zeitschrift „Der Geächtete“ alle deutschen Bundesstaaten befehdete, war es doch nur Preußen, das 1835 die Unterdrückung des Blattes und die Internierung des Redakteurs in Havre durchsetzte; Heines Bemühungen bei Thiers, dies zu hintertreiben, blieben vergeblich, wohl aber war es Heines Vermittlung zu danken, daß Beneday 1840 nach Paris zurückkehren durfte. Es ist undenkbar, daß die preußischen Spione jeden anderen Flüchtling beobachtet hätten und nur den berühmtesten und der preußischen Regierung unangenehmsten Mann unter ihnen nicht; undenkbar, daß Preußen die Ausweisung oder Internierung von Leuten dritten Ranges gefordert, hingegen die Heines nie angeregt hätte. In einer öffentlichen Erklärung (Paris, 15. Mai 1848 Werke Strodtmann X, 152) hat Heine gesagt:

. . . Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich preußischen Freunde mit solchen Reklamationen die französische Regierung behelligten, ist männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweisung . . .

Kein anderes Schriftstück Heines ist so oft, so genau auf seine Richtigkeit hin durchgeprüft worden

Digitized by Google

wie diese Erklärung, was begreiflich ist, da sie sich auf einen Punkt bezieht, der für die Beurteilung seines Charakters von großer Wichtigkeit ist: seine französische Pension. Satz für Satz ist unter die Lupe genommen und manche Behauptung Heines auch mit Erfolg bekämpft worden. Die Richtigkeit der oben zitierten Sätze aber hat kein Kritiker bezweifelt und mir ist auch, Treitschke ausgenommen, kein Beurteiler Heines bekannt, der sie auch nur in Zweifel gezogen hätte. Der wiederholte Besuch, Heine aus seinem Pariser Asyl zu verscheuchen, darf als erwiesene Thatsache gelten.

Man sieht, Treitschkes Behauptung, Gnizot habe aus den „herzbrechenden Klagen“ des Dichters den Schluß gezogen, „daß Heine in Deutschland als ein fürchterlicher Hochverräter verfolgt würde,“ ist nicht zutreffend. Der französische Staatsmann hatte dies von den deutschen Regierungen selbst erfahren. Ferner aber: so zweifellos die oben wiedergegebene Mitteilung des preußischen Ministers des Innern Grafen Arnim an seinen Kollegen vom Auswärtigen Amt Freiherrn v. Bülow, „gegen Heines Person seien diesseits keine Maßregeln ergriffen“ bona fide erteilt war, richtig ist sie nicht.

Heine hatte schon vor Erlassung der Steckbriefe von 1844 Schlimmes zu gewärtigen, wenn er von den preußischen Behörden ergriffen wurde. Dafür sprechen alle Thatsachen und dagegen nur die einzige, daß er 1843 seinen Weg von Paris nach Hamburg auch durch preußisches Gebiet nahm. Aber auch diese Thatsache verliert ihre Beweiskraft, wenn man die Umstände des Näheren in Betracht zieht.

Heines Besuch galt bekanntlich seiner greisen Mutter. Oft genug hatte sie seinen Besuch erbeten; was ihn fern hielt, war u. A. auch die Furcht vor den preußischen Behörden. Da, plötzlich, am 18. Oktober 1843, schrieb er ihr:

> . . . Ich will Dich noch früher sehen, als im Frühjahr, noch in diesem Jahr, und ehe Du Dich dessen versiehst, eines frühen Morgens stehe ich in Lebensgröße vor Dir. — Das ist aber ein großes Geheimnis, und Du darfst keiner Seele ein Wort davon sagen, denn ich reise nicht zu Wasser, sondern gradeswegs durch Deutschland, und da ich auch hier Niemandem davon spreche, und auch schnell reisen werde, ist von der Regierung nichts zu fürchten. — Aber wie gesagt, keiner Seele ein Wort davon.

Heine teilte also selbst der Mutter seine Absicht erst knapp vor der Abreise und als streng zu hütendes Geheimnis mit. Am 21. Oktober 1843, im Augenblicke der Abreise, schrieb er ihr:

> Ich bin im Begriff, von hier abzureisen, vorerst nach Brüssel, von da gehe ich wahrscheinlich nach Amsterdam und von dort über Bremen nach Hamburg.

Heine hatte also nun seine Disposition geändert, er wollte nicht mehr „gradeswegs durch Deutschland“ reisen, sondern längs der Nordsee mit Vermeidung preußischen Gebietes.

Man war um so geneigter anzunehmen, daß Heine diese Route gewählt habe, als der nächste Brief Heines an die Mutter aus Bremen, 28. Oktober 1843, datiert ist, und Strodtmann (Biogr. II. 305, vergl. auch „Deutsche Dichtung“, XXXI. 296) sagt: „Da ihm der preußische Gesandte den Paß nicht für die Route über Aachen und Köln visieren wollte, reiste er von Brüssel mit der Post über Amsterdam und Bremen.“

Nun war aber dem nicht so, wie man aus Herrn J. Nassens Mitteilung in der „Deutschen Dichtung“ (XXXI. 126) weiß: Heines Name steht unter dem 28. Oktober 1843 in der Fremdenliste von Münster verzeichnet. Wie aber erklärt sich die falsche Mitteilung des sonst so zuverlässigen Strodtmann? Herr J. Nassen hat in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ vom 9. Mai 1902, der mit Recht eine für diesen Herrn nicht eben schmeichelhafte Beurteilung seitens der Heine-Kenner gefunden hat, die Vermutung geäußert, Strodtmanns Quelle sei die „Kölnische Zeitung“ vom 30. Oktober 1843 gewesen, die nach der „Democratie pacifique“ gemeldet habe, der preußische Gesandte habe abgelehnt, Heines Paß zu visieren; dessen ungeachtet sei Heine abgereist. Das ist zugleich die einzige halbwegs plausible Hypothese in diesem traurigen Elaborat des Herrn Nassen, und einer der beiden „Funde“, die er dort mitteilt. Der zweite Fund ist eine Notiz der „Kölnischen Zeitung“ vom 12. November 1843, daß die preußische Gesandtschaft die Visierung des Passes nicht abgelehnt habe; Heine sei mit einem französischen Paß „ohne alle Not“ unter angenommenem Namen gereist.

In Münster mindestens trug sich der Dichter als „Heine, Particul. aus Paris“ ins Fremdenbuch seines Hotels ein, was freilich noch nicht beweist, daß er es anderwärts ebenso gehalten habe. Auch ist der französische Paß eine unerwiesene Behauptung. Aber daß der preußische Gesandte garnicht in die Lage gekommen sei, Heines Gesuch abzulehnen, ist glaubhaft. Heine mußte ja wissen, daß er das Gesuch ablehnen werde, und so hätte es nur den Zweck gehabt, die preußischen Behörden von seiner Absicht zu unterrichten, die gerade doch ihnen „ein großes Geheimnis“ bleiben sollte.

Man sieht, Heine benimmt sich auch auf dieser Reise so, wie ein Mann, der Verfolgung zu befürchten hat. Er will zunächst nach Preußen reisen, dann längs der Nordsee, schließlich berührt er doch preußisches Gebiet. Aber er reist als „Particulier“, reist sehr rasch und nimmt von Münster nach Hamburg den Weg über Bremen, verläßt also das preußische Gebiet baldigst wieder. Auf der Rückreise übt er gleichfalls größte Vorsicht. Kurz, so benimmt sich ein „Flüchtling“, nicht ein Mann, der sich sicher weiß.

X. War Heine in Frankreich naturalisiert? Treitschke antwortet darauf: „Allem Anschein nach, ja!“ und brandmarkt dann Heines Versicherung, er hätte wohl die bezüglichen „Formalitäten, die zu nichts verpflichten“, erfüllt, aber aus „närrischem Hochmut des deutschen Dichters“ die Naturalisation nicht wirklich vollziehen lassen, recht unverblümt als eine Lüge,

Digitized by Google

die für die „historische Wissenschaft“ keinerlei Bedeutung habe. Noch bevor die weiter unten zu erwähnenden Aktenstücke bekannt waren, mußte diese Behauptung Treitschkes als eine verwunderliche und jedenfalls sehr unvorsichtige erscheinen, denn er stützte sich nur auf folgende Punkte:

1. Die Anfrage Bressons. Aber diese bewies nur, wie bereits hervorgehoben, daß Heine sich um die „admission à domicile“ beworben habe und nichts weiter. Also nur dasselbe, was Heine selbst zugab.

2. Die Mitteilungen deutscher Flüchtlinge, die damals in Paris lebten, namentlich zwei Äußerungen Ruges. Nun hatte aber Heine selbst nachdrücklich erklärt, diese Mitteilungen seien irrig gewesen. Treitschke hielt trotzdem einen Irrtum Ruges für ausgeschlossen.

3. „Als im Januar 1845“, sagt Treitschke, „Guizot die Mitarbeiter der unterdrückten radikalen Zeitschrift „Vorwärts“, sämtlich Ausländer, auszuweisen beschloß, da wurde nur der Franzose Heine ausgenommen.“ Die Stelle enthält fast ebenso viel Irrtümer wie Worte. Die Ausweisung erfolgte, wie bereits bemerkt, im Januar 1845, auch „entschloß“ sich Guizot nicht etwa aus freien Stücken dazu, sondern auf Grund dringlicher Noten der preußischen Regierung und mündlicher Vorstellungen des preußischen Gesandten (Strodtmann, Biogr. II. 318.) Guizot that es, weil ihm selbst die meisten Mitarbeiter des „Vorwärts“ als Kommunisten unsympathisch waren und um Ruhe zu bekommen. Auch war von der Ausweisung damals so wenig bekannter Schriftsteller wie Bernays, Börnstein oder Marx kein peinliches Aufsehen zu befürchten. Anders lagen die Dinge bei Heine. Seine Ausweisung hätte einen europäischen Skandal bedeutet, den Ruhus von Guizots Liberalismus vernichtet, und so wählte Guizot das geringere Übel, indem er in diesem Punkte den Wünschen Preußens nicht nachgab und Heine in Paris ließ. Daß etwa Guizot selbst, um Ruhe zu bekommen, dem preußischen Gesandten erklärt hätte, Heine sei naturalisierter Franzose und darum nicht ausweisbar, ist ausgeschlossen, denn hiervon abgesehen, daß dies, wie wir nun wissen, eine Unwahrheit gewesen wäre, so hätte dies doch der preußische Gesandte zweifellos nach Berlin gemeldet und Treitschke hätte sich diesen Beweis für seine Behauptung nicht entgehen lassen; scheute er doch die Mühe nicht, das Geheim-Archiv auf alle erwaigen Belege für seine Behauptung durchzusehen und selbst viel geringe Belege beizubringen. Er fand also nichts und eine solche Äußerung Guizots kann sich auch nicht in den Akten finden, sondern Treitschke schloß: Da Guizot Heine nicht ausweisen, so kann dies nur deshalb geschehen sein, weil Heine naturalisierter Franzose war, und darum schrieb er flugs: „. . . der Franzose Heine . . .“

Eine solche Beweisführung konnte nicht unwidersprochen bleiben. Einige Schriftsteller, die sich mit Heine beschäftigen, erhoben Einspruch dagegen, so auch Herr J. Nassen in seinem Buche: „Neue Heinefunde“ (Leipzig, 1898), dessen sechster Abschnitt mit der Überschrift: „H. Heine als Flüchtling! Kein Märchen!“ speziell gegen Treitschke gerichtet ist. Herr Nassen betonte, daß Treitschke „ohne jegliche Beweisgründe“ behauptet habe, „Heine sei in Frankreich naturalisiert gewesen“ (S. 51) und kam zu dem Ergebnis:

> Das Werk v. Treitschkes, der meist in seinen Urteilen gegen H. Heine zu scharf ist, wird man demnach von jetzt ab in Dingen, die Heine angehen, nur mit der größten Vorsicht benützen können. (S. 47.)

Dieser Aufsatz Herrn Nassens ging spurlos vorüber; er wurde weder von Freunden, noch von Gegnern seines Standpunkts irgendwie beachtet, und das war ein verdientes Los. Herr Nassen ist ein Kompilator ohne Geschmack und kritisches Urteil; wenn man ihm zuweilen auch in ernsthaften Zeitschriften das Wort verstattet oder die Ehre eines Citats anthun, so geschieht es deshalb, weil er unablässig alte Zeitschriften durchforscht und dabei neben vielem Unbedeutenden auch manchmal eine brauchbare Notiz findet, die er dann freilich meist mit haarsträubenden Schlüssen zu begleiten pflegt. Diese Schlüsse läßt man unbeachtet oder widerlegt sie, was in der Regel leichte Mühe ist; den Fund, so weit er brauchbar ist, registriert man als einen kleinen Beitrag zur näheren Kenntnis des Dichters. Von solchen Funden, die bis dahin unbekannt gewesen wären, enthielt jener Aufsatz nichts (auch der Steckbrief gegen Heine war bereits bekannt), er bestand in der Hauptsache aus einer Kompilation von Briefstellen Heines, Citaten aus seinen Schriften, Citaten aus Brandes und Treitschke, Alles wirr wie Kraut und Rüben durcheinandergemischt. Dazu die Kritiklosigkeit des Standpunkts, eine blinde Heine-Schwärmerei, die der Erkundung der Wahrheit ebenso hinderlich ist wie der blinde Haß gegen Heine.

Wie gesagt, der Aufsatz ging spurlos vorüber, und wenn ich ihn hier citiere, so geschieht dies aus einem besonderen Grunde. Derselbe Herr J. Nassen, der Heine kritiklos angebetet und über Treitschke das oben citierte Urteil gefällt hatte, wurde jählings ein Heine-Verächter und Treitschke-Schwärmer, wie sein bereits citierter Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 9. März 1902: „Hat Heinrich Heine sich in Frankreich naturalisieren lassen?“ bewies. Herr Nassen fand auf diese Frage ein ebenso begeistertes und energisches „Ja“, wie es vier Jahre zuvor sein „Nein“ gewesen.

Was Herr Nassen in diesem Aufsatz Alles nebenbei sagt, kann, der Wichtigkeit dieses Schriftstellers entsprechend, unerörtert bleiben, und so weit die Stellen, welche diese Zeitschrift und mich betreffen, eine Zurückweisung meinerseits erfordern, will ich dies bei anderer Gelegenheit thun, weil es geschmacklos wäre, die sachliche Nachprüfung der Behauptungen eines Historikers vom Range Treitschkes zu unterbrechen, um einen „Forscher“ von Herrn Nassens Range abzufertigen. Auch die maßlosen Beschimpfungen und Verdächtigungen, mit

Digitized by Google

denen Herr J. Nassen nun plötzlich Heine heimsucht, sind zu unschädlich, um einer Zurückweisung zu bedürfen; es hat dem Andenken Heines nicht geschadet, als ihn Herr J. Nassen mit fast beispiellosser Verehrung umwedelte, und noch weniger wird es ihm schaden, wenn Herr J. Nassen ihn nun mit fast beispielloser Gehässigkeit an die Waden fährt.

Hier also sei nur verzeichnet, was Herr J. Nassen an neuen Gründen für Heines Naturalisation in Frankreich beibrachte.

1. Bei der Enthüllung des Heine-Grabmals auf dem Montmartre habe der Festredner Gaston Deschamps gesagt: „. . . . il s'est fait Français“, und widersprochen habe in der französischen Presse Niemand. Ich denke, die Tristigkeit dieses Beweisstückes bedarf wahrlich nicht erst der Beleuchtung.

2. Neben den von Treitschke angeführten Beweisen, der Anfrage Bressons und der Mitteilung Ringes, beruft sich Herr J. Nassen auch auf das bereits eingangs citierte Witzwort Heines in den „Gedanken und Einfällen“. Was Herr J. Nassen damit wollte, ist glattweg unverständlich, denn die Stelle beginnt ja mit den Worten: „Ich habe mich nicht naturalisieren lassen . . .“

3. Heine habe oft gelogen und darum sei ihm auch in diesem Punkte eine Lüge zuzumuten. Zu diesem Zwecke scharrt Herr J. Nassen — wohlgemerkt, derselbe J. und derselbe Nassen, für den bisher jeder Ausspruch Heines den Wert eines Dokuments hatte — Alles zusammen, was sich in der Heine-Litteratur an bewiesenem und unbewiesenem Material dieser Art findet. Herr J. Nassen steuert zu dieser Blütenlese aus Eigenem nur einen Beweis bei, aber wahrlich, er ist überzeugend genug. Herr J. Nassen schreibt nämlich:

> In einem Briefe vom 26. Juni 1854 — also kurz vor seiner Erklärung, er sei nicht in Frankreich naturalisiert, bittet er [Heine] die Schwester, der Mutter eine Unwahrheit zu sagen.

Worin diese Unwahrheit besteht, sagt Herr J. Nassen nicht. Das aber wäre um so notwendiger gewesen, als dieser Brief bisher nur in einem wenig verbreiteten Buche (Heinrich Heines Familienleben, Hamburg 1892) gedruckt war. Die Stelle, die Nassen einzig meinen kann (S. 287), lautet:

> Liebes gutes Lottchen! Meine Frau hat sich das Vergnügen gemacht, für Dich eine Robe nach dem neuesten Geschmacke carrirt, und 2 Roben für meine Nichten . . auszusuchen, und ich schicke Dir dieselben durch die Eisenbahn in einem besondren Kistchen. Ich habe für die Mutter nichts gekauft, da sie eine Prachtrobe sich doch nicht machen läßt und nur schreien würde. — Ich bitte Dich daher, kaufe für sie in Hamburg eine wunderschöne Mütze, und sage ihr, daß dieselbe in Deinem Packet beigepackt war; kaufe so schön als möglich, und sage mir, wie viel Du für mich ausgegeben hast.

Das ist Alles. Heine findet in Paris nichts, was für die Mutter passend wäre, und bittet daher die Schwester, in Hamburg ein Geschenk zu kaufen und es der Mutter als von ihm aus Paris gesandt zu überreichen! Und weil Heine am 26. Juni 1854 diese „Unwahrheit“ begangen hat, so will Herr J. Nassen glauben machen, er habe auch mehrere Wochen später gelogen, als er versicherte, er sei nicht französischer Staatsbürger geworden.

Er will es glauben machen, er selbst hat es nicht geglaubt. Derselbe Herr J. Nassen legte 1895 in seiner Heine verhimmelnden Schrift: „Heinrich Heines Familienleben“ dar, daß und „warum er [Heine] mit allen Fasern seines unendlicher Liebe und Güte fähigen Dichterherzens an seiner teuren Mutter hing.“ (S. 10.) Er hat diese Liebe und Güte auch aus dieser „Unwahrheit“ herausfühlen müssen. Und dennoch hat er für Heines Charakter aus dieser Stelle einen Strick gedreht! Mit gleich bedenklichen Waffen ist selbst Heine bisher nie befehdet worden, wie sie dieser Renegat der Heine-Schwärmerei gebraucht. Man wende nicht ein: „Wer je etwas von Herrn J. Nassen gelesen hat, weiß, daß schon vor seiner Geburt mit Pulver geschossen worden ist; dies ist ein neuer Beleg dafür.“ Gewiß, auch dies trifft zu, aber nicht dies allein. Warum hätte er sonst die Stelle nicht wörtlich angeführt?!

So schwer wiegt Herrn J. Nassens Beitrag gegen Heines Glaubwürdigkeit, und Einiges von dem, was er Anderen entlehnt, wiegt nicht viel schwerer. Aber daß Heine auch Unwahrheiten nachgewiesen sind, (Herr J. Nassen, der in der Heine-Litteratur schleckt Bescheid weiß, hat einige übersehen), steht fest. Gleichwohl widerspreche ich, indem ich dies hervorhebe, nicht der Ansicht, die ich in den ersten Zeilen dieser Studie ausgesprochen habe. „Paupertas meretrix“. Heine hat in seinen bitteren materiellen Nöten nicht immer die Wahrheit gesagt. Auch die Thatsache, daß er 1816, um auswandern zu können, von den Eltern um zwei Jahre jünger gemacht wurde, als er war, hat ihn in eine Reihe von Notlügen verstrickt; seine, eben durch eine Täuschung über sein Alter ermöglichte Erwerbung der Staatsangehörigkeit in Hamburg ist er gleichfalls zu verschleiern bemüht gewesen. Aber wo er nicht mußte, wo ihn nicht die Sorge peitschte, hat er auch seine Unwahrheit gesagt, und niemand wird ihn gerechter Weise eine verlogene Natur nennen dürfen. Und darum wäre dieser Punkt von Herrn J. Nassens Beweisführung ein verfehlter gewesen, selbst wenn er Tristigeres aus Eigenem hätte beisteuern können, als die Geschichte von der Haube, die doch nur eine Hamburger Haube war und die der verworfene Lügner Heine für eine Pariser Haube ausgegeben wissen wollte!

4. Nachdem Herr J. Nassen seine „Blütenlese“, wie er diesen mühselig zusammengescharrten Kehrichthaufen nennt, ausgekramt, überläßt er dem „Leser selbst“ die Entscheidung, „ob Herr v. Treitschke oder aber H. Heine mehr Glauben verdient.“

Wie bei der Geschichte mit der Haube muß man auch hier fragen: ist dies ebenso loyal, wie es geistreich ist, oder überwiegt auch hier die Loyalität?!

Digitized by Google

Denn was um Himmels willen hat die Frage von Heines Naturalisation mit Treitschkes persönlicher Glaubwürdigkeit zu schaffen?! Diese Frage ist ja nur für Heines Glaubwürdigkeit bedeutsam, denn Heine mußte wissen, ob er Franzose geworden sei oder nicht. Treitschke aber folgerte aus Akten und Briefen, die er anführte, und ob er eine richtige oder unrichtige Folgerung zog, seine eigene Glaubwürdigkeit hatte damit nichts zu thun!

5. Schließlich aber gab Herr J. Nassen noch seinen „Fund", die bereits oben erwähnte Notiz der „Kölnischen Zeitung" vom 12. November 1843, beginnend mit: „Man schreibt aus Paris." Der Inhalt des ersten Satzes ist bereits oben wiedergegeben, hier der zweite:

> Dr. Heine ist nämlich gar nicht mehr preußischer Unterthan, da er bei der französischen Regierung seine Naturalisation erlangt hat und bereits hier die bürgerlichen Rechte genießt.

Und diese anonyme Zeitungsnotiz unbekannten Ursprungs (aus welchem Blatte die „Kölnische Zeitung" sie übernommen, wissen wir ja nicht), hielt Herr J. Nassen für ein Aktenstück von ausschlaggebender Bedeutung, hielt sie dafür, obwohl der erste Satz (vom „angenommenen Namen") eine ihm bewußte Unrichtigkeit enthielt! Und von diesem Funde hoffte er, daß er „die Entscheidung vielleicht ganz herbeiführen werde"!

Diese Hoffnung sollte sich denn auch erfüllen, wenn auch in ganz anderer Art, als Herr J. Nassen gehofft hatte. Schriftsteller seines Schlages sind als Freunde besten Falls unschädlich, aber als Feinde können sie nützlich sein. Herrn J. Nassens Philippika gegen Treitschke hatte dem Andenken Heines nichts genützt, aber seine Philippika gegen Heine nützte diesem Andenken.

Bereits in ihrer Nummer vom 31. Mai veröffentlichte die „Allgemeine Zeitung" eine kurze, aber schlagende Entgegnung von Dr. F. Mentz:

> Dem Nassens‚Beweisen' gegenüber ist darauf hinzuweisen, daß in dem Bulletin des lois die Namen derjenigen Personen, die in Frankreich eine lettre de naturalité erhalten haben, veröffentlicht werden, daß sich aber während der ganzen, in Betracht kommenden Zeit (1831—1856) der Name H. Heines unter diesen nicht findet.

Damit war die Entscheidung „ganz herbeigeführt": Heine ist niemals französischer Bürger geworden.

Wie weit er in der Erfüllung der „Formalitäten, die zu nichts verpflichten", gekommen ist, ist eine andere Frage. In letzter Zeit sind, gleichfalls durch Herrn J. Nassens Artikel veranlaßt, zwei Mitteilungen darüber erfolgt.

Ernst Elster veröffentlichte neben dem Wortlaut der Dokumente aus dem Geheim-Archiv in der „Deutschen Rundschau" auch (a. a. O. 228) ein auf Heine bezügliches Schreiben der Pariser Präfektur vom 26. Juni 1843, worin mitgeteilt wird:

> . . . daß der von ihm [Heine] eingereichte Offenkundigkeits-Nachweis seinen Geburtsschein nicht ersetzen kann und daß es, falls er in die Bürgerliste nicht eingetragen ist, Sache der Behörden seines Geburtslandes ist, ein Zeugnis seiner Herkunft in den üblichen Formen zu liefern . . .

Der Sachverhalt war also der: Für die admission à domicile bedurfte es eines Geburtsscheins. Heine besaß keinen solchen, konnte ihn auch nicht beibringen (vergl. mein Schriftchen „Heines Geburtstag" [Berlin 1900] S. 6 ff.) Er versuchte es also mit einer „acte de notoriété", dies heißt, einer Bescheinigung von sieben Personen, welche bezeugen, daß die betreffende Person wirklich diejenige sei, für die sie sich ausgebe. Diese aber genügte dem Siegelbewahrer nicht und er verlangte ein Attest der preußischen Behörden, das Heine wieder aus anderen naheliegenden Gründen nicht aufbringen konnte. Und darum habe er, meint Elster, schon die Bewerbung um die admission à domicile aufgegeben.

Das klingt nicht recht plausibel. Besaß Heine auch keinen Geburtsschein, so doch einen Taufschein, der auch sein Geburtsdatum enthielt. Auf diesen Taufschein berief sich Heine auch sonst, wenn er sein Geburtsdatum nachweisen sollte, und dieses Dokument hätte vielleicht auch den französischen Behörden genügt.

Begründeter scheint mir eine zweite, von Dr. F. Mentz aufgestellte und durch Thatsachen belegte Vermutung (Allgemeine Zeitung v. 31. Mai 1902.) Ihr zufolge hätte Heine die Heimatsberechtigung in Frankreich wirklich besessen, und zwar nicht Kraft erfolgreicher Bewerbung um die „admission à domicile", sondern Kraft seiner Geburt:

> Der Dichter hatte, da seine Vaterstadt Düsseldorf 1791—1801 zu Frankreich gehört hatte, nach Artikel 3 des Gesetzes vom 14. Oktober 1814 das Recht „de s'établir dans notre royaume (Frankreich) et d'y jouir des droits civils" (wenngleich jedoch nicht die staatsbürgerlichen Rechte zu verstehen sind).

Wenn dem so war, und es läßt sich nichts Triftiges dagegen einwenden, dann hätte sich Heine mit seiner Bewerbung um die admission à domicile nutzlos Sorge und Mühe gemacht. Denn die Möglichkeit, in Frankreich ohne Furcht vor Ausweisung leben zu dürfen, hatte er dann schon durch dies Gesetz. Mehr aber als diese Möglichkeit hat er nie angestrebt und nie erreicht, er wollte nicht französischer Bürger werden und ist es nicht geworden.

Es ist mir nicht leicht gefallen, in dieser Studie den Behauptungen Treitschkes immer und immer wieder entgegentreten zu müssen, denn er gehört zu den Schriftstellern, deren Begabung ich aufrichtig bewundere und hat zudem großen Einfluß auf meine eigene politische Entwicklung geübt. Wenn ich, der Schüler eines Gymnasiums im Osten Österreichs, 1867, ein Jahr nach Königgrätz, in Wien jene nationale Anschauung gewann, die mir durchs ganze Leben eine Führerin geblieben ist, so danke ich dies hauptsächlich den begeisternden Aufsätzen Treitschkes. Derlei vergißt sich nicht leicht.

Digitized by Google

Aber ich glaube es auch nicht vergessen zu haben. Wer eine Wahrheit findet, muß sie aussprechen, es sei gegen wessen Autorität immer. Treitschke behauptet, Heine sei Preuße gewesen und er war es seit 1816 nicht mehr. Er behauptet, daß Heine niemals von den preußischen Behörden verfolgt worden und diese Verfolgung währte lange Jahrzehnte, war seit 1841 vollends eine steckbriefliche Verfolgung. Treitschke behauptet, das Schicksal seine Bücher verboten zu sehen, habe Heine mit Anderen getheilt, auch leicht tragen können, weil die Verbote den Absatz nur gefördert hätten. Und nun war die Verfolgung der Schriften Heines durch Preußen weitaus die schwerste, die einen Schriftsteller jener Zeit traf und er hat schwerer darunter gelitten, als die meisten anderen. Treitschke behauptet, Heine habe während der Kriegsgefahr von 1810 geschwiegen, dann die Schmach Deutschlands und den Sieg der Franzosen geweissagt und Heine hat für den Fall eines Krieges den Sieg Deutschlands prophezeit. Treitschke behauptet, Heine sei 1846 von Preußen kein Leid geschehen, und es geschah ihm das härteste, das einem kranken Menschen angethan werden kann. Treitschke nennt Heine einen Feigling und er war es nicht. u. s. w. u. s. w. Schließlich aber das wichtigste, das „Märchen vom Flüchtling Heine," ist kein Märchen, sondern die Wahrheit, wogegen die angeblich wahre Geschichte von Heines französischem Staatsbürgerrecht ein Märchen ist

Litterarische Notizen.

— Das Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Lyemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner (Stuttgart, W. Spemann). Das nun im siebenten Jahrgang stehende, an dieser Stelle wiederholt nach Gebühr gewürdigte Werk hat seinen Nebentitel bescheiden genug gewählt. Denn was es bietet, ist weit mehr als Anleitung oder Anregung zum Genusse der Kunst, es ist durch sehr viele der gebotenen Blätter Genuß selbst. Das Werk, auf breiter Basis aufgebaut, besteht aus jährlich 20 Heften samt Erläuterungen und größeren Textbeilagen, ist auf die breite Masse berechnet, auf solche Leser und Anschauer, denen es ihre Lebenslage nicht gestattet, als Kunstbürger die Welt zu durchziehen. Aber nicht nur der bescheidene Kunstbegeisterte, der für sehr wenig Geld aus dem Museum die Kunstschätze der Welt kennen lernen kann, nicht nur der wissensdurstige Schüler, der daraus durch Anschauung mehr lernen wird, als die dickleibigste Kunstgeschichte ihm durch Worte beibringen kann, nein, auch derjenige, der die Originale der vervielfältigten Werke selbst gesehen hat, wird mit Freuden zu diesen Reproduktionen greifen. Denn es ist das höchste Lob, das einer derartigen Veröffentlichung gespendet werden kann, wenn für den siebenten Jahrgang wiederholt werden darf, was an dieser Stelle für den ersten Band gesagt werden ist: „Jedes Heft des „Museum" kostet eine Mark, wofür acht Tafeln in teils mustergiltiger, stets aber tadelloser Ausführung und zudem, was Druck und Papier betrifft, in einer Ausstattung geboten werden, welche den Besitz „Einzelverkauf nicht gestattet" als keinen überflüssigen erscheinen läßt." Es gehört Fleiß, Rührigkeit, geläuterter Kunstsinn und feines Verständnis für die Bedürfnisse der breiten Masse dazu, um eine solche Publikation durch sieben Jahre nicht nur auf der Höhe zu erhalten, sondern stetig bemüht zu sein, sie stets zu verbessern, wie das thatsächlich bei dem vorliegenden Werke der Fall ist. Zwei wahllos herausgegriffene Blätter Nr. 51 und 52 des laufenden Jahrganges: Jacob van Ruisdael „Der Eichwald" und Hans von Marées „Der hl. Georg" könnten allein beweisen, mit welcher Sorgfalt die Auswahl der Kunstwerke getroffen ist, um reiche Abwechslung in das Gebotene zu bringen und wie sehr die Herausgeber bemüht sind, einen Überblick über die Malerei im weitesten Sinne zu geben. Vor Allem aber zeigen diese Blätter, mit welcher bewundernswerten Genauigkeit in der, doch immerhin außerordentlich billigen Wiedergabe die Malweise, nein geradezu der Pinselstrich des Künstlers zur Geltung kommt, besonders bei Marées ist es fast, als ob man sogar die Farben des Originals ereaten könnte. Mit derselben Liebe wie die Malerei ist auch die Plastik bedacht; so hat der laufende Jahrgang neben einer großen Reihe einzelner Tafeln nach Donatello, griechischen Figuren, plastischen Werken der französischen Frühgotik zwei wundervolle Doppeltafeln: „Das Westportal der Kathedrale in Chartres" und den „Taufbrunnen des Jacopo della Quercia" in San Giovanni in Sienna gebracht. Auch die sogenannte Kleinkunst ist nicht vergessen. Unter anderen bringt Heft 10 als Textbeilage: „Die italienische Buchillustration der Renaissance" mit zahlreichen Illustrationen, Heft 12: „Griechische Vasen" als illustrierte Textbeilage, dann vier Tafeln. Es ist überhaupt sehr dankenswert, daß einzelne Kunstgebiete, sowie auch einzelne Künstler in der Textbeilage besprochen und im selben Hefte in mehreren Tafeln vorgeführt werden, wodurch bis zu einem gewissen Grade ein Überblick gegeben werden kann. Die Erläuterungen zu den Einzelblättern sind meist, wenn auch nicht immer, ausreichend. Das Einzige, dessen Gleichbleiben getadelt werden muß, weil es damit auch gleich häßlich geblieben ist, ist der überaus geschmackleste Umschlag. Das „Museum" könnte kaum besser, aber der Umschlag kaum noch geschmackloser sein.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Feerster, Heinrich, Weißt Du, was Sünde ist? Novellen. Planegg, Verlag Veritas.

Sutermeister, Eugen, Klänge aus stiller Welt. Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt.

Seuchay, Theodor, Elegien und andere Gedichte. Eannstadt, A. Beigels Hofbuchhandlung. 1902.

Dear, Karl, Vom Menschen zum Tyrannen. Drama. Leipzig, Oswald Mutze. o. J.

Dedek, Überdramen. 1. Bändchen, Berlin, Th. Mayhofer Nachf. o. J.

Fessel, Ulo Siegfried, Sonnenkinder. Eine Märchensammlung. Erstes Bändchen, Berlin, Karl Mews jun. o. J.

Wilbert, Richard v., Mensch und Tier. Die Stiefgeschwiegermutter. Vers-Schauspiel. Leipzig, Oswald Mutze. o. J.

Wilbert, Richard v., Im Jungfernstift oder Der gezähmte Widerspenstige. Lustspiel. Leipzig, Oswald Mutze. o. J.

Wilbert, Richard v., Irrgard oder Weiberteufel. Vers-Lustspiel. Leipzig, Oswald Mutze. o. J.

Braune-Reissla, Rud., Ledige Leute. Drei Thüringer Erzählungen. Leipzig 1902. Sächsischer Volksschriftenverlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Kitzing & Krüger, Berlin S.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064480070

Digitized by Google